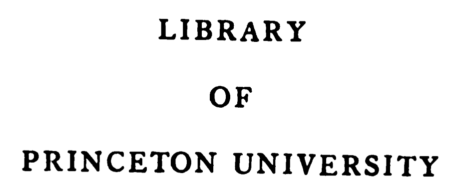
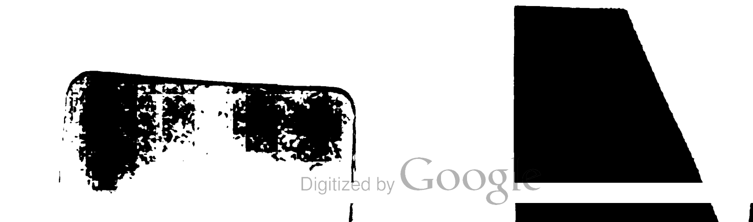
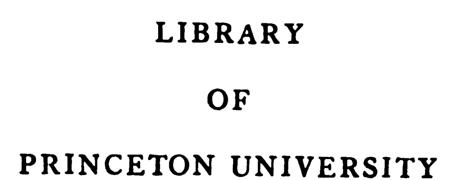









Digitized by Google



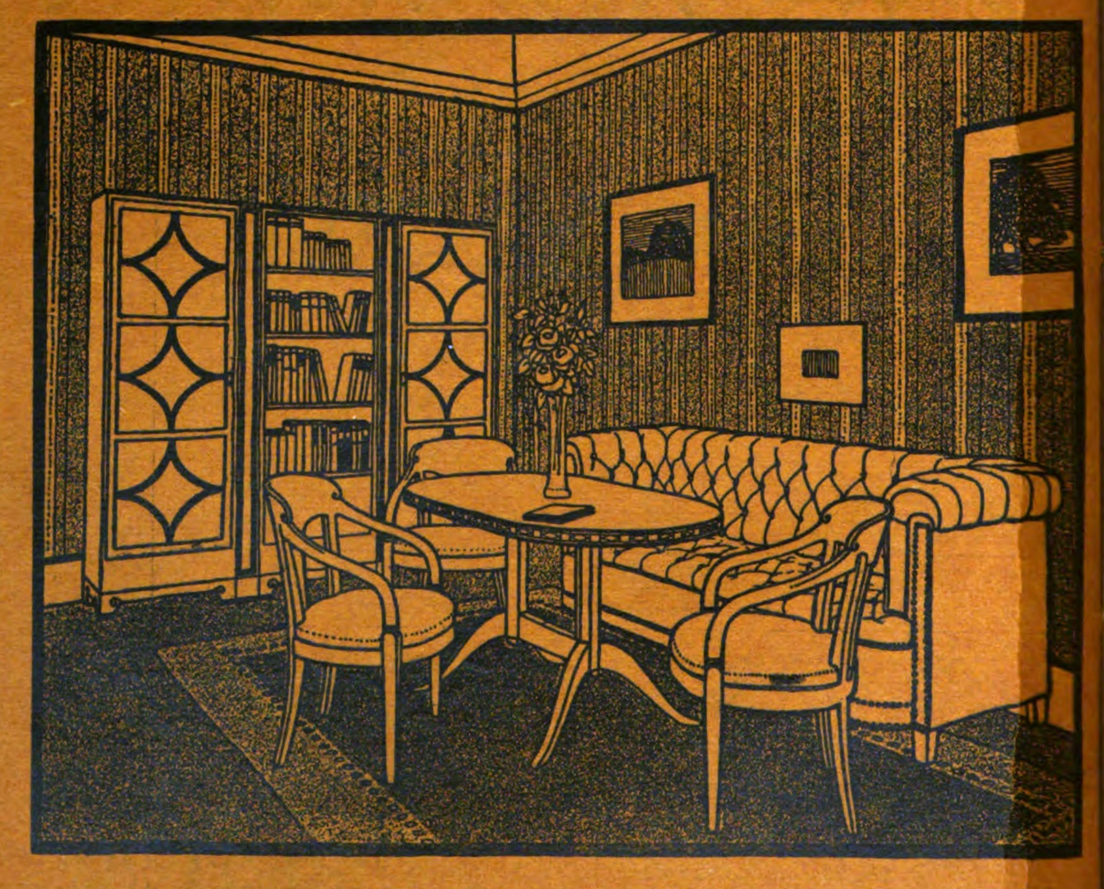
Die Güldenkammer

eine Bremische Monatsschrift

I. Jahrgang
Heft 1
Oktober 1910

Verlag: H. M. Hauschild Bremen

Vereinigte Werkstätten für Kunst im Handwerk AG



Bremen, Am Wall No 138

München ✣ Berlin ✣ Hamburg

Hannover · Köln · Nürnberg

Die Güldenkammer

eine Bremische Monatsschrift

Herausgegeben von:

S. D. Gallwitz Dr. G. F. Hartlaub Fritz Rassow
Dr. Hermann Smidt Dr. Konrad Weichberger

Verlag:
H. M. Hauschild, Bremen

1. Jahrgang Heft 1 Oktober 1910

Inhaltsverzeichnis.

Bezugsbedingungen: Durch den Verlag, Bremen, Langenstraße Nr. 35/37, sowie die sämtlichen Buchhandlungen und Postanstalten jährlich 10 Mark, vierteljährlich 2 Mark 50 Pfg. Einzelhefte 1 Mark.

Familiengefühl und Gemeinsinn.

Gesundheit oder Verbrauchtheit eines Volkes erkennen wir an der mehr oder minder kraftvollen Äußerungsart seines Familiensinnes und der darin wurzelnden Zuneigung zum vaterstädtischen und vaterländischen Boden. Aus dem Bunde wesensverwandter Menschen entstand die Familie. Aus dem Verbande wesensverwandter Familien bildete sich die Stadtgemeinschaft. Die Erinnerung an diese geschichtliche Entwicklung tragen wir alle, oft bewußt, meistens unbewußt, wie ein unveräußerliches romantisches Erbteil vergangener Zeiten in uns. Gleicherweise aus der Abwehr seelischer und körperlicher Not hervorgegangen, stellen sich uns Familie und Stadt als zwei Interessensphären dar, deren historisch bedingte, innige Verschwisterung wir in ihren Wirkungen auf unser Seelenleben bis auf den heutigen Tag nicht verleugnen können.

Wie wir imstande sind, Gemüt und Denkweise der eigenen Eltern zu begreifen und zu beurteilen, in eben diesem Maße, so befangen oder so objektiv verhalten wir uns auch bei der Erkenntnis unserer Vaterstadt und der Beurteilung ihres Geistes. Wer je die Entwicklungsgeschichte seines Familiengefühles und die seines Gemeinsinnes nebeneinander aufzeichnete, wird bemerkt haben, daß ihm in beiden Empfindungszonen aus gleichen Daseinsbedingungen gleiche Hemmungen wie Begünstigungen, immer gleiche Erfolge erwuchsen. Wer aber der Selbstbeobachtung abhold ist und dennoch einen Beweis für die Unzerstörbarkeit jenes Parallelverhältnisses finden möchte, braucht nur über einen geringen Zeitraum zurückzuspringen und den einzigen und maßgeblichen Interessenzirkel unserer Vorfahren ins Auge zu fassen.

Wenn die überwiegende Mehrzahl der altreichsstädtischen Bürgerschaften „mit Zopf und Perücke" sich nur höchst selten und widerwillig in spekulative, über die Bedürfnisse der Gegenwart und die Mauern der Vaterstadt hinauszielende Unternehmungen einließ, so gebärdete sich der nordische Küstenbewohner, der Hanseständter, vor 1800 kaum unvorsichtiger. Durch die Natur seines Berufes dem Binnenländer an Bewegungsfreiheit und Weltblick überlegen, wurzelte er dennoch fest im liebevoll umfriedeten Bezirk der Familie, und wie seine Stellung innerhalb der Familie wieder der Stellung seiner Familie zum eigenregierten Familienstaat entsprach, bedeutete ihm weiterhin das Verhältnis seiner Vaterstadt zur Nation und das seiner Nation zum Universum nur eine Kette harmonischer Gleichungen. So hieß um die Zopfzeit herum auch des Bremer Bürgers Hauptgrundsatz: Das Hemd ist mir ein Beträchtliches näher als der Rock. Und wer wollte es ihm schließlich verübeln, daß er die Gedanken an eine erniedrigte, zerfahrene Nation und an ein durch See- und Landräuber jeder Art unsicheres Universum der Sorge um das Gedeihen der eigenen Familie und um das Wohl der Vaterstadt unterordnete?

Wäre es aber diesen unseren Urgroßvätern vergönnt, eines Tages aus den Rahmen ihrer Ölbilder zu steigen, so möchte ihre Mehrzahl sich gewiß lange vor Nachmittag die Nacht herbeiwünschen und nach staunendem und erschrecktem Betrachten unserer jüngsten Lebensform sprechen: „Bei euch herrscht kein Nacheinander mehr, nur noch ein Nebeneinander. Wo blieben die Steigerungen und Übergänge? Was hilft es euch, daß ihr Fahrzeuge erfandet, deren Bewegungszeitmaße sich mit der Geschwindigkeit des Windes messen können? Ihr werdet ja doch niemals früher ankommen als ihr abfuhret. An zweierlei aber müßt ihr erkennen, daß die Hast eurer Lebensfahrt ungesund ist: an der Art, auf die eure Kinder mit euch verkehren, und an der Art, auf die ihr mit eurer Vaterstadt verkehrt. Überall Mangel an Pietät, Beharrlichkeit, Selbstaufopferung, Liebe! Laßt uns mit einem Band Jean Paul auf unser Ölbild zurückkehren." — Hiernach dürfte unsere Antwort nicht lediglich in einem nachsichtigen Lächeln bestehen, sondern wir müßten den Ehrwürdigen erklären können, wieso aus dem Posthorn die Autohuppe wurde und wie wir dennoch keinen Schaden an unserer Seele nahmen. Um aber einer solch lockenden Aufgabe einigermaßen gerecht zu werden, gilt es vor allem, die Silhouette einer Entwicklung aufzuzeichnen, die wir heute häufig zu vergessen gewillt sind. Von welcher Art waren die Wechselwirkungen zwischen dem Familiengefühl unserer Vorfahren und ihrem Gemeinsinn?

Die erste „Warum"-frage des Kindes, dieser instinktive Versuch zu einer Distanzierung der Mutter gegenüber, fiel mit dem Zeitpunkt zusammen, da der junge Intellekt auch das scheue Bewundern seiner örtlichen Umgebung zu überwinden trachtete. Das Kind hatte die Stube mit ihren Dingen und einfachen Funktionen erfaßt, hatte allmählich Elternhaus und Hof begriffen. Es blickte bereits in den Nachbargarten oder drückte sich die Nase an der Fensterscheibe platt, um über die Straße zu sehen, und wuchs so aus dem Röckchen in die erste Hose, bis ihm mit der Freude am Schulbesuch auch die Lust am Urteil und die Nachgiebigkeit gegen den mehr oder minder eilig erstarkenden Egoismus eigentümlich wurde. Der Knabe nahm nicht mehr jedes Gebot auf Treu und Glauben entgegen und begann unbewußt zwischen Eltern und Lehrern, Geschwistern und Kameraden Vergleiche anzustellen. Gleichzeitig brachte ihn die größere Bewegungsfreiheit in ein innigeres und feiner als bisher differenziertes Verhältnis zur Vaterstadt. Bremer Knaben, deren Elternhäuser am Doventor standen, kannten und liebten ein anderes Bremen als die auf der „Herrlichkeit" Geborenen. Da die Stadt, als Individuum aufgefaßt, stets ein Hermaphrodit ist, fühlten Muttersöhnchen sich zu den weiblichen Charakterzügen dieses Individuums hingezogen, zu seiner mehr oder minder gedankenlosen Freude an der Schönheit der Bewegung oder zu seiner Rezeptivität oder zu seinem Rückwärtsdenken, das sich in der Bewahrung des historisch Überlieferten äußert. Aber Knaben robusterer Art nahmen innigeren Anteil an den männlichen Eigenschaften des Stadtkörpers,

an seinem Beharrungsvermögen oder an seinem unablässig wirksamen Umgestaltungsdrang, an seinem Vorwärtsdenken: dem Streben nach Zweck und Nutzen. Auf dieser Entwicklungsstation pflegte der junge Mensch zu verweilen, bis die eigenmächtigen Zweifel als bedeutungsvolle Zeichen höherer Reife, Erwägungen ethischer Natur, soziale oder religiöse Kämpfe, Berufsfragen ihn vorwärts stießen. Die Regungen der Mannbarkeit ließen den Jüngling nicht nur das fremde Geschlecht mit fremden Blicken betrachten, sondern zeigten ihm auch die eigene Familie plötzlich in neuem Licht. Seine unerprobten, wagemutigen Geisteskräfte eiferten unduldsam gegen die Bevormundung der Älteren oder bildeten sich duldsam im Stillen eine andere Weltauffassung als die elterliche, was so oder so eine heftige oder milde Trennung von Elternhaus und Vaterstadt bewirkte. Denn wie in dem Jugendlichen neue Sehnsüchte und Hoffnungen groß geworden waren, die weit über den Gürtel der Stadtgräben hinaussprangen, empfand er beim erzwungenen Verweilen auf allzubekanntem Boden Ungeduld und Überdruß, hatte auch im Antlitz der Heimatstadt schier nichts als Fehler, Flecken, Mängel entdeckt, hatte die angelernten pietätvollen Grundsätze längst für rückständig erklärt und war forsch zur Verurteilung jeder Tradition vorgeschritten. Aber all diese wundervolle Unklugheit fand ihre Sühne in dem Heimweh, das während der Lehr- und Wanderjahre erlitten werden mußte. Und nun erst, der fremden, teilnahmlosen Gesichter müde, trat der Mann, der gereift Zurückgekehrte, der Duldsamkeit und gerechte Abwägung gelernt hatte, in ein wirklich gefestigtes, glückliches Verhältnis zu seiner Familie. Er begriff die innere Einheit der Ehe, der er sein Dasein verdankte, begriff auch das Harmoniegesetz der notwendig gegeneinander wirkenden und einander zustrebenden Kräfte der Stadt, deren Pflichten er nun miterfüllen, deren Rechte er mitgenießen durfte. Und sobald er sich selbst ein Haus errichtete, um es zu bevölkern, ließ er den Baumeister einen Stil wählen, der dem Geist seiner Vaterstadt willfährig war und dennoch den Forderungen eines jüngeren Geistes Rechnung trug.— Die unsicheren Zeitläufte, die vor den Stadttoren lauernden Gefahren bedingten des Bürgers Seßhaftigkeit und dank seiner Seßhaftigkeit entfaltete sich sein Familiengefühl und sein Gemeinsinn zu jener hohen Blüte, mit deren dankbarem Gedächtnis man solch notdürftig generalisiertes Entwicklungsbild abschließen muß.

Konnten nun drei oder vier Generationen wirklich auslöschen und vergessen machen, was dermalen so vieler Generationen vornehmster Lebensgehalt war? Nein! Gewiß nicht! Das Kleid und die Gebärde der Welt haben sich wundersam verwandelt. Darum ist aber der Körper unter diesem Kleide nicht plötzlich verrunzelt, der Sinn der Gebärde nicht mit eins feindlich, kalt, häßlich, zerstörend geworden. Auch der Neuzeitler kennt und beweist Pietät, Beharrungsvermögen, Selbstaufopferung und Liebe. Es muß betont werden, daß wir diese Behauptung leider nicht nur gegen das absprechende Urteil

einer überwundenen Epoche zu verteidigen haben. Vielerorten erhebt sich heute ein warnender Chorus, der das Schwinden unseres romantischen Erbteiles, des Familiengefühles und des Gemeinsinnes, bezeugt, beklagt, und diesem scheinbaren Zersetzungsprozeß durch mancherlei Gesetze mittelalterlichen Charakters Einhalt gebieten will.

Wäre es aber nicht denkbar, ihr ängstlichen Warner, daß sich nur die Form geändert haben sollte, in der diese notwendigen und wertvollen Empfindungen sich heute äußern und daß ihr Gehalt darum noch ebenso stark geblieben sei, wie er vor einem Saeculo war? Bleibt denn nicht die einem Dogma innewohnende Wahrheit ewig stark, lebendig, fruchtbar, obgleich man dieses Dogmas überlieferte Form aufgelöst hat? Erscheint es euch unerklärlich, daß unsere Zeit auch das Gitter um den mittelalterlichen Familiengarten niederreißen mußte, da sie doch längst die alten Stadtmauern sprengte und die moderne Großstadt erstehen ließ? — Gewiß: sämtliche Lebenszirkel sind eben heute derart heftigen Wandlungsprozessen unterworfen, daß es uns schwer wird, die solch scheinbarem Chaos innewohnenden Bewegungsgesetze zu erkennen. So wird es dem oberflächlichen Betrachter unmöglich sein, eine Großstadt, diese unerhörte Anhäufung heterogener Elemente, als Einheit, als Individuum zu verstehen. Er bemerkt in dieser wie willkürlich zusammengewürfelten, internationalen Menschheit eine Lust an der Freizügigkeit, die durch billige und behagliche Verkehrsmittel unablässig gefördert wird, und gleich bejammert er den um sich greifenden Mangel an Gemeinsinn, ohne zu erwägen, daß die Charakterwandlung unserer Stadtgemeinschaften eine Wandlung unseres Gemeinschaftlichkeitsgefühles verursachen mußte. Nicht anders steht es heute um die Familie. Wo der Ahne einen „Familientag“ anberaumt und dem Urteil dieses Tribunals bedingungslose Unterwerfung zu verschaffen gewußt hätte, da meint sein Urenkel lächelnd, „höchstes Glück der Erdenkinder sei nur die Persönlichkeit“ und handelt flugs nach eigenem Kopf. Auch ohne die spezialisierende Brille des Wissenschaftlers erkennen wir an dieser Umgestaltung der beiden, uns seelisch und körperlich zunächstliegenden Zonen die geistigen Wirkungen des vorigen Jahrhunderts.

Genialischer Kräfte übervoll, in gigantisch erhabenem Maße umstürzlerisch und aufbauend zugleich, hat erst das 19. Säkulum endgültig das Mittelalter unter den Trümmern gewaltiger Revolutionen begraben und unverweilt das weit über Fundament und Grundmauern hinausgeführte Gebäude einer neuen Zeit geschaffen, so daß uns kummerlosen Erben nichts übrig zu bleiben scheint, als den wundervollen Bau unter Dach zu bringen und wohnlich einzurichten. Zwar vermögen wir bis heute noch nicht von ferne die Gesamtwirkung dieser Architektur zu überschauen und ihren Stil zu bestimmen. Dafür ist unser Abstand vom Objekt noch zu gering. Der „Gebildete“, unfähiger den je, alle Daseinsäußerungen nach Form und Gehalt als Künste, Wissenschaften, Gewerbe und Gewerke faustisch zu meistern und zu beurteilen, ist vorerst einzig

imstande, das letzte Jahrhundert, einem Naturereignis oder einem reinen Kunstwerk gleich, als notwendige Vollkommenheit zu empfinden. Auch der moderne Kulturhistoriker muß sich noch darauf beschränken, aus solch ungeheurem Aufgebot geistiger Kräfte die einzelnen Bewegungsfaktoren hervorzuheben, zu sichten, untereinander aufzustellen, wonach er dann die Addition des Exempels gut und gern einer unvoreingenommenen Nachwelt überlassen kann.

Um aber heute eine Umrißlinie unserer psychischen Fortentwicklung ziehen zu können, bedarf es nur eines Blickes auf den stärksten Überwinder mittelalterlichen Menschentumes, auf Goethe, den Verkünder des Sittengesetzes von der individuellen Freiheit. Dieser reife, scheinbar ruhevoll in Weimar Seßhafte schlug ein bisher unvergleichbares geistiges Tempo an, wenn er im Laufe eines einzigen Vormittages bis zur familiären Mahlzeit ministeriale Erlasse ausarbeitete, dann optische Untersuchungen anstellte, dann eine Theaterprobe leitete, dann Frau Herder besuchte, dann Kupferstiche verglich, dann am Faust schrieb; wenn er sich nicht nur jeder dieser Materien mit gleicher Intensität widmete, sondern auch ganz objektiv erfaßte, fruchtbare Vergleichsmomente zwischen seinen wechselnden Beschäftigungen fand und sich nebenbei physisch mit jeder neuen Tat von der vorigen zu erholen und auf die zukünftige vorzubereiten wußte. Solch ein Mann lebte zweifelsohne auf reichere und beschleunigtere Weise als zum Exempel Napoleon, der täglich und stündlich nur sein einziges, wenn auch variables „Hauptgeschäft" kannte. Napoleon zwang der Materie seinen Willen auf und wurde beiseite geschleudert und zermalmt, nachdem die Materie sich auf ihre Eigenkraft besonnen hatte. Goethe studierte den Eigenwillen, die Eigenkraft eines Elementes und weil er sich ihm unablässig unterordnete, beherrschte er dies Element schließlich. So unheilvoll uns eine Nachfolge Napoleons wäre, so not tut uns die Nachfolge Goethes, des großen, in seiner selbstgewählten Gebundenheit freien Menschen. Bedenken wir nun den Reichtum der Evolutionen neuzeitlichen Lebens und die Willfährigkeit, mit der bisher feindliche Elemente heute aufeinander reagieren, so ergibt sich die Nutzanwendung Goethescher Kulturlehre auf unser modernes Dasein von selbst; so begreift sich auch die Weise, auf die der Neuzeitler Familiengefühl und Gemeinsinn äußert.

Die vorhin angedeuteten menschlichen Entwicklungsetappen müssen dem hastigeren Pulsschlag der Zeit gemäß einander temporär näherrücken. Gleichwie die Verkehrsmittel vom Fahrrad bis zum Aeroplan des Knaben Eigenverhältnis zu Vaterstadt und Vaterland beschleunigen, seinen Orientierungssinn rascher entfalten, führt ihn auch der unbefangene, unausgesetzte Verkehr mit dem anderen Geschlecht beim Sport und auf der modernen Schule schneller als vordem zur Vergleichung, zur absprechenden Kritik und weiterhin zur Überwindung dieser Stadien. Der junge Mensch sucht sich, meist nicht zu seinem Heile, eigenmächtig die Bewegungsfreiheit, die man ihm argwöhnisch oder ängstlich verweigert. Doch dem Freien wird Wert und Gebot der Bluts-

bande bald offenbar; aus eigenem Antrieb beugt er sich dann gern einem Gesetz, dem die Menschheit für alle Dauer ihrer Geschichte untertan bleiben wird. Unsere an Entwicklungsdarstellungen und Erziehungsproblemen so reiche moderne Literatur wird nicht müde, uns dies zu bestätigen.

Ebenso dürfen wir gewiß sein, daß die Leichtigkeit des modernen Verkehrs unserem Bedürfnis nach Seßhaftigkeit keinen Abbruch tut, daß im Gegenteil unser Weltbürgertum danach angetan ist, unseren Heimatsinn zu stärken und zu veredeln. Wenn wir auch erst ahnen können, welche endgültige Form der Zeitgeist unserer Familie und unserer Stadt geben wird, wollen wir doch nach Kräften an dieser neuen Form mitbauen und die Zertrümmerung der alten nicht länger bejammern. Wir wollen begreifen, daß jeder gegenwärtige Kampf, alle gegenwärtige Wandlung sich als notwendige Folge der vulkanischen Umwälzungen des vorigen Jahrhunderts darstellt und daß erst einer kommenden Zeit die friedliche Aufgabe des Abklärungsprozesses, der Kristallisierung, der Bildung neuer Stilnormen zufallen muß. Heute wissen wir nur das eine: solange die Menschheit zwischen der Sehnsucht nach dem Neuen und der Gewohnheit an das Alte hin- und herpendelt — und das tat sie seit Anbeginn — solange wird auch kein „Industrialismus" die „Romantik" erschlagen können. Wie man den Träumer verspottete, der vor fünfzig Jahren von einem einigen deutschen Kaiserreich fabeln wollte, so wäre vor einem Jahrzent noch verlacht worden, wer behauptet hätte: es müßten uns endlich Naturwissenschaftler erstehen, um die Voraussetzungen des Darwinismus als irrtümliche zu erweisen; oder: einige große Techniker und Idealisten würden uns bald mit der Verwirklichung der irdischen Flugsehnsucht beschenken. Heute wissen wir, daß dem Geiste unserer jüngsten Zeit starke, romantische Triebkräfte innewohnen, die sich naturgemäß in Religion, Kunst und Wissenschaft unverhohlener als im Gewerbe und Gewerke äußern, die aber über kurz eine unserem Volke fremde, auf dem nackten Utilitätsprinzip basierende Moral besiegen müssen, nachdem sie sich mit gewissen Eigenschaften des feindlichen Elementes vermischt und sich durch solchen Kampf heilsam verjüngt haben werden.

Auch der junge, geistig rege Bremer wird seinen ihm angeborenen romantischen Prinzipien nicht untreu werden. Die frühe Bekanntschaft mit fremden Städten, Völkern und Weltteilen muß seinen Gemeinsinn in eben dem Maße vertiefen, in dem sie sein Urteilsvermögen schärft, und eine früh gewonnene Erkenntnis der Vorzüge wie der Mängel seines vaterstädtischen Gemeinwesens kann den jungen Bürger nur eindringlich zum Mitgenuß solcher Vorteile und zur Mitarbeit an der Beseitigung solcher Mängel auffordern, zumal Bremens Verfassung eine nach Möglichkeit freie, individuelle Betätigung bürgerlichen Gemeinsinnes erlaubt und verlangt. Was Otto Gildemeisters wertvolle Gedächtnisrede vor 37 Jahren unserem großen Bürgermeister Smidt nachrühmen konnte, bedeutet auch heute noch und für künftige Jahrhunderte die Sehnsucht und vornehmste Tugend hanseatischen Geistes: „Gewiß ist es echt deutsch zu

nennen, dieses Zusammengehen weltüberschauender Geisteshöhe und gemütvoller Versenkung in heimatliche Interessen, der Sinn für das Universelle und der für die vaterstädtische Eigenart, für die bremische Familie."

In hoc signo vincemus!

Fritz Rassow.

Gedanken über die Arbeit.

I.

Alle Arbeit beruht auf einem Wechselverhältnis. Es gibt keine Arbeit und ist auch keine denkbar, innerhalb welcher nicht ein Ich einem Du, ein Subjekt einem Objekt gegenüberstände. Auch da, wo unsere Arbeit sich auf uns selbst zurückwendet und wir in angestrengtestem Denken uns selber zu erfassen suchen, bearbeitet ein Ich ein Du. Denn das gerade ist ja das Wunder des Mensch- und Geistseins, daß wir auch vor uns selber stillstehen, uns auf uns selbst zurückbringen, über uns selbst reflektieren können. Wir zerlegen uns dann in einen Menschen, der denkt, und in einen Menschen, über den nachgedacht wird, in ein Subjekt und in ein Objekt.

Es gehören also zu aller Arbeit immer zwei, eine Kraft und ein Material für die Kraft, ein arbeitendes Ich und ein bearbeitetes Du. Der Dualismus ist die nächstliegende Voraussetzung aller Arbeitsbewegung. Die immer neue Entzweiung zwischen Personen- und Sachenwelt ist ihr Lebenselixier.

Gewiß, Person und Sache wollen eins werden — im Werke! Aber wären sie es von vornherein, so wäre da absolut nichts zu tun, nichts zu arbeiten. Es würde der Gedanke sich stets von selbst materialisieren. Wir würden sein wie der alttestamentliche Gott: „Gott sprach — und es geschah also — und Gott sah, daß es gut war." Die Zwischenbewegung vom Geist zur Materie, sein Ringen um die Materie fiele fort. Der Widerspruch zwischen beiden wäre nicht da. Es gäbe nichts zu überwinden. Es gäbe nichts zu — arbeiten.

Warum schwitzt der Schmied, während er den Hammer schwingt? Weil das Material, das er bearbeitet, sich gegen ihn sperrt. Es möchte bleiben, wie es ist. Es steckt im Eisen ein Widerspruch zu unserem formenden Willen, der überwunden werden muß.

Was macht die Arbeit des Kaufmanns so schwer, so schwer den Handel und die Fabrikation? Hauptsächlich doch dieses, daß hinter all dem, was sich sicher in Kalkül und Berechnung nehmen läßt, so viel Unberechenbares liegt. Der Kaufmann möchte den Willen und das Bedürfnis der Massen in die Richtung seiner Produkte bringen, d. h. darin möglichst festhalten. Plötzlich aber springt die Laune, die Mode, der Lebenswille um. Das über-

sättigte Bedürfnis versinkt in Ekel und Widerspruch und verlangt nach anderen Dingen. Dann sterben oft Industrien so schnell, wie sie erblühten, versiegen Erwerbs- und Handelsquellen so schnell, wie sie emporgesprudelt waren.

Warum ist die Kindererziehung, die Formung des jungen Innenlebens nach unseren Willen so schwere Arbeit? Weil der Kinderwille sich sperrt, sich nach Erfahrungen formen zu lassen, die wir und nicht er selber gemacht hat.

Warum haben wir es mit uns selber so über die Maßen schwer, wenn wir uns selbst zum Objekt unserer Arbeit nehmen und uns selbst erziehen wollen? Weil unser niedriges Ich sich dagegen auflehnt, in die Zucht unserer auf Volk und Menschheit hinübergreifenden und die enge Ichsucht ablehnenden höheren Willensbewegungen hineinbezogen zu werden.

II.

Alle Arbeit hat also zu ihrem Untergrunde den Widerspruch zwischen Ich und Du, zwischen dem Schaffenden und dem Material, das er bearbeitet. Das Arbeitsproblem liegt, genau wie das Weltproblem, viel weniger darin, daß alles in eine letzte Einheit eingebettet ist, als vielmehr darin, daß inmitten dieser Einheit eine Welt des Widerspruchs möglich, und daß sie das Leben der Einheit selber ist.

Streicht den Widerspruch, und das All versinkt in Schlaf und Tod. Streicht die Einheit, und der Kosmos wird zum Chaos. Aber nicht die Einheit ist das Rätsel, sondern dies, daß sie die Entzweiung in sich gebären mußte und selber inmitten aller Entzweiung die alles durchdringende, emporbildende, organisierende Einheit bleiben konnte.

Wir aber, die wir inmitten des göttlichen Seins nur Werdende sind, bewegen uns, wie alles Werden, durch immer neuen Widerspruch zu immer höherer Einheit, und alle unsere Arbeit ist tägliche Neuüberwindung des Widerspruchs zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Materie und Geist.

Über diesen Widerspruch werden wir weder im Denken und noch viel weniger im Handeln jemals ganz hinwegkommen. Es wäre auch der Tod des Denkens und der Arbeit. Denn alle Arbeit lebt irgendwie vom Widerspruch zwischen Geist und Materie.

Der Geist ist seiner Natur nach die Beweglichkeit, die Elastizität, die sich selber schaffende Produktivität. Geist lebt als Geist nur von einem ewigen „stirb und werde!“ Geist muß sich täglich neu gebären, muß immer Zukunft schaffen und seine Fülle steigern. Alles Materielle dagegen ist automatisch, sich selber gleich, träg von Natur, beharrend, immer von dem Drange geleitet, zur Ruhe in sich selbst und zu automatischer Funktion zurückzukehren.

Will aber der Geist seine Kraft betätigen und schaffend sich selber steigern, so braucht er ein Gegenüber, ein Anderssein, woran er seine Kraft ausläßt und sich selbst erscheint. Er braucht einen Stoff, an dessen Wider-

spruch er erglüht, und der ihm doch wiederum so weit verwandt ist, daß er ihn zum Ausdrucksmittel seiner selbst heranzwingen und ihn zum Diener seiner Selbstverwirklichung machen kann. Und das ist die eine große Grundrichtung aller Arbeit, sei es des Allgeistes, sei es der Einzelgeister: es kämpft der Geist zur Realisierung seiner selbst um eine immer feiner organisierte Materie.

III.

Was haben die Pflanzenwelt und der in ihr schaffende Geist zu ringen und zu kämpfen gehabt, um die ihrer Bildnerkraft entsprechende Erde zu schaffen! Der Humusboden, der kräftereiche, veredelte, ist ja nichts als eine Großtat der Pflanzenwelt. Der in ihr seine organisatorische Kraft betätigende Geist züchtet sich in jahrtausendelanger Mühe einen Boden heran, wie er ihn braucht zur Auslebung seiner im Schaffen sich selber steigernden Produktivität. Und was heute der geistvollste Gärtner tut, ist in der Hauptrichtung nie etwas anderes, als was er den Geist der Pflanze selber tun sah und ihm ablauschte. Es bildet sich der Gärtner als Erstes und Notwendigstes einen immer geeigneteren und feiner qualifizierten Boden heran, um durch seine Arbeit dem organisatorischen Geist seiner Pflanzen entgegenzukommen und ihm die Ausdrucksmittel für seine Bildnerkraft möglichst so darzubieten, daß das Umschaffen und Umsetzen in Leben und Form erleichtert sei.

Schließlich aber läuft alle und jede Kulturarbeit auf demselben Wege. Der Widerspruch der Natur zu unseren eigenen Lebenszwecken zwingt uns, sie zur Kultur zu erhöhen und umzuschaffen. Wir kämpfen allenthalben um eine materielle Welt, die unserem Lebenswillen gehorsamer sei. Wir kultivieren die Erde, d. h. wir züchten uns eine immer feinere Materie zu den Zwecken unserer Ernährung und Kleidung. Wir brennen die Erde zu Ziegelsteinen, d. h. wir machen uns ein Material zurecht, das handlich ist und unserem gestaltenden Geist für alle möglichen Bauformen willige Dienste leistet. Wir befreien das Erz von allen Nebenbestandteilen, erweichen und härten es durch Legierung, Feuer und Druck, um alle unsere Werkzeuge darin zu formen und um uns in der Münze das Tauschmittel für alles zu schaffen. Wir machen aus den spröden Seidenkokons durch unzählige Manipulationen die geschmeidige, rauschende, glänzende Seide, die die Schönheit noch schöner und mancherlei Häßlichkeit erträglicher macht — kurz, was wir auch treiben mögen, die Grundrichtung all unserer Arbeit läuft dahin, daß wir uns eine immer willigere, geeignetere, zweckentsprechendere Materie heranbilden. Einerseits soll sie uns zum Aufbau und zur Erhaltung der Körperwelt, andererseits zum immer leichter zu handhabenden Ausdrucksmittel unseres geistigen, künstlerischen, kulturellen Schöpferwillens dienen.

IV.

Diese unsere Arbeit richtet sich aber nicht nur nach außen und auf die materielle Welt außer uns, sie wendet sich ebensosehr auf uns selbst zurück.

Das vornehmste materielle Objekt, um das unser Geist kämpft, ist unsere eigene körperliche Welt. Um sie kämpft er seinen edelsten und schwersten Kampf.

Des Geistes allernächstes Werkzeug und Ausdrucksmittel ist unsere eigene Leiblichkeit. Davon, daß der Geist sie in die Hand bekommt, sie meistert, bildet und geschickt zu seinen Zwecken macht, hängt aller geistige und kulturelle Fortschritt selber ab.

Was kämpfen unsere Kinder zunächst einmal um die Herrschaft über ihre täppischen Gliederchen. Wie purzelt das anfangs alles über sich selber weg, und wieviel Wehgeheul hat es gekostet, bis wir endlich Herren der kleinen Beine oder wenigstens mit den Händen gewandt genug waren, um auf sie, statt auf die Nase zu fallen. Es ist nicht leicht, sich selber in die Hand zu bekommen. Es ist nicht möglich, ohne angestrengte Inzuchtnahme der körperlichen von seiten der geistigen Welt. Was hat es dem organisierenden Geiste der Schöpfung wohl für Mühe gekostet, bis endlich unsere Wirbel sich streckten, der Körper sich hob und der aufwärtswollende Geist die Hände vom Erdboden los bekam. Der Wille der Materie, der „Geist der Schwere", hätte uns ewig auf allen Vieren laufen lassen.

Bei allem Spiel und allem Sport körperlicher Art ist das Wertvollste dies, daß der Geist den Körper zum willigsten Diener macht. Aber das ist nur möglich durch angestrengte Übung. Durch Übung verhindert der Geist die Materie, ihrem eingeborenen Willen zu folgen und zur Trägheit in sich selbst zurückzukehren. Und dies zu verhindern, ist des Geistes ernsteste Aufgabe gerade da, wo innerhalb unserer Körperwelt die feinste Materie in jahrmillionenlanger Mühe vom schaffenden Weltgeist herangebildet worden ist: innerhalb des Gehirns.

V.

Die vorzüglichste und entscheidendste Arbeit des Menschen ist die, daß er kraft angespanntesten geistigen Willens sein Gehirn immer neu und immer besser organisiert. Wer sich geistig in die einmal eingefahrenen Gewohnheitswege seiner Hirnmaterie festlegen und einsargen läßt; wer nicht stets bereit ist, neue Wege in das widerstrebende Gehirn einzuzeichnen, der ist für das geistige Weiterwachsen verloren.

Etwas lernen heißt — um im Bilde zu reden — in das Gehirn kraft geistigen Willens bestimmte Schienen zu legen, auf denen fortan der Geist glatt hin und herfahren kann, je nach Bedürfen und Belieben. Dies Schienenlegen ist zunächst immer eine saure Arbeit. Aber nun ist sie verrichtet. Der Geist ist in die Materie eingefahren. Und nun fährt er in ihr auf glatten Gleisen so schön und bequem. Der Widerspruch ist überwunden, die Reibung kaum noch zu verspüren. Es geht alles wie geschmiert.

Tritt nun ein anderer einem in das Gleis und sagt: „Mein Freund, es scheint mir dennoch, als seien deine Schienen falsch gelegt, und ich will dir das beweisen" — — „Fort du," sagt der Durchschnittsmensch, „gelernt

ist gelernt, und ich bin froh, daß ich endlich so glatte Fahrt habe. Es hat auch Mühe genug gekostet."

Das ist das Schlimme. Es ist schlimm im Handwerk, im Geschäft, im Handel, in der Politik, in Wissenschaft, Kunst und Religion, wenn man die alten Gehirn- und Gedankenwege immer weiter befahren und keine neuen mehr bauen will. Dann fangen die Kreise und Volksgruppen, die sich selber nicht umschaffen wollen, gemeinhin an zu schreien und nach äußerer Staatshilfe zu rufen, wo sie doch sich selber helfen könnten, wenn sie nur sich selber von innen her neu organisieren wollten. Dann rufen die Handwerker und Landwirte: „Wir sind staatserhaltend, also muß uns der Staat erhalten." Dann schlagen die Kirchen mit dem Knüttel äußerer Macht nach den inneren, neuen Bewegungen ihrer vorzüglichsten Geister. Dann vermehrt man die Polizei und vermindert die Freiheit. Dann richtet man Strafprofessuren ein und versucht das Tempo des wissenschaftlichen Fortschrittes zu verlangsamen. Es siegt die Materie über den Geist.

Die Neigung, seinem Geiste diese Niederlage zu bereiten und ihn in und von der Materie einsargen zu lassen, ist überall vorhanden — selbst bei den „Fortschritts"leuten. Kaum haben wir mühsam dem Gehirn neue Wege eingezeichnet, kaum der Hand eine klare und sichere Technik eingebettet, kaum haben wir durch angestrengte Übung irgendwelche Fertigkeiten innerhalb unserer Muskulatur zu gut funktionierendem Ablauf gebracht, kaum unsere politischen Instinkte und Gedanken zu einem „Programm" verdichtet: so versucht auch schon die Materie, der wir dies alles eingeübt und eingeprägt haben, uns in dem einmal Eingeübten und Fertiggestellten festzuhalten. Die Materie macht das so, daß sie uns alles so schnell als möglich zur „Gewohnheit", womöglich zur „guten" Gewohnheit macht. Durch die mit aller Gewohnheit verbundene Bequemlichkeit und Selbstverständlichkeit verführt sie uns, auf den Willen zur ständigen Selbsterneuerung und Selbststeigerung, d. h. auf das tiefste Wesen des Geistes selbst, auf die wahre Produktivität zu verzichten. Man freut sich nun am Dasein und Sosein, und es erlahmt der Wille zum Höhersein. Vor nicht langer Zeit traf ich einen Schweizer Pfarrer und fragte ihn interessiert nach den neuen religiösen Bewegungen in seinen Bergen. Antwort: „Ich bin mit mir selbst im reinen und kümmere mich nicht mehr um das Neue." Gott bewahre uns vor solcher — Reinheit!

Dann fühlt sich der Geist auch noch, tut sehr stolz, als wäre er *mit sich selbst* im reinen, und tatsächlich ist er's doch nur mit der Materie, die ihrer Natur nach das Beharrende ist und aus allem Geistigen, womit sie in Gemeinschaft tritt, möglichst schnell ein Automatisches, Mechanisches, Gewohnheitsmäßiges macht.

VI.

Nun ist ja das Prinzip des Beharrens sicher ebenso notwendig im Weltprozeß und für unsere eigene Existenz als wie das der schöpferischen

Beweglichkeit. Alle Freiheit kann sich nur innerhalb einer Notwendigkeit betätigen, und nur in ein Beharrendes kann der bewegliche Geist seine Wege hineinbauen. Aber er baut sich seine Wege im eigenen Gehirn, um darauf zu laufen, und nicht, um sich darauf festhalten zu lassen. Er will durch seinen Wegebau weiterkommen, aber nicht auf der fertiggestellten Strecke liegen bleiben. Es geht gewiß nicht im Leben ohne gute Gewohnheiten, aber die beste unserer Gewohnheiten sollte und müßte doch die sein, unserem Geiste den ihm eigenen Elan zu erhalten und seine spontane Kraft nicht vor der Zeit zu hemmen und einzusargen.

Es ist aber kaum etwas schwerer zu bekämpfen als das Festhängen an Denkgewohnheiten. Man reißt sich leichter von materiellen als von ideellen Gewohnheiten los. Auf Tabak und Bier verzichtet man leichter als auf seine politische, künstlerische oder religiöse Privatdogmatik. Überall treffen wir auf die Neigung zur Orthodoxie. An den mit Mühe und Arbeit dem Gehirn nun einmal eingeübten Denksätzen und Denkmethoden wird hartnäckig festgehalten. „Denkt um," so rief einst der Nazarener in seine Zeit hinein. Alle großen Reformationen wiederholen diesen Ruf. Aber es gehört zur Tragik unseres Lebens, daß gerade die feinsten und innerlichsten Bewegungen des Geistes am leichtesten der Mechanisierung und Dogmatisierung, der Einsargung in die Materie unterliegen.

Hat einer erst einmal sein religiöses Innenleben zu einem Denksystem ausgebaut, dann sitzt er gewöhnlich auch wie eingekerkert im selbstgebautem Gefängnis und läßt sich durch keinen Zuruf mehr in all die Welt- und Gottesweiten herauslocken, die nach außerhalb seines Systems liegen. Weder Monismus noch Dualismus, weder Liberalismus noch Radikalismus sind ein Allheilmittel gegen diesen Geist der Schwere. Der Durchschnitt der Geister ist allenthalben gar froh, wenn die Seele ihr Haus und der Geist seine Etikette gefunden hat.

Und das mag noch angehen, solange der Geist sich selber sein System zurechtzimmert. Dann hat das doch wenigstens eine ihm eigene Architektur. Zumeist aber lassen sich die Menschen religiös einfach fabrizieren und etikettieren, entweder wie es gerade Mode in ihren Kreisen ist, oder sie laufen herdenweise hinter dem Allermodernsten her. Denn, so lautet ihr Dogma, das Neueste ist das Letzte in der Entwickelung, also das Wahrste. Dabei liegt ihnen aber viel weniger am wirklichen Gehalt dieser „Wahrheiten", als vielmehr daran, daß das Kind seinen Namen und ihr Feldzeichen im Weltanschauungskampf seine tönende Inschrift habe. Nun weiß man doch, was man ist!

Auf einer seiner Inspektionsreisen soll Luther ein Bäuerlein gefragt haben, was es denn glaube, und bekam die prompte Antwort: „Ich gläube, was die Kirche gläubt." Und als er weiter examinierte, was denn die Kirche glaube, erfolgte ebenso prompt die weitere Antwort: „Die gläubt, was ich gläube."

Man soll sich hüten, sich in Sachen, zumal der Religion und Weltanschauung, durch Schlagworte und Parteinamen die Eigenbeweglichkeit seines suchenden, fragenden Geistes erschlagen zu lassen. Alle Systematisierungen des Alls, an denen zu arbeiten unser Geist ja gar nie aufhören kann und darf, sind nur Versuche, den unerschöpflichen Reichtum des Alls einzufangen. Aber wir müssen uns eben das in hellem Bewußtsein halten, daß es sich dabei um Versuche und nicht um Schlußergebnisse wissenschaftlicher Art handeln kann. Jede Weltanschauung ist zuletzt nie etwas anderes als ein Bau der Künstlerin Phantasie. Und der Ertrag all der ernsten Arbeit, die wir in dieser Richtung aufwenden, liegt viel weniger in der Lösung des Welträtsels selbst, als vielmehr in der gesteigerten Kraft, in der Schärfung unserer Gesamtgeistigkeit und in dem inneren Glück, das mit dem Gefühl solchen geistigen Wachsens verbunden ist. Eine glatt aufgehende Weltrechnung wäre zudem die Überwindung des Weltwiderspruchs selbst und damit der Tod unserer theoretischen Weiterarbeit und unseres geistigen Elans.

Unsere geistige Aktivität entzündet sich ja stets nur am Widerspruch der Welt. Alle Entwickelung geht durch den Widerspruch hindurch zu höheren Einheiten, und nur am Widerstand kann die Kraft sich selber messen, erkennen, realisieren. Der Geist der Welt muß sich und uns, seinen Söhnen und Töchtern, stets neuen Widerspruch und neuen Widerstand bereiten, um so die geistige Lebendigkeit und das Werden mitten im Sein zu erhalten. Sobald der Widerspruch erlahmt, verfettet der Geist des Arbeiters in trägen Gewohnheiten. Lebendige, produktive Arbeit ist nur da, wo unter immer neuen Widerständen der Geist immer wieder neu den Angriff auf die Welt der Stoffe unternimmt und zwecks einer immer vollkommeneren Beherrschung der materiellen Außenwelt auch das Werkzeug seiner Leiblichkeit bis hin zum Gehirn immer neu und immer besser organisiert. Es muß der Geist, will er wachsen, der Former und Organisator der Materie bleiben und muß in Hirn und Hand, in Handel und Wandel, in Atelier, Kirche, Schule und Staat immer neue und bessere Ausdrucksmittel seiner selbst erobern.

VII.

Dies Streben wird in unserem Geiste aber nur so lange wachbleiben, als wir der Versuchung widerstehen, die vorhandenen Widersprüche zu verschleiern und die Widerstände durch Wattepuffer unfühlbarer zu machen.

Deshalb erweisen die dem Leben den schlechtesten Dienst, die seine Spannungen zu früh zur Entladung und seine Widersprüche zu schnell und leicht zur Lösung zu bringen versuchen, geschehe das nun praktisch oder theoretisch.

Hier liegen unsere größten Bedenken gegenüber dem populären Monismus dieser Tage. Die Masse hört da im Durchschnitt nur den einen Ton: „Es ist ja alles eins," und diese selige Harmonie verschlingt alle Disharmonien, Widersprüche und Probleme — es ist ja alles eins!

Gewiß, das ist es letzten Endes in einem Dritten und Letzten, im Urgrund alles Seins, in Gott. Wie einzig und allein der Ichpunkt in unserem Geiste die unendliche Mannigfaltigkeit unserer geistigen Regungen und Widersprüche zu einer Einheit zusammenfaßt, so ist auch das All des Geschehens ohne solchen lebendigen Ichpunkt eine völlig unvorstellbare Sache. Aber mitten in dieser Scheinheit meiner selbst ringen Gut und Böse und kämpfen Geist und Materie miteinander um den Sieg. Und diese Kämpfe, Siege und Niederlagen sind der tiefste Inhalt meines Lebens, meiner Arbeit, meiner Entwickelung. Ich kann aber an der praktischen Durchführung dieser Kämpfe, aus der allein mein tatsächliches Wachstum geboren werden kann, durch eine theoretische Lähmung verhindert werden.

Als die große Nietzscheschwärmerei an der Tagesordnung war und jeder Primaner den „Zarathustra" unter dem Kopfkissen liegen hatte, befand sich mit einem Schlage Jungdeutschland „jenseits von Gut und Böse". Worum die stärksten Geister — und Nietzsche selber — mit dem Aufgebot all ihres Willens und all ihrer Kraft die furchtbarsten praktischen Kämpfe gefochten hatten, das erledigten jetzt Jünglinge kampflos auf dem Wege der Theorie — sie erlösten sich verbal und phraseologisch. Wir vermuten, wenn sie heute daran zurückdenken, lächeln sie freundlich über sich selbst und ihre damalige Amoral.

Wohl müssen wir durch den Widerspruch zwischen Gut und Böse hindurch und vordringen zur immer entschlosseneren Einheit mit unserem innersten Selbst, und das allein heißt ja: gut sein! Aber zu dieser Einheit gibt es eben nur einen Weg für uns: ernsteste praktische Überwindung des Widerspruchs von Fall zu Fall unter Aufgebot von Wille und Selbstzucht. Die Theorie hingegen kann hier wie überall nur Gehilfe des Lebens und der Praxis sein, aber sie darf die Praxis weder ersetzen noch lähmen.

Alle Praxis aber, alle Tat, alle Entwickelung lebt nicht von der Einheit, sondern von der Entzweiung, vom Kampf, vom Widerspruch und Widerstand. Wir müssen also in praxi den Dualismus als unser Lebenselixier erkennen und dürfen einem theoretischen Monismus auch kein Tüttelchen unserer praktischen Spannungen und unserer Weiterbewegung der Arbeit und des Geistes opfern.

Der Monismus hat auch sein Recht. Aber alles zu seiner Zeit und an seinem Orte! Die Einheitsphilosophie ist stets am Platze, wo man über den Lebensgrund und das Lebensziel nachsinnt. Wir aber sind noch auf dem Wege zwischen beiden. Und solange man auf dem Wege ist, bleibt das der Weisheit letzter Schluß:

> Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
> Der täglich sie erobern muß.

Karl König.



Bremer Handel.

Stellt man die Frage, wann und inwiefern die Entwickelung der Geschichte unsers kleinen Gemeinwesens eine über das bremische Lokalinteresse hinausgehende Bedeutung gewonnen habe, so wird die Antwort lauten dürfen: zweimal und in zweierlei Beziehungen. Zum ersten Mal kraft der erzbischöflichen Politik, die in Adalbert von Bremen ihren größten Vertreter fand, tief in die Geschichte des deutschen Reiches und damit in die Weltgeschichte eingriff. Zum zweiten Male durch die Entwickelung des bremischen Handels und der bremischen Schiffahrt. Jene erzbischöfliche Politik war getragen von dem Willen und der Kraft des einzelnen Individiums, das jeweils den Krummstab in Händen hatte. Sie bezeichnet die monarchische Epoche Bremens und gehört seit langem der Geschichte an. Träger des bremischen Handels aber war niemals ein einzelner, sondern ein Stand, der bremische Kaufmannsstand. Wenngleich die Entwickelung des Handels durch Jahrhunderte zurückverfolgt werden kann, so gehört er doch auch heute noch dem Leben an; ja, der Strom hat sich ständig verbreitert und vertieft; er fließt befruchtend und belebend gleichermaßen durch die lange aristokratische wie durch die spätere demokratische Epoche; und je mehr er sich der Gegenwart nähert, desto stolzer schwillt er an; seine lebendigen Wellen sind es, die auch dem Bremen von heute Kraft und Gedeihen zuführen.

Ein wirtschaftlicher Faktor also war es, nicht ein politischer, der dem bremischen Gemeinwesen seine Bedeutung verbürgte, seit es sich von dem geistlichen Herrn unabhängig gemacht, seine Geschicke von denen des Erzbistums getrennt hatte. Nicht als ob in diesen aristokratisch-demokratischen Zeiten die Politik ausgeschaltet oder zur Bedeutungslosigkeit verurteilt gewesen wäre; breit ist der Raum, den sie in der bremischen Geschichte einnimmt und ihre Erfolge und Mißerfolge bezeichnen wichtige Abschnitte des Aufschwunges und Niederganges; Bündnisse und Zwistigkeiten, diplomatische Verhandlungen und kriegerische Unternehmungen wechseln in bunter Folge. Nicht nur die benachbarten Stämme und Herren an der Unterweser standen Bremen als Gegner oder Gegenkontrahenten gegenüber; bald als Mitglied der Hansa, bald im offenen oder versteckten Gegensatze zu diesem wichtigen Bunde wußte die kleine Stadtrepublik ihren Einfluß weithin geltend zu machen; mit Englands und Norwegens Königen unterhandelte sie oder lag sie im Kriege. Im dreißigjährigen Kriege mußte auch Bremen das Waffenglück versuchen, und die neuen schwedischen Nachbarn, die der westfälische Friede ihm brachte, machten ihm viel zu schaffen und kosteten ihm in mehreren blutigen Waffengängen einen großen Teil seines Gebietes. Nach der Franzosenzeit, während des Wiener Kongresses, war es die schwierige Aufgabe der bremischen Politik, die Selbständigkeit der Stadt zu erhalten oder, richtiger, neu erstehen zu lassen. 1866 und 1870, an den großen Wendepunkten der neuen deutschen Geschichte, hing

es wiederum an der richtigen politischen Stellungnahme, welchen Platz Bremen in dem neugeordneten Deutschland einnehmen sollte. Aber die Rolle, die Bremen in allen diesen politischen Ereignissen spielt, hat im wesentlichen ein Interesse nur für Bremen selbst; die Bedeutung Bremens fürs Ganze ruhte nicht auf seiner politischen Macht, sondern auf seinem Handel und seiner Schiffahrt, wie es in der Hauptsache auch Handel und Schiffahrt waren, die dem Gemeinwesen sowohl den Anlaß wie die Kraft zur politischen Machtentfaltung gaben. Nur soweit die politische Machtstellung und Selbständigkeit in ersichtlichem Zusammenhang oder in Wechselwirkung mit der Entwickelung des Handels steht, verdient sie allgemeine Beachtung. Als politisches Glied war Bremen seit dem Ende der monarchisch-erzbischöflichen Epoche nicht mehr gewichtig genug, um weltgeschichtliche Bedeutung zu beanspruchen; als solches war es eines von vielen; seine politische Geschichte war Stadtchronik, nicht Welthistorie. Seine zäh und ausdauernd verfolgten wirtschaftlichen Aufgaben und Ziele aber, sein Handel und seine Schiffahrt wiesen ihm einen Wirkungskreis zu, der weit über die schmale politische Basis hinausgriff; sie gewährleisteten, allen politischen Nackenschlägen zum Trotz, dem bremischen Gemeinwesen einen wichtigen Platz in der Entwickelung des europäischen und später des Welthandels, gaben ihm als wirtschaftlichem Faktor eine Bedeutung nicht nur für sich selbst, sondern für die Allgemeinheit.

Auch was dem Bremen von heute seine Bedeutung gibt, ist nicht seine Stellung als Stadtstaat, seine politische Selbständigkeit als Gliedstaat innerhalb des Deutschen Reiches, sondern sein Handel und seine Schiffahrt. Schwänden diese dahin, hörte es auf, wie bisher eine wichtige allgemeine Funktion zu erfüllen, so könnte ihm auch seine Stimme im Bundesrat und sein souveränes Gesetzgebungsrecht nicht mehr zu wirklicher und wesenhafter Bedeutung, Einfluß und Ansehen helfen. Das ist und bleibt richtig, so teuer und wert die Bremer ihre politische Selbständigkeit, das kostbare Vermächtnis der Staatsklugheit und Tatkraft ihrer Vorfahren, halten mögen; so wichtig gerade in Rücksicht auf die Entwickelung des Handels und damit zugleich im Interesse der Allgemeinheit die überkommene Staatsform des freien Stadtstaates war und ist, insofern sie besser als irgendeine andere Bremen befähigte, die ihm zugefallene historische Aufgabe als eine der beiden großen deutschen Seehandelsplätze zu erfüllen.

Hält man sich gegenwärtig, was in Kürze auszuführen in den ersten Absätzen versucht wurde, so wird man Wunsch und Absicht als berechtigt anerkennen, in diesen Blättern, die Wesen und geistiges Leben unserer Stadt abzuspiegeln sich zur Aufgabe gesetzt haben, auch Handel und Schiffahrt von Zeit zu Zeit zu Worte kommen zu lassen, das heißt diejenigen Faktoren, die dem Stadtstaat seine Kraft, dem bremischen Geiste seine Eigenart gegeben haben; und es wird nicht unangemessen scheinen, zum Beginn und gewissermaßen als Einleitung künftiger Betrachtungen einen kurzen Überblick über die

bisherige Entwickelung zu geben. Dabei kann es sich nicht darum handeln, Neues zu sagen, sondern um Altbekanntes aufzufrischen und zusammenzustellen.

Bremens Handel ist alt, fast so alt wie die Stadt selbst, und schon in früheren Jahrhunderten durfte er einige Bedeutung für sich in Anspruch nehmen. Aber die längste Zeit blieb er naturgemäß im wesentlichen auf Nord- und Ostsee beschränkt. Norwegen, England, Frankreich waren die Länder, mit denen Bremen hauptsächlich im Handelsverkehr stand. Auch nachdem durch die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien dem Handel neue Bahnen gewiesen waren, blieben die nordeuropäischen Küsten noch lange die Grenzen des bremischen Handels. Ein Anteil an dem transatlantischen Handel war Bremen fürs erste nicht beschieden, ebensowenig wie der Schwesterstadt Hamburg; neben den mächtigen See- und Kolonialstaaten, zunächst Spanien und Portugal, späterhin Holland und England, konnten die kleinen auf sich selbst gestellten Republiken, die vordem im deutschen Reiche noch an der einst mächtigen, jetzt aber seit langem kraftlos dahinsiechenden Hansa Rückhalt und Schutz fanden, den Wettbewerb nicht wagen. Zwar brachten auch ihre Schiffe manche Erzeugnisse der fernen Länder des Ostens und Westens nach den heimischen Häfen, aber die Ladungen waren nicht in den Ursprungsländern eingenommen, sondern in holländischen oder englischen Umschlagsplätzen, unter denen der schnell emporblühende Welthafen London bald an erster Stelle stand.

Erst im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, nachdem die Vereinigten Staaten aus einer britischen Kolonie zur selbständigen Republik geworden waren, gelang es Bremen, im transatlantischen Verkehr Fuß zu fassen. Ungefähr zu gleicher Zeit wurden Handelsbeziehungen mit Nordamerika und mit Ostasien angeknüpft; vor allem aber war es der Verkehr mit den Vereinigten Staaten, der sich außerordentlich rasch und günstig entwickelte und sich mehr und mehr zum Rückgrat des bremischen Handels ausbildete. Neben dem Handel mit den Vereinigten Staaten traten auch früh schon ausgebreitete Beziehungen zu Westindien. Haupteinfuhrartikel waren an erster Stelle Tabak, dann Kaffee, Reis, Zucker; Hauptausfuhrartikel Webereien aus Westfalen, Sachsen und Schlesien; auch der bremische Getreidehandel gelangte schon früh zu erheblicher Bedeutung. Fortlaufende statistische Zahlen über Einfuhr und Ausfuhr sind erst von 1847 an vorhanden; die Einfuhr- und Ausfuhrwerte für die einzelnen Artikel sind zum ersten Mal für 1848 festgehalten. Diese ersten genauen Statistiken zeigen deutlich, daß unter den außerdeutschen Ländern, mit denen Bremen in Handelsbeziehungen stand, Nordamerika und Westindien, unter den Artikeln, die für den bremischen Markt von Bedeutung waren, der Tabak unbestritten die erste Stelle einnahmen. Dert Wert der gesamten seewärtigen Einfuhr Bremens betrug im Jahre 1848 rund 37 Millionen Mark (heutiger Währung); davon kamen auf die Vereinigten Staaten über 10 Millionen Mark, auf Westindien ungefähr 7 Millionen Mark; der Gesamtwert der seewärtigen Ausfuhr betrug rund 39½ Millionen Mark; davon entfielen auf die

Vereinigten Staaten allein über 18 Millionen, auf Westindien allerdings noch nicht ganz 1½ Millionen Mark. Der westindische Handel Bremens also war vorzugsweise Einfuhrhandel, wogegen im Handel mit den Vereinigten Staaten damals der Wert der Ausfuhr nicht unerheblich überwog, so daß, wenn man Ein- und Ausfuhr von und nach diesen beiden Verkehrsgebieten zusammenrechnete, sich eine annähernd reine Handelsbilanz ergab.

Von der Einfuhr aus den Vereinigten Staaten und Westindien entfielen wiederum über 7½ Millionen Mark, also beinahe die Hälfte, auf den damaligen Hauptartikel Bremens, den Tabak.

So tritt uns schon hier jener Zug zur Einseitigkeit entgegen, der so oft dem bremischen Handel zum Vorwurf gemacht worden ist. Ein großer Artikel oder auch mehrere stehen im Vordergrunde. Diese einzelnen Zweige werden mächtig gefördert, aber scheinbar auf Kosten des Ganzen, insofern die Menge der kleinen Artikel vernachlässigt wird, obwohl gerade diese in ihrer Gesamtheit geeignet scheinen, dem Ganzen Stabilität zu geben und bei Krisen und Umwälzungen, wie sie in den großen Artikeln nicht selten sind und wie sie Bremen wiederholt auf das schmerzlichste hat empfinden müssen, als erwünschter Rückhalt zu dienen.

In der Metamorphose der Tiere wird der Gedanke ausgesprochen, jedem Geschöpfe sei nur ein bestimmtes Maß von Masse und Kraft gegeben; werde nun ein Glied zu mächtig ausgestattet, so müßten die andern Glieder darben und die Last des Übergewichtes vernichte alles Schöne der Form:

> Denn so hat kein Tier, dem sämtliche Zähne den oberen
> Kiefer umzäunen, ein Horn auf seiner Stirn getragen,
> Und daher ist den Löwen gehörnt der ewigen Mutter
> Ganz unmöglich zu bilden, und böte sie alle Gewalt auf;
> Denn sie hat nicht Masse genug, die Reihen der Zähne
> Völlig zu pflanzen und auch Geweih und Hörner zu treiben.

Fast könnte man versucht sein, diesen Gedanken gleichnisweise auf den bremischen Handel, seine Bevorzugung einzelner großer, seine Vernachlässigung der vielen kleinen Artikel anzuwenden.

Indessen trat diese nicht unbedenkliche Eigenart des bremischen Handels in jenen Jahren, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, noch nicht in dem Maße hervor wie heute. Die Wertzahlen des Getreidehandels erreichten im Jahre 1848 mit ungefähr 7 Millionen Mark annähernd diejenigen des Tabakhandels, gingen allerdings schon 1849 ganz erheblich zurück und erholten sich in den folgenden Jahren nur langsam. Sehr stattliche Wertzahlen weisen ferner nach der Statistik von 1848 auf: der Kaffeehandel mit über 4 Millionen Mark, der Zuckerhandel mit ungefähr 3½ Millionen Mark und vor allem die Gespinst- und Webewaren aus Wolle, Baumwolle, Leinen und Seide. Baumwollwaren erscheinen mit mehr als 6 Millionen, Wollwaren und Wollentuch mit etwa 6½ Millionen Mark.

Auch den Ländern nach zeigte der Verkehr eine ansehnliche Mannigfaltigkeit. Wenngleich Nordamerika und Westindien stark überragen, so war doch keines der wichtigeren überseeischen Gebiete der bremischen Schiffahrt fremd. Auch Australien erscheint bereits in der Statistik der vierziger Jahre, obschon vorerst nur mit sehr bescheidenen Zahlen.

Zwei Umstände mögen die verhältnismäßig größere Mannigfaltigkeit des damaligen bremischen Handels begünstigt haben, nämlich einmal der Umstand, daß der damalige Handel fast ausschließlich Eigenhandel war, und zum andern der Umstand, daß die Linienreederei noch fast unbekannt war. Je mehr die binnländischen Versender oder Empfänger dazu übergingen, unter Ausschaltung des Exporteurs oder Importeurs am Seehafenplatz ihre Waren unmittelbar übers Meer zu verkaufen oder zu beziehen, je mehr also der Speditionshandel auf Kosten des Eigenhandels der Seeplätze an Bedeutung gewann, um so mehr mußten die Vorteile derjenigen Hafenplätze hervortreten, die mit den Hauptgebieten der Gütererzeugung für die überseeische Ausfuhr und den Hauptverbrauchsgebieten für die überseeischen Einfuhrgüter eine möglichst gute und billige Verbindung aufweisen konnten. Denn der billigste Weg spielt für den Speditionshandel eine weit größere Rolle als für den Eigenhandel. So konnte es nicht ausbleiben, daß Hamburg, dem in der Elbe, daß Rotterdam und Antwerpen, denen im Rhein die vortrefflichsten Binnenwasserstraßen zur Verfügung stehen, daß in dieser Beziehung sehr stiefmütterlich von der Natur bedachte Bremen in manchen Artikeln und Verkehrsbeziehungen nicht nur überflügelten, sondern fast völlig ausschalteten. Solange ein deutscher Eigenhandel in Petroleum bestand, war Bremen der bedeutendste deutsche Markt in diesem Artikel. Sobald die Standard Oil Company die Ausschaltung des selbständigen europäischen Zwischenhandels vollendet hatte, war es auch mit Bremens Stellung als Petroleumplatz zu Ende; den für den Versand günstigeren Häfen Hamburg und Rotterdam fiel fast der gesamte Verkehr zu.

Eine ähnliche Gefahr lag in dem Aufkommen der Linienreederei. Solange fast der gesamte Verkehr durch die nur in wilder Fahrt verkehrenden und bei geringem Raumgehalt regelmäßig im ganzen verfrachteten Segelschiffe vermittelt wurde, war es, was die Verschiffungsgelegenheit anlangt, für den Kaufmann ohne erheblichen Einfluß, ob er an einem größeren oder einem kleineren Platze ansässig war. Ob er seine eigenen Schiffe fahren ließ oder ob er fremde Schiffe charterte, er selber war es, der Ausgangs- und Endhafen der Reise bestimmte. So konnten direkte Handelsbeziehungen auch bei geringem Umfang des Güteraustausches aufrecht erhalten, der Schiffsverkehr ohne allzu große Schwierigkeiten auf neue Gebiete ausgedehnt werden. Durch die Fortschritte der Dampfschiffahrt und die damit Hand in Hand gehende Ausbildung der Linienreederei haben sich die Verhältnisse völlig verändert. Die Vereinigung von Reederei und Handel in einer Hand, einst-

mals die Regel, wurde mehr und mehr zur seltenen Ausnahme. Der stetig zunehmende Raumgehalt der Dampfer bewirkte, daß die Verfrachtung im ganzen immer mehr zu gunsten der Stückgüterverfrachtung zurückgedrängt wurde, und die wachsenden Ansprüche des Postverkehrs sowie namentlich des Personenverkehrs mußten dazu führen, daß die Fahrten zwischen den wichtigeren Handelsplätzen immer regelmäßiger gestaltet, Ausgangs-, Anlauf- und Endhäfen sowohl wie die Tage der Abfahrt fahrplanmäßig festgelegt wurden. Es liegt auf der Hand, daß solche Linienfahrten vorzugsweise die großen Plätze berücksichtigen werden, wo mit Sicherheit auf reichlichen Zustrom von Gütern und Reisenden gerechnet werden darf. Während so die neuere Entwicklung der Reederei den größeren Plätzen in Gestalt der regelmäßigen Schiffahrtslinien eine Verkehrsgelegenheit von ehemals ungeahnter Vortrefflichkeit und Schnelligkeit brachte, mußten die kleineren Plätze, die von den Linienfahrten ausgeschlossen blieben oder nur von wenigen Linien angelaufen wurden, den Wechsel der Zeiten doppelt schwer empfinden: es fehlte ihnen nicht nur die Möglichkeit, den neuen Vorsprung der größeren Plätze auszugleichen, sondern der Rückgang der Segelschiffahrt und der Übergang auch der Trampreederei, soweit sie sich behauptete, zu immer größeren Schiffstypen drohten sie völlig vom großen Weltverkehr auszuschalten.

Ein solches Schicksal hätte auch Bremen treffen können, da sein Handel durch denjenigen des benachbarten und in mehr als einem Sinne begünstigten Hamburg schon seit langem um ein mehrfaches übertroffen wurde. So waren dort in ganz anderer Weise die Vorbedingungen für eine vielseitige Ausgestaltung der Linienreederei gegeben, sei es, daß es sich darum handelte, Linien aus eigener Kraft zu gründen, oder darum, fremde Linien zum Anlaufen des Hafens zu veranlassen. Unter diesen Umständen war es von ausschlaggebender Bedeutung, daß Bremen selbst von Anfang an sich an der Linienreederei einen maßgebenden Anteil sicherte, ja zeitweise mit Kühnheit und Tatkraft die Führung der Entwickelung übernahm. Schon im Jahre 1844 war ein erster Versuch unternommen durch Einrichtung einer regelmäßigen Dampferverbindung zwischen Bremerhaven und Newyork. Aber der Erfolg war kein dauernder, schon 1847 ging die Linie wieder ein. Von um so nachhaltigerer Wirkung erwies sich ein zweites Unternehmen, die Gründung des Norddeutschen Lloyd im Jahre 1857. Das Jahr ist eines der denkwürdigsten für die Geschichte der modernen Reederei sowohl, wie insbesondere für die Entwickelung Bremens. Seit der damals gerade ein Menschenalter zurückliegenden Gründung Bremerhavens war kein Ereignis wichtiger und folgenreicher für Bremen gewesen, als die Gründung des Lloyd. Man darf es aussprechen, daß ohne diese beiden Unternehmungen, ohne den Weitblick und die Tatkraft des Staatsmannes, der Bremerhaven schuf, ohne den vorausschauenden und der eigenen Kraft vertrauenden Unternehmungsgeist der Gründer des Lloyd Bremen aller Wahrscheinlichkeit nach nicht imstande

gewesen sein würde, sich in seiner Stellung als einen der großen Plätze des internationalen Güteraustausches zu behaupten.

Zunächst war es die nordamerikanische Fahrt, der sich der Lloyd zuwandte und die bis heute den ersten und wichtigsten Platz unter seinen inzwischen fast die ganze Erde überspannenden Linien einnimmt. Neben die nordamerikanische Fahrt trat bald die südamerikanische, sowohl nach Brasilien wie nach den La-Plata-Staaten. Zwar blieben der Gesellschaft, namentlich im Anfang, schwere Jahre nicht erspart. Aber die Entwickelung, getragen einerseits von der Ausdauer und Umsicht der leitenden Männer, andererseits von dem mächtigen wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands nach den glücklichen Kriegen von 1866 und 1870, das Jahr der Gründung des Reiches, war erfolgreicher und stolzer, als es auch der kühnste Optimist dem Unternehmen bei seiner Entstehung zu prophezeien gewagt hätte. So stand der Lloyd in der Mitte der achtziger Jahre an der Spitze der deutschen Reedereien, in einer Reihe mit den vornehmsten englischen und französischen Gesellschaften, und als im Jahre 1885 das Gesetz über die Errichtung der Reichspostlinien nach Ostasien und Australien verabschiedet war und es galt, eine deutsche Reederei mit dem neuen subventionierten Dienste zu betrauen, gab es keine Gesellschaft, die in gleicher Weise wie der Lloyd die Vorbedingungen für die große vom Reiche gestellte Aufgabe hätte aufweisen können. So durfte die Wahl mit guten Gründen auf den Lloyd fallen, und was die Einrichtung der regelmäßigen, alle anderen damaligen Verbindungen an Vorzüglichkeit übertreffenden Linien nach Ostasien und Australien für Bremen bedeutet hat, ergibt sich am besten aus den Zahlen der Einfuhr und Ausfuhr.

Der Durchschnittswert der Einfuhr von China und Japan stellte sich in dem Jahrfünft 1881 bis 1885 auf 1 485 377 Mk., der Durchschnittswert der Ausfuhr nach diesen Ländern auf 262 784 Mk. Dagegen beträgt in dem folgenden Jahrfünft 1886—1890, dem ersten nach Eröffnung der beiden Reichspostdampferlinien, der Durchschnittswert der Einfuhr 7 765 529 Mk., derjenige der Ausfuhr 9 979 162 Mk.

Für den Verkehr mit Australien ergaben sich folgende Zahlen:

	Wert	
	der Einfuhr Mark	der Ausfuhr Mark
Durchschnitt der Jahre 1881—1885	502 438	1 132 269
„ „ „ 1885—1890	9 276 284	7 054 695

So hatte Bremen aufs glücklichste den durch die Umwälzungen in der Reederei ihm als kleineren Platze drohenden Gefahren vorgebeugt, indem es der Entwickelung zuvorkam, und durch rechtzeitigen Ausbau seiner Linienreederei seinem Handel neue Kraft zuführte, in richtiger Erkenntnis, welche

starke Waffe im Konkurrenzkampf ein gut ausgebildetes Liniennetz bilden mußte. Wenn es sogar der größeren Schwester Hamburg zeitweise in manchen Beziehungen vorausgeeilt war, so konnte es doch nicht ausbleiben, daß dieser Vorsprung im Laufe der Jahre durch das natürliche Übergewicht Hamburgs ausgeglichen und, wenn man vom Personenverkehr absieht, mehr als ausgeglichen wurde. Am augenfälligsten zeigt sich diese Tatsache in der Entwickelung, die einerseits der Lloyd, andererseits die Hamburg-Amerika-Linie genommen haben. Schon seit längerer Zeit mußte der Lloyd die erste Stelle an die hamburgische Gesellschaft abtreten, und auch die finanziellen Ergebnisse der letzten Jahre lassen die Stellung der Hamburg-Amerika-Linie in erheblich günstigerem Lichte erscheinen als die des Lloyd. Daß es so gekommen ist, mag für den Stolz des Bremers schmerzlich sein, aber es darf nicht übersehen werden, um wieviel schwieriger die Stellung Bremens ist, als diejenige Hamburgs. Des großen Vorzuges, den Hamburg in der Elbe besitzt, war schon gedacht. Man vergleiche die Länge und Leistungsfähigkeit dieser Wasserstraße mit dem kurzen Laufe, den mangelhaften Wasserständen der Weser; man vergegenwärtige sich, welche ungeheuren Produktions- und Konsumgebiete die Elbe und die mit ihr verbundenen Wasserstraßen des östlichen Deutschlands erschließen, wie klein und wenig ergiebig, damit verglichen, das von der Weser durchflossene Hinterland erscheint. Hamburg als östlichster Nordseehafen darf das ganze rechtselbische Deutschland als unentreißbare Domäne seines Handels ansehen, während sich Bremen wie im Osten von Hamburg und der Elbe, so im Westen von den holländisch-belgischen Häfen und dem Rhein eingeengt sieht. Und da die Elbe in der Saale, der Rhein im Main eine leistungsfähige Fortsetzung findet, berühren sich die Einflußgebiete der westlichen und östlichen Rivalen, das von der Weser beherrschte Hinterland Bremens auch von Süden umfassend und gleichsam in einem verhängnisvollen Dreieck einschließend. Allerdings wäre es durchaus verfehlt, wollte man das Einflußgebiet eines Hafenplatzes lediglich nach seinen Wasserverbindungen abgrenzen. Bei weitem nicht alle Artikel eignen sich für die Beförderung auf der Binnenwasserstraße, und je nach der Art der Güter wird sich die Interessensphäre desselben Platzes verschieden bestimmen. Wäre Bremen auf das Wesergebiet beschränkt, so würde es sich kaum als Welthandelsplatz behaupten können. Trotzdem wird die Minderwertigkeit seiner Wasserverbindungen mit dem Hinterland stets ein großes Hemmnis und die Verbesserung dieser Verbindungen eine der wichtigsten Aufgaben für Bremen bilden.

(Schluß folgt.)

Dr. jur. Hermann Apelt.



Japanische Kunst.

Ein Vorwort zur Oktober-Ausstellung der Kunsthalle.

Bis in das späte Mittelalter ist keine Kunde von Japan zu europäischen Ohren gedrungen. Erst im 13. Jahrhundert hörte Marco Polo, der am Hofe Kublai Khans chinesische Kultur bewunderte und Schätze sammelte, vom fernen Goldlande „Zipangu“. Genaueres erfuhr der Westen erst von dem geheimnisvollen Lande, als portugiesische Jesuiten im 16. Jahrhundert, waglustigen Kaufleuten folgend, ihren Glauben dem Inselvolke aufzudrängen suchten. Anfangs mit großem Erfolge, aber schon nach wenigen Jahrzehnten wurden sie verjagt, da die Japaner mit Recht in ihrem Treiben eine Gefahr für ihre Selbständigkeit erblickten. Nun vermittelte nur noch eine kleine Kolonie von Holländern, die in gefängnisartiger Absonderung auf der Halbinsel Deshima bei Nagasaki ihre Niederlassung hatte, den Handel mit Europa. Was von Kunstsachen auf diesem Wege zu uns kam, waren fast ausschließlich Porzellane, die, für den Geschmack der „weißen Barbaren“ angefertigt, sich wenig von chinesischer Exportware unterschieden und keinen Begriff nationaler Kunst gaben.

So war denn das Staunen um so größer, als mit der Erschließung Japans anfangs der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts plötzlich eine Menge Erzeugnisse der Metall- und Lacktechnik, Malereien, Holzschnitte, Schnitzereien und keramische Produkte nach Europa kamen, die eine ganz eigenartige Auffassung der Natur und überaus geschickte Behandlung des Materials zeigten. Besonders begeistert wurden sie in Paris aufgenommen, wo Künstler, Schriftsteller und Industrielle bald aufs eifrigste bemüht waren, die Anregungen, die von der neuen Kunst ausgingen, zu verwerten. Wie sich dann die Freude an ihr verbreitete, allmählich sogar bis nach Deutschland vordrang, wie vor allem unsere dekorativen Künste in Gutem und Schlechtem durch sie beeinflußt wurden, das soll hier nicht weiter geschildert werden.

Was uns die Japaner herüberschickten, was sie sich willig abkaufen ließen, das war allerdings höchst reizvoll und fein. Aber es waren fast ausschließlich Erzeugnisse der letzten Jahrhunderte, der Zeit der Herrschaft der Tokugawa-Shogune. Diese ganze Periode erschien den Japanern der „Renaissance“ als eine Verfallzeit und war und ist ihnen verhaßt, wie den Freiheitskämpfern von 1813 das Rokoko. Und auch wir, die wir die Dinge mit unparteiischen Augen ansehen, müssen vom heutigen Standpunkte aus zugeben, daß die Höhe der japanischen Kunst vor der Tokugawazeit liegt. Bis vor kurzem waren nur die wenigen, welche sich in Japan tieferen Kunststudien gewidmet hatten, in der Lage, das auszusprechen. Erst seit die Japaner selbst angefangen haben, uns mit erstaunlicher Reproduktionstechnik ihre klassische Kunst zu erschließen, seitdem auch zielbewußte Sammler einige Stücke aus

früherer Zeit nach Europa gebracht haben, können weitere Kreise sich ein Urteil schaffen über die Wunder, die diese ferne Kultur hervorgebracht hat.

Bei dem Worte „Wunder“ sehe ich nun den Skeptiker halt machen. „Ist denn diese uns so bizarr erscheinende Kunst nicht nur eine Speise für den Dekadenten, dessen Gaumen, für die reinere Kost eigener Kunst abgestumpft, sich nach exotischen Reizen sehnt? Spricht sie wirklich eine eigene Sprache, in die sich zu vertiefen der Mühe lohnt? Hat das japanische Volk das Recht, für seine Leistungen einen hervorragenden Platz im Reiche der Weltkunst zu beanspruchen?“ Ich will versuchen, diese Fragen zu beantworten.

Wie ein gewaltiger Berg ragt der geniale Mensch über seine Volksgenossen hinaus, aber in der flachen Ebene wächst kein Montblanc; nur im Gebirge, zwischen Hügeln und Höhen hebt sich sein Haupt bis in die Wolken. Das gilt auch für alle seelischen Gebiete. Die Neger und Indianer zählen nicht mit in der Geschichte geistiger Kultur. Aber auch, wo eine solche vorhanden ist, richtet sich die Art ihrer Betätigung nach der Naturanlage, dem psychischen Klima des ganzen Volkes. Die Briten haben keinen Beethoven erzeugt und die Russen keinen Rafael. Kommen auch einzelne künstlerische Begabungen auf fast sterilem Boden vor, so sind es doch nur ästhetisch reich veranlagte Völker, die der Welt die große Kunst geschenkt haben: die Griechen, Italiener, Holländer, Spanier, Franzosen und Deutschen, damit ist die Liste der eigentlichen Kunstvölker so ziemlich erschöpft. Dürfen wir die Japaner ihnen anreihen?

Es gibt Völker, die vorwiegend mit den Ohren und solche, die hauptsächlich mit den Augen empfinden. Zu den ersteren gehören ohne Zweifel die Deutschen, unter Hunderten, die der Musik voll zugänglich sind, gibt es nur ganz wenige, die „auf den Augen musikalisch“ sind. Umgekehrt verhält es sich bei den Japanern. Noch jeder, der tiefer in ihr Gemütsleben einzudringen vermochte, bestätigte mit Staunen, wie empfänglich sie zu schauen verstehen. Sie wissen ganz genau, zu welcher Tages- und Jahreszeit eine Landschaft sich am vorteilhaftesten zeigt, daß am reizenden Biwa-See der Herbstmond in Ishiyama, der Sonnenuntergang in Seta, der Abendschnee in Hirayama usw. die schönsten Bilder liefern. Die Kirschenblüte lockt den fleißigsten Handwerker unwiderstehlich aus der Werkstatt. Lafcadio Hearn erzählt im „Lotos“ von Blumenausstellungen en miniature in abgelegenen Dörfern: ein paar Vasen mit schön angeordneten Blütenzweigen in einer kleinen Hütte, davor dränge sich bewundernd und kritisierend die ganze Bewohnerschaft. Weiter sagt er dann, daß sich der Abendländer vor diesen Ausstellungen zunächst dem gewöhnlichsten Kuli gegenüber wie ein Wilder vorkomme. Eine andere nachdenkliche Geschichte erzählt Binyon (in “Painting of the far East”). Einer seiner japanischen Freunde in Paris sah eines Morgens beim Erwachen, daß über Nacht der erste Schnee gefallen war. Es war ihm ganz selbstverständlich, einen befreundeten Landsmann zu holen und mit ihm ins

Bois zu eilen, um die Schönheit des Schnees auf den Bäumen zu bewundern. Zu ihrem großen Erstaunen fanden sie das Bois einsam und verlassen! Sie genossen die Stille und die reiche Pracht, schließlich sahen sie in der Ferne zwei andere Gestalten sich nahen. Das freute sie, gab es doch wenigstens noch zwei „Gerechte" in dieser Stadt der Teilnahmslosen. Die Gestalten kamen näher — es waren auch Japaner!

Um dieses ohne Zweifel in hohem Maße vorhandene rezeptive Talent des Volkes zu einem produktiven zu machen, hat ihm nichts mehr geholfen als die Schrift, die Verzweiflung des sprachbeflissenen Abendländers. Die Japaner nahmen etwa im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die chinesischen Wortbilder an, deren viele Tausende, zum Teil sehr komplizierte sämtliche Begriffe der Sprache ausdrücken. Nicht alle diese Zeichen braucht der gewöhnliche Japaner zu kennen, doch werden jetzt in den Elementarschulen ungefähr 1200 gelehrt; der Gebildete soll für den Hausgebrauch mit 4—6000 auskommen! Etwa im 8. Jahrhundert wurde zu einfacherem Gebrauche eine aus den chinesischen Ideogrammen abgekürzte Silbenschrift, die fünfzig Silben der Sprache bezeichnend, erfunden, das Katakana, und bald darauf, da dieses für die Pinselführung etwas zu steif ausgefallen war, eine andere, dieselben Silben in neuen, flüssigeren Zeichen, das Hiragana. Beide Schriftarten werden noch heute nebeneinander verwendet. Die unendliche Formenmenge, die somit der Geist auch des einfachen Schülers sich einprägen muß, übt nun in unvergleichlicher Weise das Formengedächtnis, ähnlich wie bei uns die Beschäftigung mit schwierigen Sprachen den Geist für abstraktes Denken vorbereitet. Vor allem aber gestattet diese Fülle ein kalligraphisches Linienspiel, dessen Schönheit der an simplere Federstriche gewöhnte Europäer erst allmählich nachzufühlen lernt, um es dann aber auch in seinen feinen dekorativen Wirkungen um so rückhaltloser zu bewundern. Die Feder, der Stift sind viel zu ungelenke Werkzeuge, um dieser Schrift gerecht zu werden. In der Tat benutzt der Japaner bis in die neueste Zeit ausschließlich den Pinsel zum Schreiben. Dreierlei Vorteile erwachsen dem östlichen Künstler somit aus der Pflege seiner Schrift: ein herkulisch zu nennendes Formengedächtnis, feinster Sinn für Linienschönheit und erstaunliche Gewandtheit in der Pinselführung. Kommt hierzu noch die ästhetische Naturanlage, die wir dem japanischen Volke mit Recht zuschreiben, so kann daraus schon eine gute Kunst entstehen!

In das Jahr 660 vor Christi verlegen die Japaner die Gründung ihres Inselreiches. Aus dem ersten sagenhaften Jahrtausend seiner Existenz sind uns eigentliche Kunstwerke nicht bekannt. Erst die Einführung des Buddhismus im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung scheint die künstlerische Produktion mächtig angeregt zu haben, denn schon im siebenten Jahrhundert erscheinen hochbedeutende Malereien, das Bildnis des eifrigen Förderers der neuen Religion, des Prinzen Shotoku Taishi, und ausgedehnte, malerisch sehr hoch stehende Bilderzyklen in dem von ihm gegründeten Tempel Horyuji.

Gleich kunstbelebend hatte Gautama Sakyamunis Lehre auch in Indien und China gewirkt. Und seltsam sind die Zusammenhänge, die sich uns hier erschließen. In den nordwestlichen indischen Provinzen finden sich einheimische Skulpturen, die uns lebhaft an griechische Bildwerke erinnern. Man sagt, dort haben zu den Zeiten Alexanders des Großen griechische Provinzverwalter die Kenntnis hellenischer Kunst vermittelt. Vor wenigen Jahren fand man ferner in den sandverschütteten Ruinenstädten von Chinesisch-Turkestan Bilder früh-buddhistischer, stark indisch gefärbter Kunst und eine Menge von Holztafel-Briefen mit Siegeln griechischer Prägung, Athene und Herakles darstellend. Und diese griechisch beeinflußte indo-chinesische Kunst drang nun über Korea nach Japan und weckte die künstlerischen Fähigkeiten des feinsinnigen Volkes. Lange noch blieb der chinesische Einfluß stark in Japan, immer wieder holten sich japanische Künstler dorther Anregungen, wo bis ins späte Mittelalter eine lebendige, hohe Kultur herrschte. Wenn auch oft japanische von chinesischen Malereien kaum zu unterscheiden sind und man somit nicht wohl die Kunst beider Länder getrennt studieren kann, so haben doch die Japaner immer wieder verstanden, den eignen Charakter durchdringen zu lassen. Das Verhältnis war etwa so, wie zwischen Frankreich und Deutschland. Und wie der deutsche Sammler gern neben seinen Leibl oder Trübner einen Courbet oder Manet hängt, so lieben und pflegen die Japaner die Werke ihrer Lehrmeister und haben deren wohl mehr bewahrt, als China selbst.

Die buddhistischen Malereien scheiden sich in zwei Gruppen, Andachtsbilder im engeren Sinne, d. h. Darstellungen des buddhistischen „Olympes", und Bildnisse der Schüler und Verbreiter der Lehre Sakyamunis. Erstere zeigen uns das wunderbare Farben- und Liniengefühl, dessen Bedingungen wir vorhin nachgingen, letztere eine Kraft der Individualisierung, eine Stärke des gläubigen Grübelns und heiligen Mitleides, wie wir Ähnliches kaum in abendländischer Kunst treffen. Indien hatte schon lange aufgehört, künstlerisch produktiv zu sein, im ganzen übrigen Asien wurden nur noch so zu sagen buddhistische Fetische erzeugt, da erstand in den beiden Ländern des fernsten Ostens eine Kunst, die so von der tiefgründigen Glaubenslehre durchdrungen ist, wie nur die frömmste christliche Kunst. Jahrhundertelang schuf sie im gleichen Sinne. Allmählich errang neben ihr die weltliche Kunst immer größere Bedeutung. Ihre Entwicklung verlief analog der des Abendlandes. Die Landschaft, die anfangs nur als Hintergrund der heiligen Szenen diente, wurde nach und nach zur Hauptsache, das symbolische Tier wurde mehr und mehr profan behandelt, neben der Legende wurde die Heldengeschichte gemalt. Schon im 15. Jahrhundert stehen beide Richtungen mindestens gleichberechtigt nebeneinander.

In der Landschaftsmalerei machen sich von vornherein zwei Behandlungsarten oft bei demselben Meister geltend, eine streng stilisierende, ähnlich unserer heroischen, mit phantastischen Felsformen, deutlicher Trennung der Gründe ꝛc. und eine lediglich skizzierende, die mit sparsamen Mitteln nur einen Natur-

eindruck, eine Stimmung möglichst intensiv wiedergibt. In der Tier- und Pflanzendarstellung läßt sich im ganzen eine Entwicklung von mehr stilisierender zu naturalistischerer Behandlung erkennen. Der Raum verbietet uns, auf Einzelheiten einzugehen. Nur im allgemeinen sei gesagt, daß mit allen Malereien der klassischen Kunst ein tiefer Gedankeninhalt verwebt ist, den wir bei weitem nicht völlig durchschauen. Bei „sehenden" Völkern ist eben Gedanke und Bild eins, bei „hörenden" getrennt. Diesen Dingen nachzugehen, ist höchst reizvoll, würde aber hier zu weit führen.

Sehr wichtig für unsere Beurteilung östlicher Kunst und überaus lehrreich ist die Art, wie der japanische Künstler seine Eindrücke im Bilde niederlegt. Ganz im Gegensatze zu moderner westlicher Kunstübung zeichnet er nicht vor dem Modell. Er erfüllt seinen Geist mit dem darzustellenden Motiv, sucht den Gegenstand, den er wiedergeben will, mit scharfer Beobachtung immer inniger in sein Gedächtnis aufzunehmen. Das Malen selbst geschieht dann durchaus aus der Erinnerung. Es ist dieselbe Methode, die Böcklin verfolgte und Marées und die Seinen aufs lebhafteste anempfahlen. Und die Resultate sind dieselben, die auch den genannten europäischen Künstlern vorschwebten: dem „musikalischen" Auge prägen sich die malerisch bedeutsamsten Momente der Außenwelt am stärksten ein, sie werden auch im Bilde an erster Stelle wiedergebeben, und damit erhält dieses eine eindringliche Kraft, die die gewissenhafte Modellpinselei nie erzeugen kann. Die Gymnastik des Formengedächtnisses, von der wir oben sprachen, macht die Japaner zu virtuosen Könnern im Sehen und Bewahren der Gesichtseindrücke. Schon in den frühesten Zeiten unserer Bekanntschaft mit der japanischen Kunst überraschte vor allem, wie sicher momentane Bewegungen, die unserem Auge erst die Photographie enthüllte, dort wiedergegeben wurden. Das sind aber schließlich nur Äußerlichkeiten, das Wesentliche ist die Größe der Naturanschauung, die durch diese durchgeistigte Art des Schaffens sich im Geschaffenen offenbart.

Die große Zeit von Japans Kunst fällt mit der bewegtesten Periode seiner Geschichte zusammen, die heldenhaften Kämpfe im Ringen um die Herrschaft warfen auf sie ebensogut Reflexe, wie die über-ästhetische Bildung am Hofe des Scheinkaisers. Mit der langen Friedenszeit unter der klugen und festen Regierung der Tokugawa-Shogune (1603—1868) verlor die Kunst mehr und mehr ihre großen Züge. Am Sitze des Hofes dieser eigentlichen Beherrscher des Landes zu Yedo wurden die heiligen Gestalten und heroischen Landschaften den alten Kano-Meistern gedankenlos, wenn auch handwerkstüchtig nachgebildet, ein echt akademischer Betrieb. In der Kaiserstadt Kyoto entwickelte sich, deutlich europäisch beeinflußt, eine naturalistische Kunst, die, so fein und gefällig sie uns erscheint, doch keineswegs die Größe der klassischen Naturauffassung erreichte.

Neues Leben brachte die mit dem Ende des 17. Jahrhunderts auftretende Volkskunst, die Ukiyoe-riu. Sie wandte sich mit ihren bunten Darstellungen

von schönen Frauen, Schauspielern, hübschen Gegenden, Volksfesten und burlesken Halbgöttern in billigen Holzschnitten an die weiten Kreise, die die aristokratische hohe Kunst nur von ferne in den Schlössern der Großen und in den Tempeln hatten bewundern können. Die populären Blätter wurden denn auch nicht hoffähig. Auch heute noch liebt der kunstsinnige Japaner mit einer Inbrunst, die uns höchst sympathisch berührt, seine alten Meister, die in ihm hohe und reine Empfindungen auslösen. Er anerkennt wohl die hohen Qualitäten mancher Künstler der Ukioye-riu, aber er ist zu sehr Klassizist, um in diesen Tageserzeugnissen mehr als Erreger flüchtiger Zerstreuung zu erblicken, die ihm weit entfernt scheint von wahrem Kunstgenusse. Wir Europäer dürfen darüber unbefangener denken. Unfähig, ganz in den tiefen Gedankengehalt alter Kunst einzudringen, alle ihre Suggestionen nachzufühlen, werden wir dieser sicher bei aller Bewunderung nicht völlig gerecht. Leichter ist uns die oberflächlichere Volkskunst zugänglich, sie ist für uns eine bequeme Vermittlerin, um die höchst anregenden Grundlagen ostasiatischer Kunst auf uns wirken zu lassen, die auch in ihr klar hervortreten.

Jede Kunst wurzelt im heimischen Boden, bietet aber ihre Früchte der ganzen Welt. Sind die Früchte saftlos und schal, so lassen wir sie achtlos liegen, sind sie würzig und erfrischend, so erquicken sie unser Leben und lassen uns etwas von der Harmonie der Sphären ahnen. Der Boden japanischer Kunst ist jenes feine ästhetische Empfinden des ganzen Volkes, befruchtet und genährt wurde sie von der gewaltigen Weltanschauung Gautama Sakyamunis, die die Gemüter der halben Menschheit erschüttert hat, eine Religion, welche die Liebe zur Umwelt predigt, wie es das Christentum nur in seinen erleuchtetsten Geistern tat, welche den Sinn ihrer Anhänger unwillkürlich zur Versenkung in den Zusammenhang alles Seins drängt. Die Früchte, die ein solcher Baum trägt, können nicht anders als köstlich sein. Vielleicht weist sie mancher mißtrauisch als ungewohnte Speise zurück; wem aber das Fremdartige erst vertraut geworden ist, der fühlt sich belohnt durch das reine Glück, „den versammelten heimlichen Schatz des Herzens" gemehrt zu haben.

Dr. H. Smidt.



Melozzo da Forli — Engel.

Lächelnder Knabe! Voll Zuversicht
Spielt er das Lied;
Und sein Angesicht,
Das Gott sieht,
Ist voll Licht
Und himmlischer Ruh'.
Nie deckte ein Schmerz es zu
Und ließ das Leuchten vergeh'n.
All sein Gescheh'n
Ist gebunden
An Stunden,
Die sich füllen und runden
Zum Tage des Herrn.
Der sehr fern —
Aber: einmal da sein wird!
Und leuchtender sein wird
(Das ist seiner Seele Zuversicht)
Als alles Licht,
Das um Gottes Angesicht
Sich wie eine Welt
Von Sonnen gestellt.
So spielt er sein Lied . . .

Einer aber blicket den Vater an —
Und sein leidesvoller Mund
Hebt zu singen an:
„Herr, der du die Sehnsucht bist."
Und aller Schmerz ist,
Wie versteint,
Auf seinem Antlitz mit Sehnen vereint.
Und es scheint,
Der blasse Mund
Wäre aller Leiden kund
Und hätte alles Wissen.
Wie zerrissen
Ist der Violine Ton.
Und das Gold,
Als schwerer Ring um sein Haar gerollt,
Ist wie Hohn —
Vor der Macht seiner großen Pein.
Vor des Herrn Thron
Ganz allein
Steht sein Lied.
Und Gott sieht
Und hebt ein wenig die Hand,
Daß es wie Winken ist:
„Der du so tief voll Sehnsucht bist,
Offen steht dir mein Land."

Und Eines Antlitz ist zur Erde geneigt —
Sein Mund schweigt.
Aber seine Augen rufen
Und scheinen zu suchen
Und hängen nicht an des Thrones Stufen
Und schauen nicht das Antlitz des Herrn.
Sein Lied ist Gott fern.
Sein Lied ist allein
Und der Ton der Mandoline ganz klein
Und wie eine Bitte.
Wie ein Gebet,
Das einsam steht —
Und fleht —
Und weiß nicht, was?
Blaß
Ist die Hand, die in die Saiten faßt voll
Und wie ein Fragen [Zagen.
Dringt leises Klagen
Immer hinab.
Und seines Halses sehnende Gebärde
Drängt hin zur Erde.
Und immer noch hängt seiner Augen Rufen
Nicht an des hohen Thrones Stufen.

— — — — — — — — — — — —

Ganz weit und fern
Ist über ihm das Angesicht des Herrn.

Gesine Frerichs.

Literarischer Neoimpressionismus.

Eine beträchtliche Anzahl modern empfindender Menschen sieht in dem sogenannten Neoimpressionismus eine Lösung der Frage, welches der richtige Weg zur höchsten Vollendung der Malerei sei. Nichts, behaupten sie, gäbe täuschender und leuchtender Sonne und Licht auf der Leinwand wieder, als das Nebeneinander unzähliger farbiger Pünktchen und Strichelchen, die zwar in der Nähe gesehen sich gar nicht zum plastischen Bilde fügen wollen, aber in der Entfernung dann allerdings oft überraschende Effekte hervorbringen. An diese Neoimpressionisten und ihre Bewunderer habe ich jüngst während der Lektüre eines modernen Romans lebhaft denken müssen. Anfangs regte mich das Kaleidoskopartige der Schilderungen förmlich auf, bis mich der Gedanke beruhigte, daß wir hier in der Literatur auch eine jener Modeerscheinungen vor uns haben, die ihre Weisheit als die allein selig machende verkünden möchten, und die eine spätere Generation vielleicht doch nur als Kuriosität anstaunen wird. Wie alle Vergleiche, hinkt auch dieser, mit dem ich eine Parallele zwischen der Pünktchenmalerei und dem Überwuchern der Detailschilderung bei manchen modernen Schriftstellern ziehe. Der neoimpressionistische Maler will mit seinem Bilde immer eine Gesamtwirkung hervorbringen, was er auf seine besondere Manier zu erreichen versucht, während der moderne Dichter vor allem wünscht, daß der Leser die Nüancen der Nüancen von Stimmungen empfinden soll und diese zu erreichen glaubt, indem er Details auf Details häuft. Er bedenkt meist nicht, daß die fortwährende Schilderung belangloser Kleinigkeiten dem Leser leicht den Blick für das Ganze, das Gesamtbild, trübt.

Die Sucht, durch das Beleuchten kleiner, äußerlicher Züge, durch die genaue Beschreibung der Umgebung, die Personen eines Romans plastischer zu gestalten, sie feiner zu charakterisieren, ist noch gar nicht so alt. Balzac hat, glaube ich, zuerst diese Detailmalerei, für die bei uns dann später das schöne Wort Milieuschilderung erfunden ist, in die Literatur eingeführt, aber wenn es sich auch noch so breit macht, immer steht Balzacs Detail in engstem Zusammenhang mit der Handlung des Romans. Die Alten und die Renaissance kannten überhaupt keine Detailschilderungen im modernen Sinne. In hehrem Freskostil werden bei ihnen die Schicksale der Könige und Heroen besungen, aber welche Kleider Helena trug, wie die Nase des Achilleus beschaffen war, wie Chriemhild ihre Zimmer eingerichtet hatte, was Äneas und Dido speisten und welche Blumen in den Gärten der Alcina blühten, wird uns nie und nirgends erzählt, und dennoch haben wir alle das Gefühl, als kennten wir jene Personen so genau wie unsere leiblichen Geschwister. Lediglich unsere Phantasie hat sie uns so lebendig geschaffen, daß wir dem bildenden Künstler grollen, wenn er uns diese Lieblinge nicht so nachbildet, wie sie uns vorschweben! — Wer denkt nicht, wenn man von märchenhaften Schätzen liest,

zuerst an Ali Baba und seiner vierzig Räuber goldstrotzende Höhle, an Aladdins Juwelengarten, aus dem er die Wunderlampe holen mußte! Dieser Eindruck von alles überwältigender Pracht wird nur durch ein paar kurze Zeilen hervorgerufen, deren einziges Detail ist, daß die grünen und roten Früchte aus Smaragden und Rubinen sind, während die gelben aus Topas bestehen. — Balzac macht erst das Detail zu einem Hauptbestandteil seiner Handlung. Weil ein indischer Talisman das leitende Motiv eines Romans ist, beschreibt er uns den Laden eines Antiquitätenhändlers, in dem das Stück sich befindet, mit allem Inventar, er schildert die Wohnung seiner Heldinnen bis zu den erbärmlichsten Kleinigkeiten, er erspart uns keinen Geruch, oft nicht einmal das Menu des Mittagsessens. Die genaue Beschreibung von Mahlzeiten in Romanen verdanken wir übrigens Rousseau, der zuerst seine Heldin als sorgsame Hausfrau zeigt und sie vor den Augen des Lesers ein erlesenes Mahl mit Vergnügen bestellen und verspeisen läßt. Das hätte man früher unter der Würde einer Romanheldin gefunden! Zola hat, wie man weiß, diese Milieumalerei dann noch weiter ausgearbeitet, bei ihm wird die Schilderung zum Symbol, zum Leitmotiv seiner Personen. Das Detail überwuchert geradezu die Handlung, aber diese ist an sich so stark, daß sie sich trotzdem nicht ins Grenzenlose verliert und man die Absicht des Dichters immer im Auge behält. Es kommt mir bei Zola oft wie in einem Zimmer von guten architektonischen Proportionen vor, welches so voller Möbel gestopft ist, daß man sich über den Raum selbst kaum noch freuen kann. — Wie Zola, so fußt in dieser Richtung auch Flaubert auf Balzac, aber sie hat sich bei ihm auf einer anderen Linie entwickelt. Das Detail überwuchert bei ihm nur da, wo der Gelehrte in ihm den Dichter beiseite schiebt. Wenigstens wüßte ich mich keiner Szene aus „Madame Bovary" zu erinnern, wo nur Äußerlichkeiten beschrieben werden, die mit der Handlung in keinem Zusammenhange stehen. Man wird sich der ausführlichen Erzählung der mißglückten Operation erinnern und der an Arsenik schauerlich sterbenden Heldin, aber trotz aller Ausführlichkeit quält uns nirgends ein Detail, das nur aus einem gelehrten Zwecke an seiner Stelle steht. Dagegen ist Salammbô bei aller Schönheit und trotz der sehr interessanten Handlung eigentlich nichts anderes als eine meisterhafte Schilderung des alten Karthago. Flaubert beschreibt uns den Palast Hamilkars, den Tempel der Astarte, die Gewänder der opfernden Salammbô, ein Übermaß orientalischer Pracht mit flimmernden Juwelen und hypnotisierenden Gerüchen, so daß man beim Lesen fast wie in einen Haschischrausch gerät, das Gefühl des Ganzen allmählich verliert und nur noch den Eindruck eines kaleidoskopartig wechselnden, schimmernden Bildes hat. Aber trotz aller Überfülle bleibt Flaubert immer der große Meister und der Roman behält seine Struktur, nur überziehen die Details, ähnlich wie bei indischen Bauten, jeden Fuß der Architektur mit phantastischen Ornamenten, so daß man die Grundpfeiler nur noch ahnt. Meiner Ansicht nach ist Flaubert

bereits bis hart an die Grenze der Möglichkeit gegangen in der Aufhäufung dieser Art gelehrten und schimmernden Details, bei Oscar Wilde, der nun Flaubert noch übertrumpfen möchte, muß man schon mit anderem Maß messen. Entweder ist diese Sucht, in Kostbarkeiten mit Worten zu wühlen, bei ihm eine Art Snobismus, oder es ist eine gewisse Perversität, die sich an dem Aufzählen von Stoffen, Gold und Juwelen in der Phantasie berauscht. Mir scheint Wilde es als eine Art wollüstigen Kitzels zu empfinden, wenn er seine Heldinnen mit den märchenhaftesten Gewändern, dem seltensten Geschmeide schmückt und seine Männer durch ein Leben im raffiniertesten Luxus zu einer überfeinen Sinnenkultur heranbildet. Man braucht zur Illustrierung dieser Behauptung nur das neunte Kapitel des Dorian Gray zu lesen, das fast ganz mit derartigen Beschreibungen gefüllt ist, die mit dem Roman kaum noch zu tun haben, und die nur durch Wildes glänzende Rhetorik so interessant vorgetragen werden, daß man sie nicht überschlägt, sondern wie einen tollen Traum an sich vorübergleiten läßt.

Trotz dieser Schwächen wird Oscar Wilde eine zwar degenerierte, aber immerhin sehr eigenartige Erscheinung der modernen Literatur bleiben, eine von denen, die alles andere, nur nicht Nachahmung vertragen, und deshalb erschrak ich, als ich in dem neuesten Romane Wassermanns, „Die Masken Erwin Reiners", auf eine Wilde fast analoge Szene geriet. Der Dichter, um uns die raffiniert hohe Kultur seines Helden zu schildern, welcher ein Mittel sucht, um die schöne Virginia zu verführen, benutzt das, um uns in großer Ausführlichkeit die Kostbarkeiten aufzuzählen, die in müßigen Momenten dieser Erwin Reiners gesammelt hat. Es wäre wirklich schade, wenn Wilde in dieser Richtung Schule bei uns machte und ein so begabter Dichter wie Wassermann, der selbst etwas zu sagen hat, hier zur Nachahmung versucht würde. Noch ist bei ihm das Detail nicht Hauptsache, aber er arbeitet es so subtil heraus, daß ein flüchtiger Leser leicht, durch das Allzuviel verwirrt, der sehr feinen, psychologischen Analyse des Ganzen nicht so aufmerksam folgen kann, wie es das Buch verlangt. Die Beschreibung dieser tausenderlei, für die Erzählung oft unwichtiger Kleinigkeiten möchte ich literarischen Neoimpressionismus nennen! Auch er hat seine Gemeinde gefunden, aber ich hoffe von dem gesunden Geschmack unseres Publikums, daß es sich ablehnend verhält, falls die Nachahmer Oscar Wildes sich mehren sollten. Wenn man in einem Roman liest, daß durch der Heldin weiße Finger Perlen gleiten, so ist das ein erfreuliches Detail, aber wenn der Dichter uns wie in einem Museumskatalog darüber belehren will, was apfelgrüne Chrysopasen, perlmutterglänzende Kassolungen, Berylle und Turmaline sind, so bringt uns das dem Wesen dieser Heldin nicht näher. Viele Leser wird es sogar langweilen, manche werden es überschlagen und vor beidem sollte sich ein Dichter immer hüten.

L. Susemihl-Gildemeister.

O Moskwa —

Endlich waren sie in Moskau angekommen nach einer unendlich langen Fahrt in dem dumpfen, verräucherten Coupé dritter Klasse. Schon seit einer Weile tauchten längs der Bahn braungestrichene Datschen, von zart ergrünenden Birken umgeben, auf; einige davon waren bereits bewohnt, vor anderen wurden eben Fuhren von Betten und Haushaltungsgerät ausgepackt. Und dann lief der Zug in den Bahnhof ein. —

Die beiden Mädchen hatten niemand, der sie abholte. Jedoch eine bescheidene Unterkunft war ihnen angegeben; sie fragten sich durch bis zu dem großen, schmutzig-grauen Hause, stellten dort ihre Sachen ab, genossen ein weniges, verabredeten das Nötige mit der Wirtin und eilten dann ins Freie. Sie hielten es nicht aus in den engen, stickigen Räumen; draußen war ein so herrlicher, sonniger Frühlingstag, der die goldenen Kuppeln und die weißen Mauern Moskaus blendend klar und leuchtend machte. —

Die zwei wanderten aufs Geratewohl, bis sie an die Schmiedebrücke kamen, jene kurze, glänzende Straße mit den hohen Häusern und den prächtigen Magazinen; sie gingen die Schmiedebrücke hinunter und der allgemeinen Bewegung nach durch die Petrowka, dann durch die Stoleschnikoffgasse, und befanden sich nun in einer breiten, geraden, unabsehbar langen Straße, der Twerskaja, wie sie auf den blauen Schildern lasen.

Sie hatten sich nach rechts gewandt und schritten schweigend, staunend, ein wenig betäubt von dem unruhigen Treiben ringsum, weiter; durch ein dichteres Gewimmel mußten sie sich drängen, wo der Boulevard die Straße kreuzte; dann kamen sie an dem Strastnoikloster vorbei, und bald darauf an dem Englischen Klub auf der anderen Seite der Straße mit den zwei wunderlichen Löwenfiguren am Toreingang.

Über die äußeren Boulevards ging es hinaus, und nun wurde die Straße noch viel breiter; elegante Equipagen jagten gegen das Tor zu, Iswostschikwagen rollten träge vom Brester Bahnhof her, mit Koffern voll bepackt und besetzt mit verstaubten Reisenden.

Jenseits der Triumphpforte aber erstreckte sich der Petrowskipark, sonnendurchschienen und leise grünend, und auf der Chaussee erhob sich ein goldiger Staub von den Hufen der trabenden Rosse.

Die beiden Mädchen wanderten und wanderten. Sie sahen zu ihrer Rechten die glänzenden Restaurants, die auf ein elegantes Publikum warteten, zu ihrer Linken das Chodinkafeld mit den Rennplätzen; ringsum aber zogen unzählige Equipagen mit russischen, bärtigen Kutschern im wattierten Mantel oder auf englische Art mit dürren Kerlen im futteralartig engen, sandfarbenen Rock; dazwischen bewegten sich Reiter, einzeln und in Gruppen, und auf einem eigens für sie bestimmten Wege huschten Radfahrer durcheinander. Ein schon

etwas angeheiterter Bursche schwang seine Mütze und sang: „O Moskwa, Moskwa, Moskwa, solotaja golowa" —

„Moskau goldenes Haupt" —

Die beiden Mädchen merkten Hunger und Müdigkeit nicht; sie waren wie in einem Traum, einem Traum von üppigem Reichtum und strahlender Herrlichkeit. Endlich waren sie aus ihrer trüben Enge in diese glückliche, genießende Welt gekommen; und sie würden fortab dazu gehören, ihren Anteil haben an dem Glück, an dem Genuß . . . .

Es dunkelte schon, als sie heimkehrten in ihre armselige Herberge. Sie gingen sehr müde zu Bett und schliefen dennoch lange nicht; fortwährend zogen ihnen die Bilder hauptstädtischer Pracht durch den Kopf, auch redeten sie nun davon, zumal Franziska, die sich selbst ebenso wie der Freundin eine nahe bevorstehende wundervolle Zukunft ausmalte.

Woher das Geld kommen sollte, das sie so sicher und so bald erwartete, hätte sie nicht zu sagen vermocht; allein darum trübte kein Zweifel ihre feste, leidenschaftliche Zuversicht, welche sich auch ihrer Freundin Pauline mitteilte. Wie lange hatten die zwei nicht auf Befreiung gehofft! Alle die schweren Jahre in der baltischen Provinzstadt, wo sie aufwuchsen unter einer harten Zucht in den engen Anschauungen ärmlicher Handwerkerfamilien — dabei persönlich beide ehrgeizig, beide mit heimlicher Bitterkeit sich mißachtet und zurückgesetzt fühlend von ihren reicheren, vornehmeren Altersgenossinnen, dabei doch leidlich gebildet, wenigstens im Besitze aller der Bildung, die in einem großen Kulturzentrum zum Genießen befähigt . . . .

Der Morgen brach mit einem trüben Himmel an und brachte eine große Sorge, die Sorge: Was tun? Die geringe Barschaft war fast aufgebraucht, es war nötig, sogleich Geld zu verdienen — und wäre es auch nur wenig, es mußte *sogleich* sein — eine günstige Schicksalswendung würde dann nicht ausbleiben.

Wie konnten aber zwei junge Mädchen, ohne Kenntnis eines Berufes, ohne alle Beziehungen, in dieser großen Stadt sich Geld erwerben?

Nur durch Stundengeben, es war keine andere Möglichkeit. Das sahen Franziska und Pauline ein, und sie begaben sich auf die Suche nach Schülern.

Ach, Schüler zu finden war schwerer als sie es sich gedacht hatten. Sie sprachen beide leidlich Russisch, allein hier in Moskau wurden sie von vielen für Ausländer gehalten. Und was das Deutsche betraf, so gab es eine ungeheure Zahl von deutschen Fräulein, die um ein geringes Entgelt zu unterrichten bereit waren; und dabei besaßen die meisten Diplome, Zeugnisse und Empfehlungen. Musik und andere Künste aber verstanden die beiden Mädchen nicht, und die heimatliche Schule, die sie nicht einmal ganz absolviert hatten, gewährte keinerlei Rechte.

Sie liefen in der großen Stadt herum, daß ihnen die Sohlen schmerzten, und wußten doch nicht einmal, wen sie fragen sollten. Sie wandten sich an

einige Vermittlungsbureaus, wo man ihnen eine Einschreibegebühr abnahm und ihnen unbestimmte Hoffnungen machte. Sie versuchten es mit einem Inserat in einer vielgelesenen Zeitung und erhielten keine Antwort.

Unterdessen war ihnen das Geld völlig ausgegangen — sie wären obdachlos und der Polizei verfallen gewesen, hätten sich nicht endlich einige Landsleute ihrer angenommen. Mit deren Hilfe wurden am Ende doch einige Lernbegierige aufgetrieben; man führte Pauline einen ausländischen Meister von einer großen Fabrik zu, der von ihr Russisch zu lernen wünschte, und fand ihr einen Knaben, welchen sein Vater, ein praktisch gesinnter Kommis, in die deutsche Peter-Pauli-Schule bringen wollte, wozu aber einige vorbereitende Übungen im Deutschen notwendig waren.

Auch Franziska fand einige Stunden und so konnten die zwei sich wenigstens ihr Nachtlager und die unentbehrlichste Nahrung verschaffen.

Aber es war ein trauriges, entsagungsvolles Leben. Es fehlte an den Mitteln, auch nur die bescheidensten Ergänzungen der ohnehin so dürftigen Toilette vorzunehmen; der Unterricht ging ermüdend und überreizend auf die Nerven, aber zu keiner, auch nur der harmlosesten Zerstreuung, bot sich die Möglichkeit.

Und dabei wiegte sich die üppige Stadt in Vergnügen; Hunderte von Equipagen fuhren jeden Abend hinaus in den Petrowskipark, die Eremitage und die anderen teueren Restaurants waren stets überfüllt und die Drehorgeln in den Höfen spielten: „O Moskwa —"

Franziska äußerte sich ungeduldig und bitter, aber sie hielt an dem Glauben fest, daß zuletzt ihr doch ihr Teil an dem reichen, rauschenden Leben bestimmt sei. Pauline hingegen verzweifelte und gedachte schon heimzufahren; nur der Einfluß der Freundin bewog sie, daß sie vorläufig aushielt.

Sie quälte sich sehr mit ihrem ungelehrigen großen Schüler und mit dem störrischen Buben, am meisten aber mit ihrer eigenen Unerfahrenheit; mitten in der Stunde oft, wenn sie nicht mehr ein noch aus wußte, kamen ihr die Tränen in die Augen und ihre Finger begannen zu tanzen.

Zum Glück erkannte man ihre Unzulänglichkeit nicht recht.

Eine einzige Person gab es, die ihr eine Art von Trost brachte; das war Apollonia Stepanowna Koslowa, eine dicke, wohlhabende Witwe, Patin und Verwandte des kleinen Wallodja, die häufig um die Zeit der Stunde ins Haus kam, wo sie sehr ausgiebig Tee trank, indem sie große Mengen von Konfekt und Eingemachtem dazu verzehrte. Für die junge Lehrerin, die ihr sehr fein und gebildet vorkam, hatte sie bald eine phlegmatische Sympathie gefaßt; sie forderte Pauline daher öfter auf, nach beendetem Unterricht bei ihr am Teetisch zu verweilen, und lud sie später auch zu sich ein.

Darauf machte sie ihr eines Tages den Vorschlag, bei ihr als Kompanjonka, als Gesellschafterin, zu bleiben.

Pauline war sehr überrascht und sagte ohne Besinnen zu, sie hatte nur diese einzige Vorstellung: bei Apollonia Stepanowna gab es gut zu essen, nichts zu tun und eine anständige Unterkunft.

In der Tat bewohnte die stattliche Witwe ein eigenes Haus in der Vorstadt, das zwar aus Holz, aber gut gebaut und von einem Garten umgeben war; sie hielt sich einen Dwornik, eine Köchin und eine Stubenmagd, ja sogar eine Kuh, und war unter ihren Nachbarn sehr angesehen.

Pauline gefiel die Veränderung ihrer Lebensweise. Sie stand spät auf, saß den größten Teil des Tages essend und trinkend bei der Prinzipalin, die sich von ihr unterhalten ließ und sie durch behagliches, stillschweigendes Hinhören zu allerhand phantasievollen Lügen verleitete; die Dienstboten ließen sich gutmütig von der Neuangekommenen kommandieren; zum Ausgehen, zum Lesen fand sie auch immer Zeit; nur mit der Bezahlung hielt es die weitherzige Apollonia Stepanowna, wie Pauline meinte, etwas knauserig. Immerhin, nach den vorhergegangenen schweren Tagen erzeugte dieses satte Nichtstun einen wohligen Stumpfsinn, welcher es ungemein erleichterte, beständig mit der dicken Apollonia Stepanowna zu verkehren.

Der Freundin hatte Pauline von dieser günstigen Wendung ihres Geschickes brieflich Nachricht gegeben; sie erhielt als Antwort ein paar Zeilen mit abgerissenen, bitteren, ja verzweifelnden Äußerungen; und dann ging sie eines Tages hinüber in die kleine Wirtschaft, wo Franziska zu speisen pflegte: sie brannte, der anderen von ihrem Glück zu erzählen und, vielleicht zum erstenmal, seit sie einander kannten, sich ihr überlegen zu fühlen.

Franziska jedoch gratulierte nicht, wie sie erwartet hatte, sondern versetzte kritisch: „Das kommt dir im ersten Augenblick wohl ganz angenehm vor; aber wie lange wird es dauern?"

Dann klagte sie leidenschaftlich über ihr eigenes Unglück: wie die Stunden schlecht und zuweilen gar nicht bezahlt wurden, wie sie immer wieder wechseln mußte, unter den lernbegierigen Erwachsenen nur dumme, stumpfe und dabei meist unbemittelte Menschen fand, während sie in den reichen Häusern sich mit degenerierten Kindern plagen mußte und im Preise schmählich gedrückt wurde. Ah, diese reichen Häuser erfüllten sie mit Zorn und Haß und Neid und Begehren — und eine grenzenlose Verachtung hatte sie für ihresgleichen, die armen, jungen Unbeschäftigten, die einander Konkurrenz machten, sich gegenseitig die Preise verdarben, hungrig um einiger Kopeken willen jede Bedingung und jede Behandlung annehmen.

Pauline wußte nichts rechtes zu erwidern.

Beim Weggehen lud sie die Freundin zum Tee ein.

Und Franziska kam den nächsten Tag, obgleich sie nicht zugesagt hatte.

Pauline konnte einen wohlbestellten Teetisch bereiten, zu welchem Apollonia Stepanowna allerlei beisteuerte. Diese nämlich hatte gegen die Freundschaft der beiden Mädchen nichts einzuwenden, die sie beide mit einer fetten Sym-

pathie und einer Art von Hochachtung betrachtete, und denen sie gerne einen Bräutigam oder wenigstens einen Liebhaber gegönnt hätte; sie saß lange mit ihnen beim Samowar, hörte andächtig auf die schönen, großen Worte des Gastes, und zog sich endlich nur zurück, weil die Zeit ihres Nachmittagsschlummers gekommen war.

Als die beiden Freundinnen sich nun allein befanden, sagte Franziska: „Ich begreife wirklich nicht, wie du das aushältst. So eine ungebildete, vulgäre Person — der Tag für Tag den Hof machen — bloß für das bißchen Essen und ein Bett — sie müßte dich wenigstens mit Gold überhäufen, denn du opferst ihr deine besten Jahre und alle Chancen, die du hättest —"

Ihr hageres Gesicht belebte sich fast krankhaft und ihre Augen flammten, als sie fortfuhr: „Ich habe die tägliche Not und alle die Demütigungen satt. Es gibt nur einen Weg, zu Reichtum und Ansehen zu gelangen: durch Wissenschaft. Ich bereite mich auf die Frauenkurse vor, ich will Medizin studieren. Warte nur ein paar Jahre, dann werde ich hinter Spiegelscheiben wohnen wie die reichen Teehändler; und sie werden mir alle nachlaufen — und wenn du klug bist und nicht in dem großen Haufen von Stellensuchenden untergehen willst, dann tust du wie ich!"

Der einsamen Pauline blieb, als ihre Freundin sie verlassen hatte, von solchen Reden doch ein starker Eindruck zurück. Bei genauerer Überlegung fand sie, daß sie allerdings mehr hingab, als sie von der dicken Alten empfing.

Und von nun an wurde ihr das Leben im Hause sehr öde. Essen, trinken, schlafen — das war selbstverständlich; aber sie hatte nichts zu tun — und Apollonia Stepanowna war ihrer wirklich nicht würdig, sie war viel gewöhnlicher und ungebildeter, als es im ersten Augenblick den Anschein gehabt hatte.

Pauline sann in ihrem stillen Kämmerlein viel nach und fühlte sich recht unglücklich.

Wie ein Trost klangen ihr indessen die Reden der Freundin dauernd im Gemüte nach. Studieren — durch die ärztliche Wissenschaft angesehen und reich werden — ja, das war ein herrlicher Ausweg aus aller Bedrängnis; es konnte gar nicht so schwer sein, und wenn Franziska es erreichte, die doch in der Schule von beiden immer die schwächere gewesen war —

Was die andere ihrer Phantasie aufgedrängt hatte, das glaubte sie nun selbst gefunden zu haben, sie stand ganz unter der Herrschaft solcher Zukunftsbilder, von denen sie sogar der verwundert aufhorchenden dicken Witwe sprach.

Nun mußte aber auch irgend etwas geschehen, um die Ausführung des Planes wenigstens in die Wege zu leiten. Pauline meinte, sie wolle sich erst einmal gründlich erkundigen; und sie wußte, in dem Lokal, wo Franziska zu speisen pflegte, verkehrten ein paar ältere Studenten, bei denen sich am

ehesten Rat erholen ließ. Sie erbat sich also Urlaub von der Alten und ging rechtzeitig zu der in einem engen Gäßchen wohnenden Speisewirtin, um noch vor Franziska dort zu sein.

Franziskas Platz war in der Tat leer, aber ihr gewöhnlicher Nachbar, ein Student mit Namen Wassily Petrowitsch Beresoff, hatte sich schon eingestellt. Pauline, die ihn kannte, setzte sich zu ihm und bestellte sich einiges Essen.

„Nun, was, haben Sie Ihre Stelle aufgegeben, daß Sie mit uns speisen?" fragte der Student gemütlich.

„Nein, aber ich werde sie aufgeben."

Die Einleitung hatte sich von selbst gemacht, und nun begann das junge Mädchen ihr Herz auszuschütten, mit sprudelnden Worten, mit hastigen Gebärden, Blässe und Röte jagten abwechselnd über ihr Gesicht, dessen Muskeln nervös zuckten wie ihre Finger. Sie wolle durchaus studieren, Medizin studieren, das sei ihr einziger großer Wunsch, und wenn er nicht erfüllt werde, habe das Leben für sie keinen Wert, sie würde sich dann unter den erstbesten Eisenbahnzug werfen. Aber andererseits werde sie diesem großen Ziel alles zum Opfer bringen, sie wolle arbeiten Tag und Nacht und hungern und in abgerissenen Kleidern gehen; sie wünsche von niemand materielle Unterstützung, nur guten Rat begehre sie, nur, daß man ihr einigermaßen den Weg weise.

So leidenschaftlich redete sie, daß die Wirtin und die vereinzelten fremden Gäste aufmerksam wurden.

Aber Wassily Petrowitsch, ein guter und sonst eher enthusiastischer Mensch, blieb auffallend kühl. „Schlagen Sie sich diese Gedanken lieber aus dem Sinn, Pawla Karlowna," meinte er kopfschüttelnd.

Pauline war wie vor die Brust gestoßen.

Dann erwiderte sie mit schwerer Stimme: „O — auch Sie, Wassily Petrowitsch — ich hatte Sie immer für so ideal gehalten — auch Sie verachten mich und weisen mich ab!"

Und die Tränen stürzten ihr ins Auge.

„Nun, nun, Sie müssen es nicht so aufnehmen," sagte er begütigend, indem er seine Hand auf ihren Arm legte. „Ich wollte Ihnen nur Enttäuschungen ersparen. Wissen Sie, das Studieren hat auch seine Schattenseiten — und gerade für Sie ist es, glaube ich, nichts."

„Für mich — warum nicht?"

„Weil Sie — die nötige Vorbildung nicht haben."

Daran hatte sie noch gar nicht gedacht; sie verstummte. Aber dann widersprach sie, erst zaghaft und allmählich eigensinniger.

„Na, wir können ja gleich die Probe machen," sagte der Student und stellte ein paar examinierende Fragen.

Vom Latein wußte Pauline nichts; das wäre vollständig nachzuholen gewesen. Aber auch ganz elementare Kenntnisse, die sie unzweifelhaft besessen hatte, waren ihr schon entfallen.

Sie schwieg verwirrt, ärgerlich und beschämt; ohne daß sie es merkte, rollten ihr Tränen über die Wangen hinab.

Der gutmütige Beresoff redete auf sie ein: „Nehmen Sie es sich nicht so zu Herzen. Ich meine es gut mit Ihnen, und ich spreche aus Erfahrung. Ich will Ihnen etwas sagen: Ihre Freundin ist mir schon vor einiger Zeit mit demselben Anliegen gekommen. Sie schien noch viel leidenschaftlicher auf das Lernen aus, als Sie. Und, sehen Sie, es hat mir leid getan, sie hat mich interessiert — kurz, ich habe angefangen, ihr lateinischen Unterricht zu geben. Aber es ging absolut nicht. Schon in der ersten Stunde dachte sie an andere Dinge; zum Auswendiglernen hatte sie keine Geduld, in den Stunden fing sie an, mit mir zu plaudern und kam von dem Hundertsten ins Tausendste — sie hätte mich zur Verzweiflung gebracht."

In diesem Moment erschien Franziska. „Was erzählen Sie von mir?" fragte sie im Hereintreten.

„Er sagt, daß Sie eine verrückte Person sind," rief einer der Studenten von seinem Tische herüber.

Franziska hatte unterdessen Platz genommen und ihre Freundin begrüßt. Ein dritter Student neckte sie: „Er hat Sie eine verrückte Person genannt; und das lassen Sie sich stillschweigend gefallen?"

„Es ist wahr," erwiderte Franziska gehorsam, erhob sich, ging langsam zu dem Beleidiger und versetzte ihm eine Ohrfeige.

Der Student erzürnte sich aber nicht, sondern brach in ein lautes Gelächter aus; und nun richtete sich von allen Seiten ein lärmender Spott gegen die jungen Mädchen, den auch der rücksichtsvollere Beresoff trotz seiner vermittelnden Bemühungen nicht zu dämmen vermochte; von einem Tisch zum anderen flogen grobe Witze über ihr hysterisches Betragen, ihre selbstgefälligen Aspirationen, ihre kindische Weltfremdheit.

Sie merkten beide, wie wenig sie von den jungen Leuten und den vereinzelten Kursistinnen für ihresgleichen gehalten wurden. Bleich standen sie auf und gingen miteinander zur Türe; auf der Straße schluchzte Pauline und hatte ein großes Verlangen, sich mit ihrer Freundin auszusprechen; aber diese, leichenfahl, würgte an ihrem Zorn und schlug schnell den Weg in einer anderen Richtung ein.

Als Pauline später mit Apollonia Stepanowna beim Tee saß, merkte diese wohl das verstörte Wesen ihrer Kompanjonka, die sie denn auch ausfragte.

Das junge Mädchen berichtete ihr im allgemeinen die Wahrheit, wenn auch nicht ohne allerlei romantische Verzierungen; die dicke Witwe aber blickte philosophisch über ihre dampfende Untertasse hinweg, die sie auf den gespreizten drei Fingerspitzen ihrer linken Hand balancierte, indem der Ellbogen auf der

Tischplatte ruhte — sie blickte philosophisch und bemerkte: „Mit dem vielen Lernen haben sich manche schon ins Unglück gebracht. Ich täte an eurer Stelle doch lieber heiraten."

Pauline murmelte eine verächtliche Äußerung über die Männer, jedoch dann widersprach sie weiter nicht.

Es war ihr ein Ärger und zugleich eine Art Genugtuung, was die Alte gesagt hatte. Denn ihr selbst hatte die Idee sich schon aufgedrängt: warum als Alleinstehende sich quälen in der Welt, warum nicht lieber heiraten? Es gab doch so viele Männer, und auch wohlhabende und angenehme — und so manche Mädchen heirateten, die ebenfalls arm waren, aber noch dazu häßlich und ganz ungebildet!

Pauline betrachtete sich immer wieder mit ängstlicher Aufmerksamkeit im Spiegel, und je länger, je mehr war sie von ihrem Äußeren eingenommen. Sie kleidete sich nun mit Sorgfalt, sie änderte nach längerer Überlegung ihre Frisur.

Aber für wen? Apollonia Stepanowna verkehrte nur mit ihren Dienstboten und ein paar alten Nachbarinnen. Sie gewährte zwar sehr freigebig ihrer Gesellschafterin Zeit zum Ausgehen — allein, was nützte das? Die Studenten in der baltischen Garküche waren doch wirklich kein passender Umgang, das hatten sie durch ihr Benehmen deutlich gezeigt. Aber Beziehungen zu besseren Familien, zu ernsthaften jungen Männern waren in dieser großen Stadt schwer anzuknüpfen.

Was tun? Mit Schrecken glaubte Pauline zu erkennen, daß sie ihre Jugend versäume. Sie glaubte ein tiefes, sehnendes Verlangen nach Liebe in sich zu verspüren; und nun sah sie, daß sie ewig allein sein sollte, daß die Umstände sie grausam abhielten von ihrem Glück, von dem Manne, dem sie sich vertrauend hingeben könne. Das aber stimmte sie sehr traurig, ein unendliches Mitleid mit sich selbst überkam sie; und so lag sie stundenlang, halbe Nächte lang, in wütendem Weinen auf ihrem Bett, nach Liebe sich verzehrend und wühlend in ihrer eigenen Qual, und sie empfand in dem Weinen einen heimlichen, wundersamen Genuß . . . . .

Mit geröteten Augen kam sie dann zum Essen oder an den Teetisch, und Apollonia Stepanowna, die doch gewiß nicht fein war, fragte sogleich, was ihr fehle.

Das junge Mädchen hätte sich so gerne ausgesprochen und fing schluchzend an zu erzählen von seiner Not; jedoch die dicke Person war viel zu frivol und apathisch, um dergleichen richtig zu verstehen.

Da nun das einsame Weinen mehr einen andauernden Reiz als einen Trost gab, so wuchs die Begierde nach Mitteilung. Aber es war niemand, an den Pauline sich hätte wenden können, außer ihrer Freundin Franziska, und obwohl sie gerne von dieser frei geworden wäre, flüchtete sie sich in ihrer Verlassenheit zu ihr. Freilich suchte sie keine Zusammenkünfte, sondern

begnügte sich mit Briefen; darin konnte sie sich bequemer und ungestörter äußern, die Gedanken kamen ihr da mit Leichtigkeit in einer Art von poetischem Rausch, und sie empfand die lästige Überlegenheit ihrer Freundin nicht, sondern im Gegenteil ein angenehmes Selbstgefühl.

„O, ich sehne mich so unendlich nach Liebe! Das Weib ist doch nur geschaffen, um durch den Mann glücklich zu sein, alles andere ist Täuschung! Wie gerne wollte ich alle meine anderen Lebenspläne opfern, wenn ich wüßte, daß zwei starke Arme mich umschließen, wenn ich mein Haupt an eine treue Brust lehnen könnte und da geborgen sein vor der Welt! Aber statt dessen soll ich hier in elender Abgeschiedenheit versauern — versauern, wie du auch! O, meine einzige Franziska! Hilf mir — wir wollen trotz alledem und alledem nicht verzweifeln — wir werden ihn finden, den Mann, der uns beschieden ist, unser vorausbestimmtes Ideal — nur verlasse du mich nicht — hilf mir, hilf mir, sonst gehe ich im Ekel an der Welt zugrunde!“

Mit solchen und ähnlichen Äußerungen bestürmte Pauline ihre Freundin.

Doch diese blieb auf alles Drängen stumm.

Endlich schickte sie ein kurzes Billet. Pauline riß begierig den Umschlag auf — sie war sicher, die kluge Freundin hatte geschwiegen, um in der Stille tätig zu sein, und nun kam sie mit einem entscheidenden Vorschlag, — o, welcher Art mochte der wohl sein?

Die kurzen Zeilen enthielten aber bloß einen kühlen Gruß und die alten Klagen der Unbefriedigung.

Da erfaßte das enttäuschte Mädchen ein ängstlicher, aufgeregter Zorn. Und sie setzte sich hin und schrieb mit fliegender Feder an die Kaltherzige.

„O, auch Du, auch Du hast mich schmählich verraten, das einzige Wesen in der Welt, auf das ich noch Vertrauen setzte! Du hast kein Herz, Du bist eine schreckliche Egoistin! Mit eiserner Hand möchtest Du mich hinausstoßen in das Elend, um mich los zu sein. Du fürchtest wohl, ich könnte Dir im Wege stehen, oder daß ich von Dir zuviel weiß. Habe keine Angst, Du siehst mich nicht wieder! Aber ich fluche Dir — kein geliebter Mann soll Dich auf seinen Knien schaukeln und kein Kind sich Dir an die Brust schmiegen.“

Dieses aufgeregte Schreiben verfehlte denn doch seine Wirkung nicht: Franziska erschien am nächsten Tage.

„Aber Pauline, wie kannst du dich so alterieren, wenn ich dir ein paar Tage nicht schreibe; du weißt ja, wie ich dir gesinnt bin,“ sagte sie beim Hereintreten.

Und dann wandte sie sich mit einer ruhigen Erläuterung an die schweigende Versöhnte. „Deine Briefe sind mir ganz aus der Seele geschrieben. Ich habe mir diese Sachen schon lange durch den Kopf gehen lassen, und im allgemeinen urteile ich ganz wie du. Zum Beweise habe ich dir mein Tagebuch mitgebracht, damit du siehst, ich rede dir nicht etwa nachträglich etwas vor.“

Und sie zog aus der Tasche ein schmales Büchlein, das, bereits etwas abgegriffen, in ordinäres schwarzes Leder gebunden war und in goldenen Lettern die Inschrift: Poesie trug.

Nun blätterten die zwei miteinander die engbeschriebenen Seiten durch. Unter den Eintragungen, die zumeist in Klagen über die Ungerechtigkeit des Schicksals, in Verwünschungen der im Luxus schwelgenden Dummköpfe bestanden, tauchten, erst selten, dann immer häufiger, Bemerkungen über die Männer und das Heiraten auf. Erst waren es nur Allgemeinheiten, dann gab es Namen.

„Er hat mir selber gestanden, daß er schlecht ist," hieß es. „Aber gleichviel, er hat Geld und ich werde mit ihm schon fertig werden."

„Wenn man leichtsinnig sein wollte, könnte man sich ja für kurze Zeit ein schönes Leben schaffen. Aber man muß an die Zukunft denken, man muß ihn zum Heiraten bringen. Darum nur nicht zu sehr entgegenkommen."

„Er ist sehr schlau. Nur sich nichts merken lassen — sehr geschickt vorgehen."

„Er ist mir eigentlich zuwider; aber er ist sehr reich; darum werde ich nicht zaudern —"

„Wenn man sich klug benimmt, sind die Männer doch leicht zu übertölpeln; sogar er, der Erfahrene, der Durchtriebene —"

Und nun erklärte sie geheimnisvoll, sie habe inzwischen jenen soweit gebracht, daß es zu einer schnellen Verlobung kommen müsse.

„Ich selbst halte es noch hin," fuhr sie fort, „denn mir wird der Entschluß ein bischen schwer. Einerlei, jetzt will ich ein Ende machen. Der Reichtum kann für alles entschädigen — und außerdem werde ich ein großes Haus machen, und es wird mir an interessanter Herrengesellschaft nicht fehlen."

„O, du Glückliche," warf Pauline ein.

„Du brauchst mich gar nicht zu beneiden. Denn du wirst es wahrscheinlich noch besser treffen als ich."

„Ich — ach, wie sollte ich —"

„Nun, ich helfe dir, ich werde dich protegieren. Du sollst nicht sagen, daß dich deine Freundin im Stiche läßt. Weißt du, wenn ich nur erst untergebracht bin, wird es für dich viel leichter sein. Ich führe dir die Herren zu, du wirst Auswahl haben —"

„O, Franziska —"

„Du meinst doch nicht etwa, ich wäre für alle deine brieflichen Bitten taub gewesen? Besonders da es — wenn ich mir recht überlege — so einfach ist, dir den Gefallen zu tun. Die Männer drängen sich an ein gastfreies und üppiges Haus natürlich sehr heran. Und ich werde dich dann stark in den Vordergrund schieben. Sie werden einsehen, daß, wenn sie sich mit der Hausherrin gut stehen wollen, sie zuerst einmal der Freundin den Hof machen müssen — du kannst dann wählen — vielleicht wirst du nicht so reich

wie ich, hast aber dafür einen besseren Mann, so daß ich dich am Ende beneiden dürfte."

In diesem Tone redete sie noch eine Zeitlang weiter, ihre Verheißungen immer glänzender ausspinnend, sich berauschend an den Vorstellungen einer herrlichen Zukunft, von welcher sie der Freundin einen reichlichen Anteil überließ, so daß diese, von Dankbarkeit und Begeisterung hingerissen, ihr schluchzend um den Hals fiel. Das Glück stand den beiden nun so nahe vor der Türe.

Von diesem Tage an bemerkte Apollonia Stepanowna, daß ihre Gesellschafterin ungewöhnlich vergnügt, ausgelassen, sogar nervös lustig war.

In der Tat zeigte sich das junge Mädchen verändert; es sang vor sich hin, sprang im Hause umher, neckte sich mit den Dienstboten — ohne jedoch den Grund solcher gehobenen Stimmung zu verraten. Zu gewissen Tageszeiten lief sie ans Telephon, welches recht unnötigerweise kürzlich eingerichtet worden war. Mitzuteilen hatten die beiden Freundinnen einander eigentlich nichts; sie erwarteten aufgeregt zusammen den schnell heranrückenden Verlobungstag.

Jetzt war es so weit.

Um die verabredete Stunde kam Franziska nicht ans Telephon. Pauline versuchte später noch mehrere Male, sie herbeizuklingeln, allein es war vergebens. Sie fühlte sich in einer heiteren Unruhe, denn über den Grund dieses programmwidrigen Ausbleibens konnte kein Zweifel sein: die Entscheidung war gefallen, es war eingetreten, was ihrer beider Leben nun endlich in eine glückliche Bahn bringen sollte.

Sie gedachte schon, die Freundin aufzusuchen; da — es war bereits spät am Abend — kam diese. Sie war in Trauer gekleidet und hatte sogar einen großen, etwas theatralisch drapierten Kreppschleier angelegt.

„Um Gotteswillen, was ist mit dir?" fragte Pauline und trat erschreckt einen Schritt zurück. „Hast du schlechte Nachrichten von zu Hause?"

„Nein."

„Aber bitte, sag', was gibt es?"

„Er — hat sich mit einer reichen Kaufmannstochter verlobt," erwiderte Franziska; ihre Lippen waren blaß und zuckten.

Auch Pauline war nun totenbleich geworden, das Herz blieb ihr stehen, sie rang mühsam nach Luft — es war, als hätte sie selbst ein unmittelbarer Verlust getroffen.

Die Spannung löste sich zuerst in einzelnen, abgerissenen Worten, dann brachen die beiden Mädchen plötzlich und gleichzeitig in ein heftiges Weinen aus. Sie hielten sich umschlungen und weinten stundenlang. Franziska blieb die Nacht und entfernte sich in der Frühe.

Beim Morgentee blickte Apollonia Stepanowna neugierig und mißtrauisch auf ihre Kompanjonka, die sehr blaß war, allen teilnehmenden Fragen auswich und sich nicht zum Essen wollte nötigen lassen.

Die gemeinsame Enttäuschung näherte die beiden Freundinnen wieder aufs engste, alle Tage schrieben sie einander, oder suchten sich zu treffen, was die weitherzige dicke Wittwe niemals hinderte. Franziska befand sich allerdings in einer trüben Lage; sie hatte einige Stunden verloren, so daß sie kaum noch die Mittel zu ihrem armseligen Unterhalt fand und durch den Hunger in eine sonderbare asketische Erregung getrieben wurde. Pauline hatte es für den Augenblick zwar noch besser; allein sie sah voraus, ihre Brotherrin werde sie bald entlassen, und dann war sie ganz verloren in ihrer Hilflosigkeit; inzwischen aber empfand sie von ihrer häßlichen Umgebung einen peinlichen, widerwärtigen Eindruck und einen wahren Haß gegen die Koslowa, die doch nachsichtig ihr so viel Freiheit ließ.

Die beiden verzweifelten an der Welt und nahmen sich vor, miteinander zu sterben. Sie machten sich in langen Gesprächen ihre letzten Wünsche klar, wie man sie zusammen bestatten und was aus ihren geringen Habseligkeiten werden sollte, ja, sie hatten die den Ihrigen zu hinterlassenden Briefe bereits entworfen.

Aber dann fanden sie zur Ausführung ihres Vorhabens den Mut nicht, obwohl es Franziska gelungen war, sich Gift zu verschaffen. Sie beschlossen weiter zu leben, jedoch in einem neuen und reineren Sinne.

Ihr Ich warfen sie von sich; was ihnen ferner noch an Kraft verblieb, sollte ausschließlich dem Wohle der Mitmenschen gewidmet sein. So brachten sie zwar ein unvergleichlich schweres Opfer; dafür standen sie aber auch hoch über all den wohlhabenden Genüßlingen, ihr edler Zweck adelte ja das Mittel, und die Gesellschaft beging ein unsühnbares Verbrechen, wenn sie ihren Bestrebungen, die nicht mehr egoistische, sondern rein menschenliebende waren, entgegentrat. Sie wollten Medizin studieren; nicht mehr um einer glänzenden Praxis willen, sondern um den Armen und Elenden ohne Entschädigung mit Gefahr ihres eigenen Lebens zu dienen. Ihre Begeisterung würde ihnen Kraft geben, alle Schwierigkeiten und Mühen zu überwinden; außerdem war freilich noch Geld nötig, eine bescheidene, doch nicht zu entbehrende Summe.

Aber Teilnahme und Hilfe fanden sich jetzt noch weniger als zuvor. „Könntest du die Koslowa nicht überreden?“ fragte Franziska.

„Wenn ich ihr mit dergleichen komme, dann wirft sie mich zum Hause hinaus.“

Das sah die andere ein und schwieg. So mußten die zwei ihre Trost- und Hoffnungslosigkeit miteinander weiter tragen.

Aber die Qual wurde ihnen fast zu schwer, sie glaubten wahnsinnig zu werden unter den Peitschenhieben des Schicksals.

„So gehen wir zu Grunde, während eine Person wie deine dicke Koslowa sich von dem schmählich zusammengerafften Gelde mästet,“ sagte Franziska.

Und dann fuhr sie unruhig blitzenden Auges fort: „Höre — die müßte man aus der Welt bringen — dann könnte ein bescheidener Teil von ihrem Reichtum unseren großen Zwecken dienen.“

Die andere wurde rot, und sie schwiegen beide.

Von nun an mußte Pauline, wenn sie zu Hause war, beständig an den Tod der Appollonia Stepanowna denken. Warum konnte diese dicke Person nicht sterben — und wenn sie einen Funken von Gefühl besaß, mußte sie ein Testament zugunsten ihrer Gesellschafterin machen.

Aber freilich, sie war viel zu stumpf und zu gemein, als daß sie an dergleichen je gedacht hätte. Da sollte man doch wirklich das Recht haben, eine solche Person aus dem Wege zu räumen — die Welt verlor sicher nichts dabei.

Den ganzen Tag konnte Pauline von diesen Gedanken nicht loskommen, und abends suchte sie die Freundin auf und teilte ihr in ängstlicher Eile die quälende Zwangsidee mit.

Die Vorstellung, welche sie beide einzeln beherrschte, wurde, da sie nun zusammen waren, immer unwiderstehlicher. Die zwei konnten von nichts reden außer von der wohlhabenden Witwe. Franziska meinte: „Wir brauchten nur einen so geringen Anteil ihres Vermögens, wir müssen, wir müssen das Studium durchsetzen, es ist eine heilige Pflicht. Schließlich, es sind manche eines rätselhaften Todes gestorben."

Und nun sprachen sie lange, lange ununterbrochen über dieselbe Sache, redeten, ohne zu wissen, was sie eigentlich wollten, sich in eine phantastische Aufregung hinein.

Als Pauline wieder zu Hause war, fühlte sie ihre Nerven nachzittern. Es war ein eigener Reiz, fast wie ein Kitzel, der sie manchmal zu einem sinnlosen Lachen zu zwingen schien, der sie in ein beklemmendes, kaltes und doch auch wieder seltsam berauschendes Grausen versetzte. Am stärksten zeigten sich diese Wirkungen, wenn sie Apollonia Stepanowna gegenübersaß, fast unerträglich wurde ihr die innere Wallung und sie staunte darüber, daß man ihr so wenig davon anmerkte.

Es war ihr, als ob eine innere Stimme sie riefe, den Plan auszuführen, und doch sah sie zur Ausführung keine klare Möglichkeit. Sie sann für sich nach auf ihrem Kämmerchen und sobald ihr etwas einfiel, schrieb sie an ihre Freundin.

„Wie wäre es, wenn wir sie zu einer Ausfahrt vor die Stadt verleiteten, auf eine der einsameren Chausseen? Du würdest dich als Iswostschik verkleiden, ich sitze neben ihr und halte ihr plötzlich ein Tuch mit Chloroform vor die Nase oder gebe ihr betäubende Pillen. — Hast du nicht eine Ahnung, wo man sich solche Pillen verschaffen kann?"

Franziska fand dergleichen Vorschläge undurchführbar und drängte dennoch, daß etwas getan werde.

Und nun hatte die Koslowa von einer Reise gesprochen. „Der Himmel kommt uns zu Hilfe," schrieb Pauline, „sie will nach Kiew fahren, da nimmt sie mindestens 500 Rubel mit. Ich soll sie begleiten. Du schließest dich uns an. Im Coupé betäuben wir sie, und dann steigen wir aus auf einer Zwischenstation. Oder wir warten, bis sie im Hotel ist, in Kiew. Dann packen wir

die Leiche in einen großen Koffer und schicken den ins Ausland. Schreibe mir sofort, wie du darüber denkst. Aber sei vorsichtig, am besten wäre es, diesen Brief zu verbrennen."

Jedoch die Reise wurde wieder aufgegeben.

Die beiden Mädchen waren enttäuscht, eine Unruhe ergriff sie, die sich von Tag zu Tag steigerte. Und wenn es sein sollte, mußte es bald sein.

„Je einfacher man es macht, um so besser ist es," sagte Franziska. Sie war der Meinung, da so viele Menschen unerwartet am Schlag sterben, müsse man einen Todesfall solcher Art simulieren.

Die andere ließ sich sogleich überzeugen, und sie verabredeten nun alle Einzelheiten des Anschlages.

Pauline zeigte sich im Hause aufgeregt, fahrig, zerstreut und dann wieder auffallend lustig.

Es war ein milder Frühlingstag, Apollonia Stepanowna ließ im Garten decken. Die mageren Bäume drunten trugen bereits volles Laub und die wenigen Blumen blühten. Die Lampe auf dem Tische brannte ruhig, man hörte vereinzeltes Reden und Rufen aus der Nachbarschaft, von ferne war das Rollen der elektrischen Wagen zu vernehmen, im übrigen herrschte eine friedliche, dorfähnliche Stille.

Die beiden Frauen hatten eben gegessen und schwiegen. Dann sprach Pauline ganz unvermittelt, wie aus einer tiefen Zerstreutheit, vom Tode, und fragte die Witwe, ob sie wohl sterben möchte.

„Ich bin ja ganz gesund," erwiderte diese, „wenn ich krank und siech sein sollte, dann täte ich freilich lieber sterben."

Sie saßen noch einige Zeit stumm oder in abgerissenen Äußerungen sich unterhaltend miteinander; gegen zehn Uhr erhob sich Apollonia Stepanowna und wünschte ihrer Begleiterin eine gute Nacht. —

Die Luft war dumpf in der Kammer; Apollonia Stepanowna, die gewöhnlich sehr fest schlief, schrak ein paarmal stöhnend auf, jedoch nur für Sekunden und ohne daß es sie eigentlich weckte.

Da fühlte sie, zuerst noch halb unbewußt, auf der Brust einen schweren Druck, als ginge ihr der Atem aus.

Mechanisch wollen ihre Hände die Decke fortziehen und greifen ins Leere. Der Druck aber bleibt; das Blut staut sich im Kopfe, es ist wie eine Ohnmachtsanwandlung im Halbschlaf.

Aber das Erstickungsgefühl gibt eine aufrüttelnde Angst, die Hände greifen wieder um sich und treffen auf — einen menschlichen Arm.

Eine krampfhaft starre Bewegung — der Atem wird wieder frei. —

Die kräftige Witwe war aus dem Bett gesprungen und hatte eine Person ergriffen, und dann schienen es ihr zwei in der Dunkelheit; sie schrie gellend um Hilfe, aber hielt unterdessen mit beiden Armen die fremden Körper fest umklammert.

Die Tür ging, die Köchin kam mit Licht und gleich darauf der Dwornik.

Das plötzliche Licht aber wirkte wie erstarrend. Während die zwei Bediensteten sprachlos an der Tür blieben, war die Gruppe vor dem Bette gleichsam in einer krampfhaften Kontorsion gelähmt. Die kräftige Frau, mit zerzausten Haaren, mit aufgerissener Nachtjacke hielt mit dem einen Arm den Kopf eines Mädchens fest an sich gepreßt, und mit der freien Hand das andere Mädchen an den Haaren. Das Bett war zerwühlt, an dem Fußende lag ein seidenes Sophakissen, das noch die Eindrücke von zwei Händen aufwies: Franziska, mit der Örtlichkeit nicht vertraut, hatte sich auf die Füße der Schlafenden gestützt, um sie zu ersticken.

Plötzlich löste sich die Gruppe auf; die kräftige Frau schlug in blinder Wut auf die beiden schmächtigen Mädchen ein, die totenbleich und zitternd, einer Ohnmacht nahe, zu den Dienstboten flüchteten, von diesen zugleich festgehalten und beschützt wurden. . . .

Viele Monate sind vergangen.

Moskau liegt im tiefen Schnee; und die winterliche Stille ist noch viel tiefer auf dem Kreml, kein Geräusch von außen dringt in den Gerichtssaal. Drinnen herrscht eine ganz leise, flüsternde, summende, schwer atmende Unruhe; der Raum ist überfüllt, die Luft heiß und dick; unter dem Heiligenbilde flackert rötlich und qualmend ein winziges Lämpchen, von den innneren Wänden her dunkelt es bereits, während ein glasiger, frostiger Winternachmittag vor den Fenstern liegt.

Die Geschworenen haben sich zurückgezogen, man erwartet, daß sie bald ihren Wahrspruch verkünden werden.

Auf der Anklagebank sitzen in einfacher schwarzer Kleidung zwei Mädchen, beide blaß, mit scharf eingegrabenen Zügen, wie von einem vorzeitigen Altern, mit einer toten, mehligen Gesichtsfarbe; das gleiche Leiden hat sie, die ursprünglich Verschiedenen, einander ähnlich gemacht, so daß sie aussehen wie Zwillingsschwestern. Ihre Züge haben keinen Ausdruck, ihr Geist scheint abwesend oder erstarrt. Statuenhaft aufrecht sitzen sie und blicken mit seelenlosen Augen ins Leere.

Sie gewahren es nicht, daß sie das Ziel der allgemeinen Neugier sind. Nur wie aus unendlicher Ferne treffen einige abgerissen geflüsterte Worte an ihr Ohr, Ausdrücke einer teilnehmenden Sympathie und fragender Verwunderung, und dann wieder erklärend: gefährliche Lektüre — Dostojewski — Raskolnikoff — Schuld und Sühne. —

Sie hören es, ohne zu verstehen, wie ein schwaches Wellenrauschen. In ihren Gehirnen ist es wie eine traumhaft zweifelnde Erinnerung an eine wahnsinnige Nacht, und daran schließt sich eine Reihe Traumbilder von Gefängniszellen und Irrenhauskammern, von Ärzten und Richtern, von einem unendlichen, tötlich verwirrenden Ausfragen — und nach vorwärts liegt es wie eine ungeheure Schneewüste voll Tod und Leiden — Sibirien. —

„Unzurechnungsfähigkeit,“ flüstert es irgendwo, scheinbar von weit her.

Plötzlich legt sich eine absolute Stille über den Saal — und das wirkt wie eine innere Unruhe — als ob sich alle Herzen gleichzeitig zusammenkrampften.

Alle Blicke sind starr auf die eine Tür gerichtet; man hört nichts und doch weiß man wie durch Eingebung: jetzt — in einer Sekunde — wird sich die Tür öffnen und die zwölf Männer werden hereinschreiten — was wird hr Spruch sein: Freiheit oder Sibirien . . .

Gerhard Ouckama Knoop.

Bremer Spaziergänge.

Juni.

Die Zeit, wo am Wall die großen weißen Dolden des Hollunders, des Königs der Gerüche, blühen bei der Vase und unter dem Theater, und wo am Dobben, an der Contrescarpe Häuser schon verlassen stehen, mit gesenkten Vorhängen, geheimnisvoll und verschwiegenen Ausdrucks, als ob sie Schönes, fern Erlebtes überdächten. In den Vorgärten wächst das Gras zwischen den Pflastersteinen der Auffahrt länger und länger, die Blumen der Beete führen ein phantastisches Ballet auf mit brennend farbigen Kostümen, gegeneinander mit Schwertern und Fackeln, indes ein weißer Zettel, mit Streifenpapier an die Glasscheibe der Haustür geklebt, dem Briefträger verkündet, wo die Glücklichen wohnen. So ist es an vielen Häusern. Man sollte meinen, daß dieses viele Reisen den Charakter einer Stadt sehr rasch verwischen, daß ihre heimkehrenden Bewohner ihr bald ein kosmopolitisches Ansehen geben würden; gerade umgekehrt bewirkt dieses Auchanderswoheimischsein eher eine konservative Besonderheit; die winters heimgebrachten Eindrücke bleiben Eindrücke; es fehlt die Nötigung, sie auszudrücken, in Leben zu setzen für die paar Monate, die man zu Hause zu bleiben denkt. So wie etwa das Christentum nicht die Sklaverei bekämpfte, weil es im Erdendasein nur eine vorübergehende Heimat sah.

Die Bäume an der Contrescarpe bewegen ihr Grün schon ins Blaue, die Gedanken der Schuljungen eilen den Worten voran, und der Lehrer freut sich schon auf die hohen Schweizerberge, und den weißen Burgunder an der Quelle zu trinken; er denkt sich noch je einen Aufsatz für jede Klasse aus; wenn er den korrigiert hat, geht es hinauf oder hinunter unsere große schiefe Ebene zu Gebirge und See.

Bei den Backfischen der Kakaostube wetteifert Vanilleeis um die Hegemonie mit riesigen Gartenerdbeeren mit Schlagsahne; alles ist schon im Freien, Hotel Bristol hat seine großen Scheiben hoch und Siedenburg tief gemacht, der Maler malt schon blühende Heide im Hausflur, und viele gebräunte Amerikaner sitzen mit blitzenden Brillanten in den grünen Korbstühlen vor Hillmanns Tür.

Unter den Kastanien vor der Sögestraße, die so hervorragend pariserisch aussehen, beschauliches Leben. Zwei Damen auf einer Bank lesen sich vor, ich höre gerade: „War die Frau wirklich so ungebildet, einen Berg nicht von einem Gebirge unterscheiden zu können?"

Unter den Kastanien, an den Plakatsäulen, die mit lustig rufender Buntheit die Farben des Straßentreibens wiederbringen, ist der Graf von Luxemburg, in den Buchhändlerauslagen der Bädecker, auf dem Fahrdamm der Bierwagen das große Tier; auf dem Blumenmarkte herrschen die weißen Nelken.

Bummelzauber; vor 2000 Jahren hat ihn einer in Rom in die schönste Weise gebracht. Ibam forte via sacra; auf der heiligen Straße.

Durch die Sögestraße möchte ich jeden Nachmittag einmal gehen, auch mehr, nicht gerne weniger. Und so denkt mancher. Naturschwärmer brauchen uns darum nicht zu schelten; das ist eine Natur, die wir wie die ländliche lieben. Unter unsern Füßen fluten geheimnisvolle Quellen, Ströme von Kraft in dem glatten Boden, dunkle Spalten führen hinab in üble Tiefen. Hier stehen hoch und steil, zur Schlucht gereiht, Felsen, Handarbeit von Eisen und durchsichtigem Stein, innen hohl und mit dem Köstlichsten angefüllt; Sesam tu dich auf (falls Sie den Zauber in der Tasch tragen, Annebärbe). Ringe und Bilder, riesige Hüte und winzige Schuhe, goldene Uhren und goldene Zähne, Aale, Orchideen und Pralinés. Kunstwerke von Sonnenschirmen, Götter von Marmor und Alabaster, Seelen von Koffern, Amoretten von Reisenecessaires, Kleider, Gedichte von Kleidern. — Viele Fremde gehen durch das schöne Tal und beleben es freundlich.

Und wenn, an der engsten Stelle, die jedem Wagen versagt ist, aus dem geöffneten Oberstock das Lied emsiger Nähfräulein lieblich in die wimmelnden Abgründe herunterklingt, ist man wie die Hirten auf dem Felde, und man entdeckt in sich, daß man eine Stadtstraße wie eine Landschaft sinnfroh genießt.

Anfang September.

Nun waren sie fort und man traf seine guten Bekannten in Brügge oder Boulogne zufällig auf der Straße; vielleicht auch in Palermo, Gizeh und Irkutsk; man hätte sein Reisegeld verlieren können am grünen Tisch, denn man weiß immer, morgen begegnet mir der Vetter aus Bremen, oder übermorgen. In manchen Kreisblättern standen wunderbare Begebnussen von wandernden und singenden Trupps, die den Roland im Schilde führten, weder Bier noch Alkohol zu sich nahmen und in Scheunen schliefen. Indes lag auf der chlorsauberen Treppe des Einfamilienhauses die einsame Zeitung, das gelbliche Reklamekouvert, und auf den Straßen herrschte das Mitteldeutsche in Vor- und Nachreden zu Seebädern.

Männer mit fahrbaren mittelalterlichen Belagerungstürmen, die es sonst nur noch im Schach gibt hängen einen blitzblanken Kupferdraht in die

Rembertistraße, ein Heer mit Baracken und Walzen, Zelten, Kesseln und Feldbahnschienen machte die kleine Bremer Schweiz in der Schwachhauser Chaussee, noch ehe die Höhe der Gipfel barometrisch gemessen war, zu einem wundervollen Billard, während zum Ersatz Loren-Züge auf Züge eine schimmernde Sierra von Sand mit Brücken und Tunneln von Uphusen her auftürmend in die Stadt herein wälzten.

Da freuen sich, wie weit das schon ist, alle, die im Morgengrauen mit den riesigen Schachteln voll noch riesigerer Märchenhüte oder mit landfremden Bergstöcken über Hannover herein gleiten in die schön geschwungene Eisenhalle, die wie die Walze einer Riesenspieluhr im gelbrot steinernen Kästchen liegt. Eng gerüttelte Taxameter, deren Besatzung gleich einer zu weit aufgeblühten Tulpe oben auseinanderquillt, rücken gegen alle Teile der Stadt vor, und wie sonst in Hotels, dringen jetzt in die stillsten Vorstädte Rollwagen voll jener schönen gelben Lederkoffer mit dicken Rippen, goldigen Beschlägen und ehrenvollen Denkzetteln unglaublichster Grenzzollämter; Andenken von Geld- und Liebhaberwert träumen darin, weich gebettet, holde Erlebnisse zurück. Briefe, die um die Welt in der Irre liefen, finden sich wie die Rosse von Gravelotte ein zu den ersten noch etwas fremden Morgenkaffees, die mit ihrem heimischen Aroma und Zwieback allmählich Erinnerungen an fremden heißen Wein, kohlschwarze Augen und weißes, lockeres Brot der Ferne verdampfen. — Geheimnisvolle Kreidepfeile auf den Steinplatten der Straßen zeugen wieder von romantischer Flucht und Verfolgung heimgekehrter junger Helden. Freilich noch nicht ganz sind alle da. Hinter gebräunten Gesichtern in den Schulen blicken die Gedanken Sätzen von Wildschweinen, Seehunden und Gemsen lieber nach als Kongruenzsätzen, und il faut que regiert den Indikativ.

Der Regen nimmt zu (ein Mann, mit dem ich in dieselbe Haustür untergetreten war, sagte mir, das kommt, weil der Golfstrom immer näher rückt); einzelne gelbe Blätter tanzen gelegentlich schon im Winde, und Sie vernehmen dabei, voraushörend durch das Brouhaha des Freimarktes, mit feinen Ohren, Annebärbe, la valse bleue oder la valse brune der Bälle eines schönen Winters.

Konrad Weichberger.

Bildende Kunst.

Unter diesem Zeichen wird hier in der Folge von allen Veranstaltuugen gehandelt werden, die unserem bremischen Kunstleben d i e n e n. Und nicht von anderen. Über vielerlei, das einer täglichen Kunst-Berichterstattung aufzuzählen obläge, muß hier zu schweigen Pflicht sein. Denn wir wollen den Begriff „bremisches Kunstleben" einmal in recht hohem Sinne fassen, als etwas Verpflichtendes, Ausschließliches, als eine Forderung, als ein Ideal. So verstanden, schließt es sicherlich nicht jedes Bild ein, das irgendwo in unserer Stadt zur Ausstellung kommt, nicht jeden Bau, jede Anlage, wenn sie nur artistischen Anspruch zu erheben sucht. Sondern nur das Gute gehört ihm an, und wir wollen versuchen, dafür zu sprechen. Denn das Gute .... zum mindesten in den Dingen der Kunst ist jener Satz falsch, der behauptet, es spräche hinlänglich für sich selbst. Im Gegenteil, es schweigt, und zwar nicht aus Bescheidenheit, sondern aus Stolz. Es wirbt nicht um Gunst, es ist sogar ungefällig, ungewohnt, schwer erkennbar, es ist vielleicht sehr fortschrittlich, „modern", ja revolutionär. Also, es bedarf der Fürsprache, und hier liegt eines der zärtlichsten Geschäfte der Kritik. Man hat von produktiver Kritik gesprochen und jedenfalls diese positive Tätigkeit gemeint, die nicht etwa — was leider vorkommt — nach Willkür unsichere, subjektive Zensuren verteilt, sondern demütig nach sicheren, objektiven Werten sucht, diese dann nach besten Kräften vermittelt und in geistigen Umlauf bringt.

Solch ein geistiger Umlauf künstlerischer Werte, er bildet bei beständiger Strömung allmählich sein eigenes Bette, seine Ufer, sein fruchtbares Küstenland — den abgegrenzten Bezirk seiner Wirkung. Er hat es auch bei uns getan. Das bremische Kunstleben liegt bereits da; ein Besonderes und Eigentümliches in dem viel weiteren Gebiete bremischen Geisteslebens, bremisch-hanseatischer Kultur. Es ist noch nicht sehr lange her, seit man mit Fug davon reden darf. Aber täuschen wir uns denn, wenn wir zu beobachten glauben, daß sich das fest geschlossene, traditionssichere Leben unserer Handelsstadt in seinen jüngeren Generationen zu einer individuellen Besonderung eigener Art, zu einem neuen, fremdartigen Interessen- und Gefühlskreis erschließt, der früheren Geschlechtern entbehrlich schien, ja gefahrvoll, weil er mit dem nüchternen Ziel des Kaufmanns, mit dem Rationalismus patrizischen Familienlebens so wenig gemein hat? Ja, es gibt heute — freilich noch als zartes, weislich zu pflegendes Gewächs — ein „Kunstleben" in Bremen. Die Leistungen mancher, die wachsende Empfänglichkeit vieler, das glückliche Streben unserer Sammlungen und neuerdings auch unserer Stadtverwaltung, wieder Schönheit an uns zu ziehen, ja, sagen wir es nur offen, der Sieg jener Richtung beweist es, die ein historisch schlecht orientierter Dilettantismus die „moderne" nennt, obgleich gerade sie und nur sie aus der hohen Kunst der Vergangenheit hervorwächst. Es gibt überhaupt keine alte und moderne, es gibt nur eine gute und schlechte Richtung. Und alles Gute steht auf den Schultern des Guten, nur das Schlechte steht allein. Es hat keine Geschichte, keine Entwickelung, es hat nur eine zeitlose, unbewegliche, dumpfe und harte „Existenz".

Dr. G. F. Hartlaub.

Musik.

Viele Seelen wohnen in der Brust des Sprechers, der sich berufen wähnt, über Darbietungen der abstraktesten aller Künste öffentlich zu urteilen. Eine seiner Seelen hat Ohren, die Einsamkeit zu hören, und spricht: „Die Sommersonne hat über den rauschenden Wäldern, über dem brausenden Meer, über den donnernden Lawinen gestanden und die

Gewitter sind aus den Tälern des Hochgebirges in die Ebene gefahren und die milden und die ungebärdigen Winde haben uns das Lied ihrer Laune gesungen und wir verstanden die Sprache der Elemente und der Tiere und Pflanzen und der Dinge um uns herum und ließen uns von solchen rätselhaften Klängen je nach unserer Auffassungsgabe grämlich oder ernsthaft, heiter oder zärtlich stimmen. Aber aus den hellen jüngsten Stunden zwischen Sehnsucht und Genuß liegt uns noch ein kleiner Nachhall im Ohr und wenngleich unsere sonngebräunten Gesichter unter den Herbstschatten längst wieder fahl wurden, versinken wir doch manchmal in Grübelei, summen eine verlorene, formlose Weise vor uns hin und denken: Sonne, Wälder, Meer, Gewitter, Wiesen, Berge, Blumen, die Musik des Sommers. Ohne die wäre nichts!" — Eine andere Seele, die den Kanon von John of Fornsete bis auf Max Reger beherrscht, spricht: „Ohne die Form wäre nichts! Es ließen sich reichlich geistvolle Wortgefechte anzetteln, wenn man solche Fragen aufwürfe: Darf Beethoven mit Michelangelo, Wagner mit Bernini verglichen werden? Oder: Kann man die Programmmusik noch zur hohen, absoluten Musik zählen? Oder: Hat die Symphonie schon irgendeinen formalen Fortschritt über die Sonate hinaus gemacht?" — Eine dritte Seele im Busen des Beurteilers kennt die Leiden und Lüste emsiger Fingerspitzen, Handgelenke und Lungen vermag ein fis von einem ges zu unterscheiden, wählt überhaupt die musikalische Tat zu ihrem Beruf und spricht: „Ohne meine Kraft wäre nichts! Ich sitze mitten in der großen Welle; der Gischt der Töne schäumt ringsum, vor mir, hinter mir auf, sprüht über meinen Kopf dahin; meine Blicke huschen mühelos, selbstverständlich über den Notenpart wie am Antlitz eines guten Freundes vorbei; ich spiele mein Instrument wie im Traum so unwahrscheinlich leicht und sicher und spanne doch zugleich alle Kräfte meines Willens und Empfindens in den strengen Dienst des Werkes, das sich erst unter meinen Fingern, aus meinen Lippen zu gebären scheint. Aber wie ich ohne hinzublicken den Rhythmus des Dirigentenstabes fühle, spiele ich auch, ohne mich selber zu hören. Ich opfere mich der Vollkommenheit eines Größeren und es ist eben meine Lust, werden zu lassen und das Gewordene nicht auffassen zu brauchen." — Eine abgesondert verharrende Seele flüstert: „Ohne meinen Geist wäre nichts! Ich schaffe das Werk, an dessen heilige Worte ich in stillen Stunden glauben lernte. Heute wohnt es, wie einst in seinem Schöpfer, so stark, so strahlend in mir und ich bin auserwählt, euch zu verkünden, was noch nie so überzeugend verkündigt wurde. Ihr da vorne hängt wie ein zäher Leim an meinem Stabe. Mir im Rücken mustern tausend Blicke meine Gebärden. Ich aber sehe das Land der Verheißung, sehe ungeblendet auf die Gloriole der heiligen Macht, deren Segen ihr alle durch mich, euren Mittler, empfangen sollt." — Und nun reden die Seelen der zahllosen geschmückten Lauscher im Saal. Einmal ein Grübler: „Schade, daß noch keine Geschichte des Musikverständnisses, keine Diätetik des Tonempfindens, keine historische Abhandlung über das Ohr des Publikums geschrieben ist. Man müßte von den Hörern der antiken Hymne ausgehen, dann durch eine Welt bis zu den Hörern Palestrinas, dann durch drei Welten bis zu Brahms' Hörern." — Einmal ein Geschäftsmann: „Ich verzichte auf schwere Kost. Never mind! Aber ich suche einen Dreivierteltakt, der mir den Kurszettel aus dem Gedächtnis schlage." — Einmal eine freundliche Bejahrte: „Mein Gott, der Lärm. Warum nicht endlich etwas Atem und Beschaulichkeit und einen Takt, dem man mit Kopf und Fächer nachnicken kann?" — Einmal ein Kenner: „Forcierte Tempi. Unterstrichene Nebenthemata. Fehlen nur noch die Luftpausen. Lauter künstliches Helldunkelgeflacker statt maßvoll abgegrenzter Belichtung. Beethovens Gemälde darf nur ein Rembrandt schaffen." — Einmal eine enthusiastische Abonnentin: „Wenn einem die Melodie so an den Hals steigt wie ein laues Bad, idyllisch, nich?" — Einmal ein Partiturleser: „Diesen Übergang pflege ich zu Haus am Klavier eindrucksvoller vorzutragen, da ich ihm die wuchtige Tragik aufbegehrender und dennoch unterdrückter Leidenschaft verleihe." — Einmal ein Weitgereister: „Es bleibt immer ein Erdenrest. Macht nichts. Muß so sein. Die Geigen wollen Sphärenklänge tönen, aber ihre Saiten bestehen

aus Schafsgedärm.“ — Einmal eine unakademische Jungfrau: „Warum ängstigt so viel Wohllaut mein Herz? Laß mich in die Einsamkeit fliehen, träumen, weinen, unmerklich sterben. Und bin doch jung und voller Wunsch. Sind meine Arme wirklich schmal und weiß, warum küßt du sie nur im Traume? Ist wohl Sehnsucht schon Glück? Ach du, warum?“ — Einmal ein Obersekundaner: „Ja, das ist die Erfüllung. Rausch, Jubel, Genuß, Erfolg, unirdische Klänge. Man möchte lachen, um sich schlagen, könnte eine Welt erobern. O Königin, das Leben ist doch schön!“ — Endlich läßt der Beurteiler der abstraktesten aller Künste die vielen Stimmen in seiner Brust pathetisch zu einer einzigen ineinanderwachsen: „Ehe wir andere richten, sollen wir uns die Härte der Selbstkritik antun. Laßt uns also unsere schlechten Kleider und Alltagsgewohnheiten zu Haus ablegen, ehe wir den Tempel betreten. Ohne Naivetät der Seele vermögen wir keinem künstlerischen Erlebnis gerecht zu werden. Laßt uns also dem Kunstwerk und seiner Wiedergabe voller Achtung, Willfährigkeit, Unvoreingenommenheit gegenübertreten und weder klügeln noch deuteln, denn das Wesen der Kunst ist unerforschlich wie alles Heilige und „einer Gewalt wie der Schönheit kann man nicht nahe kommen, ohne zu empfinden, daß sie höherer Art ist.“ Und damit unser Urteil nur dann morschen Bestand einreiße, sobald es stark genug ist, gleich neue Werte dafür aufzustellen, wollen wir Dankbarkeit in uns großziehen, denn Dank ist der mächtigste Baumeister.“ — Habt ihr, apollinische Freunde und gute Musikanten, nun ein reines A gestimmt? Die Hörer sitzen. Fanget an!

Fritz Rassow.

Theater.

So gehen wir wieder gern betretene Wege, hinauf zu dem umgrünten beschatteten Haus, das, zurück vom Treiben, unzugänglich dem Lärm, eine richtige Schauburg, uns grüßt, wie einst im Mai. Kleine Wildbäche, vom letzten oder vorletzten Schauer, plätschern uns den Abhang herab entgegen; an der Kassa und bei den Händlern strebt man nach dem Ideal von Platz: nicht zu weit, wegen der Feinheiten; nicht zu nah, wegen der Illusion; nicht zu hoch, nein natürlich; Sie möchten aber auch das Publikum gut sehen; und Sie das Orchester; und Sie einfach sie.

Apollo sitzt schon wieder in festlicher Positur auf dem Altar am herbstlichen Waldrande, vom vollzähligen Musenchor umbrandet; auch die Galerie ist lange komplett, das Nest der stillen Versteher, die jedes Wort der Verse oder jeden Ton Wagners und Mozarts grüßen, die, auch unbequem und aufrecht, an der Hand des Dichters über Zeit und Müdigkeit wandern.

Die Reihen der kleinen gußeisernen Trobdeln unter den Rängen entlang hängen noch ebenso belämmert wie sonst.

Auf den unteren Gängen glühen nun Diamanten auf, wie ferne Leuchttürme mit buntem Wechsellicht, und les derniers cris de Paris schälen sich wonnig aus den Hüllen.

Dann wird alles dunkelkammerrot, blos noch die winzigen Logenfensterchen, blaue Augenpaare der Außenwelt, blicken herein auf die Seelen, die da im Entwickler liegen. Etwas helleres Licht von oben wirft drei riesige Schattenköpfe der Olympier auf den aufschwebenden Vorhang.

Iphigenie tritt heraus. Ich hatte den ganzen Fluß der Verse weniger bewegt, gehaltener erwartet; doch war vielleicht die anfängliche Farbigkeit und Detailmalerei von Josefa Floras Spiel und Sprache der dramatischen Wirkung günstiger; in sicherer Steigerung wurden die Linien klarer und ruhiger und erreichten in dem malerisch-musikalischen Höhepunkt der Rolle, dem Schicksalslied, die Wucht und Fülle, wie sie der

klassizistischen Dichtung entspricht. Franz Ludwig als Orest fand den Übergang vom Wirren, Verwilderten, barbarenhaft Wirkenden zum mutig Klugen, ohne die Einheit der Persönlichkeit zu zerreißen, während Max Jürgens (Pylades) listig und etwas viel geschäftig, sicher einem wirklichen Griechen sehr ähnelte, aber aus dem Winkelmannschen Rahmen stark herausfiel. Willy Porth als Thoas hatte den natürlichen Takt des redlichen Naturmenschen, des festen Wirts und stillen Helden, der klanglos größeres tut als die tönenden Gäste; die Innigkeit des Nordländers, der dem Dichter doch schließlich verwandter ist als der Orest, den er in Ettersburg spielte; unter dem Groll seiner Gefolgsmannen sich aussichtslos um die griechische Schönheit mühend — wie Faust um Helena, Goethe um Charlotte von Stein. Der kernige Arkas (Michael Isailovits), recht das biedere, niedere Abbild seines Königs, gehorsamer Kriegsmann, diskreter Anwalt; in der Not wohl auch der Freund, wenn etwa sein ganzes Volk sich gegen ihn erhebt.

Auf der Bühne erweckt das Stück mehr Hochachtung als innere Teilnahme; den Gudruns und Iphigenien erwidert unsere Zeit der tätigen, tapfern sich anpassenden Weiblichkeit gar zu gern: Wo ich hingestellt bin, da jammere ich nicht, sondern schaffe mir da das Land meiner Sehnsucht.

Der ideale Schauplatz wäre mir eine enge, farbensatte (am besten natürliche) Landschaft, Waldwiese begrenzt durch große Baummassen, ohne viele Einzelheiten, Stämme und Äste; den Tempel hält man mit Recht weiß; da man nicht, wie Feuerbach, das Meer herrschen lassen kann, ließe man es der Geschlossenheit zu liebe weg. —

Die Aufführung von Romeo und Julia war demgegenüber ein würziger Asti spumante; strotzend von Kraft und Wärme. Da pulste das Blut der selbstbewußtesten Zeit in Boccacciomenschen, und von lebensfroher Umwelt stach das arme Schicksal elementarer Liebe rührender ab.

So war Julia (Margarethe Conrad) ganz großes offenes Anschauen; das Geschoß, das unversonnen sein Ziel sucht; fühlende Rede wie Glockengeläut. Eine Kleinigkeit störte: der Kuß hinter dem Rücken des Bruders Lorenzo; soubrettenmäßig, rokokohaft, stellte auch dem menschlichen Mönch (Isailovits) ein Armutszeugnis aus, das er nicht verdiente. Max Jürgens faßte das Urgewaltige, Verhängnishafte der Romeorolle mit persönlicher Eigenart; zu viel Sprünge und Arabesken; so läuft er seinem wackeren Balthasar (Charlotte Ivers) ungeduldig hinter die Kulisse entgegen, obwohl er die Nachricht von ihm erst erfahren kann, nachdem er ihn wieder auf die Bühne geführt hat. In der Balkonszene reichlich animalisch; zu wenig Selbstverständlichkeit des Hinnehmens, zu wenig dieses Ich kam, suchte, fand; ein Liebesgestammel, eher passend bei einer Erhörung nach langem vergeblichem Werben. Franz Ludwig, ein rechter vollsaftiger Mercutio; der alte Capulet (Porth) hätte vielleicht grandseigneurhafter wirken können; auffspielerischer Ehrgeiz scheint ein Hauptzug seines Wesens zu sein. Escalus (Carl Sick) war ein stattlicher Fürst, mit sich selbst zufrieden.

Das blaue Balkonzimmer wirkte stimmungsvoll; daß dieselbe offene Tür von innen gesehen rund mit einem Vorhang, im andern Akt von außen viereckig mit Flügeln erschien, entschädigte uns durch die Lösung des alten Problems der Kreisquadratur für eine kleine Komik. Die Kostüme waren mir teilweise zu hochrenaissancehaft; schlanke, schmiegsame Trachten, enge Ärmel des Quattrocento, mittelalterlicher, botticellimäßig, bargnudischem Schnitt ähnlich, würde ich z. B. für Romeo vorziehen. —

In der Meininger Bearbeitung von „Was ihr wollt" verteidigte sich der Ernst gegen die Clownerei. Die Hochburg der Stimmung war wieder das blaue Zimmer, leer, wo schwärmerische Musik die stillen Pagen an den Wänden, den elegischen verliebten Herzog umfloß. Der etwas unpersönliche grobianische Tobias (W. Thomas) und ein unwiderstehlicher Junker Christoph (E. Kepler) tobten indessen mit der burschikosen Kammerzofe (Lisbeth Baumbach) um die Mauern. Malvolio (Isailovits), ein feiner

Pedant von ausgezeichneter Erscheinung, wurde dadurch, daß diese Brüllerei, statt etwa in einem kleinen Kellergemach mit sichtlich enorm dicken Mauern und Wölbungen, im Freien stattfand, sympathisch; man mußte dem Pflichttreuen eigentlich Recht geben, wenn er das Flegeltum vor dem Hause einer jungen betrübten Dame wenig schätzte; so wirkte seine Bestrafung märtyrerhaft und ungerecht. Viola (Margarethe Conrad), wenn nicht zur Gesellschaft melankolisch, glänzte als munteres Bürschchen, köstlich bei Olivia (Josefa Flora), deren Mädchenlaunen sie mit Mädchenpsychologie durchschaute, deren hübsch gespielte Stimmungswechsel sie beherrschte.

Aus der spröden Rolle des Narren konnte A. Falk nicht viel machen; doch entfaltete er im Epilog die überlegene Ironie, mit der der Dichter die Illusion selber über den Haufen wirft, damit es nicht das Leben tut. —

An Lustspielen (die am besten gelangen) brachte der September außer Björnsons entzückendem jugendlichem Stück „Wenn der junge Wein blüht“ (wo ich wie auf Kohlen saß, weil ich nichts auszusetzen fand) das Konzert von Hermann Bahr, jedenfalls ein sehr buntes Feuerwerk; der Dialog prasselt von Leuchtkugeln, gelben der Eifersucht und roten der Begier, blaßvioletten der Ernüchterung, auch blauen der Treue. Die Seelen kommen nicht weiter, sie machen nur die Wellenbewegung, von der der schrullige nette Doktor der Frau des Künstlers aus einem Buche vorliest. Es tut einem leid um Herrn Doktor; mit so viel überlegener Innenkultur, unterstützt freilich von sehr materiellen Besorgnissen seiner pflanzenartigen Frau Delphine, erreicht er glücklich, daß sie auf den vorgeschlagenen Männertausch aus sich verzichtet und mit ihm selbst „flieht“. Ach, junges Pärchen, der Gipfel deines Glückes wird nur ein Wellenberg sein. (In Cyprienne ist der Versöhnungsgrund stichhaltiger und läßt eher auf Dauer hoffen). Hier wird nach einem Jahre aber ein anderer die Sensation erwecken, statt des Klavierbändigers vielleicht ein Löwenbändiger, ohne daß eine Tugend aus Brotneid rechtzeitig dem Gatten telegraphiert. Mit Herrn Dr. Jura zieht der Sonderling, auf der Bühne jahrhundertelang verspottet, der **sein** Leben lebt und die dummen Leute über sich denken läßt was sie wollen, als Herr und Held ein; seiner Delphine fehlt aber das Verständnis für ihn weiter; auch wenn sie es hier läse. Nur bei Heink's schafft das Stück nachhaltigen Fortschritt: seine Begründung und ihre Anerkennung schon bestehender Zustände: daß die Extraturen des anjahrenden Schmetterlings seelische Notwendigkeiten und wirtschaftliche Maßregeln sind, nur äußerliche Untreuen, über die hinaus die gute Frau des großen Jungen sich behaupten muß, sobald seine verlängerte Jugend ganz vorbei und sein Schäfchen im Trocknen sein wird, vielleicht auch sein Heim (1. Akt) geschmackvoller eingerichtet ist. So wandeln bis auf weiteres die beiden Eheirrsterne, statt auf Parabeln ins Ungekannte, elliptisch in der alten Bahn weiter, und, besonders hübsche Wendung, es ergibt sich aus der Störung sogar eine gemeinschaftliche Sonne, eine verstehende Freundschaft der beiden Nebenbuhler. Das kongeniale Spiel E. Keplers, Lisbeth Baumbachs warme hausfrauenhafte Sicherheit trugen das Stück; Fanny Wenaldy gab die goldene Gans besonders in der Stelle ohne Liebe und Frühstück sehr niedlich. Heink (W. Thomas) vielleicht anfangs etwas talmihaft posiert, fand in der ernsten Aussprache des letzten Aufzugs ruhige Wärme. — —

Die Stärke des neuen behaglichen Schauspielhauses scheint das Drama. Unter sehr großem Andrang sah ich außer dem „Klubsessel“, einem mäßigen Operettentext, die rote Robe von Brieux mit ihrer immer noch aktuellen Anklage gegen die Sündenregister der Gerichtssäle, und den Skandal, ein neueres Thesenstück von Henri Bataille. Der 2. Akt war der beste. Das gemütliche Landhaus, die frischen Erinnerungen ans Seebad; der brave Herr Férioul, gestärkt und fleißig. Und seine Frau immer in heimlich quälender Furcht vor dem, der sie dort verführt hat, Briefe schreibt, Geld will und heute zu kommen droht. Es klingelt; wir beben; es ist nur Jeannetier, der gute Freund; sie atmet auf.

Es ist so vertraut; sie will zum letzten Male glücklich sein. Behalte immer diesen Kuß im Herzen, sagt sie zu ihrem Mann. Artanezzo kommt wirklich, hat eine Besprechung mit Ferioul im Nebenzimmer, lange. Sie weiß nicht, daß es eine Finte ist; sie quält sich allein; schließlich spielt sie Klavier in ihrer Angst. Der Hochstapler hat dann ein Gespräch mit ihr allein; zeigt sich als eine Art Ehrenmann; das unbescholtene Glück des Hauses bricht aber doch zusammen. Vor dem fortreißenden Spiel von Paula Wirth vergaßen wir, daß das Stück, eindrucksvoll, gewaltsam, an Sensationsmache streift; so sieht man bei der Aufführung nicht, weshalb Artanezzo, während er dann den Weg persönlich zu ihr ins Haus findet, der Frau durch einen drohend klingenden Brief die schrecklichste Angst einjagen mußte (wir danken aber diesem Mangel die schönste Szene). Die weiteren Opfer, die sie seinem, wenn auch vergangenen, gewissenlosen Leichtsinn bringt, erscheinen schwach motiviert, das Ganze ergreift aber so, daß man Schwächen hinnimmt. Es predigt eheliche Treue und Wahrheit, gleiche Moral für beide Geschlechter. Zur Wahrhaftigkeit freilich führt ihr Fehltritt die Frau nur zwangsweise; aber, Unendliches zerstörend, gibt er der hübschen Provinzdutzenddame den Adel des Leids, eine Seele, die, wenn vielleicht alles noch gut wird, ihren Schatz an Glück und Liebe in wissender Treue hütet.

Otto Matthes, in Erscheinung und Wesen Typus des ruhig-soliden gebildeten Franzosen; M. Andreas als Jeannetier, entschieden und zuverlässig, Franz Stein, der linkische, gutmeinende Parisot, Otto Kustermann als Artanezzo (nicht exotisch interessant und im 2. Akt nicht schäbig elegant genug) gaben dem Stück eindrucksvolles Leben. Auch die kleineren Rollen waren meist passend besetzt und die Ausstattung sorgfältig. —

Buridans Esel: die Langeweile zum künstlerischen Prinzip erhoben. Im Klubsessel war doch noch was zum Lachen.

Konrad Weichberger.

Oper.

„Ist es nicht schrecklich für Sie, diese unzähligen Opernabende, — nur wenige Neuheiten, — alljährlich in der Hauptsache dasselbe aus dem eisernen Bestande des Repertoires?“ — — Diese gutgemeinte Frage lief mir gestern, am elften Opernabend, im Theater bereits über den Weg. — Und die Saison ist lang.

In der Tat, sobald es langweilig wird, wird es schrecklich. Der Habitué des Theaters jedoch (ob mit ob ohne berufliche Note), der in diesen Zustand verfällt, sollte in aller Stille an die eigene Brust schlagen: — vielleicht ist er derjenige, der langweilig geworden ist, müde, nicht mehr imstande zu reagieren im Guten und Schlimmen. Mindestens hat die Opernbühne ein Recht auf das Interessantsein, das Goethe dem Leben an allen Ecken und Enden zusprach, man hat nur nötig hineinzugreifen. Aber freilich, Leben muß da sein, denn sonst — — Deshalb auch begrüßt man jede eingreifende Veränderung am Organismus der Bühne freudig als eine Lebenskonstellation mit neuen Möglichkeiten. Ungeachtet der für das Künstlerische erschwerenden Umstände, dem nicht Eingearbeitetsein, und dem eiligst unter Dach und Fach zu bringenden ersten Monatsrepertoire.

Der Anfang der Saison ist ein Forschen nach den Neubelebungen des Bestehenden, die glücklichenfalls zu Neubeseelungen werden können und die allein den alles wirkliche Kunstleben auszeichnenden Fortschritt gewährleisten.

Es sind für die Oper heute nur mehr geringe Möglichkeiten vorhanden, eine fortschrittliche, und damit weiterbauende Richtung nach außen hin zu betätigen. Weder

Kämpfe sind notwendig nach Stellungnahmen; die deutsche Kunst und die Ausländer haben sich arrangiert und höflich nebeneinander im Repertoire Platz genommen. Der Revolutionär Richard Wagner ist zum Klassiker seiner Art, und Richard Strauß ist Mode geworden; die verkannten Unbekannten bleiben verkannt und unbekannt, und neue Bekanntschaften gibt es nur sehr unaufregende. Die äußeren Umstände wirken noch ausgesprochener beruhigend. Das Publikum, dieses immer nur meßbare, und niemals wägbare Element, ist opernsüchtiger denn je, — wer gern tanzen will dem ist unschwer zu pfeifen.

Der Wille zur Kunst in der Oper, der heute nach außen hin nichts mehr zu überwinden findet, muß notwendigerweise zur Innenkultur treiben und in Verfeinerungen der Aufführungen zum Ausdruck kommen. Der erste Monat kann dabei kein Gradmesser für den Sinn der Direktion, auch nicht für den Wert des Ensembles sein. — Opern gab es die Menge, Richard Wagner vorherrschend, eine sorgfältig vorbereitete Meistersinger-vorstellung (Dirigent: Herr Otto Heß) leitete die musikalische Saison vielversprechend ein. Tannhäuser, Aida (Dirigent: Herr Cornelius Kun) waren weitere Höhepunkte. Jetzt ist man bereits am Werk, den Ring des Niebelungen zu schmieden. Dazwischen waren noch die neuitalienischen Einakter Pagliacci und Cavalleria und Tiefland und Jüdin. Das bünensicherste Pathos in vielerlei Gestalt und eine starke Probe auf die Leistungsfähigkeit der neuen dramatischen Kräfte.

Herr Alois Hadwiger ist heute schon der Mann der Saison (star wollte ich sagen, aber das Wort hat einen so fatalen Nebenklang). Ich glaube nicht, daß es einen in der Auffassung tiefer gehenden und intelligenteren Tenor auf deutschen Bühnen heute gibt (geschweige denn im Auslande), als dieser Kammersänger es ist. Sollte man es glauben, daß er einem nicht nur durch einen Tannhäuser und Eleazar, sondern auch durch einen Canio und Turridu wahrhaftige Anregungen geben kann? (Wo blieb im Vergleich dazu Ihre billige Theatralik, Herr Caruso!) In Herrn Hadwiger kristallisiert sich der reinste Fortschritt; seien wir glücklich, diesen Sänger hier zu haben; wir hatten lange nicht seinesgleichen. Das Einschränkende liegt bei ihm im Stimmlichen. Man kann streiten darüber (und man tut es auch), wie viel sinnlichen Klangreiz dieses weit und gleichmäßig gespannte Organ hat, nicht aber läßt sich streiten über die hohe gesangliche Kultur, die auch den stärksten Ausdruck des Affektes noch als geschlossene, und dynamisch fein bewegte Linie zu geben vermag. Herr Hadwiger zeigte in den verschiedenartigsten Aufgaben sich auf gleicher Höhe; bei Fr. von Falken, der neuen Hochdramatischen, war die Santuzza das bisherige Beste. Ihre Hauptzüge: ein kerngesundes, metallisches Material, Klangfülle, die nur in den höchsten Regionen etwas eingeengt erscheint, und Bühnentemperament. Leider nicht so viel gesangliche Kultur, daß eine gewisse Sprödigkeit der Tonverbindung überwunden ist. Wir harren ihrer Brünhilden. — Bei der Koloratursängerin Frl. Liebert kam das Positive bis dahin vor allem im Spiel und im musikalischen Vortrag heraus; stimmlich scheint die junge Sängerin (wenn ich des Eindruckes ihres vorjährigen Gastspieles gedenke) zunächst unserm halsfeindlichen Klima einen Tribut zahlen zu müssen. — Noch zwei Neuerscheinungen in ersten Fächern: Herr Ziegler und Herr Aigner. Herr Ziegler, ein Baßbuffo mit weicher, etwas schmalziger Stimme und mit mancherlei erheiternden Einfällen im Spiel, nur nicht dem, daß auch diese scheinbar harmlosen Dinge betreffs ihrer Plazierung einem Stylgesetz zu unterstehen haben. Herr Aigner, ein Sänger mit klangvoll voluminöser Stimme, aber mit einer ungehobelten Gesangsmanier, die alle Grazie in der Musik voll Energie umbringt, und mit einer Darstellungsart, die sich in Bühnenschritten und Armbewegungen auslebt. — Nichtsdestoweniger ist er der lyrische Baryton. — Heiliger Mozart! — —

S. D. Gallwitz.

An uns allen bekanntem Platz vor ragenden Bäumen, zwischen köstlichen Gebüschen, auf weicher Wiese stand der Landschaftsgärtner und rang die Hände und sprach zu sich: „Da haben wir nun dies Denkmal, auf dem ein nackter Jüngling ein nacktes Roß spazieren führt. Warum das? frage ich. Schönheit ist Selbstzweck! antworten mir die Künstler. Ich aber sage: Schönheit ist Zwecklosigkeit! Zu kahl dünken mich Bäume, Gebüsch und Wiese, zu nackt Roß und Jüngling. Laßt mich dies Denkmal bekleiden. Denn auch mein Wirken ist zweckloser Selbstzweck." — Und sogleich legte der Landschaftskünstler einen kreischendbunten Blumengürtel um die Marmorplatte der Denkmalbasis. Und sprach: „Auch Blumen sind Selbstzweck." Und freute sich seiner Tat. Und ging heim, seinen Geist durch ein Schläfchen zu erquicken, denn Natur, Philosophie und Kunst schwächen Leib und Seele. — Alsbald aber trat eine Mutter mit ihren Kindern vor das Denkmal. „Sieh, ein grüner Nackedidi!" rief das Töchterchen. „Was will er mit dem Pferd?" rief das Söhnchen. „Redet nicht so dumm!" sprach errötend die einsichtige Mutter. „Seht euch lieber die bunten Blumen hier an. Wunderschön, nicht! Ob sie wohl gut riechen?"

Vitzliputzli.

Aus unserer Schleifmühle.

Saisonausverkauf. Popularisierung der großen Modesalons! In den Schaufenstern geben kleine, weiße Zettel den Ton an: Zahlenabstürze aus exklusiver Höhe herab in den Bereich des „lächerlich Preiswerten".

Das Chiffonkleid, der weiße Tuchmantel, der unirdisch zarte Rosenhut sehen mitgenommen und kränklich aus; es wird ihnen schwer, ihren überlegenen Ausdruck festzuhalten.

Das Chiffonkleid hatte davon geträumt, seine Bestimmung in einem wunderherrlichen Farbenakkord mit dem bernsteinfarbenen Haar der anmutigen Frau So und So und ihrem altgoldenen Salon zu finden. Aber es endete auf öffentlichen Redouten und mußte mit einem Frack aus der Leihanstalt tanzen, der nach Fleckwasser roch. Der weiße Mantel hatte eigentlich an jedem Abend zum Theater oder zu einer bunten Ergötzlichkeit fahren wollen. Aber er lernte nur den Regenschirm kennen und die Elektrische, und die längste Zeit hing er, eingehüllt in eine abgedankte Gardine, im Schrank. Dem Rosenhut war es an der Wiege gesungen, er sei zu etwas Besonderem geboren. So ein Hut für die Riviera, für das Rennen in der Vahr, für den Fünfuhrtee. Aber er starb jung in einem Platzregen und war nur einmal an einem Sonntag nachmittag mit dem Dampfboot nach Vegesack gefahren. Die Armen! Sie kamen nicht zu ihrer lebendigen Schönheit, weil sie nicht an ihren Platz kamen.

Anybody.

Berichtigung.

Die Druckbogen des Aufsatzes über Bremens Handel konnten dem Verfasser nicht rechtzeitig vorgelegt werden. Infolgedessen sind einige Fehler stehen geblieben. Die Überschrift muß lauten „Bremens Handel". Ferner muß es heißen: S. 15 Z. 31 „mächtigen" statt „wichtigen", S. 16 Z. 10 „Gebilde" statt „Glied", Z. 32 „zugefallene" statt „zufallene", S. 17 Z. 2 „nur" statt „um", Z. 14 „weder am" statt „vor dem im", S. 19 Z. 21 „das" statt „daß", S. 20 Z. 29 „1847" statt „1844", Z. 32 „1857" statt „1847", S. 21 Z. 12 „und der Gründung" statt „das Jahr der Gründung", S. 22 Z. 14 „ward" statt „war".

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.
Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto)
an die Redaktion Bremen, Am Wall 163.
Druck und Verlag: H. M. Hauschild, Bremen, Langenstraße 35/37.

Zur Beachtung!

Mit dem Beginn des Winterhalbjahres 1910/11 wird das geistige Leben unserer alten Hansestadt um ein neues Unternehmen bereichert. Anknüpfend an hier vorhandene Einrichtungen hat sich eine Vereinigung zum Ausbau des wissenschaftlichen Vorlesungswesens gebildet, die den Zweck verfolgt, Vorlesungen auf wissenschaftlicher Grundlage zu veranstalten, die der geistigen Anregung und Fortbildung dienen sollen. Das Dargebotene soll alle Gebiete des menschlichen Wissens umfassen, dabei sollen jedoch die bremischen Verhältnisse und die Interessen des bremischen Wirtschaftslebens, insonderheit des Handels vorwiegend berücksichtigt werden. Die Vorlesungen sollen die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung in breitem Strome den weiten Kreisen der Bevölkerung zuführen und dem ernsthaft Strebenden ermöglichen, sich in und für seinen Beruf weiterzubilden. So teilen sich die Vorlesungen in allgemeine, die jedermann ohne besondere Vorbildung zugänglich sind, und in Fachvorlesungen und Übungen, bei denen beiden besondere Vorkenntnisse in dem betreffenden Fache vorausgesetzt werden.

Das Vorlesungsverzeichnis finden unsere Leser nachstehend abgedruckt. Indem wir uns vorbehalten, in der nächsten Nummer auf die Veranstaltung näher einzugehen, begrüßen wir sie im Interesse der geistigen und wirtschaftlichen Entwickelung unseres Bremens und wünschen, daß die Mühe der Veranstalter und der Dozenten durch einen zahlreichen Besuch der Vorlesungen gelohnt wird.

Bremer wissenschaftliches Vorlesungswesen.

Verzeichnis der Vorlesungen im Winterhalbjahre 1910/11.

1. **Theologie.** Allgemeine Vorlesungen. Pastor Dr. Veeck: Kulturbilder aus der bremischen Kirchengeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. 6stündig. Dienstags 7 bis 8 Uhr, den 10., 17., 24., 31. Januar, 7., 14. Februar 1911. Gebühr 3 Mark.

2. **Rechts- und Staatswissenschaften.** Allgemeine Vorlesungen. Prof. Dr. Biermann (Leipzig): Die Versicherung der Privatbeamten. 6stündig. Je ein Doppelvortrag am Montag, den 3., Dienstag, den 4. und Donnerstag, den 6. Oktober von $7^1/_2$—$9^1/_2$ Uhr. Aula des Alten Gymnasiums. Gebühr 3 Mark.

   Direktor Dr. Böhmert: Vorträge über Handelspolitik. Allgemeines und Geschichtliches. 6stündig. Freitags 8—9 Uhr, den 6., 13., 20. Januar, 3., 10., 17. Februar 1911. Gebühr 3 Mark.

   Regierungsrat Dr. Giese: Die Grundlagen des Verkehrswesens mit besonderer Berücksichtigung der Eisenbahn und des Eisenbahn-Tarifwesens. 6stündig. Dienstags $7^1/_2$—$8^1/_2$ Uhr, den 8., 15., 22., 29. Novbr, 6., 13. Dezbr. 1910. Gebühr 3 Mk.

   Dr. Funk: Kartelle und Trusts. 8stündig. Dienstags 8—9 Uhr, den 10., 17., 24., 31. Januar, 7., 14., 21., 28. Februar 1911. Gebühr 3 Mark.

   Prof. Dr. phil. et jur. Wiedenfeld (Köln): Organisation des Welthandels. 8stündig. Je ein Doppelvortrag am Donnerstag, den 2., Freitag, den 3., Montag, den 6., Dienstag, 7. März 1911. $7^1/_2$—$9^1/_2$ Uhr. Aula des Alten Gymnasiums. Gebühr 3 Mk. Fortbildungsvorlesungen. Nur für Referendare: Richter Dr. Castendyk: Vorlesungen mit praktischen Übungen. Jede Vorlesung 6stündig.

   Richter Dr. Adolf Meyer: 1. Vorlesungen: Die ehelichen Güterstände und ihre erbrechtlichen Wirkungen. 6stündig. 2. Praktische Übungen.

3. **Medizin.** Allgemeine Vorlesungen. Prof. Dr. Tjaden: Volksseuchen und ihre Bekämpfung. 6stündig. Donnerstags 8—9 Uhr, den 5., 12., 19., 26. Januar 1911, 2., 8. Februar 1911. Gebühr 3 Mark.

4. **Geschichte.** Allgemeine Vorlesungen. Dr. Abegg: Überblick über die englische Geschichte unter der Regierung der Königin Victoria (1837—1901). 10stündig. Mittwochs 8—9 Uhr, den 23., 30. November, 7., 14., 21. Dezember 1910, 4., 11., 18., 25. Januar, 1. Februar 1911. Gebühr 3 Mark.

5. **Literatur und Sprachwissenschaft.** Allgemeine Vorlesungen. Prof. Dr. Seedorf. Deutsche Literatur der Gegenwart. 12stündig. Mittwochs 7—8 Uhr. 12., 19. Okt. 2., 9., 23., 30. Nov., 7., 14., 21. Dezbr. 1910, 4., 11., 18. Januar 1911. Gebühr 5 Mk.

   Dr. R. Vonhof: Vorgeschichtliche Kultur und früheste Sprachdenkmäler unserer niedersächsischen Heimat. 8stündig. Montags 8—9 Uhr., den 9., 16., 23., 30. Jan., 6., 13., 20., 27. Februar 1911. Gebühr 3 Mark.

Gardner Preston: Poets and Writers of the XIXth century (in englischer Sprache). 10stündig. Montags 7—8 Uhr. 10., 17., 31. Oktober, 7., 14., 21., 28. November, 5., 12., 19. Dezember 1910. Gebühr 4 Mark.

Übungen: Prof. Dr. Seedorf: Übungen über Hebbels Dramen. (Literarhistorische Analysen.) 10stündig. Montags 7—8 Uhr. 10., 17., 31. Oktober, 7., 14., 21., 28. November, 5., 12., 19. Dezember 1910. Stadtbibliothek. Gebühr 10 Mark.

6. **Bildende Kunst.** Allgemeine Vorlesungen. Direktor Dr. Pauli: Entwickelungsgeschichte der deutschen Malerei im 19. Jahrhundert, im Anschluß an die Sammlungen der Kunsthalle. 12stünd. Freitags 7—8 Uhr. 14., 21. Okt., 4., 11., 18., 25. November, 2., 9., 16. Dezbr. 1910, 6., 13., 20. Jan. 1911. Kunsthalle. Gebühr 5 Mk.

Dr. Schäfer: Bremen in seiner kunstgeschichtl. Entwickelung. 10stünd. Montags 7—8 Uhr, den 9., 16., 23., 30. Jan., 6., 13., 20., 27. Febr., 6., 13. März 1911. Gebühr 4 Mk.

Dr. Hartlaub: Künstlerische Städtekunde von Italien. 15stündig. Mittwochs 4½—6 Uhr, den 2., 9., 23., 30. November, 7., 14., 21. Dezember 1910, 4., 11., 18., 25. Januar, 1., 8., 15., 22. Februar 1911. Kunsthalle. Gebühr 20 Mark.
Auf diesen Vortragszyklus liegt eine Subskriptionsliste bei Herrn Franz Leuwer, Buchhandlung, Obernstraße aus.

Übungen: Direktor Dr. Pauli: Übungen über Dürers Handzeichnungen im Anschluß an die in der Kunsthalle vorhandenen Bilder. 12stündig. Donnerstags 7—8 Uhr, den 13., 20. Oktober, 3., 10., 17., 24. November, 1., 8., 15. Dezember 1910., 5., 12., 19. Januar 1911. In der Kunsthalle. Gebühr 10 Mark.

7. **Zoologie.** Allgemeine Vorlesung. Prof. Dr. Schauinsland: Ausgewählte Kapitel aus der Entwickelungsgeschichte und Anatomie des Menschen und der höheren Tiere. Beginn nach Wiedereröffnung des städt. Museums. Näh. wird später bekannt gegeben.

8. **Botanik.** Allgemeine Vorlesungen. Dr. Bitter: Botanik, Teil I: Dienstags 5—7 Uhr, den 1., 8., 15., 22., 29. November, 6., 13. Dezember 1910, 10., 17., 24., 31. Januar, 7., 14., 21., 28. Februar 1911. Gebühr 10 Mark.

Übungen: Dr. Bitter: Mikroskopische Übungen für Anfänger und für Fortgeschrittene. Sonntags, den 6., 13., 20., 27. November, 4., 11., 18. Dezember 1910, 8., 15., 22., 29. Januar, 5., 12., 19., 26. Februar 1911. Im Botanischen Garten. Gebühr für den Kursus 10 Mark.

9. **Mathematik.** Fortbildungsvorlesungen. Oberlehrer Dix: Einführung in die graphische Darstellung. 10stündig. Montags 8½—9½ Uhr. Den 10., 17., 31. Oktober, 7., 14., 21., 28. November, 5., 12., 19. Dezember 1910. Gebühr 5 Mark. Nur bei genügender Beteiligung (mindestens 20 Hörer). Meldungsschluß: 1. Oktober 1910.

Diplom-Ingenieur Phil. Häfner: Einführung in die Differential- und Integralrechnung. 20 Doppelstunden. Donnerstags 7½—9½ Uhr. Den 13., 20. Oktober, 3., 10., 17., 24. November, 1., 8., 15. Dezember 1910, 5., 12., 19., 26. Januar, 2., 9., 16., 23. Februar, 9., 16., 23. März 1911. Technikum. Gebühr 20 Mark. Nur bei genügender Beteiligung (mindestens 30 Hörer). Meldungsschluß 1. Oktbr. 1910.

10. **Experimentalphysik.** Fortbildungsvorlesungen. Prof. Dr. Johs. Müller: Magnetismus und Elektrizität I. Teil, zugleich Einführung in die Starkstromtechnik. (Ausgewählte Abschnitte). 18stündig. Mittwochs 7½—8½ Uhr, den 2., 9., 23., 30. November, 7., 14., 21. Dezember 1910, 4., 11., 18., 25. Januar, 1., 8., 15., 22. Februar, 1., 8. 15. März 1911. Technikum. Gebühr 15 Mark.

11. **Bau- und Ingenieurwissenschaft.** Allgemeine Vorlesungen. Prof. H. Wilda: Moderne Seehäfen. 6stündig. Donnerstags 7½—8½ Uhr. 13., 20. Oktober, 3., 10., 17., 24. November 1910. Gebühr 3 Mark.

Fortbildungsvorlesungen. Dipl.-Ing. Prof. M. Hartmann: Angewandte Elastizitäts- und Festigkeitslehre. 12stündig. Montags 8½—9½ Uhr, den 9., 16., 23., 30. Januar, 6., 13., 20., 27. Februar, 6., 13., 20., 27. März 1911. Technikum. Gebühr 10 Mk. Nur bei genügender Beteiligung (mind. 30 Hörer). Meldungsschluß 15. Dezember 1910.

Kartenausgabe in der vormals Gustav Winterschen Buchhandlung (Franz Quelle) in der Bischofsnadel.

Lehre.

Es ist nicht alles Gold, was glänzt;
oft nah an das Gemeine grenzt,
was für natürlich schön wir hielten,
eh' wir's besahen und befühlten.
Man sieht zuletzt oft seine Täuschung ein,
als ginge man bei Sonnenschein
in das Komödienhaus.
Auch dort ist aller Zauber aus,
sieht an Dekorationen man
die groben Malereien an. —
Auch viele Schönen muß man seh'n
nur: wenn zu the dansant sie geh'n.

Bremer Almanach für das Jahr 1821.

Wegweiser.

Um 1806 wurde Ernst von Feuchtersleben in Wien geboren. Er ging wie ein Triumphator ins Leben und endete als Märtyrer. Als er, 43 Jahre alt, sterben mußte, verlor die Welt in ihm einen Dichter und Philosophen, einen Politiker und Arzt, einen Edelmann und edlen Menschen. Seine geistige Erbschaft anzutreten, sollte eine unserer vornehmsten Pflichten sein. — Zehn Sprüche seiner Lebensweisheit heißen: Ein gebildeter Mensch ist kein fertiger; Bildung ist der Weg vom Nichts bis zum Anfang; man hat sich orientiert, nun heißt es wandern. — Umändern kann sich niemand, bessern kann sich

jeder. — Der Gedanke lebt nur vom Bewundern, das Herz nur vom Lieben. — Was du dir selbst glaubst, glaubt dir jeder. — Man hat nur an so viel Freude und Glück Anspruch, als man selbst gewährt. — Die Gegenstände an und für sich sind gleichgültig; es kommt darauf an, wie sie sich zur Natur und Geisteskraft des Künstlers verhalten. — Die Wirkung ist die Probe eines Kunstwerkes, aber nie dessen Zweck. — Das Geschick spricht durch Ereignisse, durch Taten spreche der Mensch. — Der Glaube gibt durch sich selbst, was er verheißt. — Das Licht ist für alle Augen, aber nicht alle Augen sind für das Licht.

Amateur-Photographie.

Die Hochsaison für die Amateur-Photographie ist nunmehr vorbei, und gar mancher legt schon jetzt seine Kamera ins Winterquartier, um sie erst zur nächstjährigen Reisesaison hervorzuholen, und bringt sich hiermit um die schönsten Stimmungsbilder unserer norddeutschen Heimat. Jetzt, wo das Laub sich herbstlich färbt, wo die sterbende Natur sich noch einmal in bunte Farben kleidet, sollte der Apparat erst recht in Tätigkeit treten. Um aber Resultate auf die Platte zu bannen, die jeden Naturfreund befriedigen, seien kurz folgende Winke gegeben, die allerdings dem erfahrenen Amateur nichts Neues bringen, dem Anfänger aber vielleicht doch einige Hinweise sein werden. Um all die Farbschattierungen der herbstlichen Flora wirkungsvoll auf der Platte wiederzugeben, empfiehlt es sich nunmehr, mit farbenempfindlichen Platten zu arbeiten, wobei man die Wirkung durch Anwendung einer Gelbscheibe noch gut unterstützen kann. Zur Entwicklung ist es ratsam, **Prismol-Entwickler** zu verwenden, natürlich können auch andere gute Substanzen verarbeitet werden. Dann ist nicht zu vergessen, daß in der jetzigen Zeit das Licht viel von seiner aktinischen Wirkung eingebüßt hat, daß also wesentlich länger belichtet werden muß. Wer sich hier unsicher fühlt, dem sei **Heydes Photo-Aktinometer** empfohlen, da dieses Instrument sofort die richtige Belichtungszeit anzeigt. — Eingehende Auskunft in allen fachlichen Fragen wird bereitwillig von der Firma **Adolf Sosna jr.** erteilt.

Der Oktober in Bremens Geschichte.

1850—1860.

1851. Verbot des Blattes „Der demokratische Volksfreund". Pastor Rudolf Dulon auf Veranlassung des Amtes in Hoya verhaftet wegen Staatsverrat. **1852.** Der Regierungssekretär Otto Gildemeister wird wegen eines Korrespondenz-Artikels gegen den Münchener Polizeidirektor in München zu 1 Monat Gefängnis und einer Geldstrafe verurteilt. Verbot der „Weser-Zeitung" in Bayern. **1853.** Erkenntnis gegen die Teilnehmer am „Totenbunde". Cholera in Bremerhaven. **1854.** Gründung der Allgemeinen Witwenkasse für bremische Staatsangehörige. Letzte kirchliche Feier des 18. Oktobers. Einweihung des hinter dem Stephanikirchhof erbauten Seemannsheims. **1855.** Eröffnung der neuen Bürgerschule mit einer Anzahl von 250 Schülern. Dabei fungieren die ordentlichen Lehrer: Professor Dr. Gräfe, Jakobi; als Hilfslehrer Dr. Buchenau, Plate, Abbehusen,

Andresen, Linding. Große Teuerung der Lebensmittel. Errichtung einer öffentlichen Kochanstalt. 1856. Stiftung eines Frauenvereins zur Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins. Gestorben Dr. Carl Fr. W. Paniel, Pastor zu Ansgarii. Thomas Achelis zum Pastor in Oberneuland gewählt. 1857. Ertrag der Einkommensteuer für 1857: 101 501 Taler 59 Gr. Aufhebung der Gewerbeschule wegen Mangels an Schülern. Musikdirektor Karl Reinthaler in Köln zum Organisten am Dom ernannt. Errichtung einer Volksschullehrer-Witwenkasse. 1858. Feier des 100jährigen Geburtstages des Astronomen und Arztes Dr. H. W. A. Olbers. Enthüllung seines Denkmals am 11. Oktober. 1859. Einweihung des neuen Lokales des „Vereins Vorwärts". 1860. Der Verwaltungsrat des Norddeutschen Lloyd erläßt ein Zirkular an die Aktionäre über die Erbauung eines neuen Dampfschiffes und über die finanzielle Lage des Institutes. Prospekt einer sechsprozentigen Provisionsanleihe zum Betrage von 225 000 Taler.

Betriebseinnahme des Norddeutschen Lloyd im Oktober 130 862 Taler 62 Grote gegen 105 679 Taler 9 Grote im Oktober v. Js.

Gustav Winter's Buchhandlung

Franz Quelle

Fernsprecher 1727 **Bremen** Bischofsnadel 12

Aus der Altbremer Schönen Literatur.

Frauen und Glocken.

Sie sollen, wie behauptet wird, die größte Ähnlichkeit miteinander haben. Frauen und Glocken hört man oft sehr weit; Frauen und Glocken sind nicht vom härtesten Metall; Frauen und Glocken geben den menschlichen Gedanken oft einen höheren Schwung; Frauen und Glocken brummen oft lange nach. — Horch, welch Lärmen und Toben in jenem Hause! Die liebe Frau ist außer sich, der Zorn entstellt ihre schönen Züge, der Genius der holden Weiblichkeit flüchtet sich schnell und furchtsam und der Schoßhund verkriecht



sich unter dem Sofa. Der Herr Gemahl hat ihr zu drei Ballkleidern das Geld versagt — nun stürmt sie im Hause umher und schüchtern schleicht der Ehemann durch das Hinterpförtchen in die Harmonie, wo nach den strengen Statuten der Gesellschaft keine Weiber hinkommen dürfen. Der gute Mann hat eine Sturmglocke geheiratet. Die Sturmglocken aber mögen nicht regieren i. J. 1836! — Seht dort die fromme Frau! Alle Sonntage früh um 9 Uhr und nachmittags um 1 Uhr sitzt sie regelmäßig in der Kirche und singt und alle Tage, von 8 Uhr früh bis 10 Uhr abends verleumdet sie ihre besten Freundinnen; aber sie gilt doch in der Welt als eine gar christliche Frau, ist aber nichts als eine kalte Betglocke. Solche aber mögen nicht regieren i. J. 1836! — Kennst du, lieber Leser, jene Frauen, die in Ohnmacht fallen, wenn sie bei einem starkduftenden Nelkenstock vor-

beigehen, und in Tränen zerfließen, wenn ihnen der Mann zumutet, einmal durch die Küche zu gehen? Welche erst den Endreim suchen, ehe sie das schreiende Kind befriedigen und voll Kokettterie sind und voll kranker Launen? das sind zerbrechliche Geschöpfe — es sind Glasglocken. Solche Glasglocken mögen nicht regieren i. J. 1836! — Wer mögen jene Damen sein, welche so stolz daherrauschen in hochfahrendem Wesen, mit Nichtachtung herabschauen auf das gemeine Gesindel da unten, wie jener Turm herabschaut auf die bescheidenen Wohnhäuser, die, gebaut aus gleichem Stein und Holz, nur behaglicher, wärmer und nützlicher sind? Es sind Turmglocken, die stets verlangen, daß man hinaufschauen und sich nach ihnen richten solle, hätte man auch den besten Chronometer in der Tasche. Solche Turmglocken mögen nicht regieren i. J. 1836! — Kennst du jene entarteten Wesen, bei denen der Zauber weiblicher Schönheit nur die täuschende Hülle für

das darunter liegende Gerippe des Lasters ist, die ein frevelhaftes Spiel treiben mit den heiligsten Gefühlen — wehe dem, der in ihre Hände fällt . . . . . es sind Armesünderglocken. Solche Armesünderglocken mögen nicht regieren i. J. 1836! — Aber siehe jene Frauen! sie blenden nicht, sie kokettieren nicht, sie scheinen nicht, sondern sind wirklich, was sie sein sollen; sie lieben ihren Gatten, ihre Kinder und die Häuslichkeit, sie sind Schutzengel des Mannes — das sind die Hausglocken. Solche Hausglocken aber mögen regieren i. J. 1836! sie werden, wie immer, nur ein sanftes Regiment führen, denn ihre ersten Minister werden sein: Anmut und Liebe.

Aus „Aurora, eine Zeitschrift für die gebildete Lesewelt“, 1836.



Impromptu.

Es ist der Sekretär, Herr Händchen,
von Kopf bis Fuß ein Männchen
gestriegelt und geleckt;
nur schad', im Köpfchen steckt
kein bischen Krütz',
drum nimmt der Witz
der Herrn und Damen ihn oft zur Scheibe,
daß er mit Lust sich an ihm reibe.

Jüngst sprach ein schönes Kind
(wie die oft schelmisch sind),
als man von seinen Waden sprach,
statt Wade: Watte nach;
und den getroffenen Sekretär
pickierte das doch gar zu sehr.
Herr Händchen brüstet sich darum und spricht:
„Mein Kind, noch triumphieren Sie nur nicht.
Sie werden doch zuletzt geschlagen;
ich wollte Ihnen doch ein Impromptu jetzt sagen,
das Sie zeitlebens krepieren sollte —
wenn ich mich nur recht lang' besinnen wollte!"

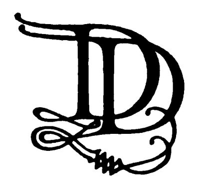
Bremer Almanach für das Jahr 1821.

Die Güldenkammer

eine Bremische Monatsschrift

I. Jahrgang
Heft 2
November 1910

Verlag: H. M. Hauschild Bremen



DRUGULIN-DRUCKE

ES ist heute eine solche Überproduktion von Klassikerdrucken in Gesamt- und Einzelausgaben, schlechten und guten, auf dem Markt, dass ein neues Unternehmen, das den Konkurrenzkampf mit diesen aufnehmen will, nur dadurch die Aufmerksamkeit auf sich lenken kann und Beachtung beanspruchen darf, wenn es nicht die Unzahl der bestehenden Ausgaben um ein paar neue vermehrt, sondern mit seiner Arbeit da einsetzt, wo, trotz warenhausmässiger Massenherstellung auf der einen, und exklusiv bibliophiler Editionen auf der anderen Seite eine grosse, empfindliche Lücke besteht. Das berechtigte Verlangen der Literatur- und Bücherfreunde geht dahin, das, was uns geniessenden Menschen von heute das Unvergängliche, Wertvollste der gesamten Literatur ist, aus den vielbändigen Gesamtausgaben, aus dem Ballast des Entbehrlichen herauszulösen. Ansätze dazu sind gemacht worden: wir haben geschmacksarme, schlimm illustrierte Ausgaben in zierlichem „Boudoir"-Format, wir haben ferner Taschenausgaben aller Art; dazu sind in jüngster Zeit Einzelausgaben von Klassikern gekommen, die den Ansprüchen verwöhnter Bibliophilen durchaus gerecht werden konnten. Die

Auflagen dieser Ausgaben betrugen aber nur zwei- bis dreihundert Exemplare und noch weniger, der Preis war exorbitant. An dieser Stelle setzen die Drugulin-Drucke ein, deren Programm wir so formulieren:

Es sollen in den erlesensten Schriften alter und neuester Zeit Druckwerke der deutschen und fremden Literatur in mustergültigen Einzelausgaben hergestellt werden zu Preisen, die im Verhältnis zur Qualität des Gebotenen als ausserordentlich niedrig bezeichnet werden müssen. Wir sind der Ansicht, dass in Deutschland Tausende sind, die unvergängliche Schätze der Dichtkunst in einem schönen, schlicht-vornehmen Gewand zu besitzen wünschen, und wollen mit der Arbeit an diesem Werk eine Kulturaufgabe erfüllen, die wir nicht darin erblicken können, wenigen Auserwählten ein Dichterwerk zu bieten, das Allgemeingut sein sollte.

Man hat dem Publikum eingeredet, dass sich eine gute Druckarbeit und sorgfältige Herstellung nur mit einer ganz kleinen Auflagehöhe vertrage; die Offizin W. Drugulin, eine der ältesten und ersten in Deutschland, wird mit diesen Erzeugnissen beweisen, dass dem nicht so ist, und wenn diese Firma mit ihrem Weltruf sich hierfür einsetzt, so wird kein Zweifel sein, dass wir mit diesen Werken das Vollendetste an Drucktechnik bieten. Die Offizin W. Drugulin hat dem Unternehmen ihren einzigartigen Reichtum edelster Schriften — Antiqua und Fraktur — zur Verfügung gestellt, von deren Schönheit und

Mannigfaltigkeit schon die ersten Bücher Zeugnis ablegen. Der Verlag hat es sich angelegen sein lassen, dem Rahmen des Ganzen entsprechend, nur beste Papierqualitäten und gediegene Buchbinderarbeiten zu liefern.

Wenn wir uns trotz des oben Gesagten vorbehalten, im Verlauf unseres Unternehmens auch Drucke in einmaliger limitierter Auflage herzustellen, so wird es sich hierbei nur um solche Werke handeln, die durch ihre besondere Art nur auf einen ganz beschränkten Leserkreis rechnen können.

Wir haben dieser Ankündigung nichts hinzuzufügen; unsere sechs ersten Werke, deren Verzeichnis man umstehend findet, sind erschienen und in jeder guten Buchhandlung vorrätig.

ERNST ROWOHLT
VERLAG LEIPZIG 1910.

Es sind erschienen:

I. GOETHE, Tasso

Pappband . . . . M. 3.80
Pergamentband . . . . M. 9.—
Fünf Exemplare auf bestes englisches Pergament von Carl Sonntag jr. in Ganz-Maroquin gebunden . . . . . M. 350.—

II. PLATEN, Venezianische Sonette

Pappband . . . . M. 2.—
Pergamentband . . . . M. 5.—

III. DIE BRIEFGEDICHTE DES JUNGEN GOETHE

Pappband . . . . M. 2.80
Leinenband . . . . M. 3.80
Schweinslederband . . . . M. 12.—

IV. VERLAINE, Vers

Pappband . . . . M. 12.—
Halblederband . . . . M. 16.—
Ganzlederband . . . . M. 25.—
Vorzugsausgabe: Hundert Exemplare auf Strathmore von Carl Sonntag jr. in Ganz-Maroquin gebunden . . . M. 50.—

V. MOLIÈRE, Les Précieuses Ridicules

Leinen . . . . M. 1.80
Seide . . . . M. 3.—

VI. SHAKESPEARE, Sonnets

Pappband . . . . M. 3.80
Pergamentband . . . . M. 9.—
Fünf Exemplare auf bestes englisches Pergament von Carl Sonntag jr. in Ganz-Maroquin gebunden . . . . . M. 250.—

In Vorbereitung sind:

HERBERT EULENBERG, SONETTE / GOETHE, IPHIGENIE / ANAKREONTISCHE ODEN UND LIEDER / HEINE, BUCH DER LIEDER / SCHILLER, DIE RÄUBER / RACINE, PHÈDRE / SHAKESPEARE, ROMEO AND JULIET.

Wir bitten die Sonderprospekte der einzelnen Werke in den Buchhandlungen oder vom Verlag direkt zu verlangen.

Die
Güldenkammer

eine Bremische
Monatsschrift

Herausgegeben von:

S. D. Gallwitz Dr. G. F. Hartlaub Fritz Rassow
Dr. Hermann Smidt Dr. Konrad Weichberger

Verlag:

H. M. Hauschild, Bremen

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen
General-Vertrieb: Franz Leuwer, Bremen

1. Jahrgang Heft 2 November 1910

Inhaltsverzeichnis.

Bezugsbedingungen.

Für Bremen: durch sämtliche Buchhandlungen. Preis: jährlich 10 Mk.; vierteljährlich 2 Mk. 50 Pfg.; Einzelheft 1 Mk.

Für auswärts: durch sämtliche Buchhandlungen. Durch die Postanstalten im Deutschen Reich: Preis jährlich 10 Mk. 50 Pfg. frei Haus; unter Kreuzband vom Verlag: Preis jährlich 11 Mk. 20 Pfg.; Einzelhefte 1 Mk. 10 Pfg.

Christine Hebbel in Bremen.

Wenn wir die Spur dieser seltenen Frau nachziehen (selten, weil sie Persönlichkeit war), gleiten mehr als drei Menschenalter der deutschen Literatur an uns vorüber. An ihrem Anfang leuchten noch die Augen des Olympiers in Weimar, und als ihr Weg sich im Schatten eines ruhigen Abends verliert, stürmt der Naturalismus über die Bühne und schwingt seine Revolutionsfahne vor den Augen der entsetzten Epigonen. Ich glaube, diese Frau hat für jedes neue Literaturgeschrei, für jede Neuheitsbegeisterung nur noch ein abwartendes Lächeln gehabt. Denn vor ihr sind Größen aufgestiegen, die sich unsterblich dünkten, und sind wieder zusammengesunken wie Luftfiguren. Sie hat das Publikum toben und jauchzen sehen vor schillernden Eintagsfliegen, und hat es pfeifen hören bei Dramen, vor denen die Nachwelt sich beugte. Sie stand ja nicht nur als rezeptive Zuschauerin alledem gegenüber, sondern sie erfuhr alles das viel tiefer als produktive Künstlerin. Denn in jeder aufrichtigen Darstellung prostituiert die Schauspielerin einen Teil ihres Ichs. Aber sie hat dem Wesen der Kunst noch näher gestanden, dem tiefsten, innersten Wesen. Sie hat mit ihrem verstehenden Frauenauge das beobachtet, was noch feiner ist als die „aus Schleiern gewebte Seele" der Rhodope — das Werden, die Genesis der Werke ihres Mannes. —

Das hat ihr viel seelischen Reichtum gebracht, aber glücklich und heiter ist der Weg dieser Frau vor ihrem Alter niemals gewesen. Und in je frühere Zeiten wir uns zurücktasten, desto dunkler und sorgenvoller scheint er zu sein. (Und es ist kein Zufall, daß sie ihren Mann durch sein düsterstes und graumsamstes Werk, die Maria Magdalena, kennen lernte.)

Christine Hebbel, die vor ihrer Ehe Demoiselle Enghaus hieß, ist ein ausgesprochenes Theaterblut. Sie hat sehr früh ihren Vater verloren, und infolgedessen geht es zu Hause sehr ärmlich zu. Die kleine Christine soll Geld verdienen und geht an das Kinderballett des Hoftheaters zu Braunschweig. 1½ Taler Gage. Aber das reicht nicht aus. Sie lernt deshalb kleine Knabenrollen spielen, und erhält dafür 3 Taler monatlich. Mit rührender Hingebung agiert das kleine blasse Mädchen ihre nichtssagenden Rollen, so daß der Dramaturg des Hoftheaters Dr. Köchy auf sie aufmerksam wird; und da ihn die Arbeiten seines Amtes nicht allzusehr belasten, beginnt er dem Mädchen einige Rollen, vor allen Dingen einige klassische Partien, einzustudieren. Und mit leidenschaftlicher Liebe nimmt Christine Enghaus das Neue an. Ihr Talent beginnt zu erwachen. Eben das, was aus ihr später die große Hofburgschauspielerin werden ließ,

ihre verzehrende Glut, und ihr wunderbares, umfangreiches Organ. Aber in Braunschweig ist kein Fortkommen für das kleine Ballettmädel, und so verschafft ihr Dr. Köchy ein Gastspiel in Bremen und schenkt dem absolut mittellosen Mädchen außerdem noch das Reisegeld. An einem Oktobertage des Jahres 1833 kommt die noch nicht 17jährige hier an. In den Straßen dudeln die Freimarktsorgeln ihre sentimentalen Lieder, und auf dem Markte und Domshofe drängen sich die Buden.

Die großen dunklen Augen des auffallend schönen Mädchens mögen wohl nur wenig von der Marktfreude wiedergespiegelt haben, denn was vor ihr lag, war einstweilen wenig verheißungsvoll. An den Straßenecken konnte sie noch die Affichen studieren, in denen der Direktor des Stadttheaters (Gerber) das Publikum um lebhaftere Beteiligung bat, da sonst sein Kunstinstitut ernstlich gefährdet sei. Aber diese Aufforderung (es war nicht die erste) scheint wenig gefruchtet zu haben. Denn als am letzten Freimarktstag, am 31. Oktober 1833, das erste Gastspiel der Dem. Enghaus als Johanna von Orleans stattfindet, ist das Theater fast leer, und nicht der geringste Beifall bewillkommt das junge Mädchen. Keine Zeitung nimmt von ihr Notiz, nicht einmal das in Theaterdingen sonst so geschwätzige „Bremer Unterhaltungsblatt". Nur Hofrat Dr. Schütte macht seinem Groll gegen Direktor Gerber (Schütte ist der eigentliche Gründer des Stadttheaters) in seinem „Protokoll des Stadttheaters" Luft. Er schreibt: „Ich konnte weiter nichts loben, als ein gutes, verständliches Sprechorgan und fleißiges Auswendiglernen, hübsches Gesicht, übrigens keine Haltung, keine Auseinandersetzung des Charakters, Unbekanntschaft mit der Deklamationskunst, mit der Modulation der Töne. Nur eine Anfängerin sah ich, die den Platz, den sie ausfüllen sollte, nicht würdig ausfüllen konnte."

Zwei weitere Gastrollen, als Luise in Kabale und Liebe und in einem Vaudeville, haben ebenso wenig Erfolg beim Publikum, aber dennoch stellt Direktor Gerber sie an. Dr. Schütte bemerkt mit grimmiger Miene dazu: „Keine Verbesserung des Personals." Es ist eigentümlich, daß dieser gewiegte Theaterroutinier dieses junge Talent so absolut verkennt. Während der ganzen Zeit ihres Engagements in Bremen sagt er auch nicht das kleinste lobende Wort über sie. Nur nach ihrem Abschied im Sommer 1834 blickt er ihr doch ein wenig wehmütig nach, und er muß immerhin eingestehen, daß ihr Verlust für die bremische Bühne doch bedrückend sei, „wenngleich sie auch keine Künstlerin war". Aber wo sollte die blutjunge und so ungenügend ausgebildete Anfängerin auch ihre Künstlerschaft entwickeln? Ihr Spielrepertoire bot ihr kaum Gelegenheit dazu. Noch niemals ist bisher unser Stadttheater eine wirkliche Trägerin literarischer und dramatischer Kultur gewesen. Damals ebenso wenig wie heute. (Und machte irgendein Mutiger den Versuch, so ging er daran zu Grunde.) Nur die Oper hat einige Glanzpunkte aufzuweisen. Niemals aber das gesprochene Drama. Und

dieser Umstand ist es auch gewesen, der Dem. Enghaus (wie alle talentierten Künstler) so schnell wieder aus Bremen vertrieben hat. Sie besaß jene naive Freude am Schaffen, die einem aufrichtigen Künstler unbedingt eigen sein muß. Sie besaß das besondere Talent, überragende Charaktere mit lodernden Leidenschaften zu gestalten. Ihre große, edel gebaute Figur hatte etwas Imponierendes, und ihr machtvolles Organ ließ die gewaltigen Versphrasen dahinrauschen wie Frühlingsbäche. Aber alles das mußte in Bremen schlummern, denn was man ihr zu spielen gab, war meistens sehr zahmer Natur, mit jenem starken Einschlag ins Grausig-Rührselige, den das Zeitalter Kotzebues, Müllners, Raupachs und all der andern tragischen Geister vor allen Dingen schätzte. Man braucht nur ihre Hauptrollen einmal zusammenzustellen, und man hat ohne weiteres ein treues Dokument des gesamten Repertoires. Da sind: Amalie in „Der grade Weg ist der beste" von Kotzebue, Caroline im „Sonett" von Raupach, Aurora in „Leonore" von Holtey, Luise im „Stiefvater" von Raupach, Emma von Falkenstein in den „Kreuzfahrern" von Kotzebue, das Kardelchen von Tack in Ifflands „Jägern", Gräfin Jerta in Müllners „Schuld". Diese Aufführung wird übrigens von einem begeisterten Theaterbesucher im „Bremer Unterhaltungsblatt" folgendermaßen apostrophiert:

> Ich sah die Schuld, ich sah Elwiren ringen,
> sah Hugos Qual, und Jertas reinen Sinn,
> es senkte Müllners Genius sich nieder
> auf den Verein, der ihn so ganz verstand!
> Nun ist's vorbey, der Kampf ist ausgerungen,
> versöhnt ist Carlos, wo die Liebe wohnt.
> Der Tierkreis schreckt nicht mehr mit den Gestalten,
> es reichen nicht die finsteren Gewalten,
> wobey Gerechtigkeit die Gnade thront. —

(Der Verfasser hat sich leider der Unsterblichkeit durch Namensverschweigung entzogen.)

Man könnte dieses Rollenverzeichnis noch beträchtlich verlängern und würde dabei auf Namen und Dramentitel stoßen, die sich ohne weiteres als „romantisch verrückt" vorstellen. Im ganzen Repertoire ist Shakespeare nur ein einzigesmal (Ophelia), Goethe gar nicht, und Schiller viermal vertreten. Der einzige Trost des jungen Mädchens wird gewesen sein, daß sie sich langsam, aber unaufhaltsam die Gunst des Publikums eroberte. Hofrat Dr. Schütte scheint mit seinem absprechenden Urteil schließlich ganz einsam dagestanden zu haben, denn er selbst berichtet verschiedentlich über Hervorrufe der Dem. Enghaus. Der Kritiker des „Bremer Unterhaltungsblattes", der allerdings von Anfang an zu ihrer Fahne geschworen hat, weiß die Entwicklung der jungen Künstlerin nicht genug zu loben. (Wenngleich sein oft von einer sehr billigen Begeisterung getragenes Lob dem Urteil Schüttes an

Wert durchaus nicht gleichkommt.) Prophetisch schreibt er im März 1834: „Es scheint uns nicht kühn, wenn wir Dem. Enghaus das Prognostikon stellen, daß sie bald einen Platz unter den bedeutenden tragischen Künstlerinnen einnehmen wird."

Ihren größten Erfolg aber errang Christine Enghaus in dem Drama eines Bremers: „Charlotte Corday" von Regisseur Meyer. Sie hat die Titelheldin darin nicht nur in Bremen, sondern auch in Oldenburg gespielt und dort den gleichen begeisterten Erfolg errungen. Es scheint überhaupt, als wenn sie es war, die diesem dramatischen Machwerk allein das rechte Leben verleihen konnte. Denn nicht nur der Autor sagt, daß er seinen ganzen Erfolg der Darstellung der Dem. Enghaus verdanke, sondern auch der Oldenburger Kritiker schreibt: „Dem. Enghaus hatte den größten Teil der Zuschauer herbeigezogen und hielt den größten Teil bis zum Ende des Stücks m Hause. Organ, Anstand, Gestalt, alles entzückte an dieser jungen Dame Wie war's zu bedauern, daß sie nur die Charlotte Corday des Herrn Meyer sein konnte." Kurz vor ihrem Abschied von Bremen erscheint dann (im Juni 1834) von einem unbekannten Vorgänger Hebbels folgendes Gedicht im Unterhaltungsblatt:

An Dem. Enghaus, nach der Darstellung der Charlotte Corday zu Oldenburg am 9. Juni 1834.

Dir töne mein Lied, Dich feire der Sang der Camönen,
Liebliche, die Du entzückt uns hast in der tragischen Rolle
Jenes Heldenmuth und Kühnheit zeigenden Mädchens,
das des Vaterlands Schmach durch den Mord des ärgsten Tyrannen
Abzuwenden vermeint, doch fruchtlos starb, als ein Opfer,
unter der größeren Zahl, dem Blutgerüste verfallen.

Trefflich stelltest Du des Mädchens gewaltige Liebe
zu dem verlorenen Freund, den teuflische Bosheit und Tücke
Ihren Armen entriß, zum schuldlosen Tode ihn schleppte.
Wahrhaft zeigtest Du auch, wie stark und mächtig der Haß war
gegen den schrecklichen Mann, und Frankreichs furchtbare Geißel,
der den Geliebten verdarb aus eifersüchtigem Grolle.

Weit schon bist auf der Bahn der Kunst Du vorwärts geschritten
in der kurzen Zeit, die Du Dich derselben gewidmet.
Schreite nur immer so fort, stets neuen Beyfall erwerbend,
und Dich freuend der Gunst, die mit Recht das Publikum zollet,
wirst Du glänzen dereinst am theatralischen Himmel,
als ein erstes Gestirn, Du wackere Künstlerin Enghaus! —

Aber das Licht dieses einen großen Erfolges wurde verdunkelt von vielen Schatten. Die finanzielle Lage des Theaters wurde eine immer heiklere. Die Gagen werden nicht ausgezahlt, und Frau Direktor Gerber (die im Februar 1834 das neunzehnte Kind geboren hat) versucht vergeblich in der Stadt eine Anleihe von 2000 Talern aufzunehmen. Das Komödien-

spielen und das Komödiantentum steht um diese Zeit in Bremen noch immer im Geruch der Gottlosigkeit. Man geht stolz erhobenen Hauptes an diesen Menschen vorüber, von denen man im tiefsten Herzen nicht recht weiß, ob man sie bewundern oder verachten soll. Und man opfert seinen Obolus lieber an den Messingbecken der Kirchen, als daß man etwas für „dies verfluchte, zucht- und gottlose Komödiantenvolk" tut. Der Geldmangel wird immer ärger, und das Personal schmilzt bedenklich zusammen. Dem. Enghaus muß kleine Rollen in der Oper übernehmeen. Zu welch eigenartigen Ideen dieser Notstand führt, zeigt eine Aufführung des Oberon, in der man aus dem Puck ohne weiteres zwei Figuren macht, einen singenden Puck und einen sprechenden Droll, den Dem. Enghaus vertritt. Aber noch nicht genug. Man pflegt nicht nur die hohe Kunst, sondern auch die leichte Muse des Variétés hält ihren Einzug im Stadttheater, und eisenkugelwerfende Artistinnen, Taschenspieler und Virtuosen vervollständigen das Repertoire. Und am 23. Februar exekutiert Dem. Enghaus unter großem Beifall mit dem Tanzmeister Herrn Lepitre einen — Mazurka! „Also unsere erste tragische Liebhaberin muß tanzen," sagte Schütte dazu, „nehmt ein Exempel dran!"

Im Frühjahr 1834 endlich kommt diejenige, die sie aus diesen unglücklichen Umständen erlösen soll. Auf der Rückreise von London gastiert hier die berühmte Amalie Hainzinger, ihre spätere Kollegin am Hofburgtheater. Diese erkennt ohne weiteres das bedeutende Talent und macht den Direktor des Hamburger Stadttheaters auf sie aufmerksam. Aber das gänzlich mittellose Mädchen muß warten, bis endlich aus einer Subvention des Großherzogs von Oldenburg die Gagen ausbezahlt werden. (Direktor Gerber leitete zu gleicher Zeit das Oldenburger Hoftheater.) Nun tritt sie ohne weiteres die Reise nach Hamburg an und wird nach einigen glänzend verlaufenen Gastspielen engagiert.

Und nun spinnen sich die ersten Fäden ihres großen Geschicks. Aus irgendeiner Ecke der dunklen Galerie verfolgen sie die graublauen Augen eines blassen, vornüber gebeugten Jünglings. Seine Hände krampfen sich heimlich zusammen, und die Bewegungen ihres Körpers scheinen in ihm nachzuzittern. Und aus den matten Schleiern der Dämmerung löst sich eine Gestalt, die jenes junge Weib später mit der „purpurnen Sinnlichkeit" ihrer Kunst erfüllen sollte. Langsam führt der Weg ins Licht.

Bremen aber hat wohl Grund, einen Lorbeerkranz auf das Grab der Greisin zu legen.

Heinz Winter-Groenewold.

Gedichte.

1. Wenn das Abendrot verschmachtend
Blasser ward am Rand der Ferne,
Und die Nacht kommt still betrachtend
Mit den Augen goldner Sterne,

Was sie sieht, erscheint ihr dunkel,
Und sie liebt es, still zu schweigen;
Wird doch sonnigstes Gefunkel
Auch nichts deuten oder zeigen.

2. Aufgeblüht an Frühlingstagen,
Habt ihr Blumen was zu sagen?
Merkt: ringsum in dieser Luft
Ist ein Fragen unser Duft.

3. Diese Blumen dir zu geben,
Schönes Kind, ist's eben Zeit;
Und dann nimmt uns schon das Leben,
Und wir sind einander weit.

4. Immer wäre dies zu sagen:
Weinet nicht und habt euch lieb;
Alles Wünschen, alles Wagen
Schöpft ins unerfüllte Sieb.

Immer wäre das zu denken:
Gebt der Sonne euren Dank! —
Lang ist Denken und Bedenken;
Leben ist wohl nicht so lang.

5. Es erglänzt ein grüner Flor,
Wo mein Blick sonst unbehindert
Sich ins Weiteste verlor,
Als es draußen noch gewintert.

Es erglänzt ein Liebesflor
Vor dem Auge, das mit Grauen
Sich im Düstersten verlor,
Denn es durfte dich erschauen.

6. Alle Äste, die sich schmücken
Zum Entzücken
Mit den Schätzen, die verschlossen
Lange sie in sich genossen,

Alle Lippen, die nun plaudern
Ohne Zaudern
Von der Lust, die sie im Stillen
Fühlten, tun's um Frühlings willen.

7. Wenn der Frühling sich verkündet,
Regt es sich im Mark der Bäume,
In die Knospen drängt es hin,
Daß sie Blatt und Blüte geben.

Wenn dein Lächeln sich verkündet,
Wird ein Frühling meiner Träume,
Und mein aufgebrochner Sinn
Will in neuen Liedern leben.

8. Mond, ein Silberhorn im Trüben,
Schimmert durch den zarten Flor
Erster Blätter, die hervor
Aus den Knospen kaum getrieben.

Wie ich gehe in der Nacht
Und von deinen Wangen träume,
Ist mein Herz wie jene Bäume,
Deren Innres neu erwacht.

9. Und nun nachtet's! Und verschieden
Lichter leuchten, kleiner Sphäre —
Daß es eine Sonne wäre,
Glaubt wohl jedes, selbstzufrieden.

Töne wollen auch nun schlafen,
Und die Lüfte, voll Ermüden,
Bitten Wind und Schall um Frieden,
Die sie Tags mit Geißeln trafen.

Aber dennoch will ein Hauchen
Aus den Tiefen aufwärts dringen:
Wind will seine kalten Schwingen
In die Aschen-Dämmrung tauchen.

Sterne dann, wie sie sich einen,
Die man doch muß Sonnen nennen:
Unsrer Augensterne Brennen
Ist auch Schein von ihrem Scheinen.

10. Zeit, die möchte schnell veralten
Und vertilgen jede Spur.
Dichter möchte alles halten,
Ach, und Schatten hält er nur.

Und die trüb und frohen Stunden,
Blick und Hände, bös' und gut,
Kamen, gingen, sind verschwunden:
Lied ist Asche toter Glut.

Rudolf Alexander Schröder.

Gibt es Kunstgesetze?

Gibt es Kunstgesetze? — Wir kennen eine Zeit, wo diese Frage jedem Gebildeten höchst überflüssig erschienen wäre. Wir, die wir uns gewöhnt haben, alles früher für richtig Gehaltene bezweifelt zu sehen, wundern uns nicht darüber, finden es sogar ganz in der Ordnung, daß man sie in einer besonderen Schrift zu beantworten versucht, wie es Theodor Volbehr in der Sammlung „Führer zur Kunst“ getan hat. Bezweifelt wird heute im allgemeinen nur das nicht, was sich in jedem Augenblicke durch Messen, Wägen und Zählen nachprüfen läßt. An allem anderen nagt der Zweifel. Der Zweifel als solcher kann förderlich sein, aber nur dann, wenn er sich mit dem Willen paart, so bald als möglich aus ihm heraus zu kommen. In diesem Sinne darf man sagen: Es ist der Weisheit Anfang, zu zweifeln. Aus solchem Zweifel ist die Philosophie des Descartes erwachsen, und in solchem Sinne wollen wir ihn auch hier gelten lassen.

Von vornherein ist zuzugeben, daß die Bejahung der Frage etwas für sich hat, wenn wirklich die künstlerische Tätigkeit in dem gleichen Sinne bestimmt abgrenzbar ist, wie etwa das Spitzen einer Bleifeder. Es könnte ja aber sein, daß der Sprachgebrauch wegen geringfügiger äußerer Ähnlichkeiten allerlei mit dem Namen Kunst bezeichnete, was im Grunde wenig mit einander zu tun hat und sich nicht gemeinsam scharf von Andersartigem sondert.

Kunst, mit Können etymologisch zusammenhängend, bezeichnet im allgemeinen alles, wozu eine gewisse Geschicklichkeit erforderlich ist. Aber wir lachen über den Schirmmacher, der sich als Künstler bezeichnet, und auf den Einwurf: „Aber das Schirmmachen ist doch keine Kunst!“ entgegnet: „Na, dann machen Sie mal einen!“ obgleich wir uns nicht scheuen, eine Uhr als ein Kunstwerk zu bezeichnen. Wir sind uns dessen klar bewußt, es gibt eine besondere, eingeschränkte Begriffssphäre des Wortes. Es gibt Kunst in prägnantem Sinne, und gerade mit dieser haben wir es hier zu tun.

Die Gesetze des Bleifederspitzens, des Schirm- und des Uhrmachens lassen sich leicht bestimmen. Hier soll ein bestimmter praktischer Zweck erfüllt werden. Was dazu dient, diesen Zweck möglichst vollkommen, ohne schädlichen oder unnützen Zeit- und Kraftaufwand zu erfüllen, das ist hier überall oberstes Gesetz.

Von einem solchen praktischen Zweck kann aber bei der Kunst in prägnantem Sinne nicht die Rede sein. Wo bei einem Kunstwerk ein praktischer Zweck in Frage kommt, da ist das eigentlich Künstlerische daran doch auch etwas Besonderes, was gleichsam zu der Erfüllung dieses Zweckes noch hinzukommt. Ein Haus, ein Pfahl für eine elektrische Bogenlampe kann den eigentlichen praktischen Zweck sehr wohl erfüllen, ohne einen irgendwie künstlerischen Eindruck zu machen.

Und empfinden wir nicht auch in solchen Fällen den künstlerischen Eindruck wirklich als etwas anderen künstlerischen Eindrücken innerlich Verwandtes, bei denen von praktischen Zwecken nicht die Rede sein kann?

Von solchen Erwägungen aus müßten wir eigentlich schon dazu kommen, die aufgeworfene Frage zu bejahen, denn was sich als innerlich verwandt erfassen läßt, dessen Gesetzmäßigkeit muß sich doch erweisen lassen.

Ein anderes ist freilich empfinden, ein anderes in die begriffliche Sphäre bannen. Und auf das letztere kommt es uns hier an.

Woher denn auch das leidenschaftliche Ungestüm, womit immer wieder die unumschränkte Souveränität des Künstlers wie des Kritikers verfochten wird? Gerade die letztere wird in jüngster Zeit aufs neue betont. Zwei kürzlich erschienene Bücher von Julius Hart und Otto Lessing vertreten lebhaft das unbegrenzte Recht subjektiver Kritik.

Sehen wir zunächst, wie Volbehr unsere Frage beantwortet. Nach langer Polemik gegen verschiedene Philosophen und Kritiker kommt er schließlich zu der Antwort: „Ja, es gibt Kunstgesetze, aber es sind keine anderen, als die Gesetze, die das All regieren, die Naturgesetze, die Gesetze alles Lebens." Sagen wir mit Volbehr ja, so entsteht auch für uns zweifellos die Notwendigkeit, die Art dieser Gesetze zu bestimmen, soweit das möglich ist. Ist seine Bestimmung richtig und ist sie ausreichend?

Für etwas, was als Ganzes erfaßt werden kann, müssen zweifellos besondere Gesetze zu finden sein. Das Schirmmachen, darüber sind wir einig, ist etwas anderes als Kunst im hier gemeinten Sinne. Und doch gilt das, was Volbehr von der eigentlichen Kunst aussagt, auch vom Schirmmachen. Auch dafür sind die Naturgesetze maßgebend. Der Schirm muß so gemacht sein, daß er den Naturgesetzen gemäß ist. Sind der Stock oder die Stangen so schwach, daß sie beim ersten Windstoß abbrechen, läßt der Überzug den Regen durch, so taugt der Schirm nichts. Selbst also angenommen, er hätte mit seiner Behauptung der Gültigkeit von Naturgesetzen für die Kunst recht, so würde damit noch nicht das Wesentliche getan sein. Es müßte weiter aufgezeigt werden, worin denn die besonderen Gesetze der Kunst bestehen, die gewissermaßen die Grenzen des Gebiets der eigentlichen Kunst bezeichnen.

Die Beziehung der Kunst zur Natur ist in manchen Fällen so evident, daß man die Kunst schon früh als eine Nachbildung der Natur bezeichnet hat. Das hat schon Aristoteles zum Grundprinzip seiner Kunsttheorie gemacht, der dann die Eigenart der Kunst auch der Natur gegenüber geistvoll zu bestimmen suchte. Ausgehend von der Platonischen Ideenlehre, nach der die uns umgebende Welt nur eine minderwertige ist, weil in ihren Einzeldingen nur unvollkommen die eigentlichen wesenhaften Dinge, die Ideen, die Ideale als Urbilder alles Seins zur Erscheinung kommen, nimmt er bekanntlich an, daß in den Einzeldingen die Idee gleichsam als zweites Sein lebt, das

wegen der Sprödigkeit der Materie in ihnen nicht voll zur Erscheinung kommen kann. Außerhalb der Einzeldinge sind die Ideen nach ihm zunächst nur vorhanden als Gedanken Gottes. Der Künstler kann nun aber, indem er aus einer Reihe gleichartiger Einzeldinge die wesenhaften Züge heraushebt, sie in seinem Geiste vereinigt und diesem vor seinem inneren Auge stehenden Bilde Gestalt verleiht, als ein zweiter Schöpfer etwas darstellen, was dem göttlichen Urbilde näher kommt, als das wegen der Sprödigkeit der Materie mit allerhand Mängeln behaftete Einzelding der Natur. So ist ein Kunstwerk in gewissem Sinne etwas Höheres, Göttlicheres, als ein Erzeugnis der Natur.

Geistvolleres ist auch später niemals über das Verhältnis der Kunst zur Natur gesagt worden. Ziehen wir von dieser Gedankenreihe zunächst einmal das Metaphysische ab, worüber ja, wie wir seit Kant wissen, niemals volle Übereinstimmung zu erzielen ist, so ergibt sich nach Aristoteles als ein entscheidendes Moment für die Kunst, daß sie wesenhafte Züge von Einzelerscheinungen der Natur zusammenfaßt, störende wegläßt.

Ist das richtig? Man hat ja gerade in letzter Zeit versucht, als das Ziel der Kunst die Wiedergabe der Natur schlechthin zu bezeichnen. Aber der Eindruck vollkommener Naturwahrheit kann nicht das eigentliche Streben der Kunst sein, sonst wäre die Wachspuppe das höchste Ideal der Plastik. Man hat Dramen verfaßt, in denen der Eindruck vollkommener Wirklichkeitstreue erstrebt wurde, aber davon ist man mit Recht wieder abgekommen. Das Streben nach vollkommener Natur- oder genereller Wirklichkeitstreue führt zur Knechtung des Künstlers und hat doch niemals — glücklicherweise nicht — vollen Erfolg. Es ist in der Tat so: auch wo ein enges Verhältnis des Kunstwerks zur Natur besteht, ist das Kunstwerk nicht sklavische Wiedergabe der Natur, sondern Umbildung, wobei in der Tat das Zusammenfassen von in Wirklichkeit getrennten Einzelheiten und die Befreiung von allem Störenden durchweg zu beobachten ist.

Bei Aristoteles handelt es sich zunächst um das von Natur Gewordene. Sein Eindruck wird nach ihm im Kunstwerk verstärkt, gesteigert durch Hervorhebung des Wesenhaften und Fortlassen des Störenden. Der Eindruck jedes normalen Naturproduktes läßt sich aber bezeichnen als der der Einheit in der Mannigfaltigkeit. So tritt, um nur einiges anzudeuten, dies Prinzip in der Verteilung der Masse, im Verhältnis der Flächen, Linien und Farben hervor. Die immanente Zweckmäßigkeit ohne Hervortreten eines praktischen Zweckes, die Kant als das Eigenartige der ästhetischen Wirkung von Gegenständen der Natur bezeichnete, läßt sich damit wohl vereinigen. Das Fehlen des Zwanges, der Eindruck der Freiheit in der Erscheinung, worin Schiller das Wesen des Schönen erblickte, paßt gleichfalls wohl dazu.

Dies Prinzip der Einheit in der Mannigfaltigkeit müßte demnach auch in der Kunst gelten, ja, und das ist eben das, was ich gegenüber Volbehr hervorheben möchte, in ihr noch gesteigert erscheinen.

Ziehen wir zur Untersuchung, ob dies Prinzip für die Kunst allgemein gilt, einmal zwei Künste heran, die der Natur sehr fern stehen, die Baukunst und die Musik.

Die Baukunst paßt nicht recht zu der Theorie des Aristoteles von der Nachbildung der Natur. Was wird denn in einem Bauwerk nachgebildet von Naturgegenständen? Wollen wir wirklich den geistreichen Einfall, die gotischen Dome als Nachbildung der Götterhaine der alten Germanen zu bezeichnen, ernst nehmen? Selbst dann ließe sich damit durchaus nicht alles erklären. Säulen und Dach des altgriechischen Tempels erinnern freilich auch an Bäume, aber was bietet die Natur, was den Wänden vergleichbar wäre? Etwa die Höhle als die Wohnung des Menschen der Vorzeit? Der Weg müßte nach der neuesten Theorie freilich über den Pfahlbau gegangen sein, worin von eigentlicher Kunst noch wenig zu spüren ist. Das alles ist problematisch. Deswegen die Baukunst einfach unwirsch beiseite zu schieben, geht doch nicht an. Sie ist freilich wegen des zugrunde liegenden praktischen Zwecks eigentlich die vornehmste Art des Kunstgewerbes, aber auch dies gilt es zu retten für das hier zu begrenzende Gebiet. Nehmen wir die Baukunst als Umbildung der Natur, so ist das Verhältnis zur Natur einwandfrei präzisiert, mögen wir nur an Haine, Höhlen oder die einzelnen Steine denken. Und daß dabei das Prinzip der Einheit in der Mannigfaltigkeit der Natur gegenüber gesteigert heraustritt, zeigt jede nähere Betrachtung eines architektonischen Kunstwerkes.

Und die Musik? Auch sie steht der Natur fern, der Wirklichkeit überhaupt. Sehen wir von der Vokalmusik ab, bei der die Dichtkunst hinzukommt, ebenso von der Programmusik wie Beethovens Pastoralsymphonie, wo ist sonst die Nachbildung der Natur oder überhaupt der Wirklichkeit in der Musik? Gewiß, es sind Beziehungen auch da erkennbar, aber es ist nicht Nachbildung, sondern Umbildung, wenn wir zum Vergleich etwa an die Geräusche der Alltagswelt oder selbst an einen vielstimmigen Vogelgesang denken. Umbildung unter welchem Gesichtspunkt? Zweifellos unter dem der Einheit in der Mannigfaltigkeit. Schon der einzelne musikalische Ton im Verhältnis zum Geräusch zeigt dies Prinzip. Der Rhythmus tritt schon hier auf mit der Gleichartigkeit der Tonschwingungen gegenüber den ungleichartigen des Geräusches. Und mit dem Takt wird der Rhythmus als einheitliches Prinzip uns ins Bewußtsein gerückt, mit der Harmonie das Verhältnis der Töne zueinander auf Grund der durch die Schwingungszahlen gegebenen Bedingungen unter dem Prinzip der Einheit in der Mannigfaltigkeit variiert, was sich mit Melodienfolge und -entsprechung wie mit der verschiedenen Klangfarbe der Instrumente steigert.

Also gerade hier, bei der Baukunst und der Musik, ist das in Frage stehende Prinzip besonders deutlich. Auch die Steigerung des Prinzips gegenüber der Natur ist bei beiden Künsten einleuchtend.

Was aber die Steigerung anlangt — nehmen wir einmal eine Marmorstatue, wie steht es bei der mit solcher Steigerung? Aristoteles denkt gerade in solchen Fällen an ein Zusammentragen wesenhafter Züge und an ein Fortlassen des Störenden. Das wäre also auch hier eine Steigerung jenes Prinzips. Es wird Künstler geben, die uns entgegnen, sie dächten gar nicht an ein derartiges Abweichen von dem vor ihnen stehenden Modell. Sie brauchen nicht daran zu denken, wie überhaupt ein gut Teil des künstlerischen Schaffens außerhalb der Grenzen des Bewußtseins vor sich geht. Es ist doch so, wenn sie echte Künstler sind, daß sie nicht einfach das Modell nachbilden, sondern daß das Modell in ihrem Innern sich verschmilzt mit anderen Eindrücken, die latent in ihnen lebendig sind, und daß in ihrer Nachbildung diese Eindrücke mit Form gewinnen, eben so die Wirklichkeit steigernd. Aber lassen wir das einmal ganz beiseite. Auch abgesehen davon, tritt in einer Statue das Prinzip der Einheit in der Mannigfaltigkeit gesteigert zutage. Ihr Schöpfer kann das Vorbild gar nicht getreu nachbilden, weil das die Natur seines Materials gar nicht zuläßt. Er darf sogar diesem Material zu Gunsten der Treue der Nachbildung nicht Gewalt antun wollen. Das empfinden wir sofort als künstlerischen Mangel. Er muß, um eine reine Wirkung zu erzielen, auf die Natur seines Materials bewußt Rücksicht nehmen, auch wenn er verschiedenartiges Material vereinigt, wie Klinger in seinem Beethoven, oder wenn er Absicht hat, die Statue nachher zu tönen, wie Volkmann seine Mädchengestalt, die in unserer Kunsthalle steht. In den Puppen der Wachsfiguren-Kabinette wird dem Stoff Gewalt angetan, deshalb wirken sie nicht rein künstlerisch. Es ergibt sich also, daß ein Bild eines in Wirklichkeit aus anderen Stoffen bestehenden Körpers gegeben wird und dabei der gegenüber dem Körper andersartige Stoff des Kunstwerkes in seiner Eigenart hervortritt. In dieser Rücksicht auf den andersartigen Stoff liegt gegenüber der Natur ein neues Moment, wodurch auch hier der Eindruck der Einheit in der Mannigfaltigkeit gesteigert wird.

Genau so liegt es in der Malerei und der Dichtkunst, soweit es sich da um die Beziehung zum Äußeren handelt. Und somit ergibt sich für jede dieser Künste eine Rücksicht auf die ihr eigentümlichen Mittel der Darstellung als notwendig für Gegenstand und Form. Das ist das Bleibende in Lessings „Laokoon".

Tanzkunst und Schauspielkunst arbeiten beide mit dem lebendigen Menschen. Die erste rhythmisiert die körperlichen Bewegungen, sucht sie auch so zu gestalten, daß sie als adäquater Ausdruck von Wesen und Stimmung erscheinen; die zweite legt den Schwerpunkt auf das letzte und verwendet außer der Miene meist noch die Stimme dazu, Klangfarbe und Tongebung der Worte, die der Dichter vorschreibt. Die Umbildung der Natur und die Steigerung des Prinzips der Einheit in der Mannigfaltigkeit ist in beiden Fällen klar. Der Schauspieler ist in der Regel der Interpret

eines anderen Künstlers, und darin stimmt der Tänzer und der Instrumentalmusiker mit ihm überein. Man muß die musikalische Vortragskunst als besondere Kunstgattung gelten lassen, auch die Deklamation gleichsam als eine eingeschränkte Variante der Schauspielkunst. Durch das hier überall geltende Moment der Interpretation tritt eine besondere Beziehung zu einem anderen Künstler hervor, die die Geltung einer Steigerung des Prinzips der Einheit in der Mannigfaltigkeit gewährleistet.

Aber die Beziehung zum Künstler ist in jedem Kunstwerk vorhanden. Wir sehen, wir hören, wir erleben beim Genusse jedes Kunstwerks nicht nur was, sondern vor allem, wie der Schöpfer gesehen, gehört, erlebt hat. Was der Künstler darstellt, das muß zuerst in ihm lebendige Gestalt gewonnen haben. Seine tiefsten Eindrücke, sein innerstes Erleben lebt in seinem Werk. Ist es uns doch beim Genusse echter Kunst immer wie Offenbarung. Was wir alle oft dunkel geahnt haben, wofür wir keinen Ausdruck fanden, das tritt uns im Kunstwerk in herrlicher Klarheit entgegen. Den tiefsten Gehalt des Lebens scheint es uns zu erschließen. Wie der Dichter sagen darf:

> Wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
> Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide,

so heißt es mit Recht vom Maler:

> Er hat aus Klippen, nackten, fahlen, bleichen,
> Aus grüner Wogen brandend weißen Schäumen,
> Aus schwarzer Haine regungslosen Träumen
> Und aus der Trauer blitzgetroffner Eichen
> Ein Menschliches gemacht, das wir verstehen,
> Und uns gelehrt, den Geist der Nacht zu sehen.
> Er hat uns aufgeweckt aus halber Nacht
> Und unsere Seelen licht und reich gemacht, —

und das gilt mutatis mutandis von aller Kunst. Die Persönlichkeit des Künstlers gibt allem, was er schafft, ein bestimmtes Gepräge und trägt so einen neuen Faktor gegenüber der Wirklichkeit in die Kunst hinein, der eine weitere Steigerung des Prinzips der Einheit in der Mannigfaltigkeit bedeutet. Je stärker, je tiefer und reicher seine Persönlichkeit ist, um so mehr wird er bei wirklicher künstlerischer Gestaltungskraft gerade in dieser Beziehung geben können, um so mehr wird sein Schaffen zugleich das allgemein Menschliche und das ihn als überragende Persönlichkeit Charakterisierende zeigen, uns mit ihm verbinden und zu ihm erheben. So kommt im Anschluß daran das gleiche Prinzip auch für den Genießenden in Betracht.

Eine Steigerung des Prinzips der Einheit in der Mannigfaltigkeit, wie es sich ja in gewissem Sinne in allem darstellt, was Natur und Menschenleben bietet, das ergibt sich somit als charakteristisch für die Kunst, und zwar in Hinsicht auf das Verhältnis des Kunstwerks zu seinen einzelnen Teilen, zur Wirklichkeit, zu den Mitteln der Darstellung, zum Künstler und zum Genießenden. Freilich ist zuzugeben, daß nicht überall in allen Be-

ziehungen dies Prinzip zutage tritt. Die Steigerung der Wirklichkeit gegenüber ist aber bei jeder Kunst wahrnehmbar; und wenn auch nicht alles, was künstlerisch wirkt, alle im besonderen Falle möglichen Steigerungen des Prinzips bietet, in irgendeiner bedeutsamen Weise gilt das doch von jedem Kunstwerk. Ein Roman, der uns durch breite, unverhältnismäßig ausgedehnte Schilderungen des Schauplatzes langweilt, kann durch andere Vorzüge in der gekennzeichneten Richtung diesen Mangel ersetzen. Ein schlecht gezeichnetes Bild kann durch die Farben künstlerisch wirken.

Freilich darf diese Steigerung des Prinzips der Einheit in der Mannigfaltigkeit für die Kunst nicht gelten in Hinblick auf einen praktischen Zweck. Eine noch so vollkommen gearbeitete, in allen ihren Teilen ihrem Zweck vollkommen entsprechende Maschine wird deshalb nicht als ein Kunstwerk in prägnantem Sinne bezeichnet. Die Einheit in der Mannigfaltigkeit hat künstlerisch nur Bedeutung als immanentes, von allen praktischen Zwecken losgelöstes Prinzip.

Demnach läßt sich als grundlegendes Gesetz aller Kunst in der Tat diese Steigerung der Einheit in der Mannigfaltigkeit bezeichnen.

Kunst ist also jede Umbildung des in Natur und Menschenleben Gegebenen, für die ausschließlich die Steigerung des Prinzips der Einheit in der Mannigfaltigkeit maßgebend ist.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Jan van Moors Heimkehr.

Im Rekrutenrock, der den vorgestreckten, hageren Oberkörper mit den langen, schlenkernden Armen einschloß, durchstreifte Jan Evers schleppenden Ganges jene Wagenreihen, die, wenn ein eisfreier Vorwinter den Verkehr zwischen den weltfernen „Huswarften" im Moor und dem torfhungrigen Bremen günstig gestaltet, beide Längsseiten des Torfkanalbassins einnehmen.

Noch etliche Male torkelte Jan in Erwägung dessen, was er zu tun hatte, innerhalb der Wagenburg umher. Die schwarzen Riesenkasten der Fuhrwerke schützten ihn vor den Blicken der wenigen Fußgänger. Sonnabend — Wochenschluß! Daran hatte Vaters langjährig erprobter Schiffsführer in der Eile des Aufbruchs, seiner Flucht, bisher noch gar nicht einmal gedacht. Während der Sonnabend Nachmittage stockt der anderweitig beschäftigten Hausfrauen wegen der Torfhandel so gut wie ganz. Daher die Arbeitsruhe, der geringe Verkehr! Und darum jetzt Jan Evers' ihn selbst ermunterndes: „Man to!"

Der verhaßte Soldatenrock mit der seinem Träger schier unerträglichen Halsbinde flog über die Brüstung des nächsten Wagens. Freilich, die Bewegungen des offenbar außergewöhnlich eckigen, spitzknochigen Mannes verloren dabei selbst in diesen Augenblicken der Erregung — des Entschlusses nichts an Gemächlichkeit. Langsam trat die Gestalt in Hemdsärmeln gegen die Steinwand des Hafenbeckens vor. Die kleinen, blinzelnden Augen mit den blondroten Wimpern suchten scharf die lange Kaimauer ab.

Drüben das frisch geteerte Fahrzeug, an seinem nagelneuen Namensschilde weithin als das des Nachbarn und Vetters kenntlich, war zum Glück schon entleert. Aber es ruhte darum nicht minder fest als die beladenen Schiffe an der Kette.

Über Jan Evers' Sommersprossengesicht ergoß sich Schamröte. Des Burschen Natur behagte gewiß nicht, was nun zu geschehen hatte. Seine Hand griff in die Hosentasche. Hier die Feile war von ihm kurz vor dem Aufbruch und bald nach dem waghalsigen Entschlusse, ohne Urlaub in die Freiheit — in die Heimat hinauszugleiten, einem Kameraden aus dem Spind entwendet worden.

Jans schmale Lippen preßten sich, wenn möglich, noch fester zusammen. Die lange, gerade Nase schien, während der Kopf, den die Soldatenmütze bedeckte, tief über der Arbeit hing, noch über sich selbst hinauszuwachsen. . . . Die Feile ritsch-ratschte, die dicke Eisenkette barst.

Jan sprang ins „Schipp" hinab.

Er sog den scharfen Teergeruch fast gierig ein. Und wie mit Zauberschlag sofort sich auf heimischem Boden fühlend, gewann der Bursche in Haltung auch schon an Sicherheit.

Zunächst tastete Jan nach dem Schlosse im Verdeck und — sperrte den Mund auf. Diederk hatte vergessen, seine Koje zu verschließen. „Jeja — jeja, lewe Gott, wenn du sulwst to mi holen deihst, — denn so nei ick äwermorgen gliekš woll noch eenmal ut!"

So geriet der Flüchtling mühelos — und seiner Meinung nach obendrein mit Gottes Hilfe — in den Besitz der weiten Unaussprechlichen des Vetters, die er sich schmunzelnd über die verräterischen Streifen seiner „Kommisboxe" zog.

In Arbeitshosen und frei in Hemdsärmeln, ganz so wie vor seiner Soldatenzeit, griff Jan — der Jan van Moor — nach dem schmalen, eisenbeschlagenen Ruder mit der sichelförmigen Doppelspitze. Gleichsam tändelnd begann er das Schiff aus dem Hafen hinauszustaken.

Hinter den Kanalbrücken sprang er an Land und steuerte das Fahrzeug vom Uferpfade aus ruhigen Ganges und festen Griffs.

Dabei fand er Zeit, weniger gehetzt als in der Frühe, über das, was die letzten Wochen ihm gebracht hatten, nachzudenken. Als Freiwilliger hatte er sich gestellt. Aber gleich vom ersten Tage an — schon bei der Einkleidung,

da sich keine passenden „Torfkähne" für seine Füße hatten finden lassen und kein Rock ihm glatt über den Buckel hatte rutschen wollen — war er den Vorgesetzten zur Zielscheibe ihrer Witze und — was ihn tiefer kränkte — denen zum heimlichen Prügeljungen geworden, die unter seiner militärischen Untüchtigkeit mit ihm zu leiden hatten. Wie, war es denn seine Schuld, daß sein Auffassungsvermögen gering und sein Gang steifer als der aller übrigen Rekruten war? Konnte er dafür, daß sein Rücken sich in harter Moorarbeit gekrümmt hatte, weil der Sohn dem Vater, dem die Linke bei Loigny daraufgegangen war, frühzeitig beim Plaggenhauen hatte die Twicke führen und beim Torfstechen zur Hand sein müssen?

Jan schüttelte den Kopf. Er verkniff sich die Tränen. Als ihm gestern auf dem Exerzierplatze sein Hintermann, der Schlachtergesell, die Fußspitzen in die Kniekehlen gestoßen, ihm hernach die Stubenkameraden die Rechnung fürs Nachexerzieren um seinetwillen nachdrücklicher als je vor den Hosenboden gezählt hatten und ihm der Urlaub, den er sich in aller Not, in zehrendem Heimweh, gern erbettelt hätte, höhnisch verweigert worden war, hatte er den festen Entschluß gefaßt, sich wenigstens vorübergehend selber aus der Klemme zu helfen. Denn, so sagte sich der flüchtige Soldat, während sein Blick scheu abwägend die Länge der Ruderstange maß, schlimmer als das, was hinter ihm lag, konnte die Strafe für sein Auskneifen ja doch wohl nicht werden! Arrest, trocken Brot und Wasser, nachdem er die Heimat, Vater und Trinalheid wiedergesehen hatte — gern!

Kurz vor der Gabelung des Hauptkanals bestieg Jan wieder sein Schiff, das er mit kräftigen Stößen unter der Hamburger Bahn hindurch in die Freiheit, ins weite, offene Land seiner Heimat lenkte.

Hier hemmten den Ausguck keine künstlichen Bauten mehr. Der Bahndamm lag hinter ihm. Und vor Jans Augen, die sich plötzlich weiteten, um dem fahlen Herbsthimmel, wenn auch nur kurz, so doch strahlend ihr tiefes Blau zu zeigen, dehnten sich die zum Teil schon winterlich überfluteten Wiesen und Weiden des sumpfigen Grünlandmoores.

Noch immer blickte der heimeilende Moorjunge staunend, wie anbetend, ins Antlitz seiner Muttererde. Nichts, was ihm hätte neu sein können! Und doch war es Jan, als sähe er die Himmelskuppel über sich, als sähe er die Möven, die wie Sterne das Schiff umkreisten und überall in Scharen die trockenen Landstellen bevölkerten, zum ersten, allerersten Mal.

Heimweh! . . .

Heimweh löste ihm die Lippen, Heimweh nach seiner Scholle, nach seiner Sippschaft und vor allem Heimweh nach der Arbeit im weiten Moor, die ihm in Zwang und Engnis einer soldatischen, seinem Wesen so wenig angepaßten Erziehung der beste Teil einer Freiheit schien, deren Glück er von Kindheit an genossen hatte. „Stille — man stille, denn nu is allens wedder good!"



Erst da der frische Südwest stärker über das Blockland fegte und die Hand des Schiffers „dat Stüer achter setten“ und das schwere Segel mit dem „Spreet“ stellen mußte, ermannte sich der Bursche.

Das Schiff glitt sanft auf dem Wasser dahin. Sein Lenker durfte ausruhen. Er setzte sich auf den Schiffsrand und träumte. Aber er druselte nicht wie sonst sinnlos vor sich hin in die Mütze.

Es war wieder Sommertag. Jan fuhr mit Mutters Schwesterkind die gleiche Strecke entlang. Trinalheid war als erwachsene Waise zu ihnen ins Haus gekommen, noch eben rechtzeitig, um der sorgenden Hand der Mutter die Bereitung ihrer Buchweizenpfannkuchen — des Sohnes Leibgericht! — abzugucken. Nach Mutters Tode war Trinalheid ganz in Mutters Fußstapfen getreten. Trinalheids Buchweizenpfannkuchen — zwischen Jans Lippen blitzen die schneeweißen Zähne — schmeckten ihm heute fast besser als die der Seligen.

Ja, und selbst dies hielt der verliebte Mann noch treu im Gedächtnis: die Vergißmeinnicht hatten während der einsamen Fahrt durch die Moorkanäle überall an den Ufern geblüht. Trinalheid hatte sie gleich haufenweise gerupft, ihm lachend über den Kopf geworfen und — ja, und — was dann? Einander küssen tun bloß Stadtleute! Aber fest hatte er, Evers' Jan, seine Begleiterin dafür in den Arm genommen und so bannig gedrückt, daß hernach sein rechtschaffenes Herz sich völlig klar darüber gewesen war, was zu tun ihm noch übrig bleibe. Jan hatte Mutters Schwesterkind zur Braut gemacht und sie, die Hopser und Walzer über alles liebte, schon bald als Urlauber auf den heimatlichen Tanzboden zu führen versprochen.

Hell leuchtend — blau? . . . Ob die Augen seines Schatzes von Farbe wie die der Vergißmeinnicht waren, vermochte der Grübler, obwohl er sich redlich mühte, nicht zu ergründen. Er hatte Trinalheid weniger in die Augen als auf die gesunden roten Wangen, die bloßen drallen Arme und die Rundung des Busens geguckt.

Daß Jan seiner Braut morgen das gegebene Tanzversprechen einlösen mußte, selbst auf die Gefahr hin, daheim seinem obersten Kriegsherrn noch einen weiteren Tag zu vertrödeln, bereitete ihm weder Sorge noch Qual.

Das grüne St. Jürgens-Land — so hoffnungsjung, seine Luft so kräftig! Die Wümme, deren kaffeebraune Flut Jans Schiff wie mit Kosehand umspielte, und in der Ferne das biedere Wahrzeichen seiner engeren Heimat, der Weyerberg, der trotz des schnell sinkenden Tageslichts dem heimkehrenden Moorsohn klar und deutlich sein Willkommen entgegenbrachte, ließen den Soldaten ohne Waffenrock vergessen, daß es nur halb in seiner Macht stand, Trinalheid das gegebene Wort einzulösen. Er kam ohne Helm, ohne blinkende Knöpfe. Und gerade durch sie mit ihrem Tänzer vor Jan und alle Mann zu glänzen, hatte die lebensheitere Deern erklärt, sich rein höllisch zu freuen.

Jäh strich die Herbstluft kühl über den einsamen Träumer. Jan zog sich die Joppe des Vetters an. Die Abenddämmerung schien sich ruckweise auf das Moor herabzusenken und das ernste Blauschwarz des Weyerberges um einen Ton dunkler in die werdende Nacht zu versinken.

Von der nahen „Huswarft", die der Torfkahn streifte, rief eine Stimme: „Wat — du büst't? Nahbers Jan mit de Soldatenmutzen? Hol äwer!"

Aber der erstaunte Bursche duckte sich hinter das Segel und warf fluchend das letzte, was noch soldatisch an ihm war, über Bord.

Evers' Anerbe — wahrlich keiner der rauflustigen Wikinger, von denen der Lehrer den Schulkindern immer erzählt, kein Hüne, der nach Kampf und Sieg das bekränzte Boot seiner Hauswerft entgegensteuert! Hm, und wie eigen, daß er — dabei doch so völlig grundlos — auch der grausigen Moorleiche gedenken mußte, die, kaum hundert Schritte hinter Vaters Hause im Torfstich gefunden, vom Göttinger Professor für die eines Ehrlosen erklärt worden war, den die heidnischen Ahnen ins Moor versenkt hatten!

Wieder lief Jan ein Schauder über den Nacken. Er selber, den sie beim Kommis so arg zu mißhandeln pflegten, daß ihn das Heimweh zwickte, zu Boden zog wie in ein Loch, lag nicht tot, nicht ehrlos im feuchten Moor. Puh — häßlicher Gedanke! Und darum war es dem armen Burschen lieb, an einer Stelle vorüberfahren zu müssen, an der es ihm als Knabe gelungen war, Stadtleute, die, wenn Eiszeit ist, überall das weite Kanalnetz auf Schlittschuhen durchstreifen, aus harter Leibesgefahr zu erretten. Dreimal hatte er, der kaum Vierzehnjährige, sich von den Spielgenossen an das warmquellende Eisloch heranschieben lassen. Dafür war ihm mit achtzehn Jahren die Rettungsmedaille verliehen und — zu Vaters besonderer Freude — vom Vorsitzenden des Kriegervereins öffentlich an die Brust gesteckt worden. Freilich, nach eigenem Empfinden hatte er bloß seine Pflicht getan und auch wohl nur darum vergessen, den Orden mit in die Stadt zu nehmen! Wäre, er weniger bescheiden, wäre er selbstbewußter im Auftreten gewesen, — gewiß, ja, gewiß, — dann würden ihn Vorgesetzte und Kameraden mit anderen Augen gemessen, in ihm den Jan van Moor nicht gleich entdeckt und weniger gehänselt und verhauen haben!

Jan starrte geradeaus, wo vor ihm die ruhigen Lichter der heimatlichen Hauswerften im Dunkel schwammen. Ja, weiß der Himmel, sein streng rechtschaffener, sparsamer und wortkarger Vater hatte kein Opfer für ihn, seinen Einzigen, gescheut und nicht gewartet, bis man den Gestellungspflichtigen auslosen und nach irgendeiner fernen Grenzstadt verschicken würde! Er hatte seinen Jan bei den Hanseaten, in welchem Regimente er siebzig selber Soldat gewesen war, eintreten lassen und ihm sogar das Geld für die Extrauniform gleich mit auf den Weg gegeben.

Der Brust des heimkehrenden Moorjungen entrang sich ein schwerer Seufzer. Wie hatte er sich nicht um seinen verlassenen Alten gegrämt!

Aber Trinalheids einziger „Schreibebrief" war voll Lobes über Drebber, den schon bejahrten Häusling, gewesen. Daheim stände alles gut.

Deutlich glaubte der Sohn Vaters hageres Gesicht mit den starken Backenknochen, das dem seinen wie ein Ei dem andern gleichen sollte, im Dämmer zu erkennen. Vater selber pflegte zwar immer zu sagen: sein „dräsiger" und mehr weichmütiger Bengel verlaufe sich stark ins Geschlecht der Mutter.

Jan nickte wie zustimmend. Sein Herz war weich. Und Vater konnte sehr hart sein. Haue hatte es oft, doch Ausschimpfe nie gegeben.

Und plötzlich ob seines Empfanges daheim weit weniger hoffnungsfroh und sicher, begannen den Soldaten ohne Waffenrock — just in Gedanken an Evers' Vater — ernstliche, wirklich ernstliche Bedenken zu überkommen.

Die väterliche Werft lag gleich eingangs des Dorfes. Sechs harte Schläge der Kirchturmuhr verhallten. Die Landung drängte, denn über dem Kanalwasser ruhte bleiern schon fast stockfinstere Nacht.

Der Ankömmling blickte nach Brücke und Haus hinüber. Gespenstisch dunkel schien ihm das Strohdach über dem weißen Kalkbewurf der Fachwerkmauer zu hängen. Der Beobachter stutzte betroffen. Das Ganze so ernst, so schwer lastend — drohend! „Du hest di blot sulwst tum Narrn! Dat is blot dumm Tüg!" Aber das laut gesprochene Wort beruhigte ihn diesmal nicht.

Doppelt gewissenhaft kettete Jan das gleichsam vom Vetter erborgte Schiff neben das eigene an den Brückenpfosten. Dann torkelte er — noch immer vor sich hin grübelnd — halb freudig, halb wehmütig gestimmt, auf die Nebentür im großen Haustor zu und entriegelte umständlich die uralte Schloßvorrichtung.

Warmer Stalldunst und Herdrauch, die ihm — echt heimatlich — auf Herz und Lunge schlugen. Buhliese und Buhlotte verlangten mit rauhen, lang ausgestreckten Zungen nach ihrem alten Pfleger, als er achtlos an ihnen vorüberschritt, völlig achtlos, denn im Hintergrunde der Diele hantierte Trinalheid laut mit der Torfschuppe am Herde. Der Widerschein der Flammen umspielte das blonde, schlicht gescheitelte Haar und das derbfrische Gesicht.

„Bokweetenpannkoken . . .! Süh, Deern, dat 's fin!"

„Jan! Jes, Junge, nä — wat heff ick mi gräsig verfiert!"

Schon lag ihm sein Mädchen aufkreischend im Arm. Der verliebte Fent kniff die feuerroten Wangen. Trinalheids Augen — „Deern, — hest mi doch nich vergäten?" — jeja — waren blau wie die Uferblumen.

Jan umschlang Trinalheid noch fester. Aller Kummer war von ihm genommen. Und ausgelassen, ganz gegen seine sonstige Art: „Katt, ohl' Smeichelkatt! . . . Tjiii, segg mi, du Racker, schall 'k morgen, schall 'k Sonndag mit di to Danzmeyer gahn?"

„To Dorp mit di in düssen Uptug?" Die kluge Trinalheid sah ihren Schatz von oben bis unten erstaunt musternd an. „Junge, hm — wat is

blot mit di? Kummst ok mit Verlöf? ... Nä, nä, snack mi nix vor! Just du hest gewiß keen' Verlöf vor de ganze Kumpanischupp in'n vorut kreegen! Noch is keen Wihnach'n! Ick bin nich so dumm!"

Da gab Jan zwar lachend und laut genug zu, keinen Urlaub zu haben. Aber er selber empfand: es war Galgenhumor. Und den nachfolgenden Bericht über sein Leben in der Garnison erstattete er dafür um so kleinlauter.

„Soso!" klang es spöttisch. Und nach abermaliger Musterung seiner werten Person aufs bitterste enttäuscht: „Wo hest du din'n Rock mit de blanken Knöpe laten? Mit di in düssen Staat to Danzmeyer unner de Lüde gahn — wat, um mi utlachen to laten? Fallt mi in'n Droom ja nich in!" Heulend riß sich das gekränkte Ding die Schürze vors Gesicht und ließ sich auf den Herdstuhl fallen. „Nä, Jan, ick danz nich mit di! Väter, weerst gar nich nach Huse kamen!"

Der gescholtene Bräutigam stand sprachlos da. Wenn sein Mädchen, seine allerbeste Deern, so bitter über ihn, ihren Liebsten, zu urteilen wagte, — wie dann erst sein Vater!

Kaum, daß Jan in die Stube, deren Tür stets offen stand, hinüberzuschielen wagte!

Dort hockte der Hausherr auf seiner Bank hinter dem Tannenholztische und — guckte. Jedes Wort hatte der unfreiwillige Lauscher mit anhören müssen. Und darum zog er so finster die Brauen, als Jan zögernd näher kam, — ihm die Hand entgegenstreckte.

Der Vater nahm des Sohnes Hand nicht an. Die lahme Linke zwischen die Westenknöpfe zwängend, drohte er immer noch stumm zu ihm herüber ...

Jan litt das furchtbare Schweigen nicht länger. Noch einmal erzählte er und schloß mit erregter Stimme: „Ick konn 't nich mehr uthal'n bi 't Miletär! Vadder, mi weer 't, as moß ick sticken!"

„Wer sine Fahne de Trou nich halen deiht," begann der alte Kämpfer von achtzehnhundertundsiebzig, „is 'n slappen Keerl, 'n Bangebox, 'n —"

„Vadder, Vadder!" Entsetzt fiel Jan dem Sprecher in die Rede. Um Gott'swill'n, Vadder, — segg so wat nich! Bin ick 'n slappen Keerl, 'n Bangebox wesen, as dortomal de Stadtlüde in'n Ise seeten?"

„Wer sine Fahne de Trou nich halen deiht," verharrte der Alte fest, „is nich weert, dat he de schöne Utteegnung von sin'n Kaiser hett!"

„Vadder — min Gott!"

„Nä — Jan, nich weert, dat he de schöne Utteegnung von sin'n Kaiser hett!" Der alte Jan war unter der Wiederholung seiner Worte aufgestanden, unter Worten, deren Ton dem jungen dumpf-schaurig, wie aus dem Grabe gesprochen, klangen. Jetzt kramte er hastig im Schapp umher.

Dabei fiel zwischen Vater und Sohn kein Wort.

Jan der jüngere erblaßte.

Der Alte fand, wonach er gesucht hatte. Er nahm die blinkende Medaille, hielt sie noch einmal — zärtlich musternd — ans matte Licht der Deckenlampe und —

„Vadder, wat sleit di in'n Sinn! Vadder, wat hett dat to bedüen? Wo wullt du — mit dat — Blinkwark — hen?"

Schon hatte der Bauer das Fenster weit aufgestoßen. Das goldene Ehrenzeichen des Sohnes flog in die Nacht hinaus.

Keuchend schleppte sich der Alte an seinen Platz zurück. Und bitterlich schluchzend, aus hart kämpfender Brust heraus: „Ehrlos — 'n Bangebox — 'n Lump! Un dat is min Junge — min Jan!"

Sohn Jan hob langsam den Blick. Wieder weitete ihm geheime Hand die Augen. Seine hagere, in früher, allzu schwerer Arbeit krummnackig gewordene Gestalt hielt sich dabei hoch aufgerichtet. Mochte er in Tun und Denken mehr nach der Mutter arten . . . mochte er weniger fest als der Vater sein . . . auch er hatte Stolz, sein Ehrgefühl, im Leibe — trotz allem! . . .

Still verließ der Entehrte die Stube. Fast lautlos schlich sein Fuß über den Lehmschlag der Diele.

Trinalheid zeigte ihm noch immer schmollend den Rücken. Das kränkte ihn bitter. Ja, wäre Mutter noch am Leben, so stände es anders um ihn! Dann stürmte er jetzt nicht hinaus! . . .

Am Tennenausgang wartete der greise Drebber. Er trat dem Haussohn besorgt in den Weg.

Aber Jan schüttelte auf des Knechtes: „Wohen?" bloß den Kopf. Er wußte: diese treue Seele würde ihn morgen vergeblich suchen, denn der einzige, dessen Spürsinn zu fürchten gewesen wäre, der ihm vielleicht noch treuer ergebene Hund, war bald nach Jans Abzug — krepiert.

Der Flüchtling trat in die Nacht hinaus und tastete sich seitwärts durch die Büsche.

Auf der Rückseite des Hauses die erhellte Stube. „Tjüs . . . adjüs, Vadder!"

Ein Trost: würden die im Hause von seinem Entschlusse wissen, bei Nacht im Moor sich die ihm aberkannte Ehre wiederzusuchen, — händeringend würden sie ihn gebeten haben: „Bliew!"

Vater und Vaters Mädchen an Mutters Herd hatten recht, — jetzt sah Jan es ein — flehentlich hatte er Abbitte zu leisten für alles, was er ihnen an Kummer bereitet hatte durch seine schlappe, jämmerliche Haltung beim Militär!

Und während der Unselige mit vorgestreckten Händen ins sichere Todesdunkel rannte, war seinem Urteil nach nur er der Schuldige, nicht mehr die Menschheit, die seine Eigenart so wenig verstand und ihn nicht zu achten wußte.



Mutter-Erde allein, die ihn lieb hatte. Mutter-Erde, die alles an ihm gut hieß, — auch seine Mängel, seine Schwerfälligkeit, sein Heimweh, seinen überstarken Trieb nach Hause — zurück in die Freiheit — ins weite Land! ...

* * *

Weich ihr dunkler Arm und schweigsam ihr Mund! Wer der Moorerde als letztes Geheimnis sich selbst anvertraut — den hält sie! ...

Auch über Jan Evers Heimkehr plaudern die eigen stillen Menschen seiner Heimat und plaudert das schwarzbraune Land nichts aus, das Land hinter der väterlichen „Huswarft" mit den rauhen, heidebewachsenen Torfschollen, den Moorgründen, in denen der Fuß versinkt, und den dunklen, spitznadligen — ernst ragenden Bäumen.

Wilhelm Schaer.

Frauenrechte.

Wer eine Geschichte der Entwickelungsstadien des Begriffes „Frauenrechte" schreiben wollte, der müßte tief hinuntersteigen in den Schacht der Jahrhunderte. Er würde den langen und mühseligen Weg zurückzugehen haben, auf welchen zuvor das weibliche Geschlecht hinaufstieg, um sich seinen Platz auf der „Männererde", die ihre Werte zunächst nur dem physisch Stärkeren auslieferte, zu erobern. Allenthalben würden ihm „Frauenrechtlerinnen" begegnen. Er würde vielleicht einen Augenblick bei der Wandlung Halt machen, die es für die Frau bedeutete, als dem Manne das Recht genommen wurde, über Leib und Leben seines Eheweibes zu bestimmen; oder bei ihrem bedeutsamen Sieg, als die Kirchenväter frommen Gemütes sich nach langen Meinungsverschiedenheiten über diesen Punkt dahin einigten, daß nicht nur dem Mann, sondern auch der Frau eine lebendige Seele zuzusprechen sei, die sie über das Tier erhob, und ihr das höchste menschliche Gut, die Unsterblichkeit, sicherte. Und so würde es weitergehen durch die Jahrhunderte, bis zu den neuzeitlichen Siegen hin, die es erreichten, daß die Frau im Konkurrenzkampf der Arbeit zugelassen wurde, daß man ihr das Bestimmungsrecht über ihre Kinder zusprach u. a. m.

Dem forschenden Sinne, der die Dinge aus dem Gesichtswinkel der Gegenwart heraus betrachtet, werden jene ersten Frauen aus den tiefliegenden Regionen unserer Kulturgeschichte wie Märtyrerinnen erscheinen; doch ist anzunehmen, daß sie ihrer eigenen Zeit als normaler weiblicher Typus erschienen, und daß diejenigen, welche sich den Verhältnissen widersetzten und etwas zur Änderung ihrer Lage unternahmen, als Frauenrechtlerinnen gegolten haben würden (falls es in jenen primitiven Zeiten den Begriff schon gegeben hätte).

Nur wenn wir die verschiedenen Erscheinungsarten der heutigen Frauenbewegung hart neben die überlieferten Lebensformen setzen, erscheinen sie uns als gewaltsam und unnatürlich. Die Zukunft erst wird die Gegenwart so zu sehen vermögen, wie wir die Vergangenheit überschauen und bewerten: wo wir Sprunghaftes erblicken, wird sie ein stufenweises Hinaufsteigen erkennen. Manche der Emanzipationen und Forderungen der modernen Frauenwelt haben sich heute schon die öffentliche Anerkennung ihrer Existenzberechtigung erobert und liegen als fortschrittliche Errungenschaften gebrauchsfertig da; um andere wird heiß gestritten, und wieder andere Erfüllungen erhofft man von einer späteren Zukunft. Die besonderen Verhältnisse der Gegenwart scheinen wie ein Segen bei den Waffen des weiblichen Geschlechtes zu sein. Hundert Umwandlungen in den Anschauungen und den äußeren Verhältnissen tragen ihrer Energie die Erfolge zu: die Umgestaltung des wirtschaftlichen Lebens, die aus der Naturwissenschaft neugewonnenen Erkenntnisse, die Veränderungen in unserem Rechts- und Sittenbewußtsein usw. Verstand und Logik, soweit sie nicht durch den bequemen Grundsatz, „das noch nicht Dagewesene kann auch nicht eintreffen", gelähmt werden, müssen dem beipflichten, was die Frauenbewegung der Gegenwart auf ihr Programm schreibt, wenn man auch über das Tempo, in dem das Programm verwirklicht werden soll, verschiedener Meinung sein kann. Weder der Anstoß der äußeren Verhältnisse und Konstellationen jedoch, noch ein verstandesmäßiges der Emanzipation Beipflichten kann den Massenzufall, der ihr aus allen Kreisen und Ständen heraus wird, erklären. Tausende und Abertausende von Frauen in glücklichen häuslichen und Familienverhältnissen, die an irgendeinem Punkt der Bewegung mit der erstaunlichsten Hingabe arbeiten! Tausende und Abertausende von jungen Mädchen, bei denen die Frage des Sich-wirtschaftlich-selbstständigmachenmüssens vollkommen ausgeschaltet ist, und denen nicht mehr der Austritt aus der Schule den Eingang in ein Leben voller geselliger Freuden und jugendlicher Unbekümmertheiten bedeutet, sondern die es interessanter finden, weiter zu lernen; deren Träume nicht auf einem möglichst kurzen und blumenreichen Pfade dem Traualtar entgegenschreiten, sondern in das Leben hinausstürmen. In unseren aufgebesserten Schulen und Bildungsmöglichkeiten kann man nicht die Ursache zu dieser Sinnesrichtung sehen. Gerade umgekehrt liegt der Fall: weil ein starker Wille auch zu geistigem Fortschritt in den Frauen emporwuchs, mußten die öffentlichen Verhältnisse wohl oder übel diesem Willen Wege bahnen. Wo aber haben wir die Ursachen zu suchen?

Man redet und schreibt sehr viel über diese und jene Verhältnisse, aus denen heraus die Emanzipationsenergien der Frauen unserer Tage vor allem gespeist werden. Nun, Verhältnisse sind immer das Wandelbare, das auf der Oberfläche Bleibende. Setzen wir einmal den phantastischen Fall, es entwickelten sich Konstellationen, daß jede Frau vollauf zu leben hätte und daß auf jede Frau ein Mann käme — würde damit die Bewegung zu Ende

sein? Dann müßten wir ihr eine im tiefsten Menschlichen wurzelnde Berechtigung absprechen, dann hörte die Frauenfrage auf, eine Lebensfrage für das weibliche Geschlecht zu sein.

Es handelt sich um etwas anderes. Aus der Emanzipation der Gegenwart spricht ein großer und heißer Lebenshunger; das ist der Bewegung stärkster Anstoß und zugleich ihre rein menschliche Seite.

Die Generation, die heute der Frauenbewegung zujubelt, ist in Kinderstuben groß geworden, wo ein wesentlich anderer Geist den Ton angab als der, welcher gegenwärtig die Welt der Kleinen regiert; denn die letzten zwanzig bis dreißig Jahre haben in der Mädchenerziehung vieles verwandelt. Wer in dieser Generation hegt nicht noch in seiner Erinnerung Bilder aus dem Kinderstubenleben mit den Brüdern! Ein solches z. B., wo im heißen Kampf um das kindliche Recht einem der Sieg aus den Händen gewunden wurde durch ein erzieherisches Eingreifen zu Gunsten des Bruders: er ist ja ein Junge, laß ihn doch, du mußt nachgeben, hieß es. Warum denn? weinte man in seinem Gekränktsein dagegen auf. Kleine Mädchen müssen immer nachgeben! Und dann wieder: Kleine Mädchen müssen immer sanft sein. Auch tat wohl gelegentlich eine Kinderfrau zu einer Volksweisheit ihren Mund auf und überflutete einen mitten im schönsten frohen Melodienpfeifen das Herz mit unerklärlichem Schrecken, indem sie sagte: Mädchen, die pfeifen und Hühnern, die krähen, muß man bei Zeiten den Hals umdrehen. Solche Vorhalte gab es viele und bei vielen Gelegenheiten, wenn man gerade etwas besonders Interessantes unternehmen wollte; es erschien wie ein enger, langweiliger Zaun, dieses Mädchensein. O ja, auch sehr glückliche Kinderstuben hatten Ecken, die davon erzählten, daß wohlerzogene kleine Mädchen hier mit leidenschaftlichen Zweifeln an der Gerechtigkeit der Weltordnung und den Sinn dieses Nichtdürfens, was die Brüder durften, gekämpft hatten.

Die kleinen Mädchen wurden zu großen Mädchen. Die freiheitlichen Gedanken schwirrten in der Luft herum; neue Menschenrechte wurden entdeckt, das veränderte Zeitbild brachte es mit sich, daß die Erscheinung des Lebens in hundertfach vielfältigem Reichtum dem einzelnen nahe trat. Ein Suchen und Fragen, das weder in Kinderstuben noch in Mädchenschulen befriedigt worden war, begleitete das weibliche Geschlecht über die Schwelle des Erwachsenseins hinüber. Was treibt diese Hunderte und Tausende hinaus aus ihren Kreisen, aus ihren behaglichen Daseinsgewohnheiten und ihren auf Freude und Genüssen aller Arten eingestellten Existenzbedingungen? Woher diese Strömung, die verwöhnte junge Mädchen in die Studiensäle, in die Volksküchen, die öffentlichen Bibliotheken gehen heißt? Was treibt glückliche Frauen und Mütter, die für ihre Person niemals nötig haben, für Recht und Freiheit zu kämpfen, sich mit Eindringlichkeit und äußerster Hingabe an der Propaganda für das Eherecht, oder dem Schutz der unehelichen Mütter, oder der politischen Selbständigkeit der Frau, oder der Arbeit im Kampf

gegen den Alkoholismus zu beteiligen? Scheint es nicht, als seien die Hemmungen des traditionellen weiblichen Konservativismus, der Bequemlichkeit und des dolce far niente des Gewohnten vollständig aufgehoben in der Frauenwelt unserer Tage? Es werden viele abfällige und zum Teil sehr harte Urteile über den modernen Tatendrang des weiblichen Geschlechtes gefällt. Man redet dabei auch von der guten alten Zeit: was es da noch für Frauen gab! Wer wollte dem nicht zustimmen? — Gesegnet seien unsere Mütter, unsere Großmütter und Urgroßmütter und ihr stilles Walten, dessen Art von der unsrigen so verschieden sein mußte, weil sie die Kinder ihrer eigenen Zeit waren, sowie wir die der unsrigen, die himmelweit verschieden von der Vergangenheit ist.

Ein anderes Bedenken aber wird gegen die Frauenbewegung erhoben, bei welchem man nicht ohne weiteres die veränderten Verhältnisse in den Zeitläuften heranziehen kann: ich meine den Vorwurf, daß aus dem Rufen nach Rechten heraus ein Mangel an Willen zur Pflicht spricht.

Der Begriff der Pflicht, den wir überkommen haben, steht niemals in Einklang mit einem ursprünglichen Wollen und Vermögen, sondern im Gegensatz zu den natürlichen Neigungen und Wünschen. Wann hätte man jemals das Tun einer Frau, das aus vollster Übereinstimmung mit Herzensneigung und Wesensrichtung entsprang, mit der Pflicht in Zusammenhang gebracht! Bei der Pflicht muß immer ein Aufgeben im Spiel sein, eine gewaltsam ungeänderte Richtung, ein Loskommen von der Interessenenge des eigenen Ichs. Ihr Sinn ist ein Niederhalten, nicht eine Steigerung; etwas, wodurch das Beste der Natur nicht zur Entwicklung kommt, wodurch sich vom Leben scheidet, was zum Leben drängt. Im Verzicht auf solche aus Natur und Veranlagung herauswachsenden Tattriebe hat man zu jeder Zeit das Sittlichkeitsideal, in erster Linie das Sittlichkeitsideal für das weibliche Geschlecht gesehen, auf welches die Szenen in den Kinderstuben, die Erziehung zum Nachgeben und zu einer gewissen Passivität schon einen ersten, noch halb lächelnden Hinweis gaben.

Gegen diesen Begriff der Pflicht werden heute die „Frauenrechte" ins Feld geführt; dieses Wort, das neben das Bestehende gehalten, so unangenehme Wirkung tut. Wenn nicht, wie das bei jedem Sturm und Drang der Fall ist, so vielerlei Übertreibungen und Verzerrungen bei diesem Kampf zutage kämen, wodurch die maßvollen Zeitgenossen erschreckt und die romantischen zurückgestoßen werden, müßte man das Gesunde und Hoffnungssichere der Bewegung und auch ihre Ursprünge viel klarer erkennen. Der Lebenshunger, der hier zum Ausdruck kommt, steht auf dem Grundgesetz allen Lebens, das uns die moderne Biologie erschlossen hat: „Leben heißt ebenso sehr ausgeben wie einnehmen," für unseren Fall formuliert: Leben heißt nicht nur sich ernähren, sondern auch wirken und Furcht tragen. Sollte dieses Lebensprinzip für das weibliche Geschlecht nicht ebensogut wie für das männliche gelten? Vielleicht

noch in verstärktem Maße, denn Frau sein heißt Verschwenderin sein von der Natur aus: es fehlen die Hemmungen der Logik und des Weitvorausſehens.

Ein nach vermehrter Lebenskraft verlangendes Geschlecht fordert in der modernen Frauenbewegung seinen Anteil am Leben in jeder Form, und kraftvollere Generationen als die unserige es ist, werden aus dem Boden, den sie vorbereitet, in die Höhe wachsen.

Und die Pflichten? Sie stehen in unserem Bewußtsein in einem so ausgesprochenen Gegensatz zu den Rechten, daß wir uns diese wegdenken müssen, um an jene zu glauben. Was soll an die Stelle dessen gesetzt werden in dem höheren Menschentum des weiblichen Geschlechtes, wenn es diese seine höchste Sittlichkeit, die Pflicht, beiseite setzt?

Es ist unlängst das bedeutsame ethisch-philosophische Werk des Franzosen J. M. Guyau (in dem Friedrich Nietzsche einen Geistesverbündeten sah) in deutscher Übertragung erschienen: „Sittlichkeit ohne Pflicht." Guyau kommt dazu, im Anschluß an das Grundgesetz des physischen Lebens und nachdem er alle transzendentalen ethischen Werte erschüttert hat, in der inneren Triebkraft zum Sichausgeben die Quelle des sittlichen Lebens zu sehen. Pflicht, so entwickelt er, leitet sich aus Kraft ab, die notwendig zur Tat drängt, „so lebt in unserem Handeln, unserem Denken, unserem Fühlen ein Drang, der sich in altruistischem Sinne betätigt, und diese Expansionskraft gibt sich den Namen Pflicht, sobald sie ihrer selbst bewußt geworden ist." „Der höhere Mensch ist der, welcher am meisten wagt und unternimmt, und zwar im Denken wie im Handeln. Seine Überlegenheit entstammt dem größeren Schatz an innerer Kraft: er kann mehr leisten, also soll er auch mehr leisten."

Der Frauenbewegung tiefster Sinn ist der, daß dieser Schatz an innerer Kraft vermehrt werde. Dazu das Einrennen so vieler Türen, die dem weiblichen Geschlecht den Schauplatz des Lebens verschlossen hielten; dazu das emsige Wegebauen in Berufe hinein, die sonst außerhalb der Sphäre des Frauentums lagen. Es sind Hungriggebliebene, die da seit fünfzig und mehr Jahren, niemals aber in solchen Scharen wie jetzt, an der Arbeit sind. Die einseitige Gemüts- und Gefühlskultur, die man als weibliche Bildung schlechthin bezeichnete, hat vieles in der Frau darben lassen; hat auch manches verkümmert, was Natur in sie legte und was emporwachsen und Frucht tragen wollte. Jede Anhängerin der Frauenemanzipation wird in der kleinen Welt ihres Inneren eine Revolution der Enterbten und Unterdrückten erlebt haben, ein Sichaufbäumen der Tattriebe und Tatkräfte nämlich, die sie als lebensberechtigt empfand, die aber nicht zum Leben kommen konnten. Je mehr Kraft, je mehr Drang in uns, sich altruistisch zu betätigen. Und dieser Drang gibt sich den Namen Pflicht. Aber er hat nichts zu tun mit dem von uns übernommenen Begriff dieser Tugend. Für ihn ist von der Pflicht untrennbar etwas halb Widerwilliges, Schweres, Graues. Wenn jemand lächelnden Mundes tut, was wir eine Pflichterfüllung nennen, so erscheint das fast

übermenschlich. In allen Zeiten hat man der Pflicht hohe Loblieder gesungen; aber wo sie so recht offenbar an einem Menschen in Erscheinung trat, da war uns doch nicht recht wohl dabei. Leicht gingen damit Begleiterscheinungen Hand in Hand — entweder etwas leise Böswilliges, oder etwas Ruhmrediges (wir nennen es Pharisäisches), oder wenigstens etwas Unfrohes —, alles Züge, die davon zeugen, daß die Tat über die Kraft gegangen und nicht aus einem inneren Drang entsprungen war. Dann gab und gibt es freilich auch andere Erscheinungen, die stehen hoch und froh da, und tragen ihre Pflichterfüllungen, wie ein edler Baum die scheinbare Last seiner mit Früchten schwer behängten Äste trägt. Es wird einem wohl und warm, wenn man sie anschaut. Und wollte man auf sie hinweisen und sagen: „Seht, wie sie ihre Pflichten auf sich genommen haben," so würden die Umstehenden vielleicht entgegnen: „Wie, das sollen Pflichten sein?" und sie selbst würden sprechen: „Wir wissen von keinen Pflichten, wir tun, was wir müssen und wozu es uns drängt."

Die Anforderungen, die an das weibliche Geschlecht im Laufe der Jahrhunderte gestellt wurden, sind zu einem großen Teil über die Kraft gegangen. Und am meisten galt das von jener schwersten Pflicht, dem Verzichtleisten auf vollen Anteil am Leben, auf Selbstbestimmung dem Leben gegenüber. Höchst unerfreuliche Erscheinungen sind dem gefolgt: Frauen, deren Tatkraft auf einem eng begrenzten Platz Unheil anrichtete, während er auf einem weiteren als Segen sich entfaltet haben würde; Frauen, die in Langerweile sich selbst und andere quälten oder die zu Sensationen ihre Zuflucht nahmen; Frauen, die zu Lebensfremdlingen und zu alten Jungfern eintrockneten usw.

Die Entsagung und das Opferbringen wird keine Frauenbewegung und keine Zukunft aus der Welt schaffen. Es macht aber einen großen Unterschied aus, ob ein Geschlecht dieses Schicksal in halber Passivität über sich ergehen läßt, als etwas, was von Hause aus in seinen Lebenskonstellationen liegt, oder ob ein kraftvolles Geschlecht es ergreift in dem Sinne: ich kann auch dieses Schwerste leisten, also soll ich es leisten. Damit ist die Passivität zum Handeln, das lebenabsterbende Opfer in ein Stück gesteigertes Leben umgewandelt. Weil ein solches Geschlecht sich vorbereiten will, muß in der Gegenwart so viel von Frauenrechten die Rede sein. Eine spätere Zeit wird klarer als wir zu erkennen vermögen, daß niemals zuvor in dem Maße, wie es bei dem Kampf um die Frauenrechte in unseren Tagen der Fall ist, ein stärkerer Wille zur Pflicht im weiblichen Geschlecht zum Ausdruck kam.

Und das Verhältnis der Frau zum Manne? Die Frau als Geliebte, als Gattin, als Mutter? — Wir brauchen uns um diese lebensschöpferischen Angelegenheiten nicht zu sorgen. Die Natur geht ihren Weg und läßt sich durch nichts Menschliches in ihrer Richtung beirren. Und nach wie vor wird sie das weibliche Geschlecht im Zwange seiner heiligsten Bestimmungen erhalten.

S. D. Gallwitz.

Bremens Handel.

(Schluß.)

Nicht nur die Verbindung mit dem Hinterlande, auch die Verbindung mit dem Meere hat Bremen erheblich größere Schwierigkeiten bereitet als den Konkurrenzhäfen im Osten und Westen. Zwar ist es Bremen gelungen, das kühne Werk der Weserkorrektion aus eigener Kraft zu vollenden und die Mutterstadt selbst wieder zur wirklichen Seestadt zu machen. Aber die Korrektionsabgabe bildet eine schwere Last für den Handel, und auch die korrigierte Weser erlaubt es nur Schiffen mittlerer Größe, zur Stadt heraufzukommen. Hält man sich alles dieses gegenwärtig, so kann es nicht wunder nehmen, daß der Vorsprung der hamburgischen Schiffahrt vor der bremischen sich in den letzten zwanzig Jahren stark vergrößert hat. Noch 1889 stand die bremische Flotte mit 325 594 Netto-Register-Tons nicht allzu sehr hinter der hamburgischen zurück, die einen Raumgehalt von 382 007 Netto-Register-Tons aufwies. Der Anteil Bremens an der Gesamttonnage aller deutschen Seeschiffe betrug damals 26,4 %, der Hamburgs 31 %. Am 1. Januar 1910 stellte sich der Raumgehalt der bremischen Flotte auf 849 931, derjenige der hamburgischen auf 1 586 876 Netto-Register-Tons, der Anteil Bremens an der deutschen Gesamttonnage auf 29,7 %, derjenige Hamburgs aber auf 55,4 %.

Indessen zeigen die Zahlen, daß Bremen nicht stillgestanden hat. Neben dem Lloyd sind andere bedeutende bremische Linienreedereien entstanden, und noch in jüngster Zeit sind die Westküste Amerikas und die Westküste Afrikas in den Kreis derjenigen überseeischen Länder einbezogen worden, die von bremischen Linien regelmäßig angelaufen werden.

Dem Wachstum der bremischen Flotte und der Vermehrung der regelmäßigen Linien entspricht eine ansehnliche Zunahme der Schiffsankünfte für bremische Rechnung in den Häfen der Unterweser. Waren es 1869 nur 654 637 Register-Tons netto, so stieg die Zahl 1879 auf 1 083 441, 1889 auf 1 682 726, 1899 auf 2 406 748 und 1909 auf 3 958 005 Register-Tons netto.

Ein ähnlich günstiges Bild geben die Gesamtzahlen der Einfuhr und Ausfuhr. Die Zahlen stellen sich wie folgt:

	Gesamt-Einfuhr		Gesamt-Ausfuhr	
	Menge in dz	Wert in Millionen Mark	Menge in dz	Wert in Millionen Mark
1849	2 824 032	98	1 489 788	85
1859	5 648 842	225	3 142 620	207
1869	10 226 412	343	5 270 563	315
1879	16 582 812	471	12 574 705	470
1889	22 918 757	663	15 656 562	628
1899	38 892 775	911	28 805 019	878
1909	56 544 612	1 742	42 523 907	1 704

Im einzelnen freilich zeigen sich die mannigfachsten Verschiebungen.

Wir haben gesehen, daß am Ende der vierziger Jahre der Tabak unter allen Artikeln des bremischen Handels die vornehmste Stelle einnahm. Er hat diese Stelle noch lange behauptet und die Wertzahlen der Einfuhr zeigen in den nächsten drei Jahrzehnten ein starkes Wachstum von 7½ Millionen Mark im Jahre 1848 auf 26 Millionen Mark im Jahre 1858, auf 42½ Million Mark im Jahre 1868 und auf 63 Millionen Mark im Jahre 1878. Auch wenn man berücksichtigt, daß das letztgenannte Jahr wegen der bevorstehenden Zollerhöhung als Ausnahmejahr anzusehen war, so ist doch nicht zu verkennen, daß von da an die Wertzahlen und ebenso die Mengenzahlen der bremischen Tabakeinfuhr zunächst einen erheblichen Rückgang und auch späterhin nur eine verhältnismäßig schwache Steigerung aufweisen. Nur noch zweimal, in den Jahren 1898 und 1907, wird die Wertzahl von 1878 überschritten; die Mengenzahl von 1878 mit 1 378 787 Ztr. wird nicht wieder erreicht. Immerhin ergibt der Durchschnitt der letzten zehn Jahre als Einfuhrwert die stattliche Zahl von 57 Millionen Mark. Die angeführten Zahlen spiegeln die Entwickelung getreulich wieder: zwar hat Bremen seine Stellung als erster deutscher Tabakmarkt und für amerikanische Tabake als erster Markt Europas behauptet, aber mächtige Rivalen sind ihm erwachsen. Vor allem haben die niederländischen Tabake eine kaum vorauszusehende, ständig wachsende Bedeutung gewonnen, und diese Tabake haben ihren Markt nicht in Bremen, sondern in Amsterdam und Rotterdam.

Darf sich Bremen mithin nicht mehr in demselben Maße wie früher als unbestrittene Beherrscherin des Tabakhandels ansehen, so gehört auch die Vorherrschaft des Tabaks unter den bremischen Handelsartikeln, jedenfalls was Wert und Menge anlangt, schon seit geraumer Zeit der Vergangenheit an. Der schärfste Wettbewerber war schon früher die Baumwolle, deren Einfuhrwert denjenigen des Tabaks bereits 1858 nahezu erreichte und 1859 um mehr als 3 Millionen Mark übertraf. In den folgenden Jahren schwankte die Wage, bald senkte sie sich zu Gunsten des einen, bald zu Gunsten des anderen Artikels. Zum letzten Male überflügelte der Tabak die Baumwolle im Jahre 1872, und zwar um nicht weniger als 20 Millionen Mark. Von da an aber behauptet die weiße Flocke unbestritten den ersten Platz. Ihre Einfuhrzahlen wuchsen mit erstaunlicher Schnelligkeit. Bereits 1881 ergab sich ein Wert von über 100000000 Mark, das erste Mal, daß ein einzelner bremischer Handelsartikel eine neunstellige Zahl erreichte. Erst 1899 folgte die Schafwolle, erst 1907 das Getreide. Dieses Anwachsen der Einfuhrzahlen anderer Artikel konnte jedoch die Vormachtstellung der Baumwolle nicht mehr erschüttern. Denn deren Einfuhrwert hatte schon 1897 die zweiten Hundert Millionen überschritten; 1900 betrug er bereits über 300, 1904 über 400 Millionen und 1907 sogar über eine halbe Milliarde. Dieser gewaltige Aufschwung des bremischen Baumwollhandels, der wesentlich gefördert wurde durch die Gründung und die

Tätigkeit der Bremer Baumwollbörse, hat Bremen zum ersten Baumwollhafen des Kontinents gemacht, der in Europa nur noch durch Liverpool übertroffen wird.

Ein zweiter Artikel, der Ende der sechziger Jahre als Mitbewerber um die erste Stelle unter den bremischen Handelsartikeln auftreten zu wollen schien, war das Petroleum. Schon 1869 erreichte die bremische Petroleumeinfuhr einen Wert von 16½ Millionen Mark, und die Handelskammer konnte in ihrem Bericht für das genannte Jahr mit berechtigtem Stolze sagen: „Im Petroleumhandel hat Bremen auch im vorigen Jahre seine Stellung als erster deutscher Markt behauptet." In zwei Artikeln also, Tabak und Petroleum, durfte sich Bremen damals als führenden Platz ansehen. Auch weiterhin, noch anderthalb Jahrzehnte, stiegen die Zahlen der Petroleumeinfuhr sehr beträchtlich: 1875 betrug sie 30, 1880 33 Millionen Mark. Damit aber war der Höhepunkt erreicht, und von da an haben aus den bekannten, schon oben berührten Gründen die Einfuhrzahlen fast ununterbrochen abgenommen. Zwar zeigte sich am Ende der achtziger Jahre ein vorübergehendes Wiederanschwellen, dem dann aber ein nur um so stärkerer Rückgang folgte. Erst in den letzten Jahren, seit 1906, ist wieder eine, wenn auch geringfügige Steigerung zu beobachten.

Auch der bremische Reishandel und die bremische Reisindustrie haben nicht gehalten, was sie in den siebziger und achtziger Jahren versprachen. Allerdings zeigen die Zahlen der bremischen Reiseinfuhr keinen Niedergang wie diejenigen des Petroleumhandels. Sie haben sich vielmehr, wenn man von einigen besonders günstigen Jahren absieht, seit etwa 1880 auf ungefähr gleicher Höhe — etwas über oder unter 30 Millionen Mark — gehalten. Indessen sind die sich gleichbleibenden, des Wachstums entbehrenden Ziffern ein Beweis dafür, wie sehr das Geschäft der zollinländischen Reismühlen durch die bestehenden Zollverhältnisse zu Gunsten des Auslandes erschwert ist.

Unter den Artikeln, die Ende der vierziger Jahre neben dem Tabak hervortraten, sahen wir auch den Kaffee. Obwohl die Mengen und Werte der bremischen Kaffee-Einfuhr in den folgenden Jahrzehnten stark geschwankt haben, so kann doch im ganzen eine steigende Richtung festgestellt werden. Insbesondere brachten die letzten Jahre einen kräftigen Aufschwung.

Ein erfreuliches Bild bietet die Entwickelung zweier Handelszweige, von denen bereits oben gesagt wurde, daß ihre Einfuhrwerte den Betrag von 100 Millionen Mark überschritten haben, und die mithin dem Werte nach nächst der Baumwolle die wichtigste Rolle im bremischen Handel spielen. Es sind das der Wollhandel und der Getreidehandel. Zwar zeigt die Wolleinfuhr, nachdem sie in den zwei Jahrzehnten zwischen 1871 und 1891 von 13½ auf 82 Millionen Mark gewachsen war, in den folgenden 17 Jahren weniger energische Fortschritte. Aber die aufsteigende Richtung ist unverkennbar und das Jahr 1909 brachte nach Menge und Wert einen an den schnellen Aufschwung der früheren Jahre erinnernden Ruck nach oben. Es zeigt die stattlichsten Zahlen, die der bremische Wollhandel jemals aufgewiesen hat, während für die Baumwolle bisher 1908 das Rekordjahr bildete.

Auch die Zahlen des Getreidehandels zeigen eine kräftig und schnell aufwärtsstrebende Linie. Von 10½ Millionen Mark im Jahre 1869 hat sich der Einfuhrwert auf 105 Millionen Mark im Jahre 1909 gehoben, also verzehnfacht. Diese Steigerung verteilt sich ungefähr gleichmäßig auf die Jahre bis 1880 und dann von 1895 bis zur Gegenwart, während die Zwischenzeit von 1881 bis 1894 einen Stillstand, für einige Jahre sogar einen erheblichen Rückgang aufweist. Allerdings haben die Anteile der verschiedenen Getreidearten an den Gesamteinfuhrmengen sehr stark gewechselt. In den siebziger Jahren und der ersten Hälfte der achtziger Jahre machte der Roggen ungefähr die Hälfte der gesamten Getreideeinfuhr aus; daneben kam in erster Linie Mais, seit dem Ende der achtziger Jahre auch schon Gerste in größerem Umfange in Betracht. Seit der Mitte der achtziger Jahre ging die Roggeneinfuhr beträchtlich zurück, wenngleich sie noch immer die Hauptmasse des eingeführten Getreides stellte. Später rückt dann der Mais in die vorderste Reihe, obwohl nicht ganz unbestritten, da die Gerste ihn in einzelnen Jahren schon überholt, auch die Roggeneinfuhr wieder zunimmt und im Jahre 1891 von neuem an erster Stelle steht. Ebenso hebt sich die Weizeneinfuhr nicht unbeträchtlich. Im Jahre 1902 gewinnt noch einmal der Roggen den vordersten Platz. Vom folgenden Jahre an aber entscheidet sich der Wettkampf immer deutlicher zu Gunsten der Gerste, die im Jahre 1909 dem Gewichte nach mit 4½ Millionen Doppelzentnern mehr als die Hälfte, dem Werte nach mit über 50 Millionen Mark annähernd die Hälfte der Gesamt-Getreideeinfuhr bestreitet. Dabei hat auch die Roggeneinfuhr im letzten Jahrfünft ungefähr ihren früheren höchsten Stand wieder erreicht und die Weizeneinfuhr ist weiter erheblich gewachsen.

Um die Entwicklung des bremischen Handels in den aufgeführten Haupt-Einfuhrartikeln deutlicher zu machen, diene folgende kleine Tabelle. Die Zahlen geben den Wert der Einfuhr in Millionen Mark:

	Gesamt-einfuhr seewärts	Tabak	Baum-wolle	Pe-troleum	Reis	Kaffee	Wolle	Getreide
1869	225,8	46,2	51,0	16,7	16,0	7,6	6,6	10,0
1875	293,3	47,5	51,7	30,0	13,2	14,1	23,8	12,0
1880	377,5	42,5	94,4	33,0	28,3	9,3	29,7	36,7
1885	332,3	51,4	98,2	14,5	29,5	8,0	41,2	23,0
1890	504,0	55,8	180,6	19,4	34,9	15,0	84,0	29,3
1895	529,7	41,8	181,3	9,0	30,8	20,4	83,3	37,2
1900	794,6	62,3	314,5	7,9	28,9	11,8	105,2	61,1
1905	958,5	49,4	398,3	3,5	27,6	18,7	113,9	82,5
1906	1029,5	56,5	410,4	6,0	29,6	15,5	133,8	86,8
1907	1259,6	72,2	536,2	5,1	30,0	23,0	149,8	106,0
1908	1184,1	56,0	556,4	6,1	39,8	18,4	118,7	90,8
1909	1171,0	62,7	482,6	7,0	30,9	21,5	154,9	105,1

Zu beachten ist, daß in den für die einzelnen Artikel angegebenen Zahlen nicht nur die seewärtige Einfuhr, sondern auch die Einfuhr auf dem Land- und Flußwege eingeschlossen ist. Auch macht die Tabelle keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Die aufgeführten Artikel sind nicht die einzigen, die für die bremische seewärtige Einfuhr Bedeutung haben. Seit früher Zeit nimmt der bremische Wein- und Spirituosenhandel eine hervorragende Stellung ein. Die Holzeinfuhr hat seit den neunziger Jahren einen starken Aufschwung genommen, und zwar namentlich die Einfuhr nordischer Hölzer, während in früheren Jahren vor allem der Zedernholzhandel eine große Rolle spielte. Amerikanisches Schmalz bildete zeitweise einen bedeutenden Einfuhrartikel und wird auch heute noch in nicht unbeträchtlichen Mengen eingeführt. Auch gesalzene und getrocknete Häute, Felle und rohes Pelzwerk gehören zu den ansehnlicheren Rubriken der bremischen Handelsstatistik. Insbesondere das letztere weist im letzten Jahrfünft zwar nicht so sehr der Menge, wohl aber dem Werte nach eine erstaunliche Steigerung der Einfuhrzahlen auf. Schließlich mag an dieser Stelle des Fruchthandels gedacht sein, der sich seit einer Reihe von Jahren in erfreulichster Entwickelung befindet.

Jedenfalls aber zeigt die Tabelle, daß die bereits erwähnte Neigung des bremischen Handels zur Bevorzugung einzelner großer Artikel im Laufe der Jahrzehnte eher zugenommen als abgenommen hat. Vergegenwärtigt man sich, daß der Wert der Baumwolleinfuhr 1909 mehr als 2/5, 1908 ungefähr die Hälfte des Gesamtwertes der seewärtigen Einfuhr Bremens ausmachte, daß in den genannten Jahren die drei Artikel Baumwolle, Wolle und Getreide zusammen etwa 5/8 dieses Gesamtwertes darstellten, so wird man den Wunsch berechtigt finden, der bremische Handel möge mehr als bisher auch die kleinen Artikel pflegen. Allerdings wird man bei Beurteilung der angegebenen Zahlenverhältnisse berücksichtigen müssen, daß die drei angeführten Artikel auch in der Gesamteinfuhr Deutschlands bei weitem an erster Stelle stehen.

Aber nicht nur hinsichtlich des Übergewichtes einzelner großer Artikel, auch hinsichtlich des Verhältnisses der seewärtigen Einfuhr zur seewärtigen Ausfuhr hat sich das Bild seit den vierziger Jahren verschoben. Damals hielten sich Einfuhr und Ausfuhr seewärts zwar nicht dem Gewichte, wohl aber dem Werte nach ungefähr die Wage. Im Durchschnitt der Jahre 1847 bis 1851 standen 50½ Millionen Mark in der Einfuhr 44½ Millionen Mark in der Ausfuhr gegenüber. Aber schon bald veränderte sich dieses Verhältnis immer mehr zu Gunsten der Einfuhr. Zeitweise erreichten Gewicht und Wert der seewärtigen Ausfuhr kaum die Hälfte des Gewichtes und Wertes der Einfuhr. Erst in den letzten Jahren ist eine erheblichere Besserung dieses Verhältnisses bemerkbar. So stellte sich im Jahre 1909 der Wert der Einfuhr seewärts auf 1171 Millionen Mark, derjenige der Ausfuhr seewärts auf 836 Millionen Mark. Indessen wird diese relative Zunahme der Ausfuhr zu einem großen Teil dem Speditionshandel, nur zum kleineren

dem Eigenhandel zuzuschreiben sein. Dabei mag an die wachsende Bedeutung der Kaliausfuhr erinnert werden, an der im wesentlichen nur der Speditionshandel beteiligt ist. Es ist charakteristisch, daß alle großen Artikel des bremischen Eigenhandels Einfuhrgüter sind. Allerdings wird ein Teil dieser Einfuhrgüter wieder seewärts ausgeführt, insbesondere nach Rußland und Skandinavien. Auch in anderen Artikeln weist die seewärtige Ausfuhr Bremens manche ansehnlichen Ziffern auf, so insbesondere in Webwaren, die heute ebenso wie früher dem Werte nach an erster Stelle stehen. Vor allem aber darf nicht übersehen werden, daß die passive Handelsbilanz des Deutschen Reiches sich auch in der Statistik der seewärtigen Ein- und Ausfuhr seiner Seeplätze widerspiegeln muß.

Unter den Ländern, mit denen Bremen im Seeverkehr steht, haben sich die Vereinigten Staaten unbestritten an der ersten Stelle behauptet; nur hat sich, während Ende der vierziger Jahre die bremische Ausfuhr dorthin die Einfuhr nicht unbeträchtlich übertraf, das Verhältnis inzwischen völlig verschoben. 1850 stand einer Einfuhr von 16½ Millionen eine Ausfuhr von 27 Millionen Mark gegenüber; 1909 betrug der Einfuhrwert nicht weniger als 570 Millionen Mark, der Ausfuhrwert dagegen nur 194 Millionen Mark. 1850 machte die Einfuhr aus den Vereinigten Staaten 14%, die Ausfuhr dorthin 25% des Wertes der bremischen Gesamteinfuhr und -Ausfuhr (nicht nur der seewärtigen) aus; für 1909 ergeben die entsprechenden Werte 33% der Gesamteinfuhr, 11% der Gesamtausfuhr. Da die gewaltige bremische Baumwolleinfuhr fast ausschließlich aus Nordamerika stammt, so kann diese Gestaltung des Prozentverhältnisses nicht wunder nehmen.

Die einst der Einfuhr aus den Vereinigten Staaten sehr nahekommende Einfuhr aus Westindien hat sich im Laufe der Jahrzehnte nur wenig gehoben. Sie stellte 1909 nur einen Wert von 13,8 Millionen Mark dar. Etwas günstiger hat sich die Ausfuhr dorthin entwickelt. Im Verkehr mit Zentralamerika sind Ein- und Ausfuhr bedauerlicherweise zurückgegangen.

Des großen Aufschwungs, den die Einrichtung der Reichspostdampferlinien für den Verkehr mit Ostasien und Australien gebracht hat, ist bereits gedacht worden. Während jedoch der australische Verkehr auch weiterhin in Ausfuhr und Einfuhr ein sehr erfreuliches Wachstum zeigt, macht sich im Verkehr mit Ostasien zwar kein Stillstand, aber doch ein sehr viel langsameres Tempo der Entwickelung bemerkbar. Einen wichtigen Faktor des asiatischen Verkehrs bilden die Beziehungen zu Ostindien. Hier war es vor allem die Gründung der Dampfschiffahrtsgesellschaft Hansa, die den bremischen Handel unterstützte; wobei es freilich zu bedauern bleibt, daß der vorzügliche indische Dienst dieser Linie schon seit Jahren unserem Platze nur auf dem Umwege des Leichterverkehrs über Hamburg zu gute kommt. Denn die Dampfer selbst laufen regelmäßig nach der Elbe. Das Verhältnis zwischen Ausfuhr und Einfuhr liegt im ostindischen Verkehr umgekehrt wie im Ver-

kehr mit China und Japan. Im letzteren überwiegt bei weitem die Ausfuhr, im ostindischen Verkehr die Einfuhr.

Die Beziehungen zu Brasilien und insbesondere zu den La Platastaaten bilden ein entschieden erfreuliches Kapitel der bremischen Handelsstatistik und in den letzten Jahren läßt eine ansehnliche Steigerung des vorher sehr unbedeutenden Verkehrs mit der Westküste Amerikas die Wirkung der Einrichtung einer regelmäßigen Dampferverbindung mit diesem Gebiete erkennen.

Die Zahlen des Verkehrs mit Afrika weisen seit den achtziger Jahren, also seit der Begründung des deutschen Kolonialbesitzes, gleichfalls eine günstige Entwickelung auf. Sie liefern den Beweis, daß auch in Bremen der Handel mit den Kolonien kräftig Wurzel geschlagen hat. Hierbei darf nicht übersehen werden, daß, wie in manchen anderen Handelszweigen, so auch im Kolonialhandel, ein nicht unerheblicher Teil der für Bremer Rechnung aus- und eingeführten Güter der günstigeren Beförderung wegen über andere Häfen geleitet wird.

Was schließlich den Seeverkehr mit europäischen Ländern anlangt, so sei nur kurz hervorgehoben, daß sich hier das Verhältnis zwischen Ein- und Ausfuhr im umgekehrten Sinne wie im Verkehr mit Nordamerika entwickelt hat. Noch Mitte der achtziger Jahre überwog der Wert der Einfuhr sehr erheblich; seit Ende der achtiger Jahre aber gewinnt die Ausfuhr mehr und mehr das Übergewicht; sie erreichte im Jahre 1909 einen Wert von 467,7 Millionen Mark, was über die Hälfte des Gesamtwertes der bremischen Ausfuhr seewärts ausmacht. Demgegenüber betrug der Wert der seewärtigen Einfuhr aus europäischen Ländern 1909 nur 276,3 Millionen Mark, was etwa einem Viertel des Gesamtwertes der bremischen Einfuhr seewärts gleichkommt.

Neben dem Güterverkehr hat die bremische Reederei schon seit dem Beginne direkter Handelsbeziehungen zu den Vereinigten Staaten der Personenbeförderung besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Was dann später der Lloyd auf diesem Gebiete geleistet hat, wie enge seine Geschichte mit der Geschichte dieses Verkehrszweiges verknüpft ist, wie es der bremischen Gesellschaft gelungen ist, der deutschen Schiffahrt den führenden Platz gleichermaßen im Auswanderer- wie im Kajütspassagierverkehr zu sichern, das alles ist zu bekannt, als daß es hier ausführlicher erörtert zu werden brauchte.

Überblickt man die Gesamtentwickelung des bremischen Handels, so ist wohl manches, das man anders wünschen möchte, aber für sich allein betrachtet, nur mit sich selber verglichen, zeigt sie unzweifelhaft ein stolzes und erfreuliches Bild.

Sobald man dann freilich die Blicke nach Osten und Westen wendet und die bremische Entwickelung mit derjenigen Hamburgs und der holländisch-belgischen Häfen vergleicht, schmelzen die bremischen Zahlen und Erfolge gar sehr zusammen.

Zwar zeigt, was die Schiffsankünfte, die Zahlen der Waren-Einfuhr und -Ausfuhr anlangt, die bremische Entwickelung relativ, dem Prozentverhältnis nach, eine schnellere Zunahme als die hamburgische. Indessen darf nicht übersehen werden, daß es ein anderes ist, ob sich ein Riesenhandel wie der hamburgische verzehnfacht, oder ob dieselbe prozentuale Steigerung bei einem kleineren Handel eintritt, der, wie der bremische, nur etwa einem Drittel des hamburgischen gleichkommt.

Eine besonders deutliche Sprache aber redet die Verkehrsstatistik der holländisch-belgischen Häfen. Im Jahre 1880 war Rotterdam in den Schiffsankünften nur etwa 500000 Register-Tons netto vor Bremen voraus; im Jahre 1907 aber hatte sich der Vorsprung verzwölffacht; die Differenz zu Gunsten Rotterdams betrug jetzt 6000000 Register-Tons netto. Im erstgenannten Jahre kamen die bremischen Schiffsankünfte zwei Dritteln der Rotterdamschen gleich; 1907 nur noch zwei Fünfteln. Der Schiffsverkehr Rotterdams hatte sich versechsfacht, derjenige Bremens war nur etwa auf das Dreieinhalbfache gestiegen, und in demselben Zeitraum hatte auch Antwerpen, trotz des gewaltigen Aufschwunges des benachbarten niederländischen Hafens, seinen Schiffsverkehr nahezu vervierfachen können.

In diesen Verkehrszahlen der ausländischen Konkurrenzhäfen zeigt es sich am offensichtlichsten, wie schwierig Bremens Stellung in vieler Hinsicht ist. Trotz seiner großen Anstrengungen und Aufwendungen ist es hinter den Rivalen erheblich zurückgeblieben; und es wird auch künftig alle Kräfte anspannen müssen, um sich zu behaupten.

Indessen bürgt seine Vergangenheit dafür, daß es die Hände nicht in den Schoß legen wird. Abgesehen von dem unablässig fortschreitenden Ausbau seiner Hafenanlagen in Bremen und Bremerhaven, ist es vornehmlich nach drei Richtungen bestrebt, die Vorbedingungen für seine Wettbewerbsfähigkeit günstiger zu gestalten: indem es den schon seit Jahrzehnten begonnenen Kampf für eine Verbesserung seiner Wasserverbindungen mit dem Hinterlande fortsetzt; indem es, die Folgerung ziehend aus der ständigen Zunahme des Raumgehalts der mittleren Schiffstypen, das Franziussche Werk der Weserkorrektion auszubauen und den Strom weiter zu vertiefen plant; und indem es schließlich den Versuch unternommen hat, mehr als bisher die Industrie auf seinem Gebiete heimisch zu machen, um so die Basis für den Güterverkehr seiner Reedereien zu stärken.

Welcher Erfolg diesen Bestrebungen beschieden sein wird, muß die Zukunft lehren. Namentlich in dem Kampf für die Verbesserung seiner rückwärtigen Wasserverbindungen sind Bremen leider die schwersten Enttäuschungen zuteil geworden. Insbesondere ist die Hoffnung auf einen Anschluß an die Elbe unerfüllt geblieben, und den Anschluß an den Rumpfkanal vom Rhein nach Hannover muß Bremen durch erhebliche Opfer erkaufen, während den

ausländischen Rheinhäfen der Vorteil eines doppelten Einfalltores in das rechtsrheinische Gebiet ohne jede eigene Gegenleistung zufallen wird.

Es ist zu hoffen, daß in Zukunft günstigere Sterne für Bremen leuchten, nicht nur im bremischen, sondern im allgemeinen deutschen Interesse. Denn der Konkurrenzkampf der Unterweserhäfen ist ein nationaler Kampf. Nicht nur Bremen selbst, sondern ganz Deutschland ist daran interessiert, daß der bremische Handel, die bremische Schiffahrt wettbewerbsfähig bleiben. Blieben sie es nicht, so würden es nicht etwa die anderen deutschen Häfen sein, denen der Löwenanteil zufiele, sondern Rotterdam und Antwerpen.

Hermann Apelt.

Teestunde bei Tietz.

Du schriebst mir ein paar Worte ohne Explikation, aus denen hervorging, daß dein Wunsch wäre, die Sache zwischen uns sei zu Ende. Und es geschah das Sonderbare: ich ging einen Weg, stand lange vor den Schaufenstern des großen Hauses und starrte die Sachen an. Dann trat ich dort ein.

Erst im Parterre. Blieb an jedem Stand stehen und ging zu dem nächsten. Dann im ersten Stock. Blieb an jedem Stand stehen und ging zu dem nächsten. Dann im zweiten Stock. Blieb an jedem Stand stehen und ging zu dem nächsten. Dann im dritten Stock, dann im vierten Stock und dann wieder zurück. Es waren da wahrscheinlich überall Sachen. Oben, wo der Phonograph spielte und Andächtige lauschten, blieb ich lange.

Auch sah ich dazwischen einen großen, prächtigen Aufbau mit Kränzen, und zwar solchen, die schwarz waren mit Silber und Gold oder mit bleichen Blumen aus Wachs und Blättern aus kleinen Perlchen. Auch eine Abteilung war mit Grablaternen und weißen Tauben mit ausgebreiteten Flügeln, die Crêpeschleifen im Schnabel trugen.

Es fiel mir ein, daß ich bereits in einem andern Stock gerupfte Tauben, bereit zum Braten, gesehen haben mußte. Das war eigentlich sehr schön und praktisch. Alles beieinander.

Ich fragte mich, ob wohl der andere Teil der ausgestopften Tauben gegessen worden war. Wohl möglich.

Ein Ladenfräulein sah mich an.

Die machte ein neugieriges, sorgsames Gesicht, so, als wollte sie sagen: Ach, gewiß hat die jemand Verstorbenes, zu dem sie Totensonntag geht, und ist recht traurig, und darum steht sie hier so lange und weiß nicht, was sie kaufen soll.

Da wurde ich sehr rot und eilte davon, und die weißen Tauben und Grablaternen ließ ich stehen. Ich fand es pietätvoll von Tietz, sehr rücksichts-

voll, daß sie so ein bischen Stimmung gemacht hatten. Man hat es doch für mich gemacht? Denn das Traurigste an der Trauer und am Tode, das sind doch Kränze aus Wachsblumen. Das finde ich entsetzlich, viel trauriger wie den Tod selbst. Das ist das Gruseln, das ganze Rückgrat entlang. Und diese da hatten sogar Grablaternen und weiße Tauben mit Crêpe im Schnabel. Hätte ich nicht solch eine weiße Taube mit nach Hause nehmen sollen? Wäre das nicht nötig gewesen? Oder lieber einen Hut am nächsten Stand mit Taubenflügeln? Oder so eine Vase aus buntem Porzellan mit zwei Tauben, die sich schnäbeln?

Am Bücherstand da blieb ich stehen. Auf einem Umschlag starrte ein diabolischer Mann, schwarz auf rotem Hintergrund. Kriminalroman, sensationell! Es ist sehr schön, meinte das Fräulein.

Da kaufte ich den Roman für 48 Pfg., früher Mk. 1,50. Das war recht billig. Es sind reduzierte Preise, dachte ich. Das ist recht preiswert. Ich werde immer hier kaufen.

— „Rabattmarken" — verlangte ich an der Kasse.

— „Haben wir nicht," — antwortete das Fräulein und gab mir 2 Pf. raus.

Ich stotterte etwas.

— Ja, wieso denn keine Rabattmarken?

Es zerrte mich in der Kehle. Ich hätte weinen mögen. Weil das Fräulein keine Rabattmarken hatte? Ich weiß nicht wieso. Aber es war ein Schmerz in mir, ein unsäglicher Schmerz, als hätte sie mich maßlos beleidigt, gedemütigt, als dürfe sie mich beleidigen, als wüßte sie, ich bin eine, der man ohne Explikation einen Fußtritt gibt.

Drehten sich nicht um mich Shawls und Schleier und bunte Gaze ineinander? Schwankte nicht der Boden? Ach, was war nur geschehen? Keine Rabattmarken hatten Sie? Ja, wieso denn? Hat man nicht Rabattmarken in solchen Häusern? Hat man das Recht, einen Kunden zu beleidigen, der seit sechs Stunden treppauf treppab läuft und einen Kriminalroman kauft zu 48 Pf., der früher Mk. 1,50 gekostet hatte! Und dann sagt man ihm, „wir haben keine?" Hat man mir nicht immer gesagt, man bekäme da Rabattmarken? Hatte die Frau, die vor mir zahlte, keine verlangt? Hatten die andern gelacht? Hatten die andern . . . . .

— Was klappern denn die Leute so? Was ist denn da? Ach, es riecht nach Kaffee!! Kaffee und Gebäck. Und sitzen kann man auch . . . . .

Ach, der Erfrischungsraum. Ist es nicht eine Oase, eine Oase mit vielen friedlichen Leuten, die Kaffee trinken oder Tee und Gefrorenes essen und Kuchen und Schinkenbrötchen?

Ich gehe in die Oase. Es ist eigentlich kein Tisch mehr frei. Aber an einem sitzt eine dicke Frau in Braun und ein Mädchen mit einer Matrosenmütze in karriertem Kleide; sie ißt langsam, langsam und andächtig ein Gefrorenes.

Da nehme ich Platz. Ich bestelle eine Portion Tee. Was dazu? fragt der Kellner und schwenkt appetitmachend die weiße Serviette. Krümel fallen im Bogen heraus, Kuchenkrümel. Ist er nicht Flora mit dem Füllhorn? Ich denke nach, lange nach. Es fällt mir nichts ein.

Der Kellner wartet höflich. — „Krapfen vielleicht wollen die Damen, oder Kipferln vielleicht?" —

Kipferln! Wie eine Erlösung geht es über mich. — „Kipferln" sage ich und nicke verklärt, „ja, bringen Sie Kipferln."

Der Tee ist sehr gut und die Kipferln auch. Die braune Frau an meinem Tische sagt zu mir: „Sie essen auch Kipferln?" — „Ja," antworte ich. So haben wir Beziehungen. Von meinem Teller zu ihrem Teller geht etwas Gemeinsames. Das tut mir wohl. O, sehr wohl . . . . .

Welch freundliche Frau, denke ich; nein, welch freundliche Frau und welch nettes Töchterchen sie hat, wie das der Mama ähnelt und wie es der schmeckt! Sie ißt halb Vanille, halb Erdbeer. Vielleicht hätte ich auch halb Vanille, halb Erdbeer essen können.

Wir reden von Gefrorenem, von halben und ganzen Portionen. Wir werden uns einig, daß es hier sehr angenehm ist, Kaffee zu trinken. Die Portionen sind groß und dann ist es billig. Überhaupt sind alle Lebensmittel recht gut hier. — „Auch die Tauben?" — frage ich.

— „Auch die Tauben. Wir essen aber nie keine nicht," sagte die Braune, „da ist uns zu wenig daran."

Welch eine freundliche Frau, denke ich. Ach, welch eine freundliche Frau! Die hat sicher die Taube nicht gegessen, die den Crêpe im Schnabel trägt.

Und dann kann man auch Obstkuchen haben und Schlagrahm, und was die Braune anbetrifft, so nimmt sie manchmal auch ein Brot mit Anchovis. Aber was ihre Lina anbetrifft, die mag halt gar zu gern ein Gefrorenes. Die Lina lacht und tut verschämt und schleckt an ihrem leeren Löffel.

Welch ein freundliches, liebes kleines Mädchen! Welch eine freundliche Frau!

Sicher wissen sie beide nicht, daß ich eine bin, der man ohne Erklärung . .

Ich habe das Gefühl, ich möchte ihnen was Gutes tun. Ich möchte sie so gern zu dem Kaffee und dem Gefrorenen und den Kipferln einladen.

Die Braune sagt, sie hat schon gezahlt. Sie zahlt immer gleich. Dann kostet es kein Trinkgeld. Es ist dann billiger, sagt die Braune.

„Bedeutend billiger," antworte ich.

Bedeutend billiger, denke ich noch, wie ich alleine sitze und die zwei lieben Gesättigten mir entschwinden. Eine freundliche Frau und ein freundliches kleines Mädchen! Und welch ein freundlicher Kellner!

Sicher weiß er nicht . . . .

Das geschah.

* * *

Als ich wieder zu dir kam, warst du eigentlich beleidigt, daß ich nicht tot war. Ich merkte das gleich.

Und schließlich sagtest du das auch: — Wenn mir das passiert wäre, wenn Sie mir das geschrieben hätten, was ich Ihnen schrieb, wissen Sie, ich hätte mich getötet. Ich hätte das nicht ertragen, diese Beleidigung! —

— So, sage ich und schaue auf die Wand. Ich bin überzeugt. Natürlich, Sie hätten sich getötet. Aber wir sind verschieden.

Und ich erzähle, wie ich ging und Tee trank bei Tietz.

Ich finde das sehr gemein, sagst du und drehst an deinem Diamantring. Äußerst unfein.

So, antworte ich, Sie verstehen das nicht. Sie fühlen nicht die Tragik. Das ist die Tragik als Gehirneindruck. Das ist eine Katastrophe.

Wenn ein kleines Mädchen hingeht in solchem Falle und stürzt sich in den See, oder eine Dame, wie ich, hingeht und trinkt Tee bei Tietz, das ist ganz das gleiche.

Catherina Godwin.

Sezession und Sezessionen in Berlin.

Im Mai hat sich in Berlin eine „Neue Sezession" konstituiert, eine Gruppe von jungen Künstlern, die von der Jury der diesjährigen Sezessions-Ausstellung refüsiert worden waren. In einer Wohnung im vierten Stock der Rankestraße an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche veranstaltete der Kunsthändler Maximilian Macht die erste provisorische Ausstellung dieser Refüsierten, an deren Spitze die Maler Pechstein und G. Tappert marschieren.

Die Ausstellung, zu der ein ziemlich wüstes Plakat an den Anschlagsäulen einladet, ist recht langweilig. Natürlich sind einige Bilder von talentvollen jungen Künstlern vorhanden; manche davon könnten ohne Schaden in den Räumen der richtigen Sezession am Kurfürstendamm hängen, und einiges von dort wieder würde in die „neue Sezession" viel besser passen. Doch das sind unwesentliche Nebenfragen. Die Hauptsache ist, daß diese jungen Maler fast durchweg nichts beträchtlich Persönliches und Neues zu sagen haben. Kaum einer, der aus seinem eigenen Glase trinkt. Pechstein, der sich am wildesten gebärdet mit fürchterlichen Frauenakten, hat eine gewisse dekorative, koloristische Begabung, die für die Herstellung von Glasmalereien ausreichen würde. Verblüffende formale Details stehen durchaus auf der Höhe eines erlernbaren Könnens. Tappert, einst in Worpswede — mit einer netten Stillebenbegabung ansässig, hat das Bildnis der Jungfer Wellbrook von dort ausgestellt, eine ganz tüchtige Leistung eines Autodidakten; daneben das Porträt des Malers Flato, das in Worpswede als hervorragende Leistung ausgegeben wurde und im Grunde nicht besser ist als irgendein Porträt von

dem Münchener Fritz Erler. Schmidt-Rottluff und Hecker zeigen roh gesehene Landschaften, in denen die persönlichsten Effekte von Edvard Munch wild übertrieben sind, Segal versucht sich erfolglos am Neo-Impressionismus und die Kunowski-Schule zeigt ihre schlecht verhüllte leblose Akademie. Außerdem sieht man manche Gewächse aus der modernen Pariser Sphäre, Einflüsse von Mattisse, Puy, Picasso und Kees van Dongen; als deplaciertestes Stück ein kitschiges Bild des verstorbenen Müncheners Ph. Franck: „Vor der Redoute", das in all seiner Kitschigkeit in dieser Umgebung doch noch ganz gut akademisch aussieht. Ein paar kleinere, tüchtige Landschafter fallen auf; aber auch sie wären in jeder anderen Sezessions-Ausstellung nur gutes Niveau. — Man könnte dieses ganze Unternehmen auf sich beruhen lassen und sich darauf verlassen, daß es eine ephemere Erscheinung ist, selbst wenn sich das Gerücht bewahrheiten sollte, daß die Sache gut finanziert sei. Denn die Zeit, wo man mit genialischem Getue und krassen Effekten Aufsehen machen konnte, ist selbst für Berlin vorbei. Man hat in den verflossenen zehn Jahren gelernt, wie wirkliche Genialität ungefähr aussieht. Man weiß, daß ein junger Mann, der dort anfangen will, wo Munch aufhört, hoffnungslos scheitern muß; daß die Lehre des interessanten Problematikers und Theoretikers Mattisse nicht einfach darin besteht, seine schlechten Bilder nachzumachen, sondern darin, erst einmal ein solides, unpersönliches Können sich anzueignen — kurz, man weiß, daß Kunst nicht auf alle Fälle die Äußerung persönlicher Empfindung ist, sondern daß zu ihr Zucht und Arbeit und Arbeit und Zucht gehört und daß Talent nur eine notwendige Voraussetzung ist, kein Kapital, das man nur einfach auszugeben braucht. Deshalb, wie gesagt, werden diese Künstler auf diese Weise wohl keine Gegenliebe finden, wenn auch Ludwig Pietsch gegen sie schreibt und wenn es auch unter den Besuchern der Ausstellung einen Flegel gab, der ein Bild anspie und es mit einer Nadel anbohrte. Die Veranstalter des Unternehmens, die sich ein wenig wie Märtyrer einer guten Sache vorkommen, weisen auf Manet hin, dessen „Olympia" im Jahre 1865 auch tätlich angegriffen wurde. Manets Bild wurde bespien und war dennoch gut. Ist darum aber jedes Bild, auf das einer speit, auch schon gut?

Trotzdem die Dinge ganz klar liegen und man sieht, daß hier keine wirklich neuen und fruchtbaren Werte verborgen sind, deren Quellen man nicht sofort nachweisen könnte, hat aber diese Angelegenheit noch insofern ein öffentliches Interesse, als sie mit kunstpolitischen Fragen in Zusammenhang steht.

Man weiß, daß es im vergangenen Frühjahr innerhalb der alten Sezession zu Differenzen schwerer Art gekommen ist. Eine Gruppe jüngerer Künstler, wie Max Beckmann, Leo von König, Georg Kolbe, dann einige mißvergnügte ältere, wie Curt Herrmanns und Dora Hitz, haben Protest erhoben gegen die Zurücksetzung, unter der sie nach ihrer Meinung zu leiden hätten. Einen Augenblick lang schien es so, als sollte die Sezession aus-

einandergehen. Doch gelang es der Tätigkeit des zweiten Vorsitzenden, Paul Cassirer, die Versöhnung zustande zu bringen, und erst als dies geschehen war, erklärte Cassirer seinen Austritt aus dem Vorstande. Für das Bestehen der Sezession bedeutet dieser Austritt eine große Schädigung; gerade die jüngeren Künstler, die ihn so schwer angriffen, hatten ihm einst unendliche Förderung zu verdanken. Man kann es natürlich verstehen, wenn junge, starke Talente, wie Beckmann, sich mit beiden Ellenbogen freien Raum schaffen und der Meinung sind, sie hätten das gleiche Recht wie Slevogt oder Corinth. Das ist der gesunde künstlerische Egoismus, ohne den es kein Vorwärtskommen gibt. Und daß bei einer solchen Revolutionsbewegung immer viele Mitläufer sind, die ihren Vorteil hier suchen, oder andere, die zu schieben glauben und nicht gewahr werden, daß gerade sie die Geschobenen sind — auch das ist zu begreiflich und ganz natürlich. Die Täuschung beginnt nur in demselben Augenblick, wo die Beteiligten ernsthaft glauben, ein solcher Riß, einmal entstanden, lasse sich verdecken oder sei gar heilbar. Die Wirkungen, die man zunächst spürt, sind immer persönlicher Art. Daß ein Vorstandsmitglied sein Amt niederlegt, angewidert durch Intriguen, Gehässigkeit und Undank, ist die erste sichtbare Folge der kleinen Revolution; die weitere ist die, daß die jüngere Gruppe in die diesjährige Ausstellung der Sezession etwa 50 Bilder zuviel aufgenommen hat und daß die ganze Ausstellung miserabel gehängt ist. Aber in Wirklichkeit liegen die Dinge viel tiefer: der jungen Generation ist die Leitung der Sezession zu konservativ geworden. Der alte Kampf zwischen Jungen und Alten ist auch hier ausgebrochen, und deshalb werden sich die Gegensätze fürderhin an irgendwelchen Nebensächlichkeiten entzünden, bis eines Tages der endgültige Bruch da sein wird. Ob sich die jüngere Gruppe unter Beckmann, Kolbe und Leo von König dann mit den Refüsierten, den Gründern der „Neuen Sezession" zusammentun wird, läßt sich natürlich nicht voraussagen. Das hängt im wesentlichen wohl davon ab, wie sich die Entwickelung dieser jungen Führer gestalten wird. Wenn das größte Talent unter ihnen, Beckmann, in den nächsten Jahren den schon lange erwarteten entscheidenden Schritt wirklich tut, nachdem er neben vortrefflichen Bildnissen Jahr für Jahr gescheiterte große Bilder gezeigt hat und die Stufe der „Männer am Meer" nicht wieder erreichte — dann ist es möglich, daß diese jüngere Gruppe auch ohne den Zusammenschluß mit den Refüsierten das nötige Echo finden wird. Tatsache ist, daß ihr sehr wertvolle Sympathien jetzt schon sicher sind. Julius Meier-Graefe, der eine sehr feine Witterung nicht nur für Kunst, sondern auch für Strömungen und Bewegungen im ganzen Kunstleben besitzt, hat in einem in der „Zukunft" erschienenen Aufsatz über die Sezessions-Ausstellung entschieden, wenn auch vermutlich ganz absichtlos Partei ergriffen für die Jungen und nur ihre Bilder gerühmt, dagegen von denen der bisherigen Führer entweder gar nichts oder sehr Unhöfliches gesagt. Daß Leo von König, dieser kultivierte, strebsame und geschickte

Künstler, dem leider nur etwas wahre Originalität fehlt, nun nach Meier-Graefe auf einmal einer der tüchtigsten Maler der Sezession sein soll, glaubt niemand, auch wenn Meier-Graefe es immer leidenschaftlicher versichert.

Die Berliner Sezession besteht jetzt seit mehr als einem Jahrzehnt. Sie hat Großes geleistet, indem sie alle ursprüngliche Talente vereinigte und die besten unter ihnen in jeder Weise förderte. Auch abgesehen von den wirtschaftlichen Vorteilen, die naturgemäß bei der Gründung von Künstlervereinigungen anfangs stets im Vordergrunde stehen, hat sie ihren Mitgliedern im Sinne des freien künstlerischen Schaffens sehr viel gegeben. Diese Revolution ist jetzt beendet, und wo der Sieg ist, unterliegt keinem Zweifel. Nun kommen neue Revolutionäre mit viel Talent und Energie, wenn auch, wie es scheinen will, mit schlechten Kanonen. „Die Revolutionäre von gestern werden die Klassiker von morgen sein," hat Liebermann in einer Eröffnungsrede gesagt. Dieses kluge, im betreffenden Augenblicke vielleicht etwas gefährliche Wort bewahrheitet sich, die alte Sezession rückt tatsächlich immer mehr nach rechts. Wenn Beckmann sich mit Erfolg selbständig macht, wird Slevogt unwillkürlich ein alter Meister, und die Bilder von Corinth, selbst die weiblichen Akte, werden teuer. Aber eins darf man dabei nicht vergessen: man kann nicht immer Revolution machen, sondern man muß auch gelegentlich Reaktion machen. Das Gleichgewicht der Kräfte verlangt sein Recht. Wenn eine Zeit gewesen ist, wo die Persönlichkeit in der Kunst das höchste Glück der Erdenkinder war, so kommt unbedingt auch wieder eine Zeit, wo Unpersönliches, vielleicht sogar Akademisches nachzuholen ist. Wie dieses dann aussieht, weiß noch niemand, jedenfalls aber anders als die Akademie Arthur Kampffs. Und ferner muß man sich vor einem weiteren Trugschluß hüten. Wenn auch wirklich die Revolutionäre von gestern die Klassiker von morgen sein werden, so ist damit noch nicht bewiesen, daß alle Revolutionäre von gestern vorangekommen sind, sondern nur die Wertvollen. Die Revolution ist kein Zweck, sondern ein Mittel, und der Berg, auf den die erste Sezession im alten Rom auswanderte, war, wie sein Name „mons sacer" andeutet, kein profanes Gebiet, sondern eine Stätte, an der es um die ernstesten Dinge ging.

Emil Waldmann.

Bremer Spaziergänge: Freimarkt.

Nach Süden nun sich lenken die Vöglein allzumal; nach dem Grünen Kamp und dem Hohentor, wo das meiste Neue ist. Da lockt die dreifache Acht; was Kinder sich mit längsten Bauklötzen und Marmeln erfinden, ist hier luftig und frei im Großen aufgestellt, und wer so in offener Höhe über die klappernden Balken rawattert, während unten Karussells und Buden aus dem Dunkel heraufleuchten und zwischen den weißen Pfahlmassen folgende

und uns vorlaufende Wagen rasen, fühlt sich den ganzen oberen Doppelschwung lang Nachbar der Gestirne. Dann kommt ein Hopser, wie man ihn im Automobil auf der Landstraße nicht genießt, als ob Wagen und Leib versänken und nur noch der Kopf da wäre. Welche fremden Wageninsassen solches gemeinsam und glücklich überstanden haben, verlassen die wundersame Schleife einträchtig und gesellig, als ob von da oben ihnen ein bischen Harmonie der Sphären noch in Ohr und Sinn läge. Aber ich sollte Ihnen ja einen klaren, rein sachlichen Bericht geben, Matuttscholi. Gleich drüben harrt der Rodelberg, wo es für zehn Pfennige die kühnsten Abfahrten gibt; man kann sogar um die Wette. Scherls eingleisige Kreiselbahnen und das deutsche Luftschiff zeitigten bis jetzt noch keine seriöse Nachfolge; die Flugmaschine dagegen haben die fixeren Franzosen schon an ein Karussell gehängt; Wright, Blériot und die anderen warten auf Gäste; man sieht mit Verwunderung, wie ähnlich alle diese Systeme unter sich sind; selbst von ihren gasfressenden Nebenbuhlern kaum ein Unterschied; die Presse hat mal wieder aufgebauscht. Auch Grade hängt da; im Sommer auf dem französischen Jahrmarkt war es statt seiner Voisin.

Zu diesen beliebten Zentrifugalsachen gehört auch die ulkigste Neuerung, besonders für die Zuschauer, die, sonst erbarmenswert, hier glücklich, stundenlang stehen und sich kugeln können: der Brüsseler Taifun. Der große Menschenkreis, mit lustiger Aufmerksamkeit die umdrängte Arena überschauend, erinnert an alte Bilder von englischen Hahnenkämpfen; es fehlt nur noch, daß man kleine Wetten macht auf die einzelnen Starken, die sich bald von allen Seiten stolpernd auf die noch laufende Scheibe stürzen, bald sich von oben in den Knäuel der übrigen gewaltig in Velvethosen niederlassen und das kupferne Mittelstück mit Hacken und Ellbogen zu behaupten suchen, bald, wenn sie vom toten Punkt weiter und weiter hinausrutschen, an Bein oder Rockzipfel des Antipoden letzten Halt suchen, nachdem die übrige ungeesche Menschentraube klumpen- und klümpchenweise zerstob. Zentrifugalkraft, sagte ein Junge, ist mit dem Kopfe an die Wand. — Sie ist epidemisch; so sehr, daß der ganze Freimarkt dies Jahr nach der Peripherie gravitiert. Konrad Weichberger.

Das Bremer wissenschaftliche Vorlesungswesen.

Die Oktobernummer dieser Zeitschrift brachte einen kurzen Hinweis auf ein neues Unternehmen in unserer alten Stadt, das dem geistigen Leben derselben eine neue Note hinzufügt und, wie die Gründer hoffen, berufen sein soll, für die Bildungsbestrebungen in Bremen nachhaltige Wirkungen zu zeitigen; das, ohne selbst wirtschaftlichen Charakter zu tragen, doch dem wirtschaftlichen Leben von Nutzen sein soll. Dem Hinweis schloß sich an das Programm dieses Unternehmens, des Bremer wissenschaftlichen Vorlesungswesens.

Als dieses Programm in der Oktobernummer zum Abdruck kam, war die erste Vorlesung bereits abgeschlossen worden: Professor Dietrich Schäfer hatte an zehn aufeinander folgenden Tagen über: Weltpolitik im letzten Jahrhundert gesprochen. Diese Vorlesung war als erledigt aus dem Programmabdruck fortgelassen; und doch war sie mehr als eine Nummer desselben. Sie war eine Ouvertüre, die neben dem eigenen Inhalt bereits das Hauptthema, den Zweckgedanken, anklingen ließ: Pflege des wissenschaftlichen Geistes in Bremen neben dem materiellen, dem Erwerbsleben und für dasselbe.

Wenn besonders im Auslande von den Erfolgen des deutschen Wirtschaftslebens die Rede ist und man den Gründen dieser Erfolge nachforscht, da wird als einer der Hauptfaktoren das deutsche Unterrichtswesen in seinem gesamten Umfange, von der Volksschule mit ihrer allgemeinen Schulpflicht bis zu den Pflanzstätten wissenschaftlichen Lebens, den Hochschulen, angeführt. Und mit Recht: Scientia est potentia. Wissen ist Macht. Es schafft das gediegene, gut geschmiedete Werkzeug, ohne das keine erfolgreiche Arbeit wie auf geistigem, so auch auf dem wirtschaftlichen Gebiete geleistet werden kann.

Soll dies Instrument aber brauchbar bleiben, so muß es nicht nur stetig gepflegt werden, sondern es muß den jeweiligen Bedürfnissen unseres nationalen Lebens angepaßt werden. Es gilt hier, wie auf militärischem Gebiete, das Rüstzeug auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit zu erhalten, im ganzen wie in seinen einzelnen Teilen.

Das deutsche Unterrichtswesen hat im vergangenen Jahrhundert in mehrfacher Weise eine Erweiterung erfahren. Neben das humanistische Gymnasium sind die Realanstalten, neben die alten Universitäten mit den vier Fakultäten sind die technischen und Handelshochschulen getreten. Die Mannigfaltigkeit der gewerblichen Mittelschulen ist ständig gewachsen. Das Mädchenschulwesen ist in der Umbildung begriffen.

Eine besondere Erweiterung hat der Fortbildungsunterricht gebracht. Die Ansätze dazu sind älter. Zu einer vollen Entfaltung ist es jedoch in dem letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts gelangt; ist doch für gewisse Zweige, für das gewerbliche und kaufmännische Fortbildungswesen, der Zwang gefordert und zum großen Teile bereits durchgeführt worden.

In diesen Rahmen gehören auch die auf deutschen Hochschulen seit längerer Zeit eingerichteten Kurse, die vorwiegend in den Ferien abgehalten werden für Angehörige bestimmter wissenschaftlicher Berufe, wie Lehrer, Ärzte, Juristen, Architekten. Sie sollen dem im praktischen Leben Stehenden die Möglichkeit schaffen, die Fortschritte der Wissenschaft und der Technik unter Führung bedeutender Fachleute zu verfolgen, sie dem eigenen Wissen einzufügen und daraus neue Anregung für die Praxis, für die eigene Arbeit zu gewinnen. Nicht nur der Staat mit seinen direkten und indirekten Organen, zahlreiche private Kreise, wie wirtschaftliche Interessenvertretungen und andere, haben die Initiative ergriffen und damit vor allem auch die Notwendigkeit solcher Unternehmungen anerkannt.

Einen Fortbildungsunterricht auf wissenschaftlicher Grundlage soll auch das Bremer Vorlesungswesen bieten. Nicht eine neue Hochschule, auch nicht nach dem Muster der Handelshochschule, ist beabsichtigt. Abgesehen von allen sonstigen, in der Sache selbst liegenden Zweifeln, würden schon die großen pekuniären Mittel, die eine Hochschule erfordert, es verbieten, an eine solche Gründung in einer Zeit zu denken, in der Bremens Mittel für eine große Reihe anderer, dringender Aufgaben im staatlichen wie im wirtschaftlichen Leben benötigt werden.

Auch in solcher Beschränkung ist die Aufgabe noch groß genug und nutzenspendend, wenn es heißt, das Bildungsniveau unserer Bevölkerung zu heben, die geistigen Güter weiten Kreisen zugänglich zu machen und zum Nachdenken sowie zur Erweiterung des Wissens anzuregen. Gerade um unser deutsches Volk leistungsfähig und dazu innerlich zufrieden zu erhalten und es zu bewahren vor einer Überschätzung der materiellen Lebens-

güter, ist es notwendig, die Ergebnisse der Forschung auf allen Wissensgebieten in breitem Strome ihm zuzuführen und so seinem Leben dauernd einen höheren Inhalt an geistigen Interessen zu geben.

Doch nicht nur Wissensschaffung und Wissensbereicherung im allgemeinen ist der Zweck. Das alte Wissen gilt es lebensfrisch zu erhalten und die Berufsfreudigkeit und die Arbeitsfrische zu bewahren. Die Fortbildung soll dem Wissenden es erleichtern, im Zusammenhange mit den Forschungsergebnissen seines Spezialfaches zu bleiben, und ihm den Überblick über die neuen Geschehnisse und Probleme, die wichtigsten Erzeugnisse der einschlägigen Literatur gewähren. Stillstand bedeutet Rückschritt. Wer nicht der anregenden Wirkung dauernd teilhaftig wird, die von der Gesamtheit seines Faches ausgeht, der verfällt so leicht dem Versteinerungsprozeß, der der Tod produktiven Schaffens ist.

Das Bedürfnis fordert aber mehr als die Förderung der Spezialbildung in einem Berufe. Wie auf wirtschaftlichem Gebiet, hat sich auch auf dem des geistigen Lebens eine immer stärker werdende Spezialisierung eingestellt. Und doch bedarf der heutige Praktiker so oft der Kenntnisse aus Gebieten, die seinem eigenen Fache mehr oder minder fernliegen. Gerade je mannigfacher der Beruf eingreift in das Leben unseres Volkes, desto mannigfaltiger gestaltet sich solches Bedürfnis. Man erinnere sich der Kenntnisse, die der Leiter großer Unternehmungen in Handel und Industrie haben muß, oder deren der Verwaltungsbeamte für seine Arbeit im Staat oder Kommune, soll sie erfolgreich sein und bleiben, bedarf.

Gerade das Gebiet der kaufmännischen Bildung ist es, auf dem das Streben nach weiterer Ausgestaltung besonders stark hervortritt. Der Präsident einer der mächtigsten amerikanischen Banken hat es ausgesprochen: "The most interesting educational movement in Germany to me is the development of higher commercial education." Auch von seiten eines englischen Ministers ist auf die große Bedeutung besserer kaufmännischer Ausbildung in dieser Hinsicht für England erst vor einigen Jahren hingewiesen.

Das so gestaltete Bedürfnis sollen die Darbietungen des Bremer Vorlesungswesens zu befriedigen versuchen. Vorlesungen auf wissenschaftlicher Grundlage sollen veranstaltet werden, die der geistigen Anregung und Fortbildung dienen; Vorlesungen, die alle Gebiete des menschlichen Wissens umfassen, aber mit besonderer Berücksichtigung der bremischen Verhältnisse und der Interessen des bremischen Wirtschaftslebens, insonderheit des Handels.

Die Vorlesungen gliedern sich danach in allgemeine, die jedermann zugänglich sind, ohne daß eine besondere Vorbildung gefordert wird, und in Fortbildungsvorlesungen, die eine besondere Fachvorbildung voraussetzen und bestimmten Berufen dienen. Dazu treten Übungen, für die nicht nur Kenntnisse auf einem speziellen Wissensgebiete nötig sind, sondern auch die Absicht des Hörers, während der Übung und für sie eingehendere Mitarbeit zu leisten.

Entsprechend dem Zwecke, sind Einzelvorträge ausgeschlossen, da diese über die Wirkung einer belehrenden Unterhaltung regelmäßig nicht hinausgehen können. Wichtige Probleme lassen sich in einer Stunde nicht mit nachhaltiger Wirkung behandeln. Der Geist muß sich längere Zeit hindurch mit dem Thema beschäftigen; nur dann sind Früchte zu erwarten.

Daß diese günstige Wirkung eintrifft, hängt zum guten Teile ab von dem Vortragenden. Als Dozenten sollen auswärtige und bremische Gelehrte herangezogen werden. Dabei ist bezüglich der letzteren in erster Linie an die Leiter der bremischen wissenschaftlichen Institute und ihrer Assistenten gedacht, die sich dazu in dankenswerter Weise bereit erklärt haben. Hinzu treten ferner Bremer, deren wissenschaftliche Bedeutung bekannt oder deren wissenschaftliches Streben eine gedeihliche Tätigkeit im Rahmen des Vorlesungswesens erhoffen läßt.

Bedeutende auswärtige Gelehrte werden in der Regel nur für eine zeitlich zusammenliegende Vorlesungsreihe in Frage kommen und nur zu bestimmten Zeiten zur Verfügung stehen. Sie werden vor allem über Themata von allgemeinerer Bedeutung sprechen. Neben ihnen werden die bremischen Dozenten in der Hauptsache die durch das Winterhalbjahr sich hinziehenden Vorlesungen abhalten und hier insonderheit auch in den Fachvorlesungen und Übungen wirken. Dabei ist es selbstverständlich, daß eine feste Abgrenzung für die Mitwirkung beider Gruppen von Dozenten weder möglich noch beabsichtigt ist.

Gerade die Heranziehung bremischer Dozenten hat eine über den Rahmen des Vorlesungswesens hinausgehende Bedeutung. Denn nicht nur, daß es zu wissenschaftlichen Forschungen und Arbeiten anregt; auch unser Gemeinwesen wird auf den verschiedensten Gebieten einen Vorteil aus solcher Tätigkeit gewinnen. Denn hier wird ihm ein ständiger Quell frischer Kraft fließen.

Noch ein Moment darf endlich nicht vergessen werden: die organisatorische Bedeutung. In dem Vorlesungswesen wird eine Zentrale geschaffen, die nicht nur alle Kräfte, die auf dem gleichen Gebiete schaffend wirksam werden wollen, zusammenfaßt, sondern auch den Interessenten, all den vielen Lernbegierigen die Möglichkeit zu rascher Orientierung schafft. Bislang zeigte sich in Bremen eine starke Zersplitterung, die auch einen völligen Mangel an organischem Aufbau der Gesamtheit der Darbietungen zur Folge hatte. Ganz abgesehen von der zeitlichen Konkurrenz, machte sich das Fehlen einer regulierenden Zentrale in ökonomischer Hinsicht geltend. Die angewendeten Mittel standen vielfach nicht in richtigem Verhältnisse zum Erfolge. Daß auf diese Weise die Darbietungen der einzelnen Semester, wie es so wünschenswert sein muß, fast nie in einem gewissen Zusammenhange standen, liegt auf der Hand.

Als der vorbereitende Ausschuß an die beteiligten Kreise herantrat, konnte er mit besonderer Freude die Zustimmung zu seinen Ideen und die Bereitwilligkeit, mit zu arbeiten und zu helfen, konstatieren. Vor allem aber flossen ihm in nicht unerheblichem Umfange Beiträge zu, die für die nächsten fünf Jahre den Bestand des Vorlesungswesens sichern. Auch die Unterrichtsverwaltung hat in entgegenkommendster Weise das Unternehmen gefördert. Bei seiner Bedeutung werden allerdings Staat und Private in Zukunft sich die Förderung dieser Bestrebungen noch mehr angelegen sein lassen müssen, soll das Werk, dessen Anfang nun gemacht ist, sich vollenden. Weil aber die Verwendung von Kapitalien zu Bildungszwecken im Interesse der geistigen und wirtschaftlichen Entwickelung unseres Bremens liegt, so wird das Vertrauen, daß die Unterstützung in Zukunft nicht ausbleibt, sich bewahrheiten.

Und das Publikum selbst? Die Interessenten im eigentlichsten Sinne? Die Vorlesung des Herrn Professor Dietrich Schäfer (Berlin) war von etwa 300 Hörern besucht, die an zehn aufeinander folgenden Tagen mit gespanntester Aufmerksamkeit und größtem Interesse den Ausführungen des Dozenten lauschten und am Schluß des letzten Abends gerade seinen Ausführungen über das Vorlesungswesen lebhaftesten Beifall spendeten. Inzwischen ist die Zahl der Hörer und Hörerinnen nur für die Vorlesungen, die im September und Oktober begonnen haben, auf rund 1100 gestiegen. Es scheint nicht unberechtigt, darin eine gewisse Garantie für die Zukunft zu erblicken.

Möge die Hoffnung nicht zu schanden werden. Das ist nötig zu der weiteren Arbeit; denn erst der Anfang ist gemacht, und es gilt, das Haus auszubauen und dafür die weiteren Mittel zu beschaffen.



Bildende Kunst.

Der Winter kommt und sein Frosthauch rüttelt die Geister auf. Wer Sommers dem Sport, dem Badevergnügen huldigte und im Herbst an der Riviera den verlängerten sommerlichen Zustand in südlicher Apotheose auskostete, der hat jetzt wieder Zeit, sich mit den Gegenständen des Geistes zu beschäftigen. Es ist die Zeit und man hat wieder Zeit; man möchte nun etwas für seine Bildung tun, man spürt wieder den Trieb zum Höheren: und sogleich bereitwillig öffnen sich dem erweckten Interesse die Pforten der Vortragssäle, der Museen, der Konzerthäuser und versprechen dem Eintretenden dies gewünschte „Höhere“ und eben diese „Bildung“. Kleine geistige Rauchwölkchen schweben wieder über unserer Stadt, Zeugen des heißen Eifers, mit dem das Mannigfaltige, das so interessant und belehrend ist, an allen Stätten „getrieben“ wird. Man „treibt“ Musik, Kunst, Literatur, Wissenschaft jeder Art, hier dilettantisch konversationsmäßig, dort gelehrt, methodisch, seriös — denn damit vertreibt man nicht nur gewissenhaft seine Zeit, sondern pflegt noch obendrein sein Innenleben — und zwar intensiv, damit es wieder für die nächste Saison ausreicht.

Wir treten also zwar nicht in den physischen, so doch in unseren geistigen Sommer und sammeln Nahrung in die Speicher für unseren innerlichen Winter — so wie die Hamster. Im Vollbewußtsein dieser Notwendigkeit beginnen auch wir nun unseren Rundgang, die wir, am Ganzen verzweifelnd, uns in den Kopf gesetzt haben, doch mindestens die Stätten zu inspizieren, wo „getrieben“ wird, was als bildende Kunst sich ausweist.

Am Domshof in monumentaler Nachbarschaft des Doms mit seinem Bismarckreiterdenkmal wächst der Neubau des Stadthauses empor. Unter der grotesken Verschnürung der Gerüstbalken dämmert schon manche Intention des Architekten auf, allerlei historisches, beziehungsvolles Formendetail gibt zu denken, und die Zungen der Interpreten, der Lobenden und Tadelnden lassen sich bereits kaum mehr bändigen. Wir aber wollen dem Baukünstler die erste Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihm respektvoll das Wort lassen, bis er fertig ist.

Und während hier sich der gebackene und gehauene Stein zur Kunstform des Kulturwerkes fügt, sinkt Anderes, Vollendetes aus dem Bereich bewußter Kunstabsicht beinahe schon wieder in den Schoß der Natur zurück. Den Reiter-Moltke, der so organisch mit dem Mauerwerk seiner Kirchenfront sich verband, hat die listig rastlose Natur mit einer tückischen Wildernis feuchter Gewächse umsponnen. Moose und Algen dringen in die Poren des Steines, der unter dem zartesten Formwillen des Bildners sich wölbte, und fügen dessen Absichten rücksichtlos etwas von ihrer eigenen Willkür hinzu, entstellen das Antlitz des lapidaren Reiters und zeichnen den Rücken des Rosses wie zum Hohne mit lächerlich sinnlosen, dem Tropfenfall folgenden Figuren. Pittoresk kann man manches Verwachsen künstlerischer Absicht und natürlicher Kausalität nennen; in diesem Falle ist es nur grotesk und darum muß hier Wandel geschaffen werden. Wasser, Seife und Bürste — wie mancher Hausfrau mag es beim Anblick des entstellten Bildnisses in den Händen gezuckt haben; doch glauben wir diese Parole hier nicht ausgeben zu dürfen. Der frisch gesäuberte Stein, wie bald würde er wieder der feuchten Flora anheimfallen, und ein wiederholter Kampf mit der Natur würde nicht ihr, sondern nur dem Bildwerk selbst Schaden zufügen, das ja mit der häufigen mechanischen Reinigung schließlich der feineren Modellierung verlustig ginge. Wie haben die alten Bildhauer des Mittelalters, die alle ihre Werke der Architektur anlehnten und ihr unterordneten — und nach deren Muster sich auch unser Moltke dem Gesetz der Mauer fügt —, wie haben sie ihre Figuren einigermaßen vor verwitterndem Regen und feuchter Vegetation geschützt? Auf eine rationelle und praktische Art, die zugleich dem Bauwerk und der Skulptur ein ästhetisches

und beide noch vollkommener vereinendes Moment hinzufügte: durch einen steinernen Baldachin. Was im Sockel die Figur nach unten hin als plastisch-architektonisches Mittelding gegen die Mauer oder den Pfeiler vermittelte, das besorgte der im gleichen Formenkanon behandelte Baldachin nach oben hin. Wie dieser Baldachin im Falle unseres Moltkedenkmals beschaffen sein muß, das läge selbstverständlich am Künstler und er ist natürlich auch diejenige Instanz, die über eine künstlerische und praktische Opportunität unseres Vorschlages am besten zu urteilen vermöchte.

Daß auch Freifiguren mit solchen oberen Abschlüssen versehen wurden, dafür ist unser Roland naheliegendster Zeuge. Und falls er, was noch immer ein Problem ist, ursprünglich nicht als freistehend zu betrachten sein sollte, so nehme man die Skulpturen am Bremer Rathaus, über die uns Emil Waldmann ein gutes Buch geschrieben hat. Für die Reiterfigur im besonderen bieten Lucca, Verona und Westfrankreich Beispiele.

Aber dieser Roland, anstatt unsere Gedanken ins Kunstgeschichtliche zu entlassen, vermittelt uns neuerlich viel aktuellere und notwendigere Associationen. Wer ihn sah, den feindseligen Blicken verkehrstüchtiger Fuhrwerksbesitzer in steinerner Unschuld trotzend, fürchtete bereits, daß selbst dies ehrfurchterregende monumentale Immobile, das so trotzig in unsere Zeit hineinragt, vor der zeternden Lästerung eines angeblichen Verkehrsinteresses weichen und auf eine unwürdige Wanderung geschickt werden würde. Doch die Gefahr scheint abgewandt, und zwar wohl aus dem einleuchtenden Grunde, daß unser Roland nicht nur in idealem Sinne (der verschlägt in Verkehrsfragen oft nicht viel), sondern auch — wegen der Beschaffenheit seines Steines — im rein praktischen Verstande untransportabel ist. Ein merkwürdiger Parallelismus geistiger und physischer Bedingtheiten und — so wollen wir es einmal auffassen — ein mahnender Fingerzeig des genius loci unserer Stadt!

Und nun hinein von den schon winterlich-unbehaglichen Plätzen und Straßen in die erwärmte Kunsthalle. Zwei Gedächtnisausstellungen für zwei ungleiche Meister: W. Hammacher und Andreas Achenbach. Von beiden — wenn einmal solche Vergleiche gemacht werden sollen — ist Achenbach ohne Frage der überlegene Künstler. So viel ist sicher. Und sicher scheint auch, daß er der Kunstpflege in unseren Patrizierhäusern sehr ans Herz gewachsen ist. Als Beweis dafür dient gerade unsere Ausstellung, die aus Leihgaben bremischer Sammler zusammengesetzt ist. Also das Phänomen der Kunst Meister Achenbachs ist aller Berücksichtigung wert und gehört zu dem Bilde gewisser höchst wertvoller Generationen bremischer Familienkultur. Und dennoch möchten wir, die schon an anderer Stelle (pro domo bemerkt: nicht als Beamter des ausstellenden Instituts, sondern als Kunstkritiker einer bremischen Tageszeitung) über den Künstler gehandelt haben, hier nichts weiter zur Achenbach-Ausstellung bemerken. Cum tacent clamant.

G. F. H.

Musik.

Und hätten wir die musiktheoretische Gelehrsamkeit mit Scheffeln gefressen und hätten der Empfindung nicht, so wäre alle Musik an uns verschwendet. Denn so ergeht es uns: wir erleben irgendeine Offenbarung absoluter Musik; gleich brüstet der Verstand sich ungemein, mißt, wägt, analysiert, schematisiert, doch siehe da, es zeigt sich schließlich, daß sein Seziermesser am Körper des Kunstwerkes wohl die Muskeln bloßlegen, die Glieder voneinander trennen und mit stupender anatomischer Sicherheit gar das Herz unter den Rippen hervorholen konnte; nirgends aber, weder in der Zirbeldrüse noch im Felsenbein, entdeckte sein Mikroskop jenes geheimnisvolle Etwas (von den Goten: saibala, von den Griechen: pneuma, psyche, von den Lateinern: spiritus, anima angeredet), das

eben den ganzen schönen Körper bewegt, lenkt, beherrscht: die Seele. Ist unserem Verstande so die Kraft entsunken, lacht unser Gemüt ihn plötzlich aus und spricht: Was mühst du dich? Ich habe das Geheimnis längst erraten, habe die Seele des Kunstwerkes empfunden. Mir genügt, daß sie da ist und herrscht. Verschone sie mit deinem: Woher? Warum? Weshalb? — In höherem Maße als dem Wesen ihrer Schwesterkünste ist es dem Wesen der Musik eigentümlich, sich so weit wie irgend möglich von der Materie entfernen, sich scheinbar von aller Körperlichkeit befreien zu müssen, transzendent zu werden, um sich zu erfüllen. Wenn der Gehalt des seelischen Bekenntnisses in Tönen demnach vornehmlich unser Gemüt anruft, so brauchen wir nur noch die Entwicklung der musikalischen Psyche seit Beethoven zu studieren, um eine Erklärung für die unleugbare Tatsache zu finden, daß die „erhabene Simplizität" unserer musikalischen Klassiker, wenn auch noch nicht der Mehrheit, so doch einer großen Vielheit des durchschnittlich gebildeten modernen Publikums seelisch fern gerückt ist. Es gibt heute durchaus musikalische und pietätvolle Menschen, die ehrlich erklären, auch Beethoven sei ihnen „zu einfach". Geschweige denn Bach, Händel, Gluck, Mozart, Haydn. Ja, es gibt reproduzierende, sogar produzierende Musiker, die das gleiche meinen, wenn sie ihre Ansicht auch aus Respekt vor den Klassikern in vorsichtige und fachmännische Ausdrücke kleiden.*) Man hört vielfach sagen, Mozart müsse notwendigerweise mehr und mehr aus unseren Konzerten verschwinden, da er der reinklassischen Stilperiode angehöre, die seit Beethoven vom heute noch blühenden Barock überwunden sei. Diese im ersten Augenblick faszinierende Erklärung wird sogleich hinfällig, wenn man sich die Gefahr und Unzulänglichkeit der Übertragung von Stilbegriffen aus einer Kunst auf eine andere klar macht. Keine Kunst kennt eine derart elastische Spannweite zwischen ihrem seelischen Gehalt und ihrem formalen Element wie die Musik. Wir besitzen (z. B. von Brahms) Werke, deren Form allerstrengste, allerreinste „klassische Stillinie" zeigt. Halten wir diese Werke aber neben ihr völlig gleichgebautes, z. B. Haydnsches Muster — welche Weltenfernen klaffen zwischen ihnen! Der künstlerisch „Gebildete" glaubt unentwegt mit Stilbegriffen operieren zu müssen. Wie heftig sich aber das Wesen der Musik gegen derartige Operationen sträubt, sollten wir bereits aus der historischen Tatsache erkennen, daß zu *jeder Zeit die jeweilige jüngsterschaffene Musik den älterer Musik Zugeneigten für barock galt!* Immer hielt man die jeweilige „moderne" Musik für die Übertreibung, Zersprengung, Auflösung der überlieferten Form. Friedrich der Große bezeichnete bereits „die Musik der Anfangszeiten eines Gluck, Haydn und Mozart als zu einem Charivari entartet". Man rufe sich C. M. v. Webers ausfallende Äußerungen über Beethoven ins Gedächtnis, — man durchblättere die gesamte Musikgeschichte (bis auf Riemanns Urteil über R. Strauß) — allerwärts hören wir denselben Schrei: „Helf uns Gott, wir verlieren uns, wir geraten ins Uferlose." — Merkwürdig: als gäbe lediglich die Art seiner Form dem musikalischen Kunstwerk Lebensberechtigung; als wäre nicht jede irdische Form unzulänglich und zerbrechlich! Gewiß: eine künstlerische Eingebung schafft sich stets die ihr gerade genehmste Form, deren Bildung immer unbewußt einer heimlichen Anpassung an den momentan herrschenden „Stil" (manchmal auch einer bewußten Kontraststellung ihm gegenüber) unterliegen wird. Dennoch ist es ein Grundirrtum, von den Schwesterkünsten aus auf die Musik rückschließend, zu behaupten: Musikalische Form und musikalischer Gehalt gingen stets Hand in Hand. Nirgends sind Form und Inhalt so durchaus von einander *trennbar* wie in der Musik. — Wenn es also nicht die „Überwindung" der Haydnschen Form ist, was uns die offensichtlich erlahmende innere Anteilnahme des modernen Publikums an einer Haydnschen Symphonie erklärt, so muß naturgemäß einzig

*) Bremens Konzertsäle besitzen bis heute noch ein musikalisch verhältnismäßig konservatives Publikum. Oder was beweist die als wahrheitsgetreu verbürgte Äußerung einer Hörerin des ersten philharmonischen Konzerts: „Mozart, wenn einer den so spielt, ist das nicht wie Midder?"



die Differenz zwischen den seelischen Bedürfnissen unseres Publikums und dem seelischen Gehalt des Haydnschen Werkes die Schuld daran tragen. Und wirklich: wem Franz Liszt die musikalische Elementarfibel geschrieben hat, dem fällt es schwer, koloristische Feinheiten Haydnscher Instrumentation anzuerkennen oder leider auch nur zu hören. Eine Zumutung, als solle einer, dem Ibsen das Wesen eines dramatischen Problems erklärt hat, sich hernach vom Äschylos über die gleiche Materie belehren lassen. Wer durch Liszts Nachfolge an die sinnliche Extase gewöhnt, der stärksten Reizmittel bedarf, um entsprechend zu reagieren, dem erscheint die „klassische" Gebärde überkeusch, beinahe langweilig, dem dünken Haydns Probleme bereits so wasserklar und von allem Anfang an so geläutert, daß ein dramatischer Aufbau zum Zweck eines weiteren Läuterungsprozesses durchaus unnotwendig wäre — als sei diese Musik keine erdhafte Traurigkeit, keine bacchische Begeisterung, kein warmes Leben, nur blasse, kindliche, scherzhaft gemeinte Spiegelfechterei. Vor 88 Jahren starb einer unserer allerbedeutendsten musikalischen Rezensenten, der Dichter, Maler, Musiker und preußische Kammergerichtsrat E. T. A. Hoffmann. Diesen schon mutete eine Haydnsche Symphonie an wie „ein Leben voll Liebe, voll Seligkeit, ohne Leiden, in ewiger Jugend — wie vor der Sünde!" Und heute sagt man (nicht vereinzelt): Alle alte Musik bis Berlioz ist ein Leben „vor der Sünde". Und binnen kurzem sagt man von all unserem heutigen Stürmen und Drängen, Sehnen und Verzweifeln: sie lebten vor dem Sündenfall. — Wie Hoffmann, so hat jeder das Recht auf seine subjektive Anschauung. Aber niemand sollte vergessen, daß auch Haydn vielen Besten seiner Zeit gar nicht erhaben simpel, gar nicht sanft und kindlich keusch erschien, wie denn überhaupt die Musiker aller Zeiten, dem transzendenten Wesen ihrer Kunst auch innerlich getreu, in unablässig wacher Sehnsucht nach Erlösung, Entsühnung, Entmaterialisierung mit der widerspänstigen Materie, dem Körper, dem Schuldproblem ringen mußten. Was wir heute als Ruhe und Harmonie empfinden, galt einmal für Turbulenz und Kakophonie; was wir in der Musik „klassisches Ideal" zu nennen pflegen, ist nur durch den ewig täuschenden zeitlichen Abstand „klassisch" geworden, wie wir alle samt und sonders für ein Publikum in fünfzehnhundert Jahren in diesen selben ewigen Begriff „klassisches Ideal" mithineinversunken sein werden. Wer hätte noch nicht gelächelt, wenn Plutarch von den „Alten" erzählt? — Niemals aber hat irgendein künstlerischer Schöpfer im Zustand „vor der Sünde" geschaffen. So wenig jemals ein Weib gebar, ohne empfangen zu haben. Denn ehe sie vom Baum der Erkenntnis gegessen hatten, unterschieden Adam und Eva sich zweifelsohne nur unwesentlich von den Schnecken, den Löwen und den Marabus des Paradieses. Da die beiden Vertriebenen sich aber, vom Bewußtsein ihrer Schuld belastet, in die rauhe Wildnis gesetzt sahen, um sich dort sowohl durch den Kampf mit der Umwelt als durch den mit ihrer Innenwelt, um der Selbsterhaltung und der Selbstzucht willen zu entsühnen, — da erst waren aus Geschöpfen Menschen geworden. Und fortan sollten alle ihre Nachkommen Menschen sein, die nach Selbstzucht, nach Entsühnung ringen mußten. Demgemäß steht jedes Künstlers Schaffen unter dem Motto: Per aspera ad astra, — erlöse uns von unserer Schuld! Aber: andere Zeiten, andere Schuldprobleme oder doch naturgemäß verändertes Erfassen alter Probleme. Die Erinnyen stürzen nicht mehr leiblich über die Bühne hinter Orest einher, sondern „da draußen ruhen sie gelagert" und wir entdecken sie nur in ihrer Wirkung auf Orestes' seelischen Zustand. Was die Psychologie für das Drama bedeutet, das ist die Chromatik für die Musik. Wie dem modernen Dramatiker sein psychiatrisches Wissen wohl zu feingeschliffenen Dialogen verhalf, ihn aber zwang, das Drama darüber zu einem Epilog, bestenfalls zu einem Zwischenspiel verkümmern zu lassen, so gelangte der moderne Komponist vermöge seines feinen Gefühles für Enharmonie zu Erfolgen, die denen seiner Brüder in Apoll aufs Haar glichen. Immerhin war es dennoch vorauszusehen, daß auf die unmittelbare Nachfolge Berlioz-Liszt's unter unseren jüngsten Tondichtern eine

heftige Reaktion einsetzen mußte, und es ist bedeutungsvoll, daß Richard Strauß selbst, der die programmatische symphonische Dichtung ihrem temporären Triumph zuführte, des häufigen im Kreise seiner Freunde betont hat, man müsse wieder Symphonien „im Stil Haydns schreiben lernen". Und wirklich erkennen wir heute neben jener Komponistenschule, die sich die gänzliche Verwischung unseres Tonartenempfindens zur Aufgabe gestellt hat, eine ganze Anzahl schöpferischer Geister, die sich auf Brahms besinnen, die zur überlieferten Tonalität und den historisch gewachsenen Formen zurückkehren, die sich sogar (was uns z. B. hin und wieder bei Reger entgegentritt) mit einem gewissen Eigensinn der vor-Bachischen Zeit erinnern wollen. Dem produzierenden folgt der reproduzierende Künstler in ziemlich geringem Abstande, diesem aber folgt wiederum das Publikum erst in weiter Ferne. Obgleich nun der reproduzierende Künstler ein Individuum, ein Kind seiner Zeit und keine Maschine ist, soll man kein musikalisches Glaubensbekenntnis von ihm verlangen, als vielmehr die Elastizität des Verwandlungskünstlers: allen Stilarten gerecht zu werden. Hierzu bedarf er vor allem eines liebevoll ausgebildeten historischen Gefühles, und wenn wir heutzutage häufig sowohl in der Wiedergabe wie in der Aufnahme der absoluten klassischen Musik Lückenhaftigkeit, Untoleranz und Vergewaltigung begegnen müssen, so ist dies Faktum lediglich der vernachlässigten Ausbildung des historischen Gehöres zuzuschreiben, — einer ganz populären Zeitkrankheit, die unserer musikalischen Kultur nicht eben ein Ehrenzeugnis ausstellt. Oder ist das ein Zeichen innerer Kultur, wenn man sich von Haydn abwenden muß, weil man Wagner liebt, oder Wagner schmäht, weil man Brahms nahesteht?

Weshalb ist denn das Auge, unser historischer Blick fast durchgehends so harmonisch entwickelt, daß wir neben einem Rubens auch einen Botticelli genießen können? — Der beste Musiker wird immer sein, wer am meisten (auch historisch gebildetes) rhythmisches Gefühl hat — denn ohne Tonsinn und Seele wäre er überhaupt kein Musiker. Der beste Musikhörer dagegen wird immer sein, wer am meisten seelische Elastizität und (auch historisch gebildeten) Tonsinn besitzt, — denn die Bewegung reißt ihn von selber mit, einerlei, ob er nun des Rhythmus' interessantes Eigenwesen begreift oder ihn nur wie das unter dem schönen Körper versteckte Knochengeripppe ahnt. — Der musikalische Zeitgeschmack läuft — scheint's notwendigerweise — in einer Wellenlinie über die Ebene. Vielleicht ist es trotzdem nicht fruchtlos, den frommen Wunsch auszusprechen, er möge lieber in einer Spirale nach oben hin laufen. Aber eine Gewähr gibt uns die Geschichte jeder Kunst: alles seelisch Wertvolle wird leben bleiben. Ob sich der Zeitgeschmack dagegen stemmt oder nicht. Ob nun eine jüngste Kompositionsgattung neugestaltend, nicht nachschaffend, eklektisch, nicht klassizistisch auf die alten Formen zurückgehen mag; ob nun das moderne Publikum seiner mehr oder minder passiven Ablehnung der klassischen Musik allmählich wieder entraten wird — oder ob solche Ereignisse noch in blauer Ferne liegen, wir wissen: jede und jede irdische Form ist unzulänglich und zerbrechlich, aber jede und jede seelische Inspiration ist unvergänglich, lebt jenseits von Zeit und Raum. Manchmal schien solch „höhere Eingebung" schon jahrhundertelang begraben zu liegen, — plötzlich erhob sie sich, lebte, war niemals tot. Auch die Musik kennt Geburt und Wiedergeburt, — obgleich niemand sich unterfangen sollte, erklären zu wollen, nach welchen inneren Gesetzen sich diese geheimnisvollen Vorgänge in dieser geheimnisvollsten aller Künste vor uns abspielen. Den zweckmäßig Lebenden, die da immer nach Gründen suchen müssen, hat schon vor längerer Zeit jemand zugerufen: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen." — —

(Chronik: Der Lehrergesangverein bewährte seine Tradition und sammelte auf einer Konzertreise in Berlin und Dresden Lorbeeren. — Das erste Konzert der Philharmonischen Gesellschaft stellte uns vor ein klassisches Programm, das [gleich dem zum zweiten Konzert Verheißenen in historischer Folgerichtigkeit und künstlerischer Ge-

schlossenheit mustergültig] die Höhepunkte seiner Wiedergabe in den Mittelsätzen der Haydnschen Symphonie, im ersten Satz des Mozartschen Konzertes und im dritten Satz der Beethovenschen A-Dur fand. Das Publikum verhielt sich freundlich, aber leise. — Das erste Goethebundkonzert widmete sich französischem Epigonentum. Das Publikum verhielt sich noch leiser.)

Fritz Rassow.

Theater.

Einen eigentümlich starken Eindruck machte mir im Stadttheater Fitgers Hexe, ein Stück, das es wohl verdient, der Bühne erhalten zu bleiben; nicht als ob es die Zeit des großen Krieges besonders gut schilderte; ein bloßer Gedanke an Grimmelshausen zeigt die ganze Abgeblaßtheit der Karaktere; auch nicht als Heimatkunst, denn wenn es auch die Kanonen von Neuschanz sind, die in das kriegerische Nachspiel zum Osnabrücker Frieden hinein donnern, so hat das Ganze doch nicht die mindeste niederdeutsche Hauswärme; aber als Bekenntnisstück des einsamen Denkers, eine Art Fortsetzung Nathans des Weisen, als Niederschlag des Ringens um persönlichen Glauben statt der Kollektivreligion, von der bei Lessing die Rede ist. Von der einen Seite der gewaltige, überflutende, bergende Zauber des Gemeindeliedes: Wir glauben all' an einen Gott, von der andern ein einsames Hier stehe ich, das ewig neu sich auflehnt, ewig sich unter Qualen in dieser Form wiederherstellt, wenn es zu einem Hier stehen **wir** geworden ist. Solche Gedanken, deren Trägerin Thalea ist, werden bei aller Wucht doch zurückhaltend vorgetragen, deshalb wirkt die aufdringliche, ans Publikum gerichtete Wiederholung der Worte „und wenn wir alle darüber zu Grunde gehen", störend, und man könnte wohl verantworten, sie zu streichen. Der Beifall, den das Stück fand, galt wesentlich mit den Darstellern, die fast alle an ihrem Platze waren; Josefa Flora als die männlich nachdenkliche, nervöse Thalea, vorzüglich im dritten Aufzug; so ist auch Franz Ludwig für die Draufgängernatur, die unkomplizierte Art des Edzard, des Außenmenschen, ebenso geeignet wie Margarete Conrad für die freundliche Almuth. — Das gotische Zimmer des ersten Aufzugs, der einfache Schloßsaal (abgesehen von dem stoffverkleideten Podium), besonders aber der Burghof wirkten gut, während die Kirche ziemlich unglücklich dastand. —

Weniger sagte mir die Faustvorstellung zu. — Zunächst ist der Geist von Alt-Wittenberg überhaupt in einer Handelsgroßstadt schwer zu beschwören, wo doch allen Leben-Jesu-Debatten und Hochschulkursen zum Trotz mehr Kolumbus wirkt als Luther oder Parazelsus, wo der faustische Drang sich gern mit dem Einjährigen zufrieden gibt und dafür Böcklins Abenteurer an bevorzugter Stelle hängt; nun war aber auch auf der Bühne von den Freuden und Qualen des Forschers nicht viel zu merken; Franz Ludwig entbehrte für die Hauptrolle das innerlich Erlebte; die andern akademischen Rollen fand ich zu karrikiert; Wagner, so trocken seine Art ist und so sehr sein Streben am Äußerlichen, am Wort haftet, ist einer, der es sich redlich sauer werden läßt und in tiefer Nacht der Wissenschaft nachgeht. Dürers Melancholie mit dem rührenden, ermatteten Hund, dem Sinnbild des jagenden Geistes, müßte über einer Faustaufführung stehen. — Besonders darf nach meinem Gefühl die romantische Ausfahrt des liebenden Wissensdranges ins Leben, die Schülerszene, nicht possenhaft anmuten. Wie Faust einst gewesen sein mag, warm, treuherzig, alles von der Wissenschaft erhoffend, kommt hier der Schüler; alles möchte er studieren; der reine Tor; ihm einen Stich ins Alberne zu geben, wie es E. Kepler tat, stört das Gleichgewicht der Szene, die im Deutschen Theater ganz ähnlich dargestellt wird; aber dort löst Mephisto die Heiterkeit aus, nicht der Schüler; ein sehr wesentlicher Unterschied. Mephisto (Isailovits) wirkte gerade in der Schülerszene,

wo er den Menschen markiert; wo er er selbst ist, fehlt mir bei aller Tüchtigkeit der Widerschein des Überirdischen. Gretchen (M. Conrad) fand ich im Anfang zu bewußt, zu wenig arm unwissend Kind; um so besser lagen ihr dann besonders die Szenen im Garten. Die Kerkerszene besaß alle die Gewalt, die man beim Lesen in ihr findet; das will bei einem Werk, für das die Bretterbühne so sehr gegen die Bühne der Phantasie im Nachteil ist, viel sagen. —

Ist die Inszenierung von Faust eigentlich unmöglich, so hat diese Aufgabe um so mehr Reiz bei Molière; hier kann man unserer Zeit des konstruktiven Stils, des gar so sehr sachlichen, einmal die Schönheit des Barocks vorführen, wo gerade das Material und der Zweck nichts ist und der souveräne Menschenwille alles. In einer ganz vollkommenen Molièreaufführung müßte man auf diese Dinge großen Wert legen, da durch sie schon ein Teil des Geistes gegeben ist; in einer durchschnittlichen genügt es, direkte Fehler zu vermeiden, was im ganzen geschah; doch standen bei Harpagon biedermeierlich aussehende Stühle (dieselben kamen auch als „altdeutsch" in der Versunkenen Glocke vor mit einem eingelegten Barocklehnstuhl), und beim Eingebildeten Kranken schmückten Silhouetten (die erst um 1750 aufkamen) und ein ohne Rücksicht auf die Architektur aufgehängter Spiegel die Wände. Die drei Schläge hallten reichlich donnerhaft nach. — Im Text des Geizigen sind steife Ausdrücke wie „nun ja", „Bübin", „meiner Treu" leicht zu streichen; im zweiten Stück hatte man mit Recht die Balletts und die komische makkaronische und deshalb kaum übersetzbare Doktorpromotion am Schlusse weggelassen. Beide Stücke wurden gut und flott gespielt, wenn man trotzdem im letzten Akt müde wurde, so lag das neben den langen Reden Béraldes und Argans daran, daß beide Stücke durch die gleichmäßige Anlage (Zentralcharakter, bleibende Zimmerdekoration, und die bei Molière ziemlich schematische Liebesintrige) sich zu sehr ähnelten. Ließe man nach dem Geizigen oder dem Kranken lieber den Arzt wider Willen folgen, so wäre wenigstens in bezug auf Punkt 1 und 2 Abhilfe geschaffen, freilich verlöre der Abend ein wenig an Molièreschem Spezialcharakter. Freimarkt hätte durch Raimund oder Angely vielleicht besser geschmückt werden können als durch ein wenig sagendes französisches Altertum.

Was die Darsteller angeht, so gab Josefa Flora besonders Belinde (Eing. Kr.) und Magda (Heimat) recht gut; als Frau des Glockengießers gefiel sie mir weniger, Else Bonné war eine rechtschaffene, wenn auch wenig zauberhaft-geheimnisvolle Wittichen —, Isailovits, der seine Person in erfreulicher Weise den Rollen unterordnet, ein Harpagon, dem besonders der grausig-groteske große Aktschluß gelang. W. Thomas, von ähnlicher Vielseitigkeit und Unaufdringlichkeit, brachte das Unappetitliche und dabei Kultivierte des Eingebildeten Kranken gut heraus, Sicks Regierungsrat von Keller (Heimat), der festrednerhafte Karrieremacher, Porth als Lubbo, auch als Pfarrer in der Versunkenen Glocke, Keplers Thomas Diafoirus mit seinen auswendig gelernten Komplimentierbüchern, Ahnelts Koch und Kutscher Jakob, Jürgens' Valentin und Dr. R. Praschs Valère waren achtungswerte Leistungen. Alfred Falk verfügt über eine etwas gleichbleibende spitzige Behendigkeit, die in seinen Rollen, besonders dem famosen Apotheker Fleurant, gut am Platze war. —

Das Schauspielhaus steht zwar an stimmungsvoller Umgebung und, besonders während des Streiks bei der Elektrischen, guter Verbindung mit dem Zentrum der Stadt, vorläufig natürlich auch an Einheitlichkeit des Ensembles dem Stadttheater nach, hat aber dafür den großen Vorzug feiner künstlerischer Durchbildung des Baues, besonders des Hauptraumes, der fast noch dem Ideal entspricht, daß die menschliche Gestalt und Stimme ihn mühelos beherrscht. Ein gut entworfenes Bremer Wappen über der Bühne, die, durch eine Umrahmung mit diskretem Goldschmuck vom Alltäglichen getrennt, sich stark zur Geltung bringt und Abend für Abend große Anziehungskraft ausübt. Was

sie, deren Hauptkräfte neben Paula Wirth Kustermann, Donat und Matthes sind, leisten kann, sahen wir besonders an der vorzüglichen Darstellung der Hoffnung auf Segen von Heijermans. Der Schluß des dritten Aktes war ein Erlebnis. Um das Schifferhaus geht der Wind; alle Nachbarsfrauen sind fort, die Lampe brennt und das Mädchen vertraut der Mutter ihres Liebsten ihren Zustand an, soll beten und stößt die Bibel zurück. Draußen geht in dieser Nacht das seeuntüchtige Schiff unter mit ihm, der sie heiraten will. Hier hatte ich eine Zeitlang die vollkommen naive Illusion, alles das zu sehen, vielmehr dazu zu gehören. Auch ohne diese Art Illusion für den künstlerischen Gipfel zu halten (mir ist gerade die Bewußtheit der Täuschung, das Gefühl, ein Spiel geht vor mir vorüber, es sind Schauspieler, es sind aufgetragene Farben, der höchste, feinste Genuß), muß man bei einem realistischen Werk diese ohne alle Sensation erreichte suggestive Wirkung als etwas Bedeutendes, als eine Überwältigung anerkennen. — Der innere Wert der Dichtung, Geschmack und Echtheit der Ausstattung, Zusammenspiel griffen ineinander; die Rollen waren gut besetzt; neben schon Genannten Dohme (Barend), der es vermied, den verschüchterten Träumer ins Läppische fallen zu lassen. Jönsson und Stein als die beiden Armenhäusler, Elsbeth Perron das frische, energische Fischermädchen; Elisabeth Toran hatte als Kniertje die armselige Verzagtheit, doch wirkte die zwar sklavische, dumpfe, aber doch ehrliche Religiosität der Rolle bei ihr häufig wie Scheinheiligkeit. Nach zögernder Aufnahme hat sich das Stück, das mit dem reizenden Kater Lampe übrigens schon zu Fronecks Zeiten im Tivoli gegeben ist, lange gehalten. Einzelheiten wurden häufig mißverstanden, so die Betrachtung von Cobus über die Heringe (III 3), mit das Tiefste des ganzen Stückes; hier stimmte das Volk der Dichter und Denker eine Lache an. —

In Sudermanns Ehre gelang das Hinterhaus mit Kustermann, Jönsson, Donat, Lina Krüger-Rosée, Luise Duchow und der echt zilleschen Auguste von Rosa Conradi sehr viel besser als das Kommerzienrätliche. Die Logenbrüder sind unbedeutend, Die fremde Frau und Taifun (das das Berliner Theater brachte) vorwiegend Sensationsstücke.

Konrad Weichberger.

Oper.

Aus dem Opernleben des vergangenen Monats tritt insonderheit eine Gestalt heraus: Richard Wagner. Neben seinem Musikdrama, dessen Einfluß seit einem halben Jahrhundert auf unserer musikalischen Entwicklung wuchtet, ist die Bedeutung dieses Meisters als Theoretiker und Ästhetiker bis dahin immer noch ungebührlich tief im Hintergrund geblieben. Schaffe Künstler und rede nicht! Von diesem Grundsatz ausgehend, wird man sich zunächst vor allem immer daran halten, was durch die sinnfällige Kraft des Werkes in Erscheinung tritt; und so auch lassen wir Wagners Ästhetik aus Wagners Werk heraus auf uns wirken. Dieser merkwürdig universelle Geist aber hatte, was ganz vereinzelt nur in der Geschichte der Schaffenden zu verzeichnen ist, ein intensives Verständnis für die Art der verschiedensten, auch ihm heterogenen Geister, und es ist eine kühne Unwahrheit, wenn es immer wieder so dargestellt wird, als hätte Wagners Interesse sich am Eigenen erschöpft, und nichts außer sich in dasselbe hineingezogen. Seine Abhandlung über das deutsche Opernwesen, in welcher er die auf verschiedenen deutschen Bühnen gesammelten Eindrücke niederlegt, zeigt ihn uns nicht weniger besorgt um das Schicksal der Werke Mozarts, ja auch Meyerbeers und Aubers, wie um das seiner Musikdramen. Wagner spricht sich — es war damals zu Anfang der siebziger Jahre — tief entmutigt aus über das Niveau der Opernvorstellungen in den verschiedensten Teilen Deutschlands. In alle dem Entmutigenden, was er aufdeckt und klarlegt, wirkt sein

anerkennendes Urteil über eine Meistersinger-Aufführung am Bremer Stadttheater, der er beigewohnt hat, zehnfach erfreulich und wie ein Lorbeerkranz, den sich unsere Tradition damit erworben hat. Es erscheint zunächst fast befremdlich, wie sehr Wagner in seiner Einschätzung des Ganzen und in seinen Hinweisen immer am Einzelnen haftet; man gewinnt einige Male fast den Eindruck, als ließe er der Macht des Kunstwerkes kaum etwas zu tun übrig, so außerordentlich wichtig nimmt er alle in dessen Dienst stehenden Faktoren: Dirigenten, Solisten, Regie, Chor, Szene usw. Das Bühnengenie Wagners wußte, daß das Schicksal, das Sein oder Nichtsein eines Werkes für eine jeweilige Zeitperiode von der Wiedergabe abhängt, die es findet. Für das musikalische Bühnenwerk ist sie noch in besonderem seine Lebensfrage, denn die Oper als Musikgattung lebt und überlebt sich schnell. Wir genießen heute noch Tonschöpfungen aus Zeitperioden, für deren Opern wir nicht das geringste Verständnis mehr zu haben vermögen. So ist denn auch das jeweilige Ensemble einer Oper nicht etwa nur ein mehr oder weniger günstiger Umstand, sondern ihr Lebenselement. Die Wirkung und Stimmung, die von dem eigentlichen Kunstwerk ausgeht, muß uns durch die Leistungen der Einzelkräfte zugetragen werden; deren Wichtigkeit nicht darin besteht, daß Herr Soundso einen guten Tag hatte und Fräulein Soundso einen schlechten, sondern, daß dadurch das Werk wie es ist, oder verkümmert in Erscheinung tritt. Zudem ist das Ensemble bestimmend für die Physiognomie des Repertoires.

Allem Anschein nach werden wir eine Wagnersaison vor uns haben. Abgesehen vom Tristan sind die sämtlichen Werke des Meisters in diesen beiden Monaten über die Bühne gegangen.

Liest man bei Wagner von den Verballhornisierungen, die er bei seinem Rundgang über deutsche Bühnen sich in sein Merkbuch aufzeichnete, so erheben sich die guten Musikdramenaufführungen, die der Oktober brachte, zu etwas annähernd Mustergültigem. Und wenn ich mir das Bild der Bremer Oper der letzten acht bis neun Jahre vergegenwärtige, so ist dabei eine stetig fortschreitende Höherlegung des Niveaus in der Wiedergabe Wagners festzustellen. Die gegenwärtige Saison setzt diese Richtung fort.

Das Schwergewicht liegt heuer im dramatischen Ensemble. Herr Hadwiger ist als Wagnersänger hervorragend; doch scheint mir das Wertvollste an ihm zu sein, daß er nicht nur Wagnersänger ist, sondern aus einer tiefen künstlerischen Anpassung an das jeweilige Tonwerk heraus Wagner gibt, was Wagners ist, wie er jedem anderen Stil gibt, was ihm zukommt. Er gestaltet dramatisch Halévy, Leoncavallo und d'Albert. Die Musik wird ihm zum Maßstab der Auffassung. Frau von Falken stellt bis dahin vor allem eine Hoffnung dar. Auf solchen pastosen klangsatten Stimmer können sich prachtvolle musikalisch-dramatische Leistungen aufbauen; gerade diese Sängerin aber zeigt, daß bei Wagner noch weniger als in einer anderen Musik das Elementar-Stimmliche in erster Reihe zu stehen hat, sondern Plastik in Tonfolge, Wort und Darstellung. — Eine „Fliegende Holländer"-Aufführung war vor allem bemerkenswert durch szenische Verbesserungen und das Gastspiel von Fritz Feinhals, dessen Künstlerschaft jetzt an der Grenze des Virtuosentums angelangt zu sein scheint; eine Gefahr für alle, die das Höchste ihrer Möglichkeiten erreicht haben und mit der Kunst auf Reisen gehen. — „Hoffmanns Erzählungen" und „Troubadour", beide hinsichtlich der Güte der Wiedergabe in beträchtlichem Abstand von den Musikdramen, aber beides Werke, die nicht umzubringen sind. Warum nicht einmal Verdi die Ehre geben, die diesem Theaterklassiker zukommt? — Frau Burchard-Hubenia, die Vielseitige, gab als Leonore etwas Mustergültiges in dem Sinne.

Freimarkt wurde mit einer bunten Operette gefeiert: „Der Rodelzigeuner" von Leo Kastner und Joseph Snaga. Das Bemerkenswerteste ist der Riß, der durch das Werk hindurchgeht. Ein Textbuch, das allenfalls durch Hinzutun von Geist zu einer

guten Burleske zu machen gewesen wäre; dazu dann eine feine Musik, die sich sentimentalisch auslebt. Ein Rodellied war der Schlager; man mußte bis zum letzten Finale auf ihn warten. Ein Riß auch, der zwischen dem Wollen und Können des Librettisten klaffte. Auf dem Gebiet des Witzes ist das besonders peinlich; erschwitzte Leichtigkeit und Komik, was für ein Widersinn! Das von der Regie vorgeschriebene Lachen auf der Bühne stand in keinem Verhältnis zu dem Maße des Lachens im Hause. Ein Riß endlich noch zwischen der Art, wie ein solcher — Schmarren sagt man in München und meint nichts Schlimmes damit — wiedergegeben werden muß, und den auf das Solide eingestellten Möglichkeiten unseres Opernensembles. S. D. Gallwitz.

Dante-Vorlesungen von Maria Bassermann.

Dante-Vorlesungen: diese Vorstellung ist im Heimatlande des Dichters nichts Ungewöhnliches. In der Heimat des großen Toskaners, Florenz, bietet die gotische Halle mit dem Namen Or San Michele die denkbar würdigste Stätte, wo solche Rezitationen in regelmäßigen Zeitabständen stattfinden und zu den eigentlich populären Unternehmungen gehören. Ob es durch Vorlesungen und gute Übersetzungen gelingen wird, einen Dante bei uns in dem Grade einzubürgen, wie etwa einen Shakespeare und Homer oder auch nur einen Cervantes, bleibt zweifelhaft, oder vielmehr, es ist unmöglich.

Dante, an der Wende des Duecento zum Trecento stehend, doch innerlich durchaus dem ersteren angehörend, gibt mit seinem, in ungeheurer gotischer Architektonik aufgeführten, teils in ganzer Bildhaftigkeit romanischen Denkens, teils in hartnäckiger scholastischer Konstruktion durchgebildeten symbolisch-allegorischen Kolossalepos die Summe mittelalterlichen Empfindens und Denkens — das nirgends so verschüttet ist als in unserem protestantischen Norden und hier eben viel vollständiger als im katholischen Süden, wo kirchliche und nationale Tradition manches dem unmittelbaren Verständnis bewahrt haben. Was bei uns auf ein nicht vorbereitetes Publikum zu wirken vermag, sind einzelne Episoden erzählender Natur mit menschlich ergreifendem, zeitlos rührendem Schicksalsinhalt. An ihnen ist das Inferno am reichsten, und in ihrer Auswahl kann kaum fehlgegangen werden. Ob freilich dem Verständnis des epischen Dichters damit der rechte Dienst erwiesen wird, ist die Frage. Wie dem auch sei, Fräulein Bassermann durfte beim Inferno der Wirkung am sichersten sein; schwieriger war die Auswahl der Lesestücke bei den beiden anderen Teilen, zumal mannigfaltige, schwer zu vereinigende Gesichtspunkte auf diese Auswahl gewirkt zu haben schienen.

Daß die sympathische Vorleserin dennoch bis zum Schluß ein interessiertes, wenn auch sichtlich mit Ermüdung kämpfendes Publikum fand, dürfte vor allem ihrer trefflichen, das sprachliche Material nach Analogie des Italienischen plastisch und klar behandelnden Deklamation, dabei dem von sichtbarer Liebe zu ihrem erhabenen Gegenstand erfüllten und sehr verständnisvollen Vortrag zuzuschreiben sein, dem es an Kraft, Würde und Zartheit nicht mangelte.

Die Übersetzung stammte von Dr. A. Bassermann, einem der liebevollsten Kenner Dantes in Deutschland. Wir gestehen, daß wir nach einmaligem deklamatorischen Vortrag einiger Bruchstücke uns nicht mehr als ein provisorisch-privates Urteil darüber zu bilden vermochten. Durch die von Stefan George und Rudolf Borchard veröffentlichten Übersetzungsfragmente ist das Problem des deutschen Dante in ein neues, vorgerücktes, aber auch besonders kritisches Stadium getreten. Man kann dies Neuartige aus einem Aufsatz Borchards in den Süddeutschen Monatsheften herauslesen, dessen unglaublich anspruchsvoller Ton nur noch von der verblüffenden Klugheit der Darlegungen übertroffen wird.

Es schien uns — soviel sei gesagt — als ob die in ihrer Art gewiß schöne und poetische Verdeutschung Bassermanns in diesem letzten, für uns maßgeblichen Zustand des Danteübertragungswesens keine Stelle einnähme. Von den Übertragungen des älteren Typus ist sie jedenfalls eine der vollkommensten, allein die Form der Terzine mit Beibehaltung des Binnenreims, die schon eine ungeheure Technik des Reims und der gedrängten Satzbildung erfordert, hebt sie weit über viele Versuche hinaus, die bereits in dieser formalsten Hinsicht mit dem Original nicht Schritt zu halten vermochten.

Eine Dante-Vorlesung verlangt geradezu nach würdiger architektonischer Rahmung; schade, daß wir kein Analogon des Or San Michele haben. Und die etwas fatale Neugotik des Kaisersaals, den man während des Vortrags in ein unentschlossenes Halblicht versenkte, ist es gewiß am allerwenigsten. G. F. H.

Bremens sportliches Leben.

Der große wirtschaftliche und kulturelle Aufschwung, den uns das Deutschland der vergangenen Jahrzehnte gebracht hat, hat auch auf das deutsche Sportsleben einen außerordentlich belebenden Einfluß ausgeübt. Und das ist natürlich. Denn einmal kann der Sport nur dann sich gedeihlich entwickeln, wenn er in einem materiell und kulturell vorwärtsstrebenden Volke wurzelt und andererseits haben weiteste Schichten unserer Bevölkerung, angeregt durch das englisch-amerikanische Vorbild, die Überzeugung gewonnen, daß echter Sport in hervorragendem Maße geeignet ist, Körper und Geist zu stählen und ihnen für das Berufsleben erhöhte Widerstandsfähigkeit zu verschaffen.

Daß auch in Bremen der Sport mächtig emporgeblüht ist und bereits eine höchst geachtetete und selbständige Stellung in unserem Vaterlande einnimmt, darf bei dem Bestehen der seit alters gerade in den Hansestädten gepflegten ausgesprochen sportlichen Tradition kein wunder nehmen. Man wäre geneigt, anzunehmen, daß bei der dominierenden Stellung von Bremens Seehandel und Seeschiffahrt sich auch das sportliche Leben zum größten Teil auf dem Wasser abspielte. Dem stehen jedoch örtliche Schwierigkeiten entgegen. Denn die Weser ist infolge der starken Strömung und der ungenügenden Breite, wenigstens in ihrem Oberlaufe, ein nicht sehr ideales Segelgebiet, und ein ähnliches Binnnengewässer in unmittelbarer Nähe der Stadt, wie die Alster in Hamburg, besitzen wir hier leider leicht. Der Bremer Segelsport hat sich daher mehr auf die Unterweser von Vegesack ab konzentriert und erst kürzlich ist ihm in dem neuem, reizend gelegenen Klubhaus und Hafen des Weser-Jacht-Klubs ein dauerndes Heim geworden. Die Segelregatten auf der Weser, die alljährlich stattfinden, boten besonders in den kleineren Böten vorzügliches Material und guten Sport, und auf der diesjährigen Kieler Woche war Bremen durch den Neubau „Sophie Elisabeth" des Herrn Biermann vorzüglich vertreten und konnte des öfteren die Bremer Flagge zum Siege führen.

Mehr noch als der Segelsport hat sich bei uns der weniger kostspielige und darum weiteren Kreisen zugängliche Rudersport Geltung zu verschaffen gewußt. Wir besitzen einige gut organisierte Rudervereine, die ihren Mitgliedern auf dem Stadtwerder komfortabel und zweckmäßig eingerichtete Klubhäuser erbaut haben, von denen man neben der frischen Luft einen entzückenden Blick auf die Altstadt und die von grünen Wiesen und Villen umsäumte Weser genießen kann. In ihnen herrscht echter sportlicher Geist und es ist eine Freude zu beobachten, wie unsere jungen Leute nach den Anstrengungen ihres Berufes den Stadtstaub von sich schütteln und in den zierlich gebauten Böten mit kräftigen, gleichmäßigen Schlägen die Weser hinaufrudern. Und wenn es gilt, ein Rennen zu gewinnen, dann muß sich die Mannschaft schon lange Zeit vorher einem strengen

Training unterwerfen. Dann heißt es, dem Alkohol Valet sagen, schmale, kräftige Kost genießen und morgens und abends unter Aufsicht des Trainers allmählich die Kräfte zur höchsten Leistungsfähigkeit bringen. Daß dieses Mühen nicht vergeblich gewesen, beweist die lange Reihe der in den Klubhäusern aufgestellten kostbaren Ehrenpreise, die unsere wackeren Bremer Mannschaften auf der alljährlich hier stattfindenden Regatta oder in den Nachbarstädten in heißem Kampf errungen haben.

Auch der Reitsport ist seit alters in Bremen sehr gut vertreten. An der Spitze steht der Bremer Reitklub, der sich vor allem die Abhaltung von Rennen angelegen sein läßt und mit der vor einigen Jahren erfolgten Neuanlage seiner Rennbahn einen großen Erfolg erzielt hat. Wen zöge es nicht hinaus auf die saftigen grünen Wiesen der Vahr, wenn der Klub zu Anfang Juli und neuerdings auch im Herbst sein Meeting veranstaltet und man edle Vollblüter unter den Besten unserer heimischen Herrenreiter und Jockeys auf der Flachen oder auch über Hindernisse galoppieren sehen kann? Zwar sind es keine Hunderttausendmark-Preise wie in anderen großen Sportzentren, um die gestritten wird. Der Schwerpunkt liegt vielmehr im Herrensport und man darf mit Genugtuung behaupten, daß Bremen sich da eines sehr guten Rufes erfreut und alljährlich die Elite unserer Herrenreiter auf seiner Bahn versammelt.

Wer sich von der Stadt aus auf dem ersten von der Vahrer Landstraße abzweigenden Wege der Rennbahn nähert, der passiert ein kleines, mitten im Felde stehendes Häuschen. Wütendes Hundegebell schallt einem entgegen und der freundliche Mr. Haberfield zeigt dem Besucher gern den Zwinger, in dem man wohl an die dreißig edle englische Jagdhunde gewahrt, die ihrem Herrn und Gebieter aufs Wort gehorchen. Es ist das Heim des Huntsman des Bremer Schlepp-Jagd-Klubs mit seiner Meute. Den größten Teil des Jahres verbringt er hier ein beschauliches Dasein. Wenn aber zur Zeit des Herbstes die gelben Blätter von den Bäumen fallen und ein feiner Nebel das Land bedeckt, dann geht es hinaus im roten Rock mit Hussa und Hörnerschall querfeldein über Gräben und Koppelricks auf die Jagdgründe von Mahndorf, Achim und Bierden. Hinter ihm die Bremer Jagdgesellschaft, wohl an die zwanzig Rotröcke, denen sich bisweilen auch eine besonders wagemutige Reiterin anschließt. Ein farbenprächtiges, unvergeßliches Bild und ein schöner Beweis für das Bestehen echt hanseatischen Reitergeistes in Bremen.

Der passionierte Bremer Reitersmann braucht sich jedoch für die Ausübung seines Sports nicht nur auf den Herbst zu beschränken. Er kann den ganzen Sommer über auf den idyllisch gelegenen Rasenplätzen des Klubs zur Vahr Polo spielen. Das Polo ist ein Mannschaftsspiel, bei dem sich zwei Parteien zu je vier Reitern gegenüberstehen, von denen jede versucht, mittels langgestielter Hämmer einen kleinen Ball möglichst oft durch das feindliche Mal zu treiben. Der Reiter kann also nicht wie beim Jagdreiten frei und individuell seine Kraft und Kunst entfalten, er muß sich vielmehr seinen Mitspielern anpassen, um ein gutes Zusammenspiel möglich zu machen. Hierauf hat der vor einigen Jahren gegründete Bremer Polo-Klub von vornherein das größte Gewicht gelegt und diesem Umstande ist es vor allem zu danken, daß die junge Bremer Mannschaft schon manchen Cup errungen hat, denn an Pferdematerial und Einzelleistungen der Spieler waren ihr die Gegner fast immer überlegen.

Von den übrigen Mannschaftsspielen verdient besonders das Hockey, das ebenfalls der Klub zur Vahr spielt, Erwähnung. Gelang es doch im letzten Jahre unser Bremer Mannschaft, die höchste Ehre des deutschen Hockeysports, den Frankfurter Silberschild, zu erringen, und die Torphäe gegen die besten Klubs mit großer Zähigkeit zu verteidigen. Daneben existiert eine ganze Anzahl von Fußballvereinen, die diesen ebenfalls von England zu uns herübergepflanzten Sport mit großem Eifer betreiben, wenn er auch wohl bei uns nie so populär wie in seinem Heimatlande werden wird.

Dagegen hat das Lawn-Tennis in der Bremer Sportgemeinde schon seit langen Jahren viele begeisterte Anhänger gefunden, und gerade in der letzten Saison gab es hier ein internationales Turnier, das absolut erstklassig war. Zwar fehlten die großen internationalen Spieler, dafür waren aber die besten deutschen Spieler und Spielerinnen erschienen, die sich denn auch den Einheimischen im großen und ganzen als überlegen erwiesen. Der Bremer Tennis-Sport steht zweifellos auf einem hohen Niveau, es ist aber bislang leider noch keinem Bremer gelungen, eine absolut hohe Spielstärke zu erreichen. Hoffen wir, daß sich unter den Junioren bald eine Größe herausschält. Seitdem wir hier die große gedeckte Halle haben — die erste derartige in Deutschland — mit zwei sehr zweckmäßig angelegten Spielplätzen, die das Training auch für den Winter fortzusetzen gestatten, sind die Aussichten unserer heimischen Spieler, für die nächste Saison eine hohe Form zu erlangen, jedenfalls sehr gewachsen.

Neben Lawn-Tennis, das den Spieler in steter Bereitschaft eines Angriffes hält und darum besonders unserer kampfesfreudigen Jugend viel Anziehendes bietet, muß naturgemäß das alte vornehme Golf mit seinen langen, ruhigen Schlägen in den Hintergrund treten. Es hat aber den Vorzug, daß es dem Spieler eine größere Bewegungsfreiheit gestattet, fast das ganze Jahr über bei jedem Wetter betrieben werden kann und über weite Wiesen und Hügel führt. So ist es nicht zu verwundern, daß das Golf mehr von den philosophisch angelegten Naturen betrieben wird und unter ihnen viele Anhänger gefunden hat.

Daß neben all diesen verschiedenen Sportarten auch der Automobilismus und neuerdings sogar die Luftschiffahrt zu ihrem Recht kommt, darf als ein weiterer Beweis für den fortschrittlichen Zug, der durch Bremens sportliches Leben geht, gelten. Möge sich Bremens Sport von Jahr zu Jahr weiterhin gedeihlich entwickeln und seinen Anhängern echt hanseatischen Wagemut und Frische des Geistes und Körpers verschaffen.

Bill.

Mode.

Sahen Sie jene Dame dort, — nein? — Auf ihren kleinen Stöckelschuchen, der schwarze Sammetmantel mit einem breiten Skunksstreifen unten eng zusammengerafft, so daß sie sich nur mit ganz winzigen Schritten vorwärts bewegen kann; — nach oben hin breiter erscheinend, trotz der eng eingeschnürten Hüften und der der Schulter sich fest anschmiegenden Ärmel, und dicht darüber der tief auf den Kopf gezogene, an die Stirn gedrückte kleine Hut mit dem großen Federflügel; der noch etwa existierende Zwischenraum zwischen Schulter und Kopf ausgefüllt durch den dicken Pelzschal. Zur Vervollständigung die riesige Skunksmuffe. —

Es heißt stets von der Mode: sie wechselt; — ich möchte eher sagen: sie ändert sich. Sie ist nicht so sprunghaft, wie es den Anschein hat. Betrachtet man einen größeren Zeitraum, so sieht man die Wellenbewegung: ein Ansteigen nach einer Richtung hin, ein Abschwellen; Ebbe und Flut. Die Quantität des Stoffes in der Erscheinung sich fast gleich bleibend, nur die Verteilung sich ändernd; hier ein wenig reichlicher, dafür dort ein wenig knapper; hier zusammengefaßt, sich dort ausbreitend. — Entsinnen Sie sich noch der Erscheinung der Modedame vor einigen Jahren? Es mögen acht oder neun Jahre her sein. Der Hut ganz flach, fast kopflos; mit Hilfe eines hohen, sehr hohen Bügels hoch oben über dem Kopfe schwebend gehalten. Der Rand hinten ganz kurz, fest angedrückt; vorn ausladend, weit über das Gesicht hinüberstehend. So weit, als müßte die Dame eine Stütze tragen von dem Nasenrücken aus bis an die vordere Hutkrempe, da es fast unglaublich schien, daß sie ungestützt nicht herabbräche. Die Taille mit weiten

Ärmeln, der Taillenschluß tief, der Rock um die Hüften herum schon ziemlich schlank (man „trug“ auch damals schon keine Hüften mehr), nach unten hin serpentinartig ausfallend, ganz weit, schleppend. Die Stiefel mit flachen Absätzen. — Das war die Flut; nun setzte die Ebbe ein, allmälich, doch andauernd. — Die Höhe des Stiefels zog sich in den Hacken hinein: was man oben abnahm, konnte der Hacken an Höhe gewinnen. Man zog den Rock herauf: er wurde fußfrei, der Taillenschluß erhöht — der Miederrock. Man faßte ihn unten zusammen, ganz eng, der Stoff verteilte sich nach den Hüften hin, ohne diese noch immer fest eingeschnürten darum doch breit zu machen. Die Ärmel glätteten sich, zogen sich ganz in den Körper hinein, ja, wurden, um mit den Schultern ganz eins zu werden, in einem Stück mit dem Taillenrumpf geschnitten. Der Hut bekam Leben: die Krempe fing an zu wandern, schob sich, ohne daß sie den Kopf mitzog, nach hinten, wodurch sie vorn immer schmaler wurde, hinten (und seitlich) breiter; sie wuchs stetig an und senkte sich endlich herab. Zu gleicher Zeit drückte sich der Hut tiefer auf den Kopf: der ursprünglich ganz flache und nur wie angedeutete Hutkopf wurde dadurch naturgemäß höher, dicker: — der Topfhut. Der Hutkopf wuchs in die Höhe, die Krempe wurde von allen Seiten gleichmäßig fast von ihm aufgezehrt: — der Topfzylinder. — So ist die Silhouette der Modedame von heute etwa gerade die auf den Kopf gestellte Silhouette der Modedame von damals. Wie eine geometrische Figur entwickelt sie sich aus ihrem Fundament heraus, von unten, dem spitz zugehenden Winkel; nach oben hin breiter werdend, trotz der eingeschnürten Hüfte und der knappen Schulterlinie. — Lieben Sie diese Modeerscheinungen nicht auch? — Ich finde jede Mode schön, sobald sie eins geworden ist mit ihrer Trägerin. Aber auch nur dann. — Und welchen Weg wird die Welle nun nehmen? Die Tunika ist da, ob sie sich weiter entwickelt? Dem Fesselrock wird jedenfalls für das Frühjahr der Tod verkündet. M. W.

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.
Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto) an die Redaktion Bremen, Am Wall 163.
Sprechstunden der Redaktion: Dienstag und Freitag von 1—2 Uhr.
Druck und Verlag: H. M. Hauschild, Bremen, Langenstraße 35/37.

Neuerschienene Bücher:

Verlag Ernst Rowohlt, Leipzig, 1910.
- Herbert Eulenberg: Dogenglück. Eine Tragödie in fünf Aufzügen.
- Herbert Eulenberg: Künstler und Katilinarier. Ein Schauspiel in vier Aufzügen.
- Paul Scheerbart: Das Perpetuum mobile. Vierte Auflage.

Hyperion-Verlag, Hans von Weber, München, 1910.
- Otto Soyka: Herr im Spiel. Roman.
- Valerius Brjussoff: Der feurige Engel. Erzählung aus dem 16. Jahrhundert.

Besprechung einzelner literarischer Neuerscheinungen vorbehalten. Die Redaktion.

Der November in Bremens Geschichte.
1850—1860.

1851. Pastor Dulon aus seiner Haft in Hoya entlassen. Fackelzug zur Feier dieser Entlassung. **1852.** Auswanderung von Bremen vom 1. Januar bis 31. Oktober 1852 im ganzen 55 073 Passagiere in 311 Schiffen, davon nach New York 28 195 Passagiere in 174 Schiffen. Antrag des Senats auf Einführung der Gasbeleuchtung. **1853.** Richtung der ersten Kirche in Bremerhaven. Unterhandlungen der preußischen Regierung mit Bremen wegen Unterbringung der preußischen Flotte in Bremerhaven. Die Bürgerschaft nimmt

---

Amateur-Photographie.

Der Inhalt unserer vorigen Besprechung war kurz der, daß es sich empfiehlt, bei Aufnahmen herbstlich gefärbter Landschaften Gelbscheiben und einen Lichtmesser (Heydes Photo-Aktinometer) zu verwenden, da es für den weniger geübten Amateur schwer ist, die richtige Belichtungszeit zu finden. — Inzwischen ist eine praktische Gelbscheibe in Bügelfassung in den Handel gekommen, die infolge ihrer einfachen Konstruktion sich ohne weiteres auf jedes Objektiv aufsetzen läßt. Da der Preis ein sehr mäßiger ist (die Firma Adolf Sosna jr. bietet dieselben für Mk. 3.20 an), können wir die Anschaffung nur empfehlen. — Dann möchten wir heute noch auf etwas anderes hinweisen. Da das Licht immer mehr nachläßt, ist mancher Amateur in Verlegenheit, wie er seine Kopien schnell herstellen kann, und hier verdient nun das Gaslichtpapier in Erinnerung gebracht zu werden. Wenn auch schon vielfach bekannt, ist doch noch so mancher Lichtbildner nicht orientiert, welche Annehmlichkeiten das Gaslichtpapier jetzt bieten kann, wo Zelloidin- und andere Auskopierpapiere unter Umständen zwei Tage lang im Kopierrahmen liegen müssen. Mit den Kontaktdruckpapieren ist man dahingegen vollständig vom Tageslicht unabhängig und kann an einem Abend bequem seine 20 und mehr Abzüge anfertigen, die in Brillanz den Auskopierbildern in nichts nachstehen. — Ferner haben wir an langen Winterabenden, bei Gesellschaften usw. jetzt Gelegenheit, mit Hilfe des Blitzlichts Kunstlichtaufnahmen zu machen. Durch sogenannte Blitzlichtpatronen ist jeder Amateur in die Lage gesetzt, Heimaufnahmen ohne besondere Lampen anzufertigen. So läßt sich unter Benutzung dieser Hilfsmittel auch noch im Spätherbst und Winter die Photographie als anregender Sport betreiben, der seinen Anhängern viel Freude macht und dauernde Erinnerungen bietet.

Unterweisung im Verarbeiten von Gaslichtpapieren sowie Auskunft in allen ins Fach schlagenden Fragen wird bereitwilligst von der Firma Adolf Sosna jr. erteilt.

die zweimal von ihr abgelehnte Erhöhung der Zahl der Mitglieder des Senats von 16 auf 18 an, lehnt dagegen die vom Senat beantragte Verstärkung seines Einflusses auf die Senatswahl ab. 1854. Gründung der Hamburg-Bremer Feuerversicherungs-Gesellschaft. Schiffbruch der Bremer Bark „Johann“, Kapitän Oldepalms, an der Insel Spikeroog. † Dr. med. Joh. Eberh. Thulesius, 52 Jahre alt. 1855. Bericht der Schuldeputation betr. die Erhöhung der Gehalte der vom Staat angestellten Lehrer. An Stelle des in den Ruhestand getretenen Regierungssekretärs Dr. Breuls ernennt der Senat den Gerichtssekretär Dr. G. A. Heinken zum zweiten, Otto Gildemeister zum ersten Regierungssekretär. 1856. Beginn der Gastdarstellungen von Marie Seebach am Stadttheater. Pastor

Diedrich Koch von den Gemeinden zu Gröpelingen und Walle zum Prediger erwählt. Einfuhr an Baumwolle vom 1. Januar bis 30. November 111 884 Packen. 1857. † Dr. med. Gottfr. W. Luce, 62 Jahre alt. Der Senat schlägt der Bürgerschaft die Anlage einer Hauptstraße vom Häfen nach dem Krankenhause (Humboldtstraße) vor, deren Kosten sich auf 22 500 Taler berechnen würden. 1858. Feuersbrunst auf dem Lloyddampfer „Hudson" im neuen Hafen zu Bremerhaven. Einweihung des vom Bildhauer D. Kropp angefertigten Denkmals für den Domorganisten W. F. Rein auf dem Herdentors-Friedhof. Die oldenburgische Regierung erteilt die Konzession zur Anlage einer Eisenbahn von Bremen nach Oldenburg. † Ältermann Justus Tiedemann, 74 Jahre alt. 1859. Großartige Schillerfeier. 1860. Enthüllung des von Steinhäuser angefertigten marmornen Standbildes von Johann Smidt auf der oberen Rathaushalle. In der Bürgerschaft Beginn der Debatten über die Einführung der Gewerbefreiheit. Aufforderung zur Errichtung von Rettungsstationen an den deutschen Küsten.

Gustav Winter's Buchhandlung
Franz Quelle
Fernsprecher 1727 **Bremen** Bischofsnadel 12

Wegweiser.

Robert Schumann (1810—1856) war nicht allein ein genialer Tondichter, sondern auch ein geistvoller Schriftsteller und Essayist. Im Jahre 1824 gründete er die „Neue Zeitschrift für Musik“, die jetzt noch besteht, und wirkte jahrzehntelang durch seine Kritiken anregend und befruchtend auf das musikalische Leben. Hier sind einige seiner Aussprüche: „Niemand kann mehr, als er weiß. Niemand weiß mehr, als er kann. — Die Gesetze der Moral sind auch die der Kunst. — Es ist des Lernens kein Ende. — Nur erst, wenn dir die Form ganz klar ist, wird dir der Geist klar werden. — Worüber die Künstler tage-, monate-, jahrelang nachgedacht haben, das wollen die Dilettanten im Husch weghaben? — Nur dem nützt das Lob, der den Tadel zu schätzen versteht. — Die Kränze, die das Publikum flicht, zerrupft es selber wieder, sie in anderer Weise einem anderen darzubringen, der sich auf besseres Amüsement versteht. — Wir sehen nicht, wie es sich mit der Ehre der Kunst und der Wahrheit der Kritik vereinbaren ließe, den drei Erzfeinden unserer und aller Kunst, den Talentlosen, dann den Dutzendtalenten — wir finden kein besseres Wort — endlich den talentvollen Vielschreibern ruhig zuzusehen .....“

Aus der Altbremer Schönen Literatur.

Elvira und der Maler.

Elvira: „Um Gotteswillen, Herr, sind Sie wohl klug?
Dies soll mein Mund sein? Dies? Ein solcher Rachen?“
Maler: „Mich dünkt, er gleichet; doch, man kann ihn kleiner machen.
Was meinen Sie, ist er so klein genug?
Elvira: „Noch etwas kleiner! —
Maler: „So?“ —
Elvira: „Noch etwas, sollt' ich meinen.“
Maler: „Mamsell befehlen nur, so mach' ich Ihnen keinen.“

Bremisches Unterhaltungsblatt 1823.

Die Mädchen.

Die Mädchen, und dies glaubt mir nur,
Sind wundersame Dinger.
Küßt man sie auf den Rosenmund,
Gleich sprechen sie: „Das ist ja bunt!“
Und drohen mit dem Finger.

Und ist man sittsam, blöd' und fromm,
Sind sie es wohl zufrieden?
„Das ist ein Hans!“ so heißt es dann;
„Er stellt sich gar so hölzern an,
Wir sind mit ihm geschieden.“

Und wollte gern man dreister sein,
Sie haben kein Erbarmen;
Es straft die Hand, es schilt der Mund.
— Und doch wünscht' ich aus Herzensgrund
Solch liebes Kind mir Armen.

Bremisches Unterhaltungsblatt 1823.

Kriminalgeschichtliches aus Altbremen.

In der Mitte des elften Jahrhunderts war der Gerichtsplatz in der damals noch offenen, nur aus einzelnen Häusern bestehenden Stephansstadt in Bremen auf der Stelle, wo in der Folge das Schulgebäude errichtet wurde, und nicht weit davon war ein Nonnenkloster.

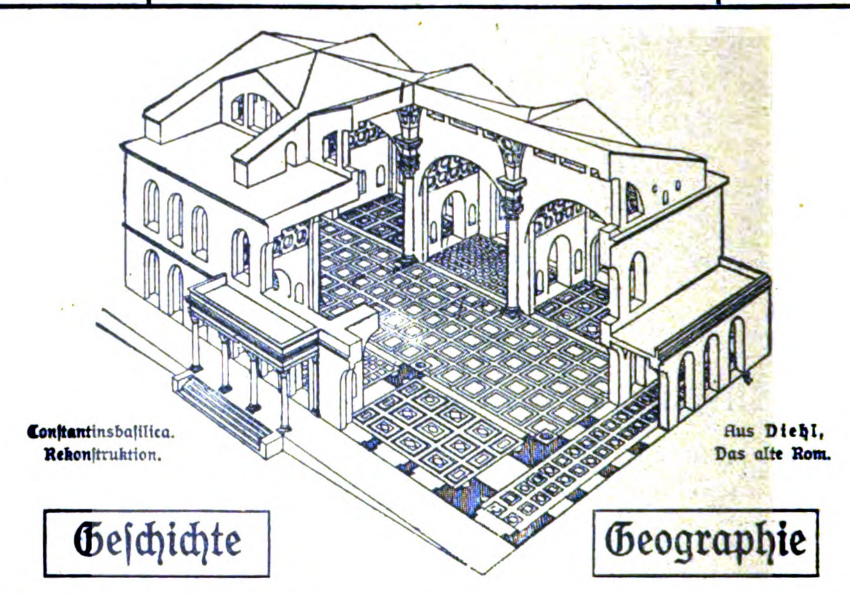
Ein Bösewicht versuchte mit einigen dieser Nonnen im geheimen Bekanntschaft zu machen, und es gelang ihm, sie unter dem Versprechen der Ehe zu bereden, daß sie mit allen Schätzen, die sie nur zusammenbringen konnten, bei der Stille der Nacht sich zu ihm herausbegaben. So lockte er ihrer drei, eine nach der andern, aus dem Kloster bis an die Gerichtsstätte, nahm einer jeden das, was sie mitgebracht hatte, ab, ermordete sie und scharrte den Körper dann dort ein.

Kurz zuvor war daselbst ein Missetäter aufs Rad geflochten. Nun hatte die Magd eines Bürgermeisters mit einer andern um einen neuen Rock gewettet, daß sie von dem Rade das Halstuch des Missetäters abholen wolle. In der Mitternacht, gerade in der nämlichen, worin jene Tat verübt ward, kam die Magd dorthin, und indem sie beschäftigt war, das Halstuch vom Rade zu nehmen, hörte sie das Winseln der dritten Nonne, die zuletzt ermordet wurde. Sie erblickte zugleich ein an einen der Gerichtspfähle angebundenes Pferd. Unbemerkt band sie dieses los und führte es mit sich fort nach der Stadt. Am

folgenden Morgen offenbarte sie diesen Vorfall ihrem Herrn, dem Bürgermeister, welcher ihr riet, das Pferd vor seinem auf der Obernstraße an der Ecke der kleinen Hundestraße belegenen Hause anzubinden, damit dessen Eigentümer vielleicht sich melden und sich selbst als den Täter jener Ermordungen verraten möchte.

Dieses geschah denn auch wirklich; der Bösewicht forderte ungescheut das Pferd, in der Meinung, daß es sich losgerissen habe und nach der Stadt gelaufen sei, zurück. Er ward nun gefänglich eingezogen, bekannte jenen dreifachen Mord und ward zum Rade verurteilt.

Dieser Vorfall hat die Veranlassung gegeben, daß das Kloster von dort nach dem Lilientale verlegt wurde. Aus „Der Bürgerfreund", eine Wochenschrift. Bremen 1817.



Geschichte

Geographie

Die babylonische Geisteskultur in ihren Beziehungen zur Kulturentwicklung der Menschheit. Von Professor Dr. H. Winckler. 8°. 156 S. Geheftet Mark 1.— Gebunden Mark 1.25

„Das kleine Werk behandelt die Fülle von Material, wie wir es nunmehr zur altorientalischen Weltanschauungslehre besitzen, in übersichtlicher und zugleich fesselnder Weise; es wird jedem Leser, der sich für diese Fragen zu interessieren begonnen hat, ungemein nützlich werden." C. N. Norddeutsche allgem. Zeitung. Nr. 287. 1908.

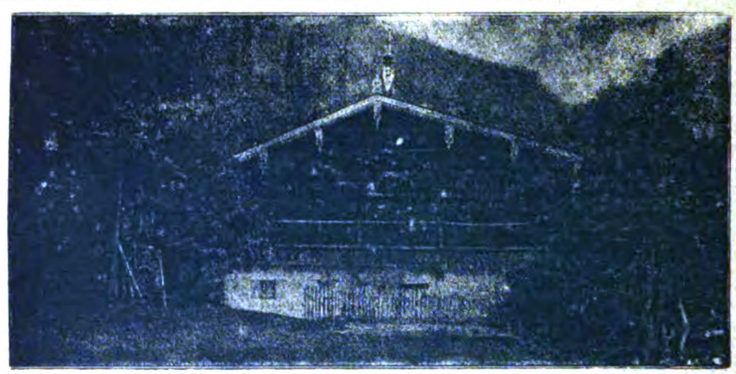
Bilder altrömischer Kultur. Herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Oberlehrer Dr. H. Lamer. ca. 32 Seiten Text und ca. 130 Abbildungen auf Tafeln. Brosch. Mark 1.— In Origbd. Mark 1.25

Ein kunsthistorischer Atlas für alle Freunde der Antike und solche, die es werden wollen. Der Herausgeber führt uns an Hand eines reichen, anschaulichen Materials die verschiedenen Äußerungen römischer Kultur sowie das antike Leben selbst im Bilde vor und zeigt uns nicht nur was römische Kunst und Arbeit in Rom und Italien, sondern auch in den übrigen Ländern des römischen Reiches vor allem in Deutschland geleistet. Zu jedem Bild wird das zum Verständnis nötige mitgeteilt, so daß jeder Laie ohne sonstige Hilfsmittel sich in die Schönheiten und Wunder antiker Kultur vertiefen kann.

Das alte Rom. Von Prof. Dr. E. Diehl. Mit zahlreichen Abbildungen und Karten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Die Schilderung des Werdens, Blühens und Vergehens des alten Rom von seinen ersten Anfängen bis zum Ende des weströmischen Reiches geht von einer Würdigung der geologischen Beschaffenheit und natürlichen Gliederung des Bodens der römischen Campagna aus. Sie verfolgt die Gründung und das Wachsen der ältesten Siedelungen mit ihren Bauten und Kultstätten, zeigt wie im Verlaufe der Republik und des Imperium sakrale und profane Bauten erstanden, die in Zeiten harter Not den Göttern gelobt oder großen Männern zur Ehr, der Stadt zur Zier errichtet waren, und welche Schicksale sie im Laufe der Jahrhunderte erlebten.

Reichillustrierter Verlagskatalog unentgeltlich und postfrei



Bauernhof im Kaisertal bei Kufstein (Tirol). Aus Machaček, Die Alpen.

Die Alpen. Von Privatdozent Dr. F. Machaček. 8°. 151 S. mit zahlr. Profilen und typischen Landschaftsbildern. Geh. M. 1.— In Originallbd. M. 1.25

„Ein Leitfaden, der in klarer und übersichtlicher Weise das unumgänglich Wissenswerte über unser Hochgebirge enthält und somit für jeden höchst willkommen." A. D. Mitteilungen des Deutschen und Österr. Alpenvereins. Nr. 22. 1908.

„Ein Meisterstück gedrängter, raumsparender Gliederung ist die übersichtliche Topographie der Alpen." Hermann Ludwig. Frankfurter Zeitung. Nr. 354. 1907.

Die Polarvölker. Von Dr. H. Byhan, Abteilungsvorstand am Museum für Völkerkunde, Hamburg. 8°. 160 Seiten mit zahlreichen Abbildungen auf Tafeln. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Inmitten einer eigenen Welt haben sich bei den zirkumpolaren Völkern jahrtausende alte gesellschaftliche Anschauungen und Gebräuche erhalten, die uns der Verfasser hier auf Grund langjähriger Forschung und eigener Anschauung erzählt. Wir lernen die natürlichen Lebensbedingungen dieser Völker kennen, ihre soziale Stellung, Sitten und Gebräuche, religiösen Vorstellungen, rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse, Werkzeuge und Waffen, Schmuck und Kleidung, Wohnung und Verkehrsmittel usw.

Volkswirtschaft und Bürgerkunde

Politik. Von Prof. Dr. Fr. Stier-Somlo. 8°. 172 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Eine Fundgrube von unentbehrlichen, allgemein-politischen Kenntnissen, die dadurch an Wert gewinnen, daß alle seine Darlegungen ebenso leichtverständlich gefaßt sind, wie sie wissenschaftlich tief begründet sind!" Reg.-Rat. Prof. Dr. A. Lotz. Preuß. Verwaltungsbl. Jg. 28. Nr. 41.

Volkswirtschaft und Staat. Von Prof. Dr. C. Kindermann. 8°. 128 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Mit Recht weist der Verfasser im Vorwort auf die Wichtigkeit des Verständnisses der Wechselwirkung zwischen Staat und Volkswirtschaft für unsere Allgemeinbildung hin. Sein Büchlein will vor allem über die verschiedene Stellung der Volkswirtschaft zum Staat im Laufe der Jahrhunderte orientieren. In seiner allgemeinverständlichen klaren Darstellung gibt es einen Einblick in die Mitarbeit der Volkswirtschaft an staatlichen Zielen, vor allem im Etatswesen und in die Mitwirkung des Staates an der volkswirtschaftlichen Tätigkeit, und zwar seine direkte durch Eigenproduktion, und seine indirekte durch allgemeines Ordnen und Pflegen und durch besondere Förderung einzelner Stände." Deutsche Literaturzeitung. Nr. 15. 1909.

Reichillustrierter Verlagskatalog unentgeltlich und postfrei

Der Mittelstand und seine wirtschaftliche Lage. Von Syndikus Dr. J. Wernicke. 8°. 122 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„In einem kleinen handlichen Bändchen . . . führt uns der sachverständige Verfasser in fast alle Fragen des Mittelstandes ein, die in den politischen und wirtschaftlichen Tageskämpfen zur Debatte stehen. Theorie und Praxis kommen dabei gleichmäßig zu ihrem Rechte. Wer sich über Lage und Statistik des Mittelstandes, seine Forderungen, seine Zukunftsaussichten, seine Entwicklung zum neuen Mittelstand und zahlreiche andere wichtige Probleme unterrichten will, dem gibt dieses praktische Büchlein erwünschten Aufschluß . . . Wir können das Bändchen aufs wärmste empfehlen." Whsn. Die Hilfe. 20. Dez. 1908.

Die moderne Frauenbewegung in ihren modernen Problemen. Von Helene Lange. 8°. 141 Seiten. Geheftet Mark 1.— Gebunden Mark 1.25

„Wer sich klar werden will über den organischen Zusammenhang der modernen Frauenbestrebungen, über die man so leicht, je nach zufälligen Erfahrungen, hier zustimmend, dort verdammend, urteilt, ohne sich zu vergegenwärtigen, daß eine die andere voraussetzt, eine mit der anderen in den gleichen letzten Ursachen zusammenfließt . . . . der greife zu diesem inhaltsreichen, trefflich geschriebenen Buche."

Elisabeth Gnauck-Kühne. Soziale Kultur. Dezember 1907.

Die moderne Großstadt u. ihre sozialen Probleme. Von Prof. Dr. A. Weber. 8°. 148 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Das vorliegende Büchlein erweist sich als klar und fesselnd geschriebener Führer durch die Großstadtprobleme. Der Verfasser führt den Leser durch das Familienleben und die Wohnungen der Großstadt, bespricht die Arbeitslosigkeit und Großstadtarmut und schildert die Aufgaben, die auf dem Gebiete der Volksbildung und Volksgeselligkeit noch zu lösen sind. Die Darstellung ist streng objektiv, Licht und Schatten sind gerecht verteilt." Dr. J. Moses-Mannheim. Zeitschrift für Schulgesundheitspflege. Nr. 5. 1908.

Unsere Kolonien. Von Wirkl. Legationsrat Dr. H. Schnee, Vortragender Rat im Kolonialamt. 196 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Der Leser findet hier vor allem das vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt Wesentliche, auf amtliches Material gegründete Angaben über den gegenwärtigen Stand der Besiedlung und der Plantagenwirtschaft, des Bergbaues, des Handels und der Eingeborenenproduktion, des Eisenbahnbaues, der Finanzen und der Verwaltungsorganisation unserer Schutzgebiete." Deutsches Kolonialblatt. Nr. 17. XIX. Jahrgang.

„Das klar und anregend geschriebene Buch ist hervorragend geeignet, weite Kreise in die Fragen unserer Kolonialpolitik einzuführen." Kieler Neueste Nachrichten. 16. August 1908.

Die Deutsche Reichsverfassung. Von Geh. Rat Prof. Dr. Ph. Zorn. 8°. 126 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Die vorliegende gemeinverständliche Schrift des hervorragenden Bonner Rechtsgelehrten macht den Leser in leichtfaßlicher klarer und prägnanter Darstellung mit dem Wesen der deutschen Reichsverfassung bekannt . . . Als willkommene Beigabe ist dem sehr zu empfehlenden, vom Verlage vorzüglich ausgestatteten und preiswerten Schriftchen ein kurzer Überblick über die Literatur des Reichsstaatsrechts angegliedert."

Literarisches Zentralblatt. Nr. 1. 1908.

Unsere Gerichte und ihre Reform. Von Prof. Dr. W. Kisch. 171 S. Gebunden Mark 1.25

„Ein prächtiges Büchlein, das Wesen und Aufgabe unserer Gerichte gemeinverständlich darstellt und zu den Reformfragen in so trefflicher, überzeugender und sachlicher Weise Stellung nimmt, daß ich es im Interesse des Ansehens und deren Organe gerne jedem Deutschen in die Hand geben möchte. Das Recht. Nr. 11. 1908.

Reichillustrierter Verlagskatalog unentgeltlich und postfrei

Musikwissenschaft

Grundriß der Musikwissenschaft. Von Prof. Dr. phil. et mus. Hugo Riemann. 8°. 160 S. Geheftet M. 1.— In Origbd. M. 1.25

„Ein phänomenales Büchlein — auf 160 Seiten eine zusammenfassende, in bewunderungswürdiger Übersichtlichkeit aufgerollte Darstellung der gesamten Musikwissenschaft, eine Enzyklopädie von nie dagewesener Konzentration eines ungeheuren Stoff- und Ideengebietes! Der berühmte Leipziger Musikgelehrte behandelt in dieser seiner erstaunlichen Arbeit den ganzen Komplex von Wissenschaften, die dienend oder selbständig bei ihrem Zusammenschluß die moderne Musikwissenschaft bilden . . . ."

F. Pf. Hamburger Nachrichten. Nr. 30. 1908.

Mozart. Von Prof. Dr. Herm. Freih. von der Pfordten. 8°. 159 S. Mit einem Porträt des Künstlers v. Doris Stock. Geh M. 1.— In Origbd. M. 1.25

„Kurz, wir haben hier einen vortrefflichen Wegweiser zum Verständnis Mozartscher Kunst, der uns Mozarts Bedeutung nicht nur in historischer Würdigung, sondern in unmittelbarem Gefühlsverständnis erschließt und uns befähigt, ihn nicht nur als Klassiker zu bewundern, sondern auch als Menschen liebend zu besitzen."

Die Schweiz. Nr. 25. 1908. 12. Jahrgang.

„. . . . . die wir allen denen auf das wärmste empfehlen, die des großen Meisters Kunst lieben und verehren, die ihm Stunden der Weihe und des Genusses verdanken. Sie ist eine der gediegensten Arbeiten von kleinerem Umfang, die uns auf diesem Gebiet bis jetzt unter die Hände gekommen sind."

E. Th. M. Nationalzeitung. Nr. 44. 1908.

Beethoven. Von Professor Dr. Herm. Freih. von der Pfordten. 8°. 151 S. Mit einem Porträt des Künstlers von Professor Stuck. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein populär gehaltenes Buch über einen gewaltigen Stoff zu schreiben, ist nicht so leicht, wie vielleicht der Laie glaubt; um so mehr ist von der Pfordten zu beglückwünschen: es ist ihm gelungen, wirklich für Leser aus den verschiedensten Kreisen zu schreiben und dabei doch dem großen Stoff die Treue zu halten. Jeder Beethovenfreund, sowie jeder Freund der Kunst überhaupt kann seine helle Freude darüber haben."

Dr. Egon von Komorzynski. Die Musik. 1. Aprilheft 1908.

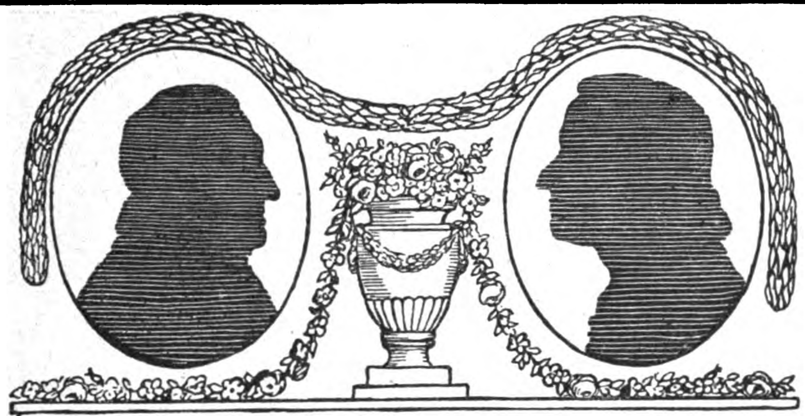
„Einen Wegweiser zu Beethovens künstlerischer und menschlicher Größe möchten wir dieses köstliche kleine Werk nennen. Es ist von einem geschrieben, dem es ernst ist mit der Kunst und der es verstanden, Beethovens titanische Größe zu würdigen. Der Leser findet hier nicht nur eine treffliche Charakteristik dieser gewaltigen Persönlichkeit, sowie eine kurze Erzählung seines Lebens, sondern vor allem eine wertvolle Einführung in seine Werke."

Die Instrumentalmusik. Nr. 10. 8. Jahrgang.

Richard Wagner. Von Dr. Eug. Schmitz. 175 Seiten mit Porträt. Geheftet Mark 1.— Gebunden Mark 1.25

Als äußere Einteilung liegen dem Buche die Hauptperioden in Wagners Leben zu Grunde. Durch psychologische, technische und historische Analysen sucht Verfasser seinen Lesern das Verständnis für des Meisters Werke zu erschließen. Nicht nur Wagner den Musiker, sondern Wagner den großen Dramatiker, dem sich Ton und Wort in gleicher Weise zur Verwirklichung seiner künstlerischen Ideen anbieten, weiß er uns nahe zu bringen, der in seiner genialen Doppelbegabung ein in der tausendjährigen Entwicklungsgeschichte unserer Kultur einzig dastehendes Phänomen ist.

Reichillustrierter Verlagskatalog unentgeltlich und postfrei



Buchschmuck aus Lienhard, Das klassische Weimar.

Literatur · Sprache

Unser Deutsch. Einführung in die Muttersprache. Von Geh. Rat Prof. Friedrich Kluge. 8°. 2. Aufl. 151 S. Geh. M. 1.— In Originallbd. M. 1.25

„In jedem der zehn Essays erkennen wir den hervorragenden Gelehrten, der hoch über der Sache steht, der überall aus dem Vollen schöpft und mit vollendeter Darstellungskunst die Ergebnisse ernster wissenschaftlicher Forschung in einer Form bietet, die jedem Gebildeten die Lektüre des Buches zu einer Quelle des Genusses macht."
Südw. Schulbl. Nr. 2. 1907.

Lautbildung. Von Prof. Dr. Sütterlin. 191 Seiten mit zahlr. Abbildungen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Jeder Lehrer einer lebenden Sprache muß sich wenigstens über die Grundtatsachen der Phonetik klar sein, wenn er eine richtige Aussprache der zu lehrenden Sprache in pädagogisch zweckmäßiger Weise seinen Schülern beibringen will . . . Eine ganz vortreffliche Orientierung bietet nun Sütterlin mit dem vorliegenden Büchlein, das aus Vorlesungen für Lehrer und Lehrerinnen hervorgegangen ist. Der behagliche Fluß der mündlichen Rede vereinigt sich mit Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung, so daß auch der Fernerstehende mit Verständnis folgen kann. Fremdartige wissenschaftliche Ausdrücke werden möglichst vermieden, gut gewählte und oft amüsante Beispiele aus dem Deutschen und seinen Dialekten unterstützen die theoretischen Ausführungen."
Marburg i. Harz. Univ.-Prof. Dr. Albert Thumb. Frankfurter Zeitung. Nr. 339. 1908.

Der Sagenkreis der Nibelungen. Von Prof. Dr. G. Holz. 8°. 132 Seiten Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Das ist ein ganz prächtiges Buch. Wer sich, sei es aus Neigung oder Pflicht, mit diesem tiefsten unserer nationalen Sagenstoffe beschäftigt, der greife zu diesem handlichen Führer, der in geistvoller Weise den geschichtlichen Grundlagen, den Wanderungen und Wandlungen des Stoffes nachspürt."
Schlesische Schulzeitung. Nr. 39. 1907.

Lessing. Von Geheimrat Prof. Dr. R. M. Werner. 159 S. Geh. M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

„Eine vorzügliche und zugleich eine mit der Gabe knapper und klarer Anweisung ausgestattete Führerin wird dabei R. M. Werners kurze Lessingbiographie sein. Auf 156 Seiten erhalten wir eine Fülle von Anregungen in stilistisch fein abgerundeter Form.
Geheimrat A. Matthias. Monatsschrift für höhere Schulen. Dezember 1908.

Reichillustrierter Verlagskatalog unentgeltlich und postfrei

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Das klassische Weimar. Von Friedr. Lienhard. 161 S. mit Buchschmuck. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Und das Herz kann einem warm werden, wenn man die stilistisch glänzende Ausführung liest. Ein vielbelesener Literarhistoriker redet, aber man erkennt zugleich den aus den Tiefen eines abgeklärten Selbst schöpfenden Poeten. Ein billiges aber ganz wundervolles deutsches Hausbuch." Leipziger Neueste Nachrichten. 24. Nov. 1908.

Heinrich von Kleist. Von Prof. Dr. H. Roetteken. 8°. 152 Seiten. Mit einem Porträt des Dichters. Geheftet Mark 1.— Gebunden Mark 1.25

„Wir verdanken dem Verfasser zunächst feinsinnige Analysen des Inhalts der Dramen und Novellen Kleists. Geschickt weiß er dabei viele Punkte, die uns in der Handlung unverständlich oder schwerbegreiflich erscheinen, zu erklären. Er weist nach wie hier verschiedene dichterische Pläne zusammengeflossen sind, wie dort persönliche Erfahrungen des Dramatikers oder fremde Einflüsse gewirkt haben ... Durch das ganze Werk aber zieht sich die Darstellung von Kleists eigener seelischer Entwicklung, erläutert an den Dichtungen und gestützt auf die Briefe, die uns als beste Quelle für Kleists äußeres und inneres Leben bequem zugänglich sind. Mainz. Dr. Chr. Waas. Südwestdeut. Schulblätter. Nr. 1. 1908.

Heinrich von Kleist.
Aus Roetteken.

Philosophie

Pädagogik

Die Weltanschauungen der Gegenwart in Gegensatz und Ausgleich. Von Prof. Dr. C. Wenzig. 8°. 158 S. Geh. M. 1.— In Origbd. M. 1.25

„Ein vortreffliches inhaltreiches Büchlein, mit wissenschaftlich-philosophischer Strenge geschrieben, das infolge seiner leichtverständlichen Darstellungsweise von einem größeren Publikum mit Erfolg gelesen werden kann. Der Verfasser stellt sich die Aufgabe, die Entwickelung der verschiedenen Weltanschauungen historisch-kritisch zu beleuchten und zu zeigen, wie die Gegensätze in ihnen durch falsche Anwendung an sich richtiger Prinzipien entstanden sind." J. Köhler. Archiv für die gesamte Psychologie. Bd. XI. 2

Rousseau. Von Prof. L. Geiger. 8°. 131 S. mit 1 Porträt. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Der Verfasser zeichnet in fesselnder, leichter Gesprächssprache das Leben und Schaffen des großen Franzosen, geht besonders auch den Personen und Einwirkungen nach, denen Rousseau manche Idee zu einem Teil verdankt; seine Schriften werden in kurzen Hauptskizzen geboten, seine Stellung zu Theater und Musik gewürdigt, die Frauen aus R.'s Umgangskreis genauer betrachtet, ferner sein Leben in seiner Zeit und seiner Stellung zu den Größen jener Epoche dargetan. Kurz es ist ein echtes Volksbuch, das uns gefehlt hat, und wird eine Lücke in der Volksliteratur ausfüllen." Die Hilfe. Nr. 3. 1909.

Reichillustrierter Verlagskatalog unentgeltlich und postfrei

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Naturwissenschaften · Physik · Technik

Form und Bau des Tierkörpers unter dem Einfluß der äußeren Daseinsbedingungen. Von Priv.-Doz. Dr. Eug. Neeresheimer. 140 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet M. 1.— In Origbd. M. 1.25

Verfasser führt uns in großen Zügen ein in den inneren Bau, die Entwicklung und die Lebensgeschichte der Tierformen, legt den Bau der verschiedenen Organe, ihre Funktionen und die Gründe für ihre Gestaltung dar, so daß wir die Zweckmäßigkeiten in der Natur, die Anpassungen und die Lebensbedingungen der einzelnen Arten verstehen lernen.

Die Säugetiere Deutschlands. Von Privatdozent Dr. Hennings. 174 S. mit zahlr. Abbildungen. Geh. M. 1.— In Originallbd. M. 1.25

„Diese Eigenschaften zu würdigen, scheint uns der Verfasser des vorliegenden Büchleins besonders berufen zu sein, denn er vereint die ganz gediegenen Kenntnisse des Zoologen mit dem liebevollen Blicke des Naturfreundes, der ein rein ideelles Interesse hat an der Erhaltung unserer Tierwelt, er unterläßt es aber daneben nicht, stets auch deren wirtschaftliche Bedeutung voll zu würdigen. So sind die in unserem Bändchen gegebenen Schilderungen nicht etwa trockene zoologische Beschreibungen, sondern aus dem vollen Leben geschöpfte Naturbilder, die in gleicher Weise den Forscher wie Laien, den Jäger wie den Naturfreund fesseln werden." Forst- u. Jagdzeitung. Nr. 5. 9. Jg.

Das Schmarotzertum im Tierreich und seine Bedeutung für die Artbildung. Von Prof. Dr. L. von Graff. 8°. 135 S. mit 24 Textfig. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Der schon vielfach behandelte Stoff findet hier von einem Meister wissenschaftlicher Forschung eine ausgezeichnete klare Darstellung, wobei besonders die allgemeinen Fragen, soweit es der beschränkte Umfang gestattet, eingehend berücksichtigt werden." Prof. Dr. R. Hesse. Monatsheft f. den nat. Unterricht 1908. Nr. 6.



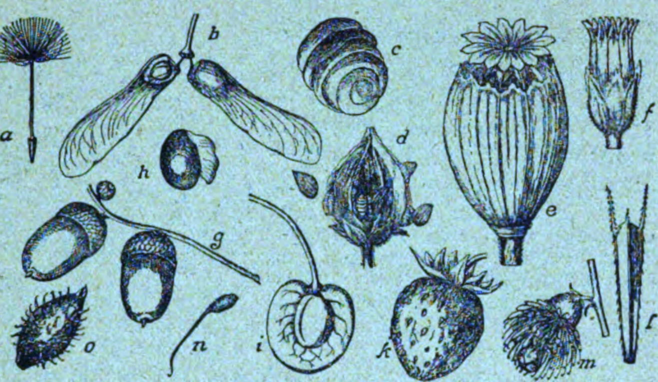
Verschiedene Vogelfüße. Aus Neeresheimer, Der Tierkörper.

Anleitung z. Beobachtung der Pflanzenwelt. Von Prof. Dr. F. Rosen. 158 S. m. zahlr. Abb. Geh. M. 1.— In Originalband Mark 1.25

Mancher hat Interesse für die Wunder der Pflanzenwelt, aber um tiefer in sie einzudringen, fehlt ihm der Führer. Ein solcher will dies Büchlein sein. An Hand zahlreicher Abbildungen leitet es den Leser an, zunächst die Erscheinungen der niederen Pflanzen zu beobachten, um dann in biologisch-historischer Betrachtung zu den immer komplizierteren Formen der höheren Pflanzen überzugehen, so daß sich zugleich der Leser durch eigenes Studium das Gebäude seiner Naturanschauung aufzubauen vermag.

Reichillustrierter Verlagskatalog unentgeltlich und postfrei

Pflanzengeographie. Von Dr. P. Graebner, Kustos am kgl. bot. Garten der Univ. Berlin. Mit zahlr. Abb. Geh. M. 1.— In Origbd. M. 1.25



Verbreitungsmittel der Früchte und Samen.
Aus Rosen, Anleitung zur Beobachtung der Pflanzenwelt.

Aus einer knappen Darstellung des ganzen Entwicklungsganges der Pflanzenwelt leitet Verfasser die jetzige Pflanzendecke der Erde ab und schildert daran anschließend die jetzt auf diese Pflanzendecke wirkenden ökologischen Faktoren: Wärme, Feuchtigkeit, Boden usw., durch deren Zusammenwirken dann die eingehend besprochenen eigenartigen Pflanzenvereine: Wüste, Steppe, Wald, Heide, Moor usw. zustande kommen.

Pflege der Zimmer- und Balkonpflanzen. Von Paul Dannenberg, Städt. Garteninspektor. 166 S. mit zahlr. Abb. Geh. M. 1.— In Origbd. M. 1.25

„Die klare, schlichte Darstellungsweise und der enorm billige Preis werden das Buch als Hausfreund in jeder Familie willkommen sein lassen. Lehrern und Lehrerinnen sei das Werk angelegentlichst empfohlen. Für jede Volks- und Schulbibliothek ein unentbehrlicher Ratgeber. Der Hausfrau wird es eine herrliche Weihnachtsgabe sein, von deren Studium die ganze Familie Nutzen ziehen wird." C. Göke. Preuß. Lehrerz. Nr. 290. 1908.

Befruchtung und Vererbung im Pflanzenreiche. Von Professor Dr. Giesenhagen. 8°. 135 S. mit 31 Abb. Geh. M. 1.— In Origbd. M. 1.25

„Der Verfasser hat es mit Erfolg versucht, ein tieferes Verständnis für das Entwicklungsproblem im Pflanzenreiche in seinem Zusammenhange mit der Befruchtung und Vererbung zu wecken .... Die Art der Darstellung wird das mit guten Abbildungen versehene Buch jedem für Naturwissenschaft Interessierten zu einer angenehmen Lektüre machen." Fühlings Landwirtschaftl. Zeitung. Nr. 20. 1908.

Phanerogamen (Blütenpflanzen). Von Prof. Dr. E. Gilg und Dr. Muschler 172 S. mit zahlr. Abbildungen. Geh. M. 1.— In Originallbd. M. 1.25

„Wer dies 172 Seiten starke Bändchen gelesen, wird den beiden Verfassern volle Anerkennung zollen müssen, daß sie es verstanden, auf so beschränktem Raume das gewaltige Gebiet der Phanerogamen so übersichtlich und erschöpfend zu behandeln. Auf eine kurze Einleitung über die wesentlichsten Gesichtspunkte der modernen Pflanzenkunde, die Geschlechtsverhältnisse, Befruchtung, Frucht und Samenbildung bei den Blütenpflanzen folgt die Schilderung der bedeutendsten Familien des Pflanzenreichs nicht nur der einheimischen Flora, sondern aus allen Gebieten der Erde."
Deutsche Gärtner-Zeitung. Nr. 12. 7. Jahrg.

Kryptogamen (Algen, Pilze, Flechten, Moose und Farnpflanzen). Von Prof. Dr. Möbius. 168 S. mit zahlr. Abbild. Geh. M. 1.— Geb. M. 1.25

„Die klare Darstellung wird durch gut ausgewählte Abbildungen auf das wirksamste unterstützt, so daß das Büchlein seinem Zwecke, den Leser leicht in die Welt der Kryptogamen einzuführen, vollkommen entspricht."
P. Magnus. Naturwissenschaftl. Rundschau. Nr. 3. XXIV. Jg.

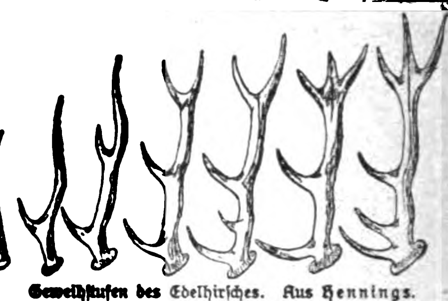
Reichillustrierter Verlagskatalog unentgeltlich und postfrei

Verlag von Quelle & Meyer in [illegible]

Die Bakterien und ihre Bedeutung im prakt. Leben.

Von Privatdozent Dr. H. Miehe. 8°. 144 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Es ist daher dem Buch die weiteste Verbreitung zu wünschen, namentlich ist es Landwirten, ferner den Nahrungsmittelgewerbetreibenden, Hausfrauen und Müttern, sowie Lehrern sehr zu empfehlen; auch dürfte es sich als Unterlage zu Vorträgen in Fortbildungsschulen vortrefflich eignen. Literarisches Zentralblatt für Deutschland. Nr. 8. 1909.



Geweihstufen des Edelhirsches. Aus Hennings.

Die vulkanischen Gewalten der Erde und ihre Erscheinungen.

Von H. Haas, Professor an der Universität Kiel. 8°. 146 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Mit den vulkanischen Gewalten der Erde, ihren Ausbrüchen, Entstehungsursachen usw. macht uns in vorliegendem Büchlein der Verfasser bekannt. Das Buch ist sehr interessant geschrieben und mit zahlreichen wohlgelungenen Abbildungen versehen. Auch den heißen Quellen, den Thermen, widmet der Verfasser eine anschauliche Besprechung, so daß wir es auch denen, die hierüber eine gemeinfaßliche Darstellung wünschen, bestens empfehlen können." Vulkan. Nr. 25. VIII. Jahrg.

Stecklinge im Wasser: Efeu, Oleander, Gummibaum. Aus Dannenberg.

Das Reich der Wolken und der Niederschläge.

Von Professor Dr. C. Kassner. 160 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Es wird behandelt, wie durch Verdunstung Wasserdämpfe in die Atmosphäre gelangen, wie die Luftfeuchtigkeit gemessen wird, wie die Bildung von Nebel und Wolken vor sich geht, was deren Form, Farbe, Höhe und Geschwindigkeit bedingt, wie Bewölkung und Sonnenschein durch Messung bedingt werden und wie die Bildung der Niederschläge erfolgt; eine Anleitung zur Berechnung und Messung der Niederschlagsmenge wird gegeben und die Niederschläge fördernder und hemmender Faktoren (Gebirge, Land, Meer, Wald usw.) untersucht.

Das Wetter und sein Einfluß auf das praktische Leben.

Von Prof. Dr. C. Kassner. 8°. 154 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Karten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Der Inhalt bietet mehr als der Titel verspricht. Es werden nicht nur die Naturgesetze, auf denen sich die Witterungskunde als Wissenschaft aufbaut, sachgemäß durchgenommen, sondern es wird auch gezeigt, wie sich die Wetterkunde als Zweig der Meteorologie historisch entwickelt hat und welchen großen Wert sorgfältige Aufzeichnungen über den Verlauf der Witterung für das öffentliche und private Leben besitzen." Naturwissensch. Rundschau. Nr. 50. XXIII. Jg.

Die Elektrizität als Licht- und Kraftquelle.

Von Privatdozent Dr. P. Eversheim. 8°. 129 Seiten mit zahlr. Abb. Geh. M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

„Heute ist das Verwendungsgebiet der Elektrizität ein so außerordentlich ausgedehntes, daß wohl ein jeder mehr oder weniger mit ihr in Berührung kommt. Elektrochemische Zeitschrift. Heft 7, 1907.

Reichillustrierter Verlagskatalog unentgeltlich und [illegible]

Hörbare, Sichtbare, Elektrische und Röntgen-Strahlen. Von Geheimem Rat Professor Dr. Fr. Neesen. 132 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Das vorliegende Werkchen ist vorzüglich dazu geeignet, uns dem Verständnis für die mannigfachen Formen, in welchen die Natur und insbesondere die Strahlung uns entgegentritt, näher zu bringen." Annalen der Elektrotechnik. Nr. 5. 1909.

Einführung in die Elektrochemie. Von Prof. Dr. Bermbach. 8°. 144 Seiten mit zahlr. Abbildungen. Geheftet M. 1.— Gebunden M. 1.25

Der Verfasser hat es verstanden, gemeinverständlich zu schreiben. Von der Sprache der Mathematik wird fast kein Gebrauch gemacht. Um so größeres Gewicht wird darauf gelegt, dem Leser die fundamentalsten Gesetze verständlich zu machen .... die jedem Leser an Hand zahlreicher klarer Figuren einen Überblick und Einblick in die neueren Theorien der Elektrochemie und ihre Anwendungen geben und zu weiteren Studien anregen." Zentralblatt für Pharmazie und Chemie. Nr. 25, VI. Jahrg.

Telegraphie und Telephonie. Von Telegraphen-Direktor und Dozent F. Hamacher. 8°. 150 S. m. 115 Abb. Geh. M. 1.— In Origbd. M. 1.25

„Die Ausdrucksweise ist knapp, aber klar; die Ausstattung des Werkes ist gut. Laien werden sich aus dem Buche mühelos einen Überblick über die Einrichtungen des Telegraphen- und Fernsprechbetriebes verschaffen können." Elektrotechnische Zeitschrift. Heft 44. 1908.

Kohle und Eisen. Von Professor Dr. Binz. 8°. 134 Seiten mit zahlr. Abb. und Tafeln. Geheftet M. 1.— In Originalleinenbd. M. 1.25

Es verdient größte Anerkennung, wie dieses enorme Gebiet auf dem zur Verfügung stehenden gedrängten Raume eine immerhin erschöpfende Darstellung gefunden, wobei selbst die geschichtliche Entwicklung der verschiedenen Industrien berücksichtigt und somit eines der wichtigsten Kapitel aus der Geschichte der Erfindungen und Entdeckungen behandelt wird." Deutsche Bergwerksztg. 27. Juni 1909.

Das Holz. Von Forstmeister H. Kottmeier, Dozent an der landwirtsch. Hochschule zu Berlin, Dr. F. Uhlmann u. Dr. B. Eichholz. Mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Das Bändchen will den Leser einführen in die natürlichen und technischen Eigenschaften des Holzes, seine Gewinnung und Verwendung, sowie seine Bedeutung für den Welthandel und die Industrie.

Die Rohstoffe der Textilindustrie. Von Geh. Regierungsrat Dipl.-Ingenieur H. Glafey. 144 S. m. zahlr. Abb. Geh. M. 1.— In Origbd. M. 1.25

Das mit einer großen Zahl von Abbildungen ausgestattete Bändchen behandelt die natürlichen und künstlichen Rohstoffe der Textilindustrie nach ihrem Vorkommen, ihrer Gewinnung und ihren physikalischen Eigenschaften, mit besonderer Rücksicht auf ihre Bedeutung für die Textilindustrie und auf die seit einer Reihe von Jahren sich mit Erfolg geltend machenden Bestrebungen, unsere Kolonien für die Gewinnung der textilen Rohstoffe mehr und mehr zu erschließen.

Unsere Kleidung und Wäsche in Herstellung und Handel. Von Direktor B. Brie-Berlin, Prof. Schulz-Krefeld, Dr. Kurt Weinberg-Charlottenburg. 136 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Man sieht aus dem ganzen Inhalt d. Buches, daß es ein Buch aus der Praxis ist, geschrieben v. Männern, die eingehende praktische Erfahrungen u. Kenntnisse haben ..... Die Darstellung ist von der ersten bis zur letzten Seite anregend und fesselnd ... Das Buch dürfte für die weitesten Kreise interessant und lehrreich sein." D. Confektionair. Nr. 13. 1909.

Reichillustrierter Verlagskatalog unentgeltlich und postfrei

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Gesundheitslehre

Lebensfragen. Der Stoffwechsel in der Natur. Von Professor Dr. F. B. Ahrens. 8°. 159 Seiten mit Abb. Geheftet M. 1.— Gebunden M. 1.25

„Ein höchst reichhaltiges Material ist hier in wenigen Kapiteln zusammengedrängt, zeigt sich aber so klar und verständlich dargelegt, wie das nur zu leisten vermag, we[r] sein Gebiet auf das Vollkommenste durchdringt und beherrscht.

Prof. Dr. Edmund O. v. Lippmann. Die deutsche Zuckerindustrie. Nr. 42. XXXII.

Der menschliche Organismus u. seine Gesunderhaltung. Von Oberstabsarzt und Privatdozent Dr. A. Menzer. 160 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Wie können wir unter den Bedingungen unseres heutigen Kulturlebens eine gesundheitsmäße Lebensweise führen?“ Diese für jedermann bedeutsame Frage sucht Verfass[er] in dem vorliegenden Buch zu lösen.

Unsere Sinnesorgane und ihre Funktionen. Von Privatdozent Dr. med. et phil. Ernst Mangold. 8°. 154 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Die Sinnesorgane sind die Pforten, durch welche die Außenwelt in unser Bewußtsein einzieht. Sie sind die Werkzeuge unserer Seele. Dies erhellt die Bedeutung des vorliegenden, die Ergebnisse der modernen Forschung verwertenden, durchaus gemeinverständlichen Buches, das Sehorgan, Gehörorgan, Geruchsorgan, Geschmacksorgan und Hautsinnesorgane unter Berücksichtigung der physiologisch-psychologischen Zusammenhänge behandelt.

Das Nervensystem u. die Schädlichkeiten des täglichen Lebens. Von Privatdoz. Dr. Schuster. 8°. 136 S. mit zahlr. Abb. Geh. M. 1.— In Originallbd. M. 1.25

„Verfasser belehrt in diesen sechs Vorträgen vortrefflich über den Bau des Nervensystems, über die Schädlichkeiten, denen es ausgesetzt und gibt beherzigenswerte Winke, es gesund zu erhalten. Von besonderem Interesse sind die Kapitel über die Schäden des Großstadtlebens und über Schule und Erziehung.“ Prager mediz. Wochenschrift. 1908. Nr. 16.



Zusammengedrück. Brustkorb. Aus Menzer.

Volkskrankheiten und ihre Bekämpfung. Von Privatdozent Dr. W. Rosenthal. 168 S. mit zahlr. Abb. u. Diagrammen. Geh. M. 1.— In Originalleinenbd. M. 1.25

Es werden die verheerendsten und besterforschten Seuchen, Cholera, Pest, Typhus, Diphtherie, Wechselfieber, Pocken und Tuberkulose nach ihren Ursachen, der Art ihrer Verbreitung und den erfolgreichsten Maßnahmen zur Verhütung und Heilung besprochen, die Mannigfaltigkeit der Übertragungswege, der Abwehrmittel und die Bedeutung öffentlicher, sozialer Maßregeln hervorgehoben und ein Überblick gegeben über die anderen, selteneren oder noch nicht so gut erforschten Infektionskrankheiten.

Die moderne Chirurgie für gebildete Laien. Von Geheimrat Prof. Dr. H. Tillmanns. 8°. 160 S. mit 78 Abb. u. 1 farb. Tafel. Geheftet M. 1.— In Origbd. M. 1.25

„Ein Buch wie das vorliegende kann der Anerkennung der Ärzte wie der Laien in gleichem Maße sicher sein. Es enthält genau so viel, als ein gebildeter Laie von dem gegenwärtigen Stand der Chirurgie wissen muß und soll, und es kann, wenn die darin enthaltenen Lehren auf fruchtbaren Boden fallen, dem Kranken nur Nutzen stiften.“ Klinische Wochenschrift. 1908. 3. Mai.

22 Reichillustrierter Verlagskatalog unentgeltlich und postfrei

C. G. Naumann, Leipzig.

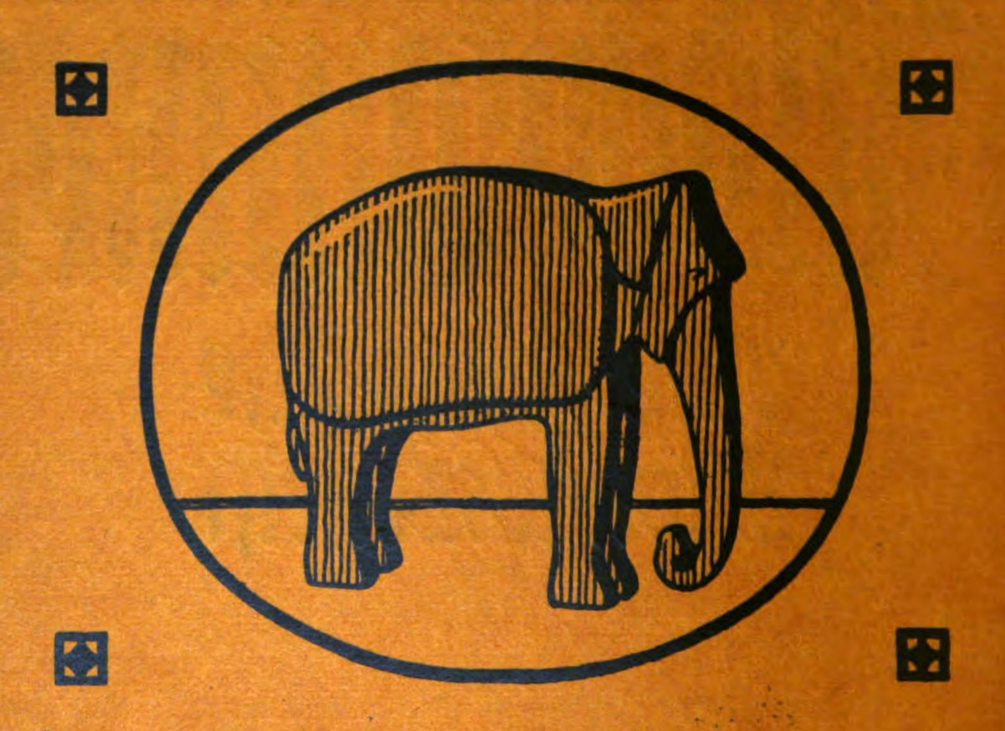
Die Güldenkammer

eine Bremische Monatsschrift

I. Jahrgang
Heft 3
Dezember 1910

Verlag: H. M. Hauschild Bremen

WEIHNACHTS
AUSSTELLUNG



BREMER SPIELZEUG
VEREINIGTE
WERKSTÄTTEN
F. KUNST I. HANDW. AG
BREMEN AM WALL 138

Die Güldenkammer

eine Bremische
Monatsschrift

Herausgegeben von:
S. D. Gallwitz Dr. G. F. Hartlaub Fritz Rassow
Dr. Hermann Smidt Dr. Konrad Weichberger

Verlag:
H. M. Hauschild, Bremen

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen
General-Vertrieb: Franz Leuwer, Bremen

1. Jahrgang Heft 3 Dezember 1910

Inhaltsverzeichnis.

Bezugsbedingungen.

Für Bremen: durch sämtliche Buchhandlungen. Preis: jährlich 10 Mk.; vierteljährlich 2 Mk. 50 Pfg.; Einzelheft 1 Mk.

Für auswärts: durch sämtliche Buchhandlungen. Durch die Postanstalten im Deutschen Reich: Preis jährlich 10 Mk. 50 Pfg. frei Haus; unter Kreuzband vom Verlag: Preis jährlich 11 Mk. 20 Pfg.; Einzelhefte 1 Mk. 10 Pfg.

Konsul Johann Smidt.

Eine Charakterstudie.

Eine unserer eigenartigsten Persönlichkeiten ist nicht mehr unter uns. Die Nachricht von seinem Tode hat viele, auch viele sich sonst nur selten und schwerfällig öffnende Lippen beredt gemacht. In allen Reihen unserer Bevölkerung empfindet man den Verlust für Bremen. Und mancher und manche fühlt noch lebendiger, heftig schmerzender: „Sie haben einen guten Mann begraben — und mir war er mehr." Was ist dieser Mann so vielen gewesen? Was ist er der Stadt gewesen? Worin bestand das Eigentümliche seines Wesens, das leiblich Entschwundene, ewig Unzerstörbare?

Johann Smidt war ein Mensch, der sich so nur in Bremen entwickeln konnte. Er entstammte einem Geschlecht, das sich in langer, schwerer Arbeit zu einem der angesehensten emporgearbeitet hatte. Als dem Bürgermeister Smidt aus der Ehe seines ältesten Sohnes, des damaligen Advokaten, späteren Richters der Enkel geschenkt wurde, 1839, befand sich der Großvater auf dem Gipfel seiner Macht. Der Glanz seines Namens hat sich während des Lebens des Abkömmlings erhalten. Man würde letzterem unrecht tun, wenn man ihn dem großen Vorfahren gleichstellen oder allzu nahe rücken wollte.

Eine Zeitlang schien es, als ob das Wort: Weh dir, daß du ein Enkel bist, — wieder einmal sich im unheilvollen eigentümlichen Sinne bewahrheiten sollte. Der Knabe war nicht nur ein „schlechter Schüler", sondern auch so schwer zu erziehen, daß er einer Oldenburger Familie in Pflege gegeben wurde. Das änderte sich mit einem Schlage, als der Junge ins praktische Leben, in die kaufmännische Lehre bei der Firma Louis F. Kalkmann & Co. kam. Jetzt hatte er den ihm zusagenden Boden gefunden. Zur großen Freude der Seinigen, auch des Großvaters, entwickelte er sich vortrefflich. Er wurde Kaufmann mit Leib und Seele und blieb es bis zu seinem Tode; noch wenige Stunden vor seinem Hinscheiden war er in seinem Beruf tätig. In Indien war es, wo er „in heißer Arbeit" den Grund zu seiner Lebenstätigkeit und zu seinem Wohlstande legte, zusammen mit Herrn Johannes Schröder das Geschäft Schröder, Smidt & Co. gründete. Damit war für ihn ein fester Rahmen geschaffen, der Boden für seine Unabhängigkeit, Sicherheit seines Auftretens, für die Möglichkeit, sich auch auf vielen anderen Gebieten zu betätigen.

Handel und Schiffahrt! Handel und Schiffahrt: das waren die Brennpunkte seines Lebens. Es sind bisher die Brennpunkte des Bremer Lebens gewesen und werden es hoffentlich noch recht lange bleiben. Hier sind die starken Wurzeln unserer Kraft. Johann Smidt war der echte Enkel seines gleichnamigen Vorfahren, des Gründers von Bremerhaven, sein Großvater hatte ihn selbst einmal mit nach dort genommen und war mit ihm in Hafen und Dock herumgeklettert. Kein Wunder, wenn er später mit besonderer Liebe an dem großartigen Ausbau der dortigen Verkehrseinrichtungen mitarbeitete. Er hatte seine Lehrlingszeit in einem Geschäft gemacht, das Rhederei betrieb. Er wurde später ein wichtiges Mitglied vom Aufsichtsrat des Norddeutschen Lloyd. Mit großer Liebe und in seiner gewohnten selbständigen Weise versah er viele Jahre hindurch die Rechnungsführung des Tonnen- und Bakenamtes und war ein sehr tätiger Rechnungsführer der Deputation für Häfen und Eisenbahnen.

Bremens Handel beruht zum großen Teil auf seiner Schiffahrt. Welchen Einfluß haben wir nicht dadurch viele Jahrhunderte auf den Norden gehabt, zur Zeit der Hansa und vorher. Und die zweite glänzende Entwickelung bremischer Schiffahrt setzte vor Smidts Geburt ein.—

Wie mit der Schiffahrt, so ist auch mit Bremens Handel sein Name verknüpft. Er hat eines der größten Bremer Häuser mitgeschaffen und mitgeholfen, daß der deutschen und ausländischen Industrie weite Absatzgebiete erobert wurden. Er war einer der erfreulichsten Vertreter gerade unserer Zeit: der Kaufmann ohne Furcht und Tadel. Das nüchtern Abwägende, das kühne Wagen, die schnelle Entschließung, der große Blick mangelten ihm nicht. Er verstand zu rechnen. Er überlegte häufig, was dies oder jenes, bei dem andere Sterbliche nicht an Kosten und Preis dachten, für einen Marktwert habe. Das waren oft recht lehrreiche Erwägungen. In alle Verhältnisse, in denen er zu tun hatte, suchte er zuerst eine gesunde Geldwirtschaft einzuführen. Er hatte oft genug erlebt, daß Ruhm, Genie, Liebe, Freundschaft, die man als ewige Größen angesehen hatte, zusammengebrochen waren, und daß alles verloren war, da auch die finanzielle Unterlage fehlte. Seinen nüchtern klingenden Mahnungen folgte man manchmal widerstrebend, um regelmäßig später zu erkennen, wie berechtigt sie gewesen und aus welch warmem Herzen sie gekommen waren. Es war für ihn als vorsichtigen Kaufmann ein Kummer, daß es nicht gelingen wollte, die Amortisation bei unseren Hafenanlagen einzuführen. Unser Freistaat wird in der Hauptsache in Selbstverwaltung vom Kaufmannsstande regiert. Das hat sich naturgemäß aus den gegebenen Verhältnissen entwickelt. Und es ist wohl nicht zum Schaden des Staates gewesen. Unsere kleine Stadt hat einen Weltnamen bekommen, der sie an die Millionenstädte heranrückt. Wer weiß, ob Hamburg und Bremen in Deutschlands Zukunft nicht noch eine ähnliche Rolle spielen werden, wie Augsburg und Nürnberg in Deutschlands Vergangenheit. Großzügiger Kaufmannsgeist tut dem neuzeitlichen Deutschland neben seinem starken Militär und Beamtentum, dem Bunde von Industrie und Landwirtschaft bitter not. Die natürlichen Stützpunkte für einen Zusammenschluß der deutschen Kaufleute sind Bremen und Hamburg, wo die Kaufmannschaft tonangebend ist.

Es konnte nicht ausbleiben, daß man einen Mann, der sich so erfolgreich bewährt hatte, auch in den Dienst des politischen Lebens zog. Johann Smidt hat sich niemals zu etwas gedrängt, er wurde immer von anderen dazu aufgefordert. Als man ihn in die Bürgerschaft wählen wollte, schwankte er, ob er dort die Stelle ausfüllen könne; als die Handelskammer ihn als Senatskandidaten aufzustellen beschlossen hatte, leistete er dem Ruf keine Folge. An den Verhandlungen in der Bürgerschaft nahm er nach seiner Wahl lebhaften Anteil. Nicht die eigentlich politischen, sondern die kommunalpolitischen und die sozialen Fragen interessierten ihn am meisten.

Und nun zur dritten Gruppe seiner Tätigkeit. Johann Smidt hat das Wort „sozial“ in seinem Leben nicht viel gebraucht. Er liebte tönende Worte nicht. Sein ganzes Leben ist jedoch von sozialer Arbeit in einem Maße erfüllt gewesen, wie man es nur selten findet. Die Fähigkeit und der Trieb zu helfen waren bei ihm unglaublich stark. Das hing mit keiner neuzeitlichen Theorie, mit keinem nachzuahmenden Muster zusammen, sondern es war eine elementare Kraft, die sich durch alle Verhältnisse hindurch ihren Weg bahnte. Wenn dieser Mann unablässig Gutes tat, so geschah es nicht aus religiöser Schwärmerei, nicht um sein Gewissen zu beruhigen, nicht aus Eitelkeit, nicht aus politischen Gründen, sondern ganz einfach, weil er nicht anders konnte. Selbstverständlich beteiligte er sich bei den verschiedensten bedeutenden gemeinnützigen Unternehmungen, besonders der Sparkasse. Aber darüber hinaus beschäftigte er sich vor allem mit den einzelnen Menschen. Er hatte ein ungemein lebhaftes Interesse für Menschen und menschliche Verhältnisse, er hatte ferner die Fähigkeit, Personen und Verhältnisse schnell richtig zu beurteilen und praktisch einzugreifen. Ja, warum sollte er nun nicht auch für die Menschen tätig sein? Und so wurde er dann für sie tätig, wenn es auch noch so viel Zeit, Mühe und Geld kostete. Es war alles bei ihm so selbstverständlich. Selbstverständlich auch, daß er oft genug keine Ruhe zum Mittagessen fand, weil er für

Hunger und Durst, Kleidung und Wohnung, Trocknung der Tränen und mehr bei anderen zu sorgen hatte. Es waren nicht allein die Armen, es waren hoch und gering, alle, die hilfsbedürftig waren, die eines Rates bedurften. Es ist im allgemeinen billig, Ratschläge zu bekommen. Seine Worte aber waren Goldes wert. Hinter seiner Meinung stand ein ganzer Mann, der mit der großen Kraft seiner Persönlichkeit die Sachlage durchdrungen und verarbeitet hatte, der alles so ansah, als ob es seine eigene Aufgabe sei, aller der Schwierigkeiten Herr zu werden. Und deshalb gingen die, die etwas auf dem Herzen hatten, immer wieder zu ihm und wollten allein mit ihm sprechen und verhandeln.

Es gibt Leute, die in der Öffentlichkeit unendlich tätig sind und für alle Fremden großes Interesse haben, darüber aber die Nächsten nicht zu ihrem Recht kommen lassen. Für Johann Smidt war die Familie der Mittelpunkt seines Seins. Seiner Frau, seinen Kindern, seinen Enkeln wollte er alles sein. Mit größter Liebe vertiefte er sich in das Wesen jedes einzelnen, ging auf alle Interessen und Wünsche ein. Hier fand er volles Glück, hier fand er die Kraft zu neuen Plänen, zu neuer Tätigkeit in der Vaterstadt und der Welt. —

Wenn wir bisher sein Wesen in der Hauptsache in seiner Tätigkeit zeigten, so seien unabhängig hiervon noch weitere Züge aufgeführt.

Johann Smidt gehörte nach dem Nordwesten Deutschlands. Er gehörte nach Bremen, der Stadt, von der sich statistisch nachweisen läßt, daß sie von keiner anderen in der Zahl der Einwanderer aus niedersächsischen Gebieten übertroffen wird. Jan Smidt war eine kleine selbständige Welt. Die Selbständigkeit seines Wesens, seines Empfindens, Denkens und Handelns war höchst bezeichnend für ihn. Das leuchtete so natürlich und kräftig aus allen seinen Lebensäußerungen hervor, daß es auch denen unvergeßlich blieb, die nur gelegentlich und kurz mit ihm zu tun hatten. Diese Selbständigkeit hatte im wesentlichen eine doppelte Wurzel. Sie beruhte einmal bewußt auf seiner Abstammung. Er fühlte sich als Glied einer der bekannten Familien des in Deutschland als vornehm angesehenen Bremens. Noch mehr als Mann eigener Schöpfung. In der Hauptsache hatte er durch eigene Kraft das errungen, was ihm später eine solche Stellung gab. In unserem republikanischen Gemeinwesen herrscht ja seit langem die schöne Überlieferung, daß weder Ehrenzeichen noch Orden, weder Rang noch Geburt den Anspruch auf Anerkennung und Verehrung sichern: jeder muß von der Pike auf dienen und seinen Wert durch andauernde Leistungen bewähren.

Dieser schlichte Mann, dem jedes gezierte, pathetische, akademische Denken und Sprechen fremd war, war durchaus originell. Er leitete nicht die Wasser anderer auf seine Äcker, er grub sich selbst seine Quellen. Deshalb war alles so frisch bei ihm. Deshalb hatten auch seine Worte, selbst wenn es abgegriffene, wenn es unschöne Wortbildungen waren, einen so lebendigen Klang. (Deshalb schadete ihm auch das Zeitungslesen so wenig.) Seine Schreib- und Sprechweise war schmucklos, manchmal schwerfällig, und voller Wiederholungen. Er selbst und seine Zuhörer wurden früher leicht verlegen, wenn er anfing, eine offizielle Rede zu halten. Aber wie änderte sich auch das im Laufe der Zeit. Man fühlte immer wieder, daß hinter dem vielleicht ungeschickten Wort eine sehr beachtenswerte Persönlichkeit stand. Und so hatte er schließlich das Ohr der Versammlung in höherem Maße als viele gewandte Redner. — Es war der Sieg des gesunden, nicht des platten Menschenverstandes, der seinen Lebensweg begleitete. Er war ausgesprochener Praktiker. Theorien waren ihm teilweise zu schwer verständlich, teilweise verdächtig. Oft genug zeigte es sich, daß die neuzeitlichen Theorien mit seiner Praxis auf das beste übereinstimmten. — Er war praktischer Bodenreformer, bevor er über die Theorie irgend etwas gehört hatte. Zu einer seiner allerwichtigsten, vielleicht zu seiner liebsten Lebensaufgabe gehörte die Schaffung von guten, billigen Wohnungen

für die nichtbesitzende Bevölkerung. Seit langem trat er unablässig für die Erwerbung von Staatsgrundstücken in großem Maßstabe ein. — Unmäßigkeit auf den verschiedensten Gebieten war ihm zuwider. Für geistige Getränke hatte er, obgleich er sonst auf die Auswahl von Speise und Trank Wert legte, keinen Sinn. Er hatte auch den Mut, das zu einer Zeit zu erklären und zu betätigen, als von der neuzeitlichen Bewegung für Mäßigkeit oder gar für Enthaltsamkeit noch keine Rede war.

Neben seiner Selbständigkeit seine Zuverlässigkeit! Er war eine grundehrliche Natur. Wenn es infolge widerstreitender Interessen auf seinen verschiedenen Arbeitsgebieten zu inneren Schwierigkeiten gekommen war, suchte er nach einem Ausgleich. Ließ er sich nicht finden, so vertuschte er nicht das Unvereinbare, sondern trat von dem einen oder anderen Ehrenamte zurück. — Es steht hierzu nicht im Widerspruch, daß er eine starke diplomatische Ader besaß. Klugheit und Ehrlichkeit verbanden sich bei ihm harmonisch. Wenn er im Interesse einer guten Sache einen anderen mal hinters Licht führen konnte, ohne daß eine Ungehörigkeit dabei unterlief, ohne daß er dabei weh zu tun brauchte, so machte ihm das persönlich ein ganz besonderes Vergnügen. Und wenn dann die Sache endgültig geregelt war, konnte er nachträglich wohl dem Herrn Gegner in seiner gutmütig-humoristischen Weise die Finten offenbaren, die er geschlagen hatte.

Nicht nur die diplomatischen, sondern auch die verwaltungstechnischen Fähigkeiten waren ähnlich wie bei seinem Vater und Großvater. Er ließ sich durch die Vorzüge der Menschen nicht blenden, nicht durch kleine Fehler abschrecken. Er verstand es, den richtigen Mann an die richtige Stelle zu setzen. Er verstand es, mit anderen zusammen zu arbeiten. Er unterschied Wesentliches von Unwesentlichem. Er hatte die Elastizität des Geistes, hundert laufende Angelegenheiten nebeneinander zu bearbeiten, verwirrte Fäden immer wieder ins Reine zu bringen, neben alten Sachen neue mit Frische aufzunehmen.

War er Aristokrat oder Demokrat? In gewissem Sinne beides. Er war groß geworden in der Glanzzeit des Liberalismus, er hatte es oft genug erlebt, wie viele Menschen und ihre Schöpfungen sich in der Sonne der Freiheit großartig entwickelt hatten. Freies Spiel der Kräfte! Freie Bahn den Fähigen! Das war so recht nach seinem Sinne. Er bewegte sich gern in den unteren wie den oberen Klassen der Bevölkerung. Er hielt streng auf Achtung vor den Nichtbesitzenden. Wenn in früheren Jahren der Sedanzug durch die Obernstraße an seinen dortigen Kontorfenstern vorbeikam und die Seinigen mit voller Hand die Blumen auf die Bekannten und Verwandten aus den höheren Schulen streuten, behielt er seine Blumen für die Volksschulen zurück und ermunterte die anderen, ihm darin zu folgen. Bei ihm machten Kleider, Reichtum und Ehren nicht den Menschen. Mit Höhergestellten sprach er offen und frei, wenn nötig rücksichtslos, mit den nicht so gut wie er gestellten rücksichtsvoll. Er hielt sich nicht für zu gering, die Armen und Bedürftigen in ihrer Wohnung aufzusuchen und mit ihnen alles zu bereden. So ist er denn mit Recht einer der volkstümlichsten Persönlichkeiten unserer Stadt geworden. Daß er bei seiner äußeren und inneren Schlichtheit ein durchaus vornehmer, edler, über dem Durchschnitt stehender Mensch war, merkte man deutlich, wenn man näher mit ihm zu tun hatte. Er vermied es sorgfältig, von einem Menschen Unbilliges zu verlangen, ihn auszunutzen. Freudig erkannte er auch die Vorzüge anderer an. Es kümmerte ihn wenig, wenn man in der Öffentlichkeit das, was er hinter den Kulissen gewirkt hatte, für den Erfolg des gerade die erste Rolle Spielenden ansah. Er liebte und haßte im allgemeinen ingrimmig, aber er trug nichts nach. Kritisierte man seine Schöpfungen scharf, so fühlte er sich nicht immer gleich sehr beschwert. Als einmal eine solche Kritik erschienen war und der Schreiber dieser Zeilen mit ihm über den Kritiker sprach, erfolgte die heitere Erwiderung: „Wenn er nur nicht Schmerzen hat,

ich habe keine." Wenn seiner vornehmen Natur kleinliche Eitelkeit fremd war, so konnte er sich doch herzlich über ihm entgegengebrachte Anerkennung, Sympathie, Neigung freuen. Man konnte ihn gerne verwöhnen, weil er nie unbescheiden wurde. Er hatte in hohem Maße die Kunst, zur rechten Zeit zurückzutreten, s'effacer wie der Franzose sagt, eine Eigenschaft, die der Rembrandtdeutsche auch bei einem Größeren, Rudolf von Bennigsen, hervorhebt, die man im Nordwesten manchmal sehr charakteristisch findet. Sein sicherer Instinkt sagte ihm, daß er die Fähigkeit, an ersten Stellen zu repräsentieren, nicht habe. Er ordnete sich gerne Höherbegabten unter. Weniger gerne Mehrheitsbeschlüssen. In der Theorie war er ja manchmal sehr demokratisch und für die Majorität, in der Praxis jedoch meist für die Autorität, häufig für die aufgeklärte Tyrannis von — Johann Smidt. Es ist das ein merkwürdiger Zug, der sich bei den republikanischen Mustermenschen dieser Familie in verschiedenen Generationen findet, und der wie alle menschlichen Eigentümlichkeiten von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet werden kann.

Sollen wir noch etwas bei ihm besonders betonen, so war es das Männliche seines Wesens. Er hatte eine „Felsennatur", wie ein langjähriger kaufmännischer Mitarbeiter von ihm sagte. Er war streng gegen sich und konnte es auch gegen andere sein. Energie, Fleiß, Ordnung, Pünktlichkeit, Nüchternheit, Schnelligkeit in Entschlüssen, Rücksichtslosigkeit wo es not tat, Ausdauer waren wesentliche Eigenschaften von ihm und für ihn. Der Eindruck der Männlichkeit wurde noch gesteigert dadurch, daß er für Kunst so gut wie kein Verständnis hatte. Er versuchte auch gar nicht, daraus ein Hehl zu machen, kam im Gegenteil häufig mit humorvollen Wendungen darauf zu sprechen. Den Sinn einer ästhetischen Kultur ihm auseinanderzusetzen, würde wohl ein vergebliches Bemühen gewesen sein. Frisia non cantat.

Es war in manchen Beziehungen eine eigentümliche Mischung verschiedener Elemente in seinem Wesen. Er war ein echter Plattdeutscher und sprach auch im Verkehr mit seinen gleichaltrigen Verwandten und mit kleinen Leuten mit Vorliebe platt, ein herrliches, unverfälschtes Platt. Aber er liebte nicht nur unser Volk, ebenso schätzte er die Engländer und Amerikaner. Er war ein guter Bremer Bürger, aber auch Weltbürger. Er war bewußt mit Kopf und Herz einer der Unseren geworden, nachdem er aus Indien hierher zurückgekehrt war. Aber auch in London oder New York würde er Wurzeln geschlagen haben, wenn ein unabwendbares Geschick es so von ihm verlangt hätte. — Er ging mit seiner Zeit und glaubte, daß die Welt sich immer mehr vervollkommne. Aber er hatte dabei eine starke Ehrfurcht und Liebe für die Vergangenheit, insbesondere für alte Bremer Zeiten. „Ältestes bewahrt mit Treue — freundlich aufgefaßtes Neue." — Von Optimismus war sein Wesen erfüllt, von einem schaffenskräftigen Optimismus, der oft genug andere mit sich fortriß, der aber auch die Grenzen des Erreichbaren fühlte und nicht blind wurde. Wenn er, der den Menschen viel Vertrauen entgegengebracht hatte, natürlich auch manchmal getäuscht worden war, so hatte ihn das doch nicht in seiner Sinnesart erschüttert. Auf der anderen Seite hatte er viel Verständnis für Leid und Schmerzen, ein merkwürdig starkes Gefühl für Gefahren und Unglück. Schicksalsschläge im engsten Kreise waren ihm nicht erspart geblieben. — Dieser Mann, dessen Empfinden und Handeln so gesund, kräftig, in mancher Beziehung derb war, hatte dabei eine große Zartheit, eine keusche Empfindlichkeit des Gemüts. Er war eine schlichte Natur, keine ganz einfache, seine Neigungen und Abneigungen waren stark entwickelt. — Sein Gottesglaube war freudig, demütig, unerschütterlich. Die dogmatischen Fragen interessierten ihn nicht.

Es war in mancher, jedoch nicht in jeder Beziehung zu einem harmonischen Ausgleich seiner Wesenskräfte gekommen. Nicht in jeder Lebenslage fand er leicht das innere Gleichgewicht. Bei schweren, zuweilen auch schon bei leichteren Erschütterungen rumorte

es gewaltig in ihm. Und dann polterte es wohl mal heraus, und das Stück eines Gedankens oder Wortes fuhr dem, der unglücklicherweise anwesend war, an den Kopf, daß ihm Hören und Sehen verging.. Man merkte aber regelmäßig bald schon, daß es nicht so böse gemeint war. —

Leben heißt kaufen, kaufen heißt herrschen, das wäre ein Spruch nach Smidts Sinne gewesen. Er fühlte sich stolz als bedeutender Kaufmann, als Mitherrscher in seiner Vaterstadt. Aber er sah sich dabei immer als Diener des Gemeinwohls an, als Glied der großen Staatsfamilie, von deren Wohlergehen das Wohlergehen eines jeden einzelnen abhängt. Es war für ihn die größte Freude, wenn er seinen hiesigen und fremden Zuhörern auseinandersetzen konnte, wie sich die Arbeiterlöhne in Bremen in den letzten Jahrzehnten gehoben hätten. Wieviel höher sie hier als in vielen anderen Gegenden Deutschlands seien! Und wie sie sich noch weiter heben müßten! Er sprach nicht viel von der Begehrlichkeit der Massen, desto mehr von ihrer Kaufkraft. In seinem Elternhause hatten in seiner Jugend so einfache Verhältnisse geherrscht, daß er und seine Geschwister nur im Winter, aber nicht im Sommer Strümpfe hatten tragen können. Er freute sich von Herzen, daß die meisten Arbeiterfamilien es nun insoweit besser als er in seiner Jugend hatten. Es ist ohne weiteres klar, daß solche Männer wie Smidt die festesten Stützen eines jeden Gemeinwesens sind. Eine Stadt mit solchen Bürgern erscheint unüberwindlich. Wenn alle so dächten und handelten, alle mit solcher Kraft und Liebe ihre Pflicht als Einzelwesen und Staatsbürger täten, so erschiene eine solche Zerrissenheit, wie wir sie jetzt tagtäglich erleben, undenkbar. Die großen Einrichtungen des Staates, wie Handel und Schiffahrt, Technik, Rechtspflege, Verwaltung, Schule, Kunst und Wissenschaft können einem wie gewaltige Quadern erscheinen, aus denen ein großartiger Bau aufgeführt werden kann. Sie können aber leicht abgetragen und zerstört werden, wenn sie nicht durch Mörtel, durch die Arbeit der im Sinne des Gemeinwohls Tätigen zu einer untrennbaren Einheit zusammengefestigt werden. Gebe Gott, daß wir immer eine große Zahl solcher Staatsbauleute haben! Gebe Gott, daß sie immer Verständnis und Mithilfe in allen Klassen unserer Bevölkerung finden! In unserem Gemeinwesen ist ja einer so sehr auf den anderen angewiesen. Die Grenzen der öffentlichen und privaten Tätigkeit gehen ja hier vielfach ineinander über. Johann Smidt, der Enkel, ist ein leuchtendes Beispiel dafür, was ein Mann in unserer Stadt auch ohne überragende Geistesgaben leisten kann. Es gibt keine Gleichheit der Menschen, aber es gibt einen gleichen Wertmesser für die Leistungen! Wenn jeder aus den ihm vom Geschick verliehenen Kräften das Beste macht, die höchste ihm erreichbare Leistung erzielt, so hat er die Pflicht vor den Menschen und Gott getan, „sein Leben herrlich vollendet". —

Indem wir Abschied nehmen, wird unser Schmerz neu. Wir wissen, daß so einer, wie er war, den meisten von uns nicht wieder geschenkt wird. Ein Verlust, den ein Staat, eine Stadt durch den Tod eines solchen Bürgers erleidet, ist anders. Er kann ersetzt werden. Und so sehen wir uns fragend um, wie viele seiner Art noch da sind, oder wie viele Zeichen ihrer künftigen Art gegeben haben. — — Doch laßt uns noch einmal zu ihm, zu seiner immer bejahenden Lebensauffassung, zu seinem unzerstörbaren Vertrauen auf die Zukunft zurückkehren! Laßt auch uns auf die Kraft unseres Volkes, unseres Stammes, unserer Stadt vertrauen! „Steht nicht länger tiefgebeugt — denn der Boden zeugt sie wieder — wie er sie von je gezeugt!"

Hermann Eggers.



Der Mensch im Banne seiner tierischen Vergangenheit.*)

Seit der Ausbildung der exakten Methoden der modernen Bakterienlehre durch Robert Koch, wodurch alle Fehlerquellen der Beobachtung ausgeschlossen werden können, hat sich zeigen lassen, daß niemals Leben aus unbelebten Stoff entsteht, nur Leben aus Leben — „omne vivum ex vivo“.

Wir gelangen hiermit an eine vollständige Schranke unserer Erkenntnis und damit an die Grenze der Wissenschaft. Nur das kann Gegenstand der Forschung sein, was wir mit unsern Hilfsmitteln in Angriff nehmen können. Vielleicht verschiebt sich einst diese Grenze, aber vorläufig läßt sich die Möglichkeit, jemals der Entstehung der Lebens auf unserer Erde auf die Spur zu kommen, ebensowenig absehen, wie die Möglichkeit, daß wir jemals uns über die enge Grenze unseres Weltkörpers erheben oder auch nur mit Bewohnern anderer Planeten uns in Verbindung setzen können. Es wäre freilich sehr kurzsichtig, zu meinen, daß nur unser kleiner Weltkörper den Vorzug haben sollte, Leben zu besitzen; das Problem der Entstehung des Lebens braucht gewiß nicht auf die Erde beschränkt zu werden. Damit aber gelangen wir zu den Fragen nach der Stellung des belebten Materials zum unbelebten und nach dem Ursprung des Lebens überhaupt. An diese Grenze unserer Erkenntnismöglichkeit muß der gewissenhafte Gelehrte halt machen und das Eingehen auf ein Gebiet ablehnen, auf dem er mit bestem Willen dem wißbegierigen Laien nicht mehr als Führer dienen kann.

Die Lösung der Welträtsel ist nicht unser Gebiet. Der furchtbare Zwiespalt, daß unser Geist zwar die Unendlichkeit nicht begreifen, zugleich aber eine Endlichkeit sich auch nicht vorstellen kann, muß uns eine Mahnung sein, daß wir niedere Wesen sind, gefesselt an den Zeitbegriff — Entwicklungsprodukte, die den Stempel ihrer Vergangenheit an Körper und Geist so fest aufgedrückt erhalten haben, daß sie sich nicht davon losmachen können.

Nicht zum Hochmut verleitet die nene Lehre, nein, zur Bescheidenheit. Nicht als ein Ideal hervortagendster Vollendung und Zweckmäßigkeit erscheint der menschliche Organismus bei der kritisch-historischen Prüfung, wohl aber als ein seltsames Gemisch von „hohen“ und „niederen“ Zuständen, von guten, zweckmäßigen und höchst seltsamen, teilweise direkt unpraktischen Einrichtungen.

Die oberflächliche Betrachtung freilich führt zunächst zu der Anerkennung, daß der menschliche Organismus ein Wunder von Zweckmäßigkeit sei. Besteht derselbe doch, wie das griechische Wort *ὄργανον* = Werkzeug besagt, aus Teilen, die für das Ganze etwas leisten und die unabhängig vom Ganzen nicht existieren könnten. Darin liegt ja das Wesen des „Organischen“ — in diesem gegen-

*) Es ist uns gelungen, eine Anzahl von naturwissenschaftlichen Artikeln des bekannten Anthropologen zu erwerben, die, obwohl jeder einzelne für sich etwas Abgeschlossenes darstellt, als Gesamtheit einen Überblick über die Entwicklungsgeschichte des Menschen bis zu den Ergebnissen der neuesten Forschungen geben.

seitigen Abhängigkeitsverhältnis des Ganzen von seinen Teilen und umgekehrt —, in dieser Unteilbarkeit (lat. Individualität) im Gegensatz zum unbelebten oder „Anorganischen“. Wie schon der Römer Menenius Agrippa getan, vergegenwärtigt man sich das Wesen des Organismus am besten durch die Vergleichung mit einer staatlichen Gemeinschaft von menschlichen Individuen, von denen die einzelnen Gruppen sich zu verschiedenartigen Leistungen für das Ganze zusammengeschlossen haben, wofür ihnen wiederum der Schutz gegen äußere Gefahren durch den Staat garantiert wird.

Die Wahl verschiedener Berufsarten bedingt eine Arbeitsteilung, eine Spezialisierung, und diese kommt dem Ganzen zu gut, im Staat und im Organismus. Tritt irgendwo eine Störung ein, so leidet das Ganze mit.

In vieler Hinsicht erinnert der Organismus an einen Mechanismus, besonders durch seine Bewegungswerkzeuge, die Muskulatur, die am festen Gerüst oder Skelet (von griechisch σκέλετον — die meist gebrauchte Schreibweise Skelett ist ganz falsch!) ihren Ansatz finden. Wie die Maschine Stoff verbraucht, der ersetzt werden muß, so vollzieht sich auch im Organismus ein Verbrennungsprozeß unter dem Einfluß des Sauerstoffes der Luft. Nicht nur der Darmkanal, der die Ersatzstoffe aufnimmt, dient zur Verarbeitung der Nahrung, sondern auch die Kanalsysteme der Blut- und Lymphbahnen, die das Material den einzelnen Teilen zuführen.

Der Lebensprozeß erzeugt aber auch Abfallstoffe, deren Verweilen im Körper direkt schädlich wirken würde. Ausscheidungswerkzeuge oder Exkretionsorgane beseitigen dieselben. Mit ihnen verknüpft sind Werkzeuge, die über das Individuum hinaus Bedeutung haben, die die Keime zur Fortpflanzung enthalten.

Die Einheitlichkeit des Organismus wird gewahrt durch ein Überwachungssystem, das wir unserem Telegraphennetz vergleichen können, verbunden mit Stationen der Kontrolle von verschiedenen Stufen der Verantwortlichkeit. Die Regierung des Zellenstaates hat in der Rinde unseres Gehirns ihren Sitz, sie ist das Intelligenzwerkzeug, verbunden mit den Außenstationen der Sinnesorgane.

So sehr nun auch die Zusammenfügung aller dieser Teile und die vielfach deutliche Exaktheit ihrer Leistungen dem Laien die Idee eines Prinzips der Zweckmäßigkeit erwecken mag, so muß doch der Naturforscher diese Bezeichnung etwas dämpfen durch den Hinweis darauf, daß der kritische Blick doch manches Unvollkommene entdeckt. Zunächst fällt auf, daß sich Teile nachweisen lassen, die tatsächlich nichts für das Ganze leisten, obwohl sie es ihrem Bau nach könnten, sodann entdeckt das wissenschaftliche Auge Einrichtungen höchst seltsamer Art, denen eine Leistung nicht nachgewiesen werden kann, die aber unter Umständen sich in geradezu störender, zum Teil direkt zerstörender Weise bemerkbar machen. Das eine läßt sich jedenfalls ohne weiteres konstatieren: direkt zu dem betreffenden Zweck in einer bestimmten Form

geschaffen sind die Teile nicht, sonst wäre jede Störung ausgeschlossen; sie haben sich vielmehr im Laufe der tierischen Vorgeschichte in einer bestimmten Weise entwickelt und vieles, was gegenwärtig sonderbar erscheint, wird verständlich, wenn man die betreffenden Einrichtungen im Lichte der Vorgeschichte prüft.

An einem vollkommenen Organismus dürften Teile ohne Leistung, die also im strengen Sinne keine Werkzeuge sind, gar nicht vorkommen. Muskeln, die sich nicht bewegen, haben ihren Zweck verfehlt. Tatsächlich besitzen wir solche, teils konstant, teils als gelegentliche Vorkommnisse.

Nur wenige Menschen können mit ihren Ohrmuscheln wackeln, und wenn sie es tun, so hat es keinen Zweck. Nun sind bei jedem Menschen mehrere Muskeln am äußeren Ohr vorhanden, die bei besserer Leistungsfähigkeit imstande sein würden, die Ohrmuschel nach verschiedenen Richtungen einzustellen, wie man es an jedem Droschkengaul beobachten kann, ja es findet sich sogar die Andeutung der Möglichkeit, die Ohrmuschel zusammenzufalten und den äußeren Gehörgang zu verschließen, eine Fähigkeit, die bei vielen tauchenden Säugetieren dazu dient, das Eindringen des Wassers zu verhindern. Ein sogenannter Halbaffe stopft sich selbst bei der Nachtruhe das Ohr zu. Wie nützlich könnte uns im Getriebe der Großstadt diese Fähigkeit werden, aber leider haben wir sie verloren.

Die Muskeln des äußeren Ohres zeigen uns ein treffliches Beispiel für Einrichtungen, die einmal im Gebrauch waren, es aber nicht mehr sind. Wir nennen solche Dinge „Reste“ (lat. Rudimente) und man spricht von rudimentären Organen. Es läßt sich vielfach nachweisen, daß derartige Gebilde allmählich ganz verschwinden, aber andererseits überdauern sie lange die Periode ihrer Aktivität. Manche tauchen nach dem von Darwin erkannten Vererbungsgesetz des Atavismus, des Ahnenrückschlags, gelegentlich wieder auf.

Daß der Mensch einmal in seiner Vorfahrenreihe einen äußeren Schwanzanhang besessen hat, ist außer Frage. Auch heute besitzt seine Wirbelsäule noch eine entsprechende hintere Verlängerung, die gar nicht unbeträchtlich ist. Man bemerkt nur nicht viel von ihr, weil das Steißbein, d. i. die Schwanzwirbelsäule (gewöhnlich aus 4—5 rudimentären Wirbeln gebildet), nach vorn eingekrümmt ist, etwa so, wie wenn ein Hund seinen Schwanz „einzieht“. Beim menschlichen Keim ist dieser Schwanz noch verhältnismäßig ansehnlicher und es sind eine ganze Anzahl von Fällen sicher beglaubigt, wo auch äußerlich ein Schwanzanhang bestehen geblieben ist (wobei im einzelnen sich große Verschiedenheiten zeigten bezüglich Ausbildung einer Skeletachse und bezüglich Beweglichkeit).

Es ist begreiflich, daß solche „abnormen“ Zustände namentlich in der Zeit des Mittelalters Gegenstand der bösesten abergläubischen Neugierde waren und als Zeichen des Umganges mit dem Teufel gedeutet wurden!

So ist die tierische Vorgeschichte schon manchem verhängnisvoll geworden. Aber auch rein körperlich knüpfen sich vielfach Gefahren an diese

alten tierischen Reste, indem sich gerade im Anschluß an dieselben krankhafte Zustände entwickeln. Wir werden uns gewiß hüten müssen, manche dieser Gebilde als gleichgültig anzusehen, nur deshalb, weil wir vorläufig ihnen eine Leistung nicht zuschreiben können. Daß sie nicht entbehrlich sind, zeigt sich vielfach erst dann, wenn sie irgendwie eine Beschädigung erfahren. Jene Anschwellung am Hals, die man Kropf nennt und die in einer Vergrößerung der „Schilddrüse" besteht, glaubte man früher ohne weiteres aus ästhetischen Gründen fortschneiden zu dürfen. Da zeigte sich, daß die Entfernung dieses Gebildes, dem man auch keine Leistung zudiktieren konnte, einen höchst nachteiligen Einfluß auf das Gehirn äußerte. Ließ man aber auch nur einen Teil der Drüse im Körper, so fielen die schädlichen Folgen fort.

Die Schilddrüse ist ein uraltes Organ unserer Vorzeit. Wir können vergleichend anatomisch verfolgen, daß sie mancherlei Wandlungen durchgemacht hat und daß sie mit einem Werkzeug zusammenhängt, das noch heute bei manchen Fischen für die Mundhöhle Bedeutung besitzt. Bisweilen mündet auch beim Menschen diese Drüse hinten auf der Zunge aus, von woher sie sich entwickelt. Deutet dieses Werkzeug auf jene fernen Zeiten hin, in denen unsere tierischen Ahnen noch im Wasser lebten, so mahnen uns andere Einrichtungen in der Nähe der Schilddrüse noch viel eindrücklicher daran, daß wir einst Kiemen besessen haben wie die Fische. Nicht nur, was sich sehr einfach zeigen läßt, daß unser ganzer Kehlkopf aus Kiemen-Skelet entstanden ist, daß unsere äußere Ohröffnung und die Röhre, die die Paukenhöhle mit dem Rachen verbindet (die eustachische Röhre) eine Kiemenspalte darstellt — nein, noch viel spezieller und fester knüpft sich das Band zwischen uns und den Fischen durch einige winzige Körperchen, die neben der Schilddrüse und dieser angelagert sich finden. Diese kleinen Gebilde, die überhaupt erst seit einigen Jahren beachtet worden sind, entwickeln sich aus den Kiemenspalten, sowohl bei Fischen als auch bei allen Landtieren, den Menschen einbegriffen, die während ihres Lebens im Mutterleibe Kiemenspalten besitzen. Eine Zerstörung dieser kleinen, unscheinbaren Kiemenkörperchen ruft beim Menschen unbedingt furchtbare, zum Tode führende Krämpfe herbei. Bei Verletzungen am Halse, die äußerlich kaum bemerkbar, dennoch tötlichen Ausgang zur Folge hatten, ist wohl lediglich die Schädigung dieser kleinen, noch nicht erbsengroßen Gebilde gewesen, die den Tod herbeiführte.

Was für eine Leistung die Kiemenkörper für den Organismus verrichten, ist bisher nicht einmal bei Fischen ermittelt; wir können nur den Rückschluß machen, daß sie irgendeinen Schutzapparat für den Körper darstellen, vielleicht einen Stoff ausscheiden, der Körpergifte, die sich beim Stoffwechsel bilden, paralysiert, sonst könnte der Ausfall dieser Organe nicht eine so furchtbare Wirkung haben.

Es gibt eine ganze Reihe solcher rätselhafter Gebilde in unserem Körper. Die ältere Wissenschaft mied die Beschäftigung mit denselben, die

moderne Forschung stellt sie mit Recht in den Vordergrund, weil sie die Erkenntnis des Zusammenhanges der Vorgänge im Körper miteinander am meisten beleuchten. Welche sonderbaren Beziehungen sich da ergeben, zeigen z. B. die „Nebennieren", die nur wegen ihrer Nachbarschaft mit den Nieren diesen Namen erhalten haben. Was diese Gebilde im normalen Körper tun, wissen wir nicht. Die Erkrankung derselben aber führt zu einer eigentümlichen bronzefarbigen Verfärbung der Haut (Addisonsche Krankheit), worauf unabweisbar der Untergang erfolgt. Von anderen „rudimentären" Organen wissen wir genau, was sie einst bedeuteten. So war der Blinddarm einst eine beträchtliche Anhangbildung des Darmkanals und diente zur Aufspeicherung pflanzlicher Stoffe, die in ihm nicht verdaut, wohl aber durch Beihilfe parasitischer Keime zersetzt wurden. Jetzt ist ein Teil dieses Anhangs zu einem Abschnitt des „Dickdarms" geworden, ein Teil aber hängt als „wurmförmiger Fortsatz" am Darm, gegen dessen Hohlraum er meist abgeschlossen ist. Dieses unansehnliche Gebilde ist sehr reizbar und bei Störungen der Darmtätigkeit neigt es zur Entzündung, die oft genug tötlichen Ausgang nimmt. In neuerer Zeit hat sich die Zahl dieser Todesfallursachen bedeutend vermehrt, jedoch nur scheinbar, da man früher den wahren Sachverhalt nicht so genau kannte.

Der Chirurg ist bestrebt, den Menschen von diesem unangenehmen Erinnerungsstück an die tierische Vorgeschichte möglichst rasch zu befreien, sobald sich Störungen an demselben zeigen. Seltsamer dürfte es den nicht fachmännisch Gebildeten berühren, zu hören, daß wir Sinnesorgane in unserem Kopfe haben, die nicht mehr funktionieren — ein Auge, das im Laufe unserer Vorgeschichte erblindet ist, sowie eine Art Geruchsorgan, das einst in die Mundhöhle sich öffnete! Unser altes Scheitelauge, das einst an der Schädeloberfläche herauskam, wie es noch heute bei manchen Reptilien sich findet (z. B. unserer Blindschleiche) ist ein sehr ehrwürdiger Besitz, dessen hohes Alter und einstige Größe man dem kleinen, am Gehirn sitzenden erbsengroßen Gebilde schwerlich anmerkt. Es war vielleicht das älteste Sinnesorgan, das wir überhaupt erworben hatten, längst, ehe die paarigen Augen sich bildeten, ein Erinnerungsstück aus der Zeit, als unsere Ahnen noch zarte Meeresbewohner waren. Die ganze Bildung unseres Gehirns ist nicht zu verstehen ohne diesen oberen Hirnanhang (Epiphysis), dem an der Unterfläche ein unterer oder Hypophysis entspricht. Sein Zusammenhang mit der Mundhöhle ist noch beim Embryo vorhanden; Störungen dieses Gebildes haben sehr merkwürdigen Einfluß auf das Wachstum, scheinen mit übermäßiger Vergrößerung mancher Körperteile in geheimnisvollem Konnex zu stehen!

Diese Beispiele werden genügen, um zu zeigen, daß wir keine idealen, als solche nach einem Zweckmäßigkeitsplan hergestellte Schöpfungen sind, sondern daß wir einen unendlichen Wust von Vorfahren-Erlebnissen und zum Teil bereits wieder verlorene Errungenschaften mit uns schleppen. Prof. Dr. H. Klaatsch.

Festzeit in Rom.

I.

Advent.

Adventsstimmung liegt über der Campagna, Sehnsucht nach etwas Kommendem, Lichtem. Nicht unsere deutsche, die der fast zweitausendjährigen Nacht des Heils entgegengeht über knirschenden Schnee, unter nordischem Sterngefunkel hin, sondern die uralte, heidnische Frühlingssehnsucht. Sie, die in lauen, dunklen Nächten nicht schlafen kann, die als klagende Aphrodite suchend durch Lorbeerhain und Olivenwald irrt und um die Grabstelen und Steinkolosse der Campagna schweift, in der Finsternis nach dem Verlorenen rufend: „Adonis! Adonis!“ — — Die als müder Windhauch im welken Grase flüstert: „Blühe! blühe wieder, Campagna!“

Aber die stumme Riesin Campagna streckt sich zu Füßen der ewigen Roma unter fahlen Schleiern zum Horizont hin und schläft. Ihre Sohlen stemmt sie an die rosavioletten Albanerberge und den Ellbogen gegen die lichtblauen der Sabina. Es ist ein solches Hoffen und Harren in dieser mächtigen, einförmigen Steppe, daß es weichgeschaffene Seelen zum Weinen bringen könnte.

Wir Wandernden übersetzen uns das römische Lenzessehnen in unser deutsches, weihnachtliches. Das feine Grau, das die ganze pathetische Landschaft dämpft und einspinnt, paßt zu unseren Heimwehgedanken. In der stillen, farblosen Luft hängt es wie verhaltenes Schneien; der Horizont ist vernebelt. Nirgends ein Bergzug zu sehen, und das Neuzeitsrom spurlos hinter uns versunken. Fremdartig, ohne Rahmung ragen die Steinkolosse am Saume der alten appischen Gräberstraße entlang. Massig, aus Travertingestein, rundet sich das ungeheure Grabmal der Cäcilia Metella empor, dessen Krönung unter dem Zinnenkranze marmorne Blumenschnüre bilden, getragen von marmornen Stierschädeln. Träge Wassertropfen hängen daran, und auch die ruhigen Profile der verwitterten Grabstelen scheinen tränennaß, so schlägt sich der Nebel nieder.

Schweigsam wandern wir weiter und weiter, ohne nach der Stunde zu fragen. Keine Menschenseele begegnet uns fast bis zu den Trümmern der Roma vecchia hin. Nur auf dem grünen Hügel des Curiatiergrabes sitzt ein halbnacktes Knäbchen mit ernsthaften Augen unter der weitgespannten Pinie, bläst schrillend seine Schalmei und läßt drei braunzottelige Ziegen grasen. — Und da, wo es zum Campo ustrino geht, dem Verbrennungsfelde des antiken Rom, stehen die verwilderten Pferde des Fürsten Torlonia, die nicht Sattel, nicht Zaum tragen dürfen, an der Umzäunung, starr, wie in Erz gegossen, mit ihren hageren Leibern und trocknen, rassigen Köpfen. Sie spreizen die Beine und biegen die Kruppe ein, so, als drücke auch sie der Nebel und das atemanhaltende Schweigen der Campagna. Sie äugen

uns an; da wir aber in ihr eigenes Steppengefilde hinüberlenken, fliehen sie davon und berühren den Erdboden kaum. — Drüben tummeln sie sich aufgeregt; die langen Schweife fliegen in der Luft, und schemengleich huschen sie im grauen Nebel vor den Trümmern hin und her.

Uns zieht es vom Heidentum hinweg. Die Adventssehnsucht bedrängt unsere Herzen und treibt unsere Füße. Wir wollen nach Tre Fontane, den drei heiligen Brunnen des Paulus, zu den Trappisten, und dort Christfestliches fühlen.

Fremdlinge begehen diesen unseren Pfad selten. Er läuft querfeldein an Hürden und Hütten vorüber, am Pferch der Schafmütter auf dem kahlen Hügel und den beiden Hirten, die, auf den Stab gelehnt, ihre Herde weiden. Grauwollige Schafe mit krummem Gehörn und schweren Bäuchen; der Widder trabt einsam in der Weite, ohne daß seine Hüter ihn anrufen. Campagnuolen: Bronzegesichter, von straffem Schwarzhaar umhangen, ihren Räuberfilz tief in die niedrigen Stirnen gedrückt; die braunen Kotzenmäntel auf den Schultern, die straffen, sehnigen Beine mit Ziegenfellen umwickelt und im Gurt das kurze Messer. Der größte der beiden biegt die Hand über seine Augen und späht ins Nebelgrau des Himmels hinein, als müßte es da droben tagen oder sternhell werden.

„— Und siehe, es waren Hirten auf dem Felde in derselbigen Gegend — —“ Eine unsichtbare, liebe Stimme liest es mir aus dem alten Bibelbuche im Vaterhause, das einst weihnachtshell im Dezemberschnee stand vor langen Jahren. Und es ist mir, als fänden mein Adventsehnen und mein Weihnachtsdurst hier draußen in der weglosen Campagna den ersten, stillenden Trunk. Um die rauhen Römergestalten am Hirtenstabe glänzt der Heiligenschein ehrfürchtiger Erinnerungen. — —

Nun liegt das Annunciatella-Kirchlein schon fern hinter uns. Wir steigen sacht hügelan und wieder -ab durch das Eukalyptuswäldchen. Die Trappisten von Tre Fontane haben es gepflanzt, damals, als das Campagnafieber mit dem kalten Tod zusammen durch Steppe und Sumpf schritt und Ernte hielt. Da senkten jene Frommen, deren versiegelte Lippen nur noch das „memento mori“, das ewige Todgedenken, murmelnd vom einen zum andern trugen, die jungen Sprößlinge der Fieberweide hundertfältig in den schweren und zähen Boden, bis Tod und „böse Luft“ zurückwichen und die verrufene Landschaft mit neuer Lebenskraft gesegnet wurde. „Denn nur auf Hoffnung pflanzen wir und warten der Auferstehung, und der Welt Freude ist ein bitterer Schaum in unserem Munde.“ — So lautet, verdeutscht, ein Spruch der Lamentationen im dreihundertjährigen Gebetbuche an Pater Marius' Gurtstrick. —

Pater Marius, ja! Wir sind noch nicht bei ihm angelangt; wir sehen ihn nur erst vom Hügel aus im begrünten Torbogen seines Klosterhofes stehen, schlank, gebeugten Antlitzes, ein Buch in den Händen. Er sieht uns nicht,

aber das Gelbweiß seines härenen Kleides fällt uns in die Augen. — Wir mögen uns kaum von diesem silbergrünen Walde trennen, dessen hartschmale Schwertblätter der Luftzug gegeneinander reibt, daß sie knistern wie Rauschgold am heimischen Weihnachtsbaum; dessen lichte Federblüten und bläuliche Kapseln einen fremden, starken Würzduft ausströmen: den Heilungspender. Einer Segenskraft gleich kommt der Wohlgeruch hernieder, und sieh: zwischen dem Silberblattwerk haben sich die Nebel zerteilt. Das herrliche, jauchzende Blau des römischen Himmels ist wieder da, und die Sonne, das Licht aus der Höhe, zur nahen Ankunft des heiligsten Geisterlichtes, in eines kleinen Kindes Leiblichkeit beschlossen.

Der Klosterhof liegt totenstill im Frühlingsfrieden seiner grünen Gesträuche und weißen Tazetten, als wir durch den Torbogen eintreten. Der lesende Pater hat sich zurückgezogen. Aber aus dem kleinen Kaufgewölbe zur Seite schlurft Frater Stanislao, der zahnlose, in brauner Kapuzenkutte herbei und fragt mit seiner gedämpften Stimme in gut österreichischem Steirerdeutsch, was unser Begehr sei: „Wollt's Schokoladen kaufen oder an Eukalyptuslikör? Oder Eukalyptusrosenkränz' und Bilderln vom Kloster? Is alles feil; wir schaffen's selber —" „Nein, nein, nur die Kirchen sehen." —

Frater Hermann, ein langbärtiger Westfale, winkt uns wortlos, läßt uns im Gärtchen stehen, und dann erscheint nach einem Weilchen Pater Marius, um uns zu führen. Dazu hat er den Dispens und darf mit uns reden. Mir ist's, als wäre er mir schon einmal begegnet in einer sehr weltlichen Umgebung, bei einem eleganten Pariser Diner unter lauter legitimistischem Adel. Damals, vor mehr als zehn Jahren, da der Russenkaiser die schöne französische Hauptstadt besuchte. Als ich, wie zufällig, den Namen dessen ausspreche, der seine feinen, scharfgezeichneten Züge über eleganter Soutane trug, noch jugendlich, — kneift er nur ganz flüchtig die Lider zusammen, als blende ihn die Sonne, und spricht ruhig weiter und fragt uns: ob wir denn auch irgend etwas von St. Paulus, dem Heiligen des Klosters, wissen, wir Protestanten? Alles in noch leiserem Tone, als die beiden Laienbrüder. — Unterdes beginnt irgendwo ein schwaches Glöckchen zu läuten, eben da wir die ehrwürdigste der drei Kirchen betreten: die der Heiligen Vincentius und Anastasius. Sie hat einen nackten Giebel und eine Eingangshalle auf klassischen Säulen, sieben- oder achthundertjährig. Das Innere der uralten Basilika von schauriger Kahlheit. Herzbeklemmend grau; klotzige Viereckpfeiler, gedrückte Rundbogenfenster, ihr spärliches Licht noch verlegt mit durchlochten Alabasterplatten vor den Scheiben. Auf der alten Tünche schemenhafte Apostelgestalten in fahlen Mantelwurf gehüllt; ihr Gepräge so, als hätte raffaelischer Genius es flüchtig gestreift. Der Aufgang zum Hochaltare dunkel von knieenden Betern in langer Reihe. Keines Antlitz sichtbar, nur braune Kutten, braune Kapuzen und um die Lenden der Büßerstrick; kein Murmeln und Anrufen hörbar, nur dumpfes Schweigen, das kaum ein lispelndes Seufzen kennt. —

Mir ist's, als müßte ich aufschreien über zertretene Menschenrechte aus Irrwahn, so erschütternd dünkt mich dieser Anblick. Selbst das „praesepio“, die Weihnachtskrippe, rechts vom Altare im Seitenkapellchen, ist traurig in ihrer hölzernen Naivetät, und hölzern erhebt sich auch die Beterschar. Ihre gesenkten Angesichter in den Kapuzen verborgen, gleiten sie hinweg, toten Schatten gleich, und verschwinden hinter der niederen Tür zum Kloster. Wir flüchten zurück unter Gottes wundervoll blauen Himmel, und vor der Eukalyptusallee zur St. Paulikirche von den drei Brunnen wartet Pater Marius auf uns.

Die Hände hinter sich gefaltet, geht er langsam neben mir zwischen den silbergrünen, schlankstämmigen Fieberweiden mit dem weihnachtlichen Rauschgoldgeknister in ihren luftdurchspielten Zweigen. Eintönig und leise erzählt sein elegantes Französisch uns die uralte Legende:

„Da St. Petrus von St. Paulus Abschied nahm, dort, einen Steinwurf von des Cestius Pyramide und dem Tore gen San Paolo fuori le mura, sprach er zu ihm: „Gehe in Frieden, Prediger des Guten und Führer der Gerechten, zu ewigem Heil!“ und schlug dreimal über ihm das Kreuz. Aber St. Paulus wußte, daß er zum Sterben und Marterblock ginge und bat seinen Schutzengel, daß er ihm den Mund verhielte, weil er schweigen wollte als Gottes gehorsamer Knecht. Also wandelte er in frommen Gedanken hierher, in der großen Öde mit sich selbst allein, bis er auf den Marmorblock traf, in Einsamkeit aufgerichtet, und die Häscher rechts und links für ihn bereit mit Stricken und Beil. Doch jenseits des Blockes gingen die wilden Büffelrinder der Campagna zur Weide, schwammen in den giftigen Sümpfen und tranken den Tod in sich. Da St. Paulus dies ersahe, beute er den Häschern beide Hände dar und sprach: „Zu Gottes und der süßen Mutter Ehren und für meinen Herrn Jesum Christum, bindet mich mit Schlingen und lasset mich selig sterben!“ Ließ sich binden, neigte sein Haupt frei gegen den Block und rief hellaus: „Schlaget zu! Ich bin getrost! Denn ich werde leben, ob ich auch sterbe, und deß zum Zeugnis soll mein christliches Blut in Quellen reden. Schlaget zu!“ — Und seht: da tat der Henker einen schwingenden Streich mit seinem Beile und schrie: „Schweige, Nachbeter des Nazareners; hie ist Roma!“ und trennte ihm das Haupt vom Rumpfe kräftiglich. Meinet ihr aber, es sei einfach ins Gras der Öde gekollert, wie eines Mörders Haupt? — O nein! sondern es tat den ersten Sprung, und seine brechenden Augen blickten Liebe, und es quoll aus ihnen ein rieselnder Bronnen hervor, und das heilige Haupt tat den zweiten Sprung. Da schlossen sich die teuren Augen, und unter ihnen sickerte der zweite Bronnen zu Tage, schluchzend in Tränen. Und beim dritten Sprung war des heiligen Hauptes Angesicht vollends verblichen, nur daß des Blutes rote Fädlein an ihm niedergingen. Vor den toten Lippen schwebte das Wort „Vergebung!“ feuerfarben in der Luft, und der dritte Quell floß leise in Ehrfurcht und war

spiegelklar. — Eine Segensflut, der heilsamen Wunder voll. — — Tretet nun ein und sehet das Mirakel." —

Eine jüngere Kirche als die Basilika mit den düsteren Fenstern und den geheimnisvollen Betern; freundlich und ein wenig alltäglich. Nur das ostianische Fußboden-Mosaik und das hell hereinflutende Sonnenlicht geben ihr freudige Anmut. Rechts, dem Eingange gegenüber, steht des Paulus marmorner Richtblock aus der Legende, ein abgebrochener Pfeiler, und von ihm aus ziehen sich die Becken der drei heiligen Brunnen an der Langwand hin. Bei jedem im Steinbilde des Paulus abgeschlagenes Haupt in den drei Todesstadien. Das Blutgeäder des mattweißen Marmors belebt die drei Angesichter seltsam.

„Nehmt und trinkt euch Heil," sagt Pater Marius, schöpft einen Becher voll des Wunderwassers und bietet es uns. „Zu dieser Zeit des Advents kommt vielen der wahre Glaube," fährt seine leise Stimme fort, und dann, als wir uns zum Gehen wenden — er mit Kniebeugen und Kreuzschlagen —, fügt sie helleren Tones hinzu: „Habt ihr schon einmal den Engelgesang vernommen in der Nacht, da das Kind Jesus geboren ward und die Hirten auf dem Felde lagen und wachten und hüteten ihre Herden? — Niemals? — Nun, so wißt, daß die gebenedeite Jungfrau uns auch mit einer besonderen Gnade beschenkt und den Engelreigen in die Kuppel unserer dritten Kirche versetzt hat. Kommt; da liegt sie auf dem Hügelchen, und sie ist die Kirche zur Himmelsleiter benannt. — Aber ihr müßt den Adventsglauben in euren Herzen haben — —" Und wir versichern ihn, daß wir den Glauben haben.

Eine anmutige Kuppelkirche, ein paar Stufen über die beiden anderen erhöht und in die gleichen scharfrauschenden Wipfel gebettet. Innen ein leerer Raum zur Andachtsübung; ein Treppchen hinab zur kleinen Krypta und eine lichtblaue Kuppel über das Ganze luftig emporgewölbt; die Himmelsfarbe da und dort abbröckelnd und verwaschen.

Pater Marius tritt auf den Mittelstein des Bodens und winkt uns, zurückzutreten: weiter fort — noch weiter —; wir drängen uns gegen die Mauer, und unsere Hände falten sich ganz von selber. Denn auch er steht mit gefalteten Händen und hebt das Antlitz betend zur Kuppelhöhe auf. Lange steht er so, stumm, unbeweglich, wie von Stein, und über uns kommt eine seltsame, träumerische Stille. Sonnenglanz füllt Kuppel und Kirche mit leuchtender Blendung; die Augenlider sinken über den Augen zusammen. Es ist auf uns herabgesunken gleich einer Gebetshypnose. — —

Da schwebt ein wundersames Tönen durch den sonnigen Raum; eine helle, klingende Stimme von unirdischer Süße: „Gloria! in excelsis De-o!" —

„Gloria —!" „Gloria —!" Glo—ri—a!" Dreifach, vierfach kommt es von droben; zarter, singender, verhallend, verschwebend wiederholen unsichtbare Engelschöre aus unermessenen Himmelsfernen den Jubelruf und dann das sanfte: „et in terra pax —!" und das tröstende: „hominibus bona vo-

luntatis!“ — und das gehauchte: „Amen!“ Wie sich die Töne verschlingen, aneinanderschmiegen, sich kreuzen und folgen und weich nachbeben, das ist von solcher Märchenschöne, solch frommem Legendenzauber, wie sich's mit Worten nicht ausdrücken läßt. Wir wissen nichts mehr davon, daß eines asketischen Trappisten entzückender Tenor uns das Gloria gesungen und das Echo Ton auf Ton siebenfach wiedergebracht hat — —; die seligen Weihnachtsengel haben wir die Gottesgnade verkündigen hören. Und beinah ergeht es uns wie den Hirten auf dem Felde, von denen es in der Schrift heißt: „Und sie fürchteten sich sehr.“

* * *

Nun dämmert uns wirklich die Weihnacht in Rom. Als trügen uns Schwingen, so freudig wandern wir heimwärts gegen San Paolo fuori le mura zu, hügelan und hügelab unter dem jauchzenden Himmelsblau, das der Campagna ihre Trauer und dem Heimweh seinen Stachel nimmt. Überall Bilder, überall Jugenderinnerungen. An Ludwig Richters Holzschnitte und Goethes „Wanderjahre“, denn dort, vor der kleinen Osteria, belädt eben ein Campagnuole im Schlapphut und Mantel seinen Esel mit Weib und Kind. Eine junge, sanftäugige Frau und ein winziges Kleines im Wickel. Aus echten, großen Jesuleinaugen schaut es die fremde Welt an und streckt erschrocken das Händchen in die Höhe, als der Vater das Grautier mit dem Knittel antreibt, so daß es einen uneselhaft kühnen Satz macht. — An Wilhelm Meisters „Flucht nach Ägypten“, illustriert von Lukas Kranach, muß ich denken, weil eine ganze Schar lustiger Engelchen hinter der trottenden Kavalkade dreinfliegt: flügel- und schuhlose Bettellumpenmätzchen, aber jedes einzelne ein Modell von behender Grazie. Käme eine böse Fee des Weges, in Eidechsen würde sie das wilde Völkchen verwandeln.

So kommen wir um die Plage der regelrechten Belagerung durch die kleine Bande, und nur von fern hören wir das ewiggleiche: „Dammi un soldo!“ gellender Stimmchen nachtönen. Vor uns türmt sich schon die San Paolo-Basilika, deren Inneres ein überreicher Prunksaal, deren Kreuzgang eine Kostbarkeit ist. Dann ragt die Cestius-Pyramide unseres protestantischen Friedhofs empor, die antiken Mauern Roms ziehen sich an der Porta San Paolo hin, und hier hält die profane Trambahn. Die Wunder sind versunken, aber ihre Heilkraft tragen wir in uns heim. Alles ruft und lächelt uns plötzlich: „Advent!“ „Festvorfreude!“ als wir am Spanischen Platz angelangt sind und langsam unsere Spanische Treppe hinansteigen zur schmucken, weiß-rötlichen Dreifaltigkeitskirche am Berge, der „Trinita del monte“, und weiter zur Sixtinischen Straße, wo wir hausen, dem köstlichen Pincio ganz nahe. Wie gleißen und flimmern Gold und Silber, bunte Bilder und bunte Seiden, Altes und Neues, Echtes und Gefälschtes verlockend in den Kaufläden; wie reizend kokett sind die Modellmädel auf den Podesten der schöngeschwungenen Spanischen Treppe, wie drollig die Civeciarenbübchen, und die

Fruchthändler so malerisch mit ihren Körben auf die Hüfte gestemmt und überquellend von Mandarinen an grünen, blankblättrigen Zweigen: rotbäckige Früchte, wachsweiße Blüten und Knospen, alle in starken Duft getaucht. Ach, und der wonnevolle Himmel Roms, aus dessen tiefem Blau sich Kuppeln und Dächer, Baum und Berg so rein herausschneiden, wie von der allerfeinsten Schere geschnitten. Höher als jegliches Bauwerk die heilige, herrliche Peterskuppel, ein hehrer Schönheitstraum in den Lüften.

Ja, und was entdecken wir da unten, seitab von den langgereihten, farbenschimmernden Blumenständen vor den ersten Treppenstufen hin? Etwas, das heute früh noch nicht da war: deutsche Weihnachtsbäumchen, junge Heimatstannen, zärtlich in Töpfe gepflanzt. — Unsere Herzen tun einen stärkeren Schlag: „Weihnachten ist da!" — Über drei Tage schon prangen die Krippen hell in den Hunderten von Kirchen und Kapellen der ewigen Stadt; und um Mitternacht singen ungezählte Chöre das jubelnde „Gloria!" zur Ehre des gottgeschenkten Kindes.

Jubelnde Erdenstimmen; — mir ist's, als hätten wir allein die himmlischen Engelschöre gehört, drunten im Tale des Schweigens bei den drei Brunnen des Paulus.

Niemand mehr nach uns; denn der fromme Mund, dessen Hauch sie aus der lichtblauen Kuppel zur Erde herniederzog, ist auf ewig verstummt. — Nur noch einen Frühling hat Pater Marius in seinem Klostergarten blühen sehen.

Bernhardine Schulze-Smidt.

Der Bremer Straßenbahnstreik.

I.

Zu derselben Zeit, wo in Frankreich der große Eisenbahnstreik das ganze Land in Aufregung versetzte, hatte auch Bremen Gelegenheit, in seinen Mauern eine Arbeitseinstellung der Straßenbahnarbeiter zu beobachten. Selbstverständlich kann sie sich an Bedeutung mit der französischen nicht messen, aber sie war doch geeignet, der Bevölkerung vor Augen zu führen, welchen Wert in unserer Zeit die Verkehrseinrichtungen erlangt haben und daß Arbeitsstreitigkeiten, die ihre Stillegung zur Folge haben, Angelegenheiten sind, die ihre Wirkungen nicht entfernt auf die unmittelbar Beteiligten beschränken, sondern in erheblichem Maße die Gesamtheit in Mitleidenschaft ziehen.

Es war interessant, wahrzunehmen, daß die Bevölkerung ganz überwiegend für die Arbeiter Partei nahm, wobei sogar der Umstand, daß sie sich durch Nichtinnehaltung der dreitägigen Kündigungsfrist formell ins Unrecht gesetzt hatten, kaum beachtet wurde. Ob dabei die natürliche Neigung maßgebend war, sich auf die Seite des Schwächeren zu stellen, ob man die

Forderungen sachlich berechtigt fand, oder ob mitwirkte, daß die Verwaltung der Straßenbahn wegen ihres geringen Entgegenkommens gegen mehrfach im Publikum geäußerte Wünsche sich geringer Sympathie erfreut, mag dahingestellt bleiben; die Tatsache als solche steht außer Zweifel.

Noch auffallender war, daß selbst die Unruhen und Gewalttätigkeiten, die sich abspielten, als die Direktion den Versuch machte, mit Hilfe fremder Arbeitskräfte den Betrieb wieder zu eröffnen, wie es scheint, ohne besonders starke Erregung und Mißbilligung aufgenommen wurden. Gewiß, die Arbeiter waren daran nicht beteiligt und dafür nicht verantwortlich zu machen. Aber gerade deshalb, weil es nur der Mob war, der an den Fensterscheiben der Straßenbahnwagen seine Wut austobte, handelt es sich um eine Angelegenheit, die ganz unabhängig von der Stellungnahme zu dem Streik beurteilt werden muß. Es war vielleicht richtig von der Polizei, daß sie nicht energischer gegen die Ausschreitungen auftrat und insbesondere davon Abstand nahm, ihre unzureichenden Kräfte durch Zuziehung von Militär zu verstärken, denn sie würde bei einem solchen Vorgehen wahrscheinlich die öffentliche Meinung nicht auf ihrer Seite gehabt haben. Aber gerade dies ist eine sehr bedenkliche Erscheinung, und es ist lebhaft zu bedauern, daß aus diesem Grunde die Polizei vor dem Pöbel den Rückzug antreten mußte. Gerade diejenigen, die in der modernen Arbeiterbewegung trotz aller ihr anhaftenden Mängel einen Kulturfortschritt ersten Ranges sehen und deshalb grundsätzlich geneigt sind, in den sozialen Kämpfen sich auf die Seite der Arbeiter zu stellen, sollten sich durch diese Sympathien nicht verleiten lassen, offene Auflehnungen gegen die staatliche Ordnung zu entschuldigen oder wenigstens ihnen gegenüber ein Auge zuzudrücken, um so mehr aber, wenn sie von Elementen ausgehen, die schon der alte Liebknecht als „Lumpenproletariat" und „Ballonmützen" so energisch von der Arbeiterschaft abgeschüttelt hat. Es gibt weite und einflußreiche Kreise, die ohnehin gegen die „Kathedersozialisten" und „Ideologen" den Vorwurf einseitiger Parteinahme für die Arbeiter erheben. Sie würden recht haben, wenn das soziale Interesse in sittliche Schwäche ausartete, und es würde gar kein besseres Mittel geben, auf sozialpolitischem Gebiete eine Reaktion heraufzubeschwören, als wenn die Arbeitgeber darauf hinweisen könnten, daß sie gegenüber offenbaren Ungesetzlichkeiten bei den staatlichen Behörden keinen Schutz fänden. Daß Streikbrecher von der Arbeiterschaft als Verräter angesehen und verachtet werden, ist völlig begreiflich, und selbst die unbeteiligten Kreise werden ihnen keine Sympathie entgegenbringen, denn es verletzt unser natürliches Gefühl, wenn in einem Kampfe zwischen zwei Heeren einzelne abtrünnig werden und zum Feinde übergehen. Auch der große soziale Kampf der Gegenwart fordert auf beiden Seiten dieselben Gefühle der Solidarität und des Patriotismus, die in einem Kriege der Völker über Sieg oder Niederlage entscheiden. Aber wie der Krieg sich dadurch von Aufruhr und Ver-

brechen unterscheidet, daß er gewisse Gesetze anerkennt, so muß auch der soziale Kampf auf dem Boden der staatlichen Ordnung geführt werden.

II.

Der Streitpunkt, an dem längere Zeit die Verständigung zwischen der Direktion und den Arbeitern zu scheitern drohte, betraf die Zulassung des Transportarbeiterverbandes zu den Verhandlungen. Es ist wunderbar, daß dieselbe öffentliche Meinung, die sich im übrigen durchaus auf die Seite der Arbeiter stellte, hier gegen sie Partei nahm. Es scheint, als ob doch jeder deutsche Staatsbürger eine Portion Bureaukratismus mit sich herumträgt. Wenn die staatlichen Beamten, also Menschen, die von Jugend auf dazu erzogen werden, die formelle Seite einer Angelegenheit in den Vordergrund zu stellen, bei Verhandlungen, die sie zu führen haben, zuerst die Legitimationsfrage aufwerfen und Personen, die keine ausreichende Vollmacht aufweisen können, nicht zulassen, so ist das erklärlich, wenngleich nicht ohne weiteres zu billigen. Aber bei Männern des praktischen Lebens sollte man annehmen, daß sie sich nicht an solche Nebendinge klammern und sich lediglich die Frage vorlegen würden, in welcher Weise sie tatsächlich das angestrebte Ziel am besten erreichten. Ist dieses Ziel die Beilegung einer Streitigkeit, und legt eine Partei Gewicht darauf, zu den Verhandlungen Personen herbeizuziehen, denen sie Vertrauen entgegenbringt, so ist in aller Welt nicht einzusehen, weshalb die Gegenpartei das ablehnen sollte, sofern sie wirklich ein offenes und ehrliches Vorgehen beabsichtigt. Geschieht es trotzdem, so darf man sich nicht beklagen, wenn der andere glaubt, daß man ihn hintergehen und übervorteilen wolle, zumal wenn er an Bildung und Geschäftserfahrung hinter seinem Gegner zurücksteht.

Aber nicht allein mußte sich die Direktion sagen, daß sie diesen Argwohn wachrief, wenn sie die Zuziehung des Transportarbeiterverbandes ablehnte, sondern sie handelte auch, von ihrem eigenen Interessenstandpunkte betrachtet, einfach unverständig. Jeder weiß, daß Arbeiter, die einer Organisation angehören, ohne deren Zustimmung in solchen Fällen keine Entscheidungen treffen. Verwehrt man den Organisationsleitern den Eintritt in das Verhandlungszimmer, so bleiben sie vor der Tür stehen, aber das ändert an dem tatsächlichen Verhältnisse nicht das allergeringste. Die Arbeiter werden niemals eine bindende Erklärung abgeben, bevor sie sich mit ihren Führern besprochen haben. Gestattet man ihnen dies nicht bei der offiziellen Verhandlung, so geschieht es außerhalb derselben. Die Personen, die tatsächlich die Entscheidung zu treffen haben und die man deshalb offen als Wortführer zulassen sollte, werden, wenn man ihnen dies verweigert, in die Rolle von Soufleuren gedrängt, die, hinter den Kulissen stehend, den auf der Bühne auftretenden Personen zuflüstern, was sie zu sagen haben. Dadurch erniedrigt man aber nicht allein die Verhandlung zu einer Komödie, sondern man schlägt

den eigenen Interessen direkt ins Gesicht. Wenn man sich zutraut, durch die geltend gemachten Gründe auf den Gegner einen Einfluß zu üben, so ist es doch offenbar wünschenswert, daß diese Gründe in möglichst authentischer Form zur Kenntnis desjenigen gelangen, auf dessen Überzeugung es ankommt. Wählt man also den Weg, daß die Arbeiter erst das, was sie gehört haben, draußen ihren Vertrauenspersonen mitteilen müssen, so erschwert man sich offenbar die Erreichung des verfolgten Zieles, und zwar ohne jeden vernünftigen Grund, lediglich wegen einer Marotte.

Muß man sich schon wundern, daß praktische Geschäftsleute für so einfache Erwägungen nüchterner Zweckmäßigkeit kein Verständnis haben, so ist aber noch viel auffallender etwas anderes. Würden sie geltend gemacht von den „Ideologen", denen man nun einmal mit unüberwindlichem Mißtrauen gegenübersteht, so wäre es zu begreifen, daß man sich durch sie nicht beeinflussen ließe. In Wahrheit aber wurden genau dieselben Gedankengänge, wie sie hier wiedergegeben sind, schon vor fünf Jahren von durchaus unverdächtiger Seite ausgeführt, nämlich in Nr. 33 der „Deutschen Arbeitgeberzeitung" vom 13. August 1905, also von Personen, die sich die energische, ja einseitige Vertretung der Arbeitgeberinteressen zur Aufgabe gesetzt haben und denen zugleich ein Verständnis der einschlägigen Verhältnisse unmöglich abgesprochen werden kann. Seitdem sind allmählich alle einsichtigen Arbeitgeber dazu übergegangen, die unmittelbare Verhandlung mit den Arbeiterorganisationen als das einzige Mittel anzusehen, von dem sich ein praktischer Erfolg erwarten läßt. Wenn dem gegenüber unsere Bremer Mitbürger noch immer an dem alten Formalismus festhalten, so zeigen sie sich offenbar nicht ganz auf der Höhe der Situation.

III.

Gibt es denn aber gar keinen Gesichtspunkt, von dem aus das Verfahren der Direktion wenn auch nicht gerechtfertigt, so doch wenigstens psychologisch verständlich wäre? Gewiß gibt es einen solchen; er besteht in der Auffassung, daß die Arbeiterorganisationen der schlimmste Feind der Arbeitgeber seien und daß man, wenn man sie nicht aus der Welt schaffen könne, ihnen wenigstens die offene Anerkennung versagen müsse. Insbesondere die Leiter der Organisationen betrachtet man als „Agitatoren" und „Hetzer", die den durchaus zufriedenen Arbeitern erst den Gedanken beibringen, daß sie es eigentlich recht schlecht hätten und deshalb Besserung fordern müßten.

Nun würde, selbst wenn der Ausgangspunkt richtig wäre, noch nicht entfernt die daraus hergeleitete Folgerung zutreffen. Kann man die Organisationen nicht beseitigen, so soll man sie einfach als das hinnehmen, was sie sind und demgemäß sein eigenes Handeln einrichten. Den Tatsachen die Augen zu verschließen und einer Gefahr dadurch begegnen zu wollen, daß man den Kopf in den Sand steckt, hat doch noch niemals als Ausdruck von Klugheit gegolten.

Aber diese Abneigung gegen die Organisationen und ihre Leiter ist durchaus ungerechtfertigt. Die moderne Entwicklung des Wirtschaftslebens hat dahin geführt, daß nur noch Massen in Betracht kommen. Der einzelne bedeutet nichts; nur durch Zusammenschluß mit Gleichgestellten wird er zu einem Machtfaktor. Das gilt natürlich in erster Linie von den Arbeitern, von denen deshalb die Organisationsbewegung ausgegangen ist. Aber schon längst sind auch die Arbeitgeber gefolgt und haben große Verbände geschaffen, die den Arbeitergewerkschaften als ebenbürtige und oft genug überlegene Kräfte gegenüberstehen. Nachdem dies geschehen ist, bedeutet es einen Anachronismus, die Organisation zu verdammen, und zugleich eine unerhörte Unbilligkeit, wenn man den Arbeitern den Weg versperren will, den man selbst mit so viel Erfolg beschritten hat.

Ja, noch mehr als das. Es würde ganz falsch sein, die Organisationen lediglich als ein notwendiges Übel anzusehen, das man freilich erträgt, aber innerlich beklagt. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Beziehungen der Menschen, die unser heutiges Wirtschaftsleben geschaffen hat, würde eine völlig unübersehbare Unordnung und Verwirrung, einen Kampf aller gegen alle zur Folge haben und einfach zu unerträglichen Zuständen führen, wenn nicht gerade die Organisation, die Zusammenfassung der einzelnen zu disziplinierten, einheitlich geleiteten wirtschaftlichen Körpern diese Ordnung bewirkte. Verständige Arbeitgeber, auch wenn sie lediglich ihr eigenes Interesse vor Augen haben, fürchten deshalb mit Recht nichts so sehr, wie die „wilden" Streiks. Ist einmal ein Arbeitskampf unvermeidlich geworden, so ist es ihnen immer noch lieber, wenn die Leitung in den Händen der Organisation liegt, als wenn er lediglich durch die ungezügelte Leidenschaft der Massen beherrscht wird. Man denke nur an den großen Bergarbeiterstreik von 1905. Das Gefährliche lag gerade darin, daß er ausbrach gegen den energischen Widerspruch der beteiligten Gewerkschaften, die sich schließlich nur deshalb bestimmen ließen, gute Miene zum bösen Spiele zu machen, um nicht die Leitung völlig aus der Hand zu verlieren.

Aber gerade dies Beispiel zeigt, daß es durchaus unrichtig ist, anzunehmen, die Organisationsleiter wären es, die zum Streik trieben. Man braucht, um das einzusehen, nur ganz nüchtern zu prüfen, was ihr eigenes Interesse von ihnen fordert. Ein Arbeitersekretär ist ein fest angestellter, besoldeter Beamter, der hinreichend zu tun hat, wenn er die regelmäßigen Arbeiten seines Berufes erledigt. Gewiß ist es seine Aufgabe, die Interessen der Mitglieder zu vertreten, aber er muß dringend wünschen, daß es ohne Streik geschieht. Bricht ein solcher aus, so vermehrt sich nicht allein seine Arbeit plötzlich ganz außerordentlich, sondern er gerät auch in die größeste Gefahr für seine wirtschaftliche Existenz. Selten hat ein Streik vollen Erfolg. Bleiben aber auch nur einige Forderungen unbefriedigt, so sind es gerade diese angestellten Beamten, denen der Vorwurf gemacht wird, daß sie ihre

Schuldigkeit nicht getan haben und die deshalb sofort fürchten müssen, ihre Stellung zu verlieren. Nein, in der Arbeiterbewegung sind die „Agitatoren" nicht das anfeuernde, sondern, gerade umgekehrt, das mäßigende Element. In England war die Zeit, als die „Junta", d. h. ein engerer Kreis der bedeutendsten Gewerkschaftsführer, die Leitung in der Hand hatte, die Periode der ruhigsten, fast könnte sagen der philiströsesten Entwicklung der Arbeiterbewegung.

IV.

Man hat in neuester Zeit wiederholt gefordert, daß den Arbeitern in den sogenannten „gemeinnötigen" Betrieben, d. h. denjenigen, an deren Aufrechterhaltung die Gesamtheit der Staatsbürger interessiert ist, das Streikrecht genommen werde. Zu diesen Betrieben gehören in erster Linie die Eisenbahnen, und gerade augenblicklich ist der französische Ministerpräsident Briand trotz seiner sozialdemokratischen Vergangenheit entschlossen, einen Gesetzentwurf dieses Inhaltes im Parlamente durchzusetzen. An der vorbezeichneten Forderung ist so viel berechtigt, daß es doktrinäre Kurzsichtigkeit sein würde, den großen Unterschied zu verkennen, der zwischen derartigen Betrieben und den übrigen besteht, bei denen nur kleine Kreise unmittelbar beteiligt sind. Immerhin ist dabei doch ein doppelter Vorbehalt zu machen.

Zunächst kann das öffentliche Interesse nur zu der Forderung führen, Einrichtungen zu schaffen, die eine Einstellung des Betriebes ausschließen, nicht aber dürfen die Opfer, die dadurch bedingt sind, einseitig die Arbeiter treffen; das aber würde der Fall sein, wenn man ihnen einfach das Streikrecht nähme und damit das Mittel entzöge, ihre Ansprüche zur Geltung zu bringen, ohne zugleich Vorsorge zu treffen, daß diese Ansprüche, soweit sie als begründet anerkannt werden müssen, auf anderem Wege ihre Befriedigung finden. Mit anderen Worten: die notwendige Ergänzung einer Entziehung des Streikrechtes ist die Schaffung obligatorischer Schiedsgerichte, wie sie in verschiedenen Ländern bereits bestehen und in Frankreich 1899 von dem Minister Millerand vorgeschlagen wurden. Auch Briand hat sie in sein Programm aufgenommen.

Es würde den zur Verfügung stehenden Raum überschreiten, diesen Punkt eingehender zu erörtern, und das ist auch um so weniger erforderlich, als über die Frage schon eine ganze Literatur besteht. Dagegen muß noch mit einigen Worten der zweite der oben bezeichneten Vorbehalte berührt werden, zumal er von noch wesentlich tiefer greifender Bedeutung ist.

Wenn man bei den erwähnten „gemeinnötigen" Betrieben für erforderlich hält, das Streikrecht auszuschließen, also tief in das Koalitionsrecht einzugreifen, so liegt der Grund dafür in dem schon angegebenen Umstande, daß bei ihnen das Interesse der Gesamtheit mit dem der einzelnen in Konflikt kommt und das Zurücktreten der Wünsche und Ansprüche der unmittelbar Beteiligten erfordert. Aber ist dies Interesse so stark, so ist es doch das

Nächstliegende, daß diese Betriebe überhaupt nicht der Privattätigkeit überlassen, sondern vielmehr von der organisierten Gesamtheit, also dem Staate oder der Gemeinde, übernommen werden. Überläßt man sie den Privaten und greift, um das Recht der Gesamtheit zu wahren, zu Ausnahmemaßregeln, so bedeutet das offenbar einen Umweg, und es ist das Einfachere, das Ziel direkt zu erreichen.

Die hier vertretene Forderung ist bekanntlich, soweit es sich um die eigentlichen Eisenbahnen im engeren Sinne handelt, ebenso wie hinsichtlich der Post und Telegraphie, in Deutschland fast durchgängig verwirklicht. Daß man sie auch für Straßenbahnen, sowie Wasser-, Gas- und Elektrizitätswerke durchführen sollte, wird in wissenschaftlichen Kreisen kaum noch bestritten. Gerade die Verhältnisse in Bremen zeigen recht deutlich, daß es der einzige Weg ist, um auch noch andere berechtigte Wünsche zur Geltung zu bringen. In weiten Kreisen wird gegen die Verwaltung der Straßenbahn der Vorwurf erhoben, daß sie bei der Anlegung der Linien sich einseitig durch das finanzielle Interesse der Aktionäre leiten lasse und nicht solche Stadtgegenden berücksichtige, die freilich zunächst noch keinen ausreichenden Verkehr aufwiesen, aber als durchaus entwicklungsfähig anzusehen seien. Das ist, solange der heutige Zustand besteht, ein unzulässiges Verlangen. Ein Privatunternehmen ist begrifflich dazu bestimmt, den Interessen seines Inhabers zu dienen; ihm Opfer für die Gesamtheit zuzumuten, ist durchaus unbillig. Aber ebenso zweifellos ist der Wunsch berechtigt, daß das Gesamtinteresse seine Befriedigung finde. Diesen Widerspruch zu beseitigen, gibt es nur das eine Mittel, daß die Gesamtheit selbst den Betrieb in die Hand nimmt. Damit fällt ihr dann zugleich auch das Risiko zur Last, das mit der Erfüllung solcher Wünsche nun einmal unvermeidlich verbunden ist und das notwendig derjenige tragen muß, zu dessen Vorteil das Unternehmen dient. Es bedeutet einfach einen logischen Widerspruch, das öffentliche Interesse für so wichtig zu erklären, daß man weitgehende Eingriffe in den normalen Gewerbebetrieb und die persönliche Freiheit fordert, und doch zugleich diese Betriebe Privatpersonen zu überlassen.

Sind die Verkehrsanstalten Eigentum der Gesamtheit, so ist von selbst für die öffentliche Meinung der Einfluß geschaffen, der ihr gebührt; denn in den Volksvertretungen kommen nicht bloß die Wünsche der Nächstbeteiligten zur Geltung, sondern hier finden zugleich die allgemeinen Interessen ihr Organ. Auch für unsere Straßenbahn liegt deshalb die endgültige Lösung der bestehenden Schwierigkeiten in dem Übergange in das Eigentum der Stadt. Erst wenn dies verwirklicht ist, wird es möglich sein, Streitfragen, wie sie zu dem jetzigen Streik geführt haben, so zur Erledigung zu bringen, wie es dem allgemeinen Rechts- und Billigkeitsgefühle entspricht. W. Kulemann.

Peter Hille.

Ein neues eigenes Herz fühlen die Dinge in sich pochen, da stoßen sie sich einander an: „Du, wir haben wieder einen Dichter.“ Peter Hille.

Ein ganz seltsamer, absonderlicher Mensch war Peter Hille, — voller Rätsel, Überraschungen, Wunderlichkeiten in seiner Lebensführung wie in seiner Kunst. Einem ruhelosen Derwisch gleich ist er durch die Welt gepilgert, erfüllt von heiterer Frömmigkeit und frommer Erdenlust, sich eins fühlend mit Gott und dem All.

In seiner ganzen unberechenbaren Launenhaftigkeit hat das Schicksal mit ihm gespielt. Während es seine Seele in verschwenderischer Fülle aufs sorgsamste und kostbarste ausstattete, kargte es andererseits mit dem Allernotwendigsten, dessen ein Mensch zu seinem Lebensunterhalt bedarf. Oft war der Dichter nahe daran, zu verhungern. Doch solange er noch ein Stück Brot in der Tasche hatte, bekümmerte ihn seine Armut nicht. Denn er besaß ja das, was ihm höher als alles andere galt: Freiheit und Unabhängigkeit. Und war doch seine Seele so angefüllt mit Träumen, funkelnden Visionen und weltentiefen Gedanken, daß er kaum einmal dazu kam, über seine äußere Not und Trübsal nachzudenken.

Auch war er so veranlagt, daß jeder kleine Erfolg ihn mit einer rührenden Dankbarkeit und zugleich mit einem jubelnden Optimismus erfüllte. Wie ein Kind hat er sich damals gefreut, als Louis Corinth ihn zu malen beschloß. Denn nun, wie er felsenfest glaubte, mußte er doch endlich zu der ihm gebührenden Berühmtheit gelangen.

Vor neun Jahren etwa schuf der große Berliner Maler des Dichters Bild; schon wenige Jahre darauf (am 7. Mai 1904, in seinem 50. Lebensjahre) ist Peter Hille auf eine genau so wunderliche Art, wie er gelebt hat, aus dem Dasein geschiedeen.

Corinths Werk, eins der erlebnistiefsten und aufschlußreichsten Bekenntnisse eines Künstlers unserer Zeit über die geheimste Wesensart eines anderen Künstlers, schmückt jetzt unsere Kunsthalle. Viele haben vor dem Bilde geweilt, seinen unbeschreibbaren Zauber wie die hohe Schönheit der Malerei auf sich wirken lassen. Und manch einen mag angesichts der feingeformten, gedankenvollen Stirn, der nachdenklich versonnenen Züge, der träumerisch über ihn hinweggleitenden Augen das Gefühl durchschauert haben, hier einem Menschen von erlesenster geistiger Kultur gegenüberzustehen.

Nur wenigen dieser Betrachter wird über des Dichters Werdegang und Schaffen Näheres bekannt gewesen sein. Unbeachtet und unverstanden von der großen Mehrheit seiner Zeitgenossen ist er durchs Leben gegangen; ein nur enger, vorzugsweise aus Künstlern und Schriftstellern bestehender Kreis hat sein Schaffen verfolgt und seinem Genius gehuldigt.

* * *

Lebendig sprühende Phantasie, ein starkes dichterisches Empfinden zeigte Peter Hille, wie seine Schulfreunde, die Brüder Hart, berichtet haben, schon in dem dumpfen Reifen und Drängen seiner Jugendjahre. Auch fehlte ihm bereits damals das Talent, stille zu sitzen, das zu tun und darnach zu streben, was nach landläufigen Begriffen im Leben von Wichtigkeit ist. Auf dem Gymnasium zu Münster behagte es ihm gar nicht; er war einer der unverbesserlichsten Schulschwänzer, die je in den Mauern der alten Bischofsstadt geweilt, denn die lederne Art, in der seine Lehrer ihm ihre Weisheit einzutrichtern suchten, war ihm im höchsten Grade zuwider. Da es ihm ebensowenig in der eintönig staubigen Enge der Kanzlei, in die sein Vater ihn gesteckt hatte, gefallen wollte, so rückte er dort bald aus, nur seinem guten Stern vertrauend und dem Locken seines Blutes folgend, dessen bewegter Rhythmus ihn unruhig vorwärts trieb. Gleich zu Beginn seiner Wanderfahrten kam er in unsere Vaterstadt, angezogen durch die Harts, die hier journalistisch tätig waren. Doch zu lebendig war seine Sehnsucht, zu wandern, das Glück der Fernen zu kosten, um hier oder irgendwo sonst festen Fuß fassen zu können. Er zog von Stadt zu Stadt, und warf Fortuna ihm einmal eine Handvoll Goldstücke in den Schoß, dann flatterte er frohgemut in alle Weiten hinaus. So führten ihn Absicht und Zufall nach Holland und Belgien, Frankreich und Italien. In England hielt er sich ein paar Jahre auf, kroch überall herum, wo es etwas Merkwürdiges zu sehen oder zu erleben gab, und da er über die mannigfachsten Sprachkenntnisse verfügte*), so bemühte er sich, von einigen bezopften Söhnen des Himmels auch noch Chinesisch zu lernen.

Ein paar mächtige braune Manuskriptsäcke, die bis an den Rand mit beschriebenen Blättern vollgestopft waren, begleiteten ihn auf all seinen Fahrten. Seine Phantasie war ununterbrochen tätig und beständig war er auf der Suche nach beschreibbarem Material — alte Zeitungen und seine unbezahlten Rechnungen genügten ihm schon —, um die rastlos hervorsprudelnden Einfälle gleich niederschreiben zu können. Seine Freunde, die in und um Berlin, zum Teil auch in seiner Heimat Westfalen lebten, wußten nie recht, wo er sich gerade aufhielt. Bis er dann unverhofft, wie er von der Bildfläche verschwunden war, im Dämmer eines Abends wieder bei ihnen auftauchte. Und zwar meist in einem so heruntergekommenen, ausgehungerten Zustande, daß sie ihn zunächst einmal wieder gründlich herauspflegen mußten.

*) In einem Briefe von Detlev von Liliencron an Herman Friedrichs, Ostern 1886 (vergl. Neue Rundschau 1910, H. 5) heißt es u. a.: „Ja, was sagen Sie zu Peter Hille? Da ist Geist im Briefe. Geist für hundert schwachköpfige Poeten drin. Schade, schade! ich glaube, Hille ist zu unpraktisch. Aber das ist sicher, er ist der beste Kenner der ausländischen Literatur zurzeit. Das weiß ich auch von andern. Namentlich ist er Kenner der arabischen, holländischen und englischen Literatur. Er war persönlich jahrelang in Holland und England. Und dann auch: er muß ein Herz wie liebe Frühlingssonne haben. Seine Briefe an mich sind oft wie von einem Kinde geschrieben (in gutem Sinne!)".

Otto Erich Hartleben, der immer sehr viel auf Kleidung hielt, mochte es gar nicht, wenn sein Freund Peter so verwildert und verkommen aussah. Doch sein Bemühen, auf seinen Schützling in dieser Hinsicht veredelnd einzuwirken, scheiterte, wie aus dem jüngst erschienenen Bändchen „Mei Erich" von Selma Hartleben zu ersehen ist, an dessen hoffnungsloser Zerstreutheit und Gleichgültigkeit in diesen Dingen.

Jahrzehntelang dauerte des Dichters rastloses Umherwandern. Aber schließlich blieb er denn doch ganz in Berlin hängen, sei es, daß seine durch Krankheiten erschütterten Kräfte zu weiteren Fahrten nicht mehr reichten, oder daß er niemand mehr wußte, den er hätte beerben oder um Reisegeld angehen können.

Wer nur irgend in Beziehung zu den Künstler- und Schriftstellerkreisen der Hauptstadt stand, kannte seine Erscheinung, von der bei all der Ärmlichkeit der Kleidung so viel vergeistigte Hoheit, so viel stille Überlegenheit ausging. Eingehüllt in das melancholische Dunkel eines Havelocks, mit ungepflegtem Bart, wirr in die Stirn fallendem Haar, sah man ihn voll nachdenklicher Langsamkeit, tief in seine Träumereien versponnen, durch die Straßen wandeln.

Nur selten gelang es ihm, seine Dichtungen bei einem Verleger oder einer Zeitschrift anzubringen. Und erst in seinen letzten Lebensjahren erlebte er ein bescheidenes Zufluten regelmäßiger Einnahmen. Wie so viele Künstler und Literaten, die zu allem Geschick hatten, nur nicht zum Geldverdienen, versuchte er zu Beginn des neuen Jahrhunderts sein Glück beim Überbrettl. Das „Kabarett zum Peter Hille":

„Der blauen Blume fromm geweiht
Und nicht Plebejerlustbarkeit"

tagte in den hinteren, ziemlich engen Räumen des „Ristorante Vesuvio", einer italienischen Weinstube. Hier umgab an jedem Montag abend eine wunderlich anmutende Verehrerschar den geliebten Meister. Die Kunst, vorzutragen, besaß er nicht; seine Stimme war zu schwach, zu klanglos, auch hatte er oft mit dem Entziffern seiner Verse nicht geringe Schwierigkeiten. Doch voll andächtigen Schweigens lauschte alles auf den ein wenig unbeholfen dastehenden Dichter, dessen feine, schmale Hände unruhig in allen Taschen seines vertragenen schwarzen Rockes nach Manuskriptzetteln suchten.

Verdienst der Brüder Hart war es, daß er am Ende seiner Tage auch noch ein kleines, behagliches Zimmerchen sein eigen nennen konnte. In dem Seitenbau des am Schlachtensee gelegenen Hauses, das die Mitglieder der von ihnen gegründeten „Neuen Gemeinschaft" bewohnten, konnte er nun geruhig hausen und schaffen, fern von dem nervenerschütternden Gekeife der Berliner Vermieterinnen, die ob seiner ein wenig unpünktlichen Zahlungsmethode so oft die Harmonie seiner Tage gestört hatten. Hier draußen, rings

umgeben von Wassergewoge, Tannenduft und Lichtgeflute, gefiel es ihm über alle Maßen gut. Er verlor sich in dunkle Waldeskühle und horchte still, wie Wolken und Sterne, Bäume und Moos, Busch und Bach sich ihre Geheimnisse zuraunten. Oder er saß am Seeufer, und seine Seele tanzte mit den Sonnenstrahlen fröhlich über den blinkenden Wasserspiegel und um das leis im Windeswehen hin und her schwankende Schilf.

Abends verlangte es ihn nach Geselligkeit, nach Menschen, mit denen es sich plaudern, trinken, fröhlich sein ließ. Konnte er die nicht unter den neuen Gemeinschaftsseelen auftreiben, so fuhr er voll edlen Tatendranges nach Berlin. Hier fand er stets den gewünschten Anschluß, Stunden voll köstlich gesteigerter Daseinsfreude erblühten ihm, und strahlend in heiterer Rauschseligkeit kehrte er manchmal erst folgenden Tages zu dem Schlachtenseer Idyll zurück.

Bei einem dieser Ausflüge stieß ihm ein ernster, niemals aufgeklärter Unfall zu. Blutend und ohnmächtig wurde er nachts auf einer Bank des Zehlendorfer Bahnhofs gefunden. Seine Freunde pflegten ihn, so gut sie konnten und sorgten für seine Überführung in ein Krankenhaus. Dort ist er dann, wenige Tage nach dem Unfall, in tiefer Bewußtlosigkeit aus dem Leben geschieden.

* * *

Freunde des Dichters haben sich der mühseligen Aufgabe unterzogen, die von ihm hinterlassenen unförmigen Manuskriptsäcke durchzustöbern, die kreuz und quer vollgeschriebenen Blätter zu entziffern und das für die Veröffentlichung zunächst in Betracht kommende auszuwählen.

Wie es wohl nicht anders zu erwarten war, ist dieser Ausgabe nur ein recht bescheidener Erfolg zuteil geworden.

Peter Hille scheint auf den Gedanken, daß die bücherlesende Menschheit ganz bestimmte Wünsche hinsichtlich der Beschaffenheit ihrer Lektüre zu haben pflegt, niemals gekommen zu sein. Er hat sich jedenfalls bei seinem dichterischen Schaffen sein ganzes Leben lang um kein Publikum gekümmert. Seine Seele war der unruhvolle Schauplatz voll zauberhafter Magie durcheinander gleitender Gestalten, ein ständiges Gären und Brodeln, ein Klingen und Kreisen war in ihm, und übermächtig, urgewaltig quoll der Strom der Dichtung aus ihm heraus.

Unablässig rang er um neue dichterische Ausdrucksformen. In einige wenige hart nebeneinander gesetzte Wortneuprägungen suchte er so viel anschauliche Kraft zu verdichten, daß sie wie von innen heraus ganze Vorstellungskomplexe erwecken, das Ureigenste aller Dinge ausstrahlen sollten.

Er war ein Sehnender und rastlos Spürender, der nach höchsten Schönheitsoffenbarungen strebte. Nur vermochte er nicht in dem Fieber seines produktiven Rausches die nötige Selbstkritik zu bewahren. Wie aus einem Vulkan

herrlich sprühende Flammengarben, rauschende Schlackenmassen, wüstes Geröll hervorbrechen, so förderte er in seinen Exaltationen künstlerischen Schaffens geniale Geistesblitze, tiefsinnige Aphorismen, entzückend feine Stimmungsbilder, aber auch manche platte Wendung, absonderliche, ungeschickte Vergleiche in buntem Durcheinander zu Tage.

Weil ihm auch zu ruhigerer Stunde die klare, kritische Einsicht fehlte, weil er nicht die Fähigkeit besaß, in seinen Schöpfungen das Mißlungene und Überflüssige herauszufinden und auszumerzen, vermochte er nicht zu den höchsten Gipfeln der Kunst emporzusteigen.

Manche Teile seiner dramatischen Dichtungen, so namentlich von „Myrrdhin und Vivian", muten wie die wirren Phantasien eines Fieberkranken an. In dem ewigen Wechsel und Wandel der Stimmungen, der Szenerien, der Begebenheiten durchschauert den Leser oft das Gefühl des Grenzenlosen; er glaubt ganz den Boden unter den Füßen zu verlieren, erdentrückt durch geisterhaft neblige Sphären zu gleiten, in Urmysterien hinabzutauchen. Bis ihn dann eine verunglückte, triviale Wendung urplötzlich aus dieser Zauber- und Märchenwelt herausreißt und ihm die Begabungsgrenzen des Dichters aufs schmerzlichste vor die Augen führt.

Seinem Roman „Die Hassenburg" fehlt vor allem jeder Versuch einer geschlossenen Komposition. Fortwährend wird die Erzählung von Betrachtungen unterbrochen, allerhand Erwägungen, Aphorismen, Maximen werden eingeflochten, ungehemmt flutet ein Strom wunderlicher Einfälle. Doch die Sprache ist voll lyrischen Wohllauts, über ihr liegt der Funkelglanz neugeprägter Münzen. Dinge und Menschen sind auf eine eigene, ursprüngliche Art geschaut und erlebt, helle, warme Lichter, farbig-weiche Schatten umspielen sie und geben ihnen eine höchst seltsame Lebendigkeit.

Auch die Dichtung „Des Platonikers Sohn" leidet unter einer Überfülle von Stimmungsmalerei, gedanklichen Abschweifungen und Bildern, die nicht immer glücklich gewählt sind, den Rahmen des dramatischen Aufbaues völlig sprengen und eine Aufführung illusorisch machen. Doch welch himmelstürmende Glut lodert durch viele dieser Szenen! Peter Hille, in der tragischen Gestalt des Giovanni, gibt hier seiner Entrüstung über die Quälereien seiner Schuljahre, seinem Haß gegen alles pedantische, jugendmordende Spießerwesen den leidenschaftlichsten Ausdruck. Und aus tiefstem Eigenerleben heraus schildert und verherrlicht er das ungebundene Treiben der Vaganten, den übermütigen Trotz der Heimatlosen, die voll Verachtung auf das brav in Amt und Würden sitzende Herdenmenschentum blicken, jubelnd, zechend, liebend die Lande durchziehen und gern den Schönheits- und Freiheitsrausch ihrer Seele mit einem frühen Tode bezahlen.

Einen ganz reinen, ungetrübten Genuß gewähren nur seine feingeschliffenen, gedankentiefen Aphorismen und Skizzen, ferner einige seiner Gedichte. Das Hold-liebliche, Treuherzig-schelmische des Volksliedes klingt aus manchen seiner

Strophen heraus, während in anderen Versen Visionen von grotesker Kühnheit in phantastischer Eile vorüberjagen; ein toller Reigen gaukelnder Bilder wirbelt über dunkle Abgrundtiefen her, ein buntes Flackern und schwankes Tanzen orphischer Worte umkreist letzte Geheimnisse.

* * *

Einem Wandern durch fremde Landschaften gleicht so die Beschäftigung mit des Dichters Werken. Voller Entzücken genießt man den mächtigen Aufstieg hoher Bergesrücken, über denen ein feiner Nebelglanz, bisweilen auch dichtes Gewölk lagert. Taufeuchte, blumige Wiesen leuchten auf; stille Gärten grüßen, der reife Duft schwellender Früchte weht erfrischend über den Weg. Dann wird die Gegend öder; über Geröll hinweg geht's, durch dichtes Gestrüpp, steile Felsen wollen erklommen sein, auch die Langeweile einer staubigen Straße muß mit in Kauf genommen werden. Aber dann plötzlich winkt wieder die kühle Schattenfrische eines weit sich dehnenden Forstes, fern hören wir eines Wassersturzes Rauschen, und rings um uns tönt das leise Flüstern und Rauschen braungoldener Waldeinsamkeit.

In die bunte Wirrnis dieser Dichterwelt tiefer einzudringen, werden sich auch künftig nur wenige zu entschließen vermögen. Doch sicher glaube ich, daß die Erinnerung an Peter Hilles Persönlichkeit, um die sich bereits zu seinen Lebzeiten ein reicher Legendenkreis wob, in mythischer Verklärung noch bei fernen Geschlechtern fortbestehen wird. Denn er war ein so ganz einzigartiges Menschenwesen, ein harmloses Kind und ein Weltweiser zugleich; voll dunkler Triebe, doch sehnsuchtsvoll nach Klärung und Läuterung strebend.

In seinem faustischen Drange, bis zu den letzten Tiefen der Dinge vorzudringen, das ganze Weltgeschehen in schauernder Seele mitzuerleben, wurde es ihm leicht, auf allen äußeren Erdentand zu verzichten. So blickte er mit heiter-glücklichem Lächeln und in ruhevoller Harmonie auf das von Erwerbsdurst und Ehrgeiz gepeitschte Treiben der Menschen. Wie kein anderer Dichter unserer Tage hat er den Worten des frommen Gottsuchers und Grüblers Angelus Silesius nachgelebt:

In dir muß Reichtum sein;
Was du nicht in dir hast,
Sei's auch die ganze Welt,
Ist dir nur eine Last.

Dr. W. Sübel.

Sieneser Sonnette.

1. Zu einem Ziele leiten alle Gassen,
   Wie zu dem Stamme die verzweigten Äste.
   Aus enger Flucht viel steinerner Paläste
   Wirst du befreit auf weiten Markt entlassen.

   Da bieten rings die trotzgetürmten Massen
   Dem Wanderer Willkomm; manche stolze Veste
   Mit Turm und Zinnen grüßt die neuen Gäste:
   So starken Arms will Siena dich umfassen!

   Die Sonne glänzt, du ruhst am Brunnenrande —
   Kaum in die Stadt der Wunder eingegangen,
   Versankst du schon in wunschlos müde Lust.

   Bald hält sie dich mit zauberischem Bande
   Im engen Spinngeweb von Stein gefangen
   Und saugt dir deine Seele aus der Brust.

2. O Wanderer, der zu den ernsten Toren
   Der Stadt, der feierlichen, eingelassen!
   Bist du von jenen, die ihr Wesen fassen,
   So sei zum Schauen von Wundern auserkoren.

   Aus altem Schlaf erwacht sie; neugeboren
   Verkünden dir die vielgeprüften Gassen
   Die alte Liebe und das alte Hassen,
   Die wilde Herrlichkeit, die sie verloren.

   Denn die Vergangenheit ist hier gebreitet;
   Aus jedem Fenster winkt mit tiefem Blick
   Das Geisterauge der gestorbenen Zeiten. —

   Und rufst du sie, nach langer Wanderung gleitet,
   Und fremden Klangs, das Echo dir zurück,
   Als kehrte es aus grauenvollen Weiten.

3. In diesen Gassen wanderst du nicht lange;
   Steil sind sie alle, sorgenvoll und enge,
   Hoch steht der Häuser ratloses Gedränge,
   Ein jedes grau und stolz und feindesbange.

   Bald ruhst du schon und lehnst dich an die Wange
   Der Bettlerbank. Da wandern tausend Klänge
   An dir vorbei, das Stimmgebraus der Menge
   Schwillt um dich her zu schläferndem Gesange.

Des Händlers Stimme, Wechselspiel der Worte,
Gespräch der Bürger, schriller Ruf der Knaben;
Und in der Klänge helle Flut entsendet

Den Orgelstrom die nahe Kirchenpforte — —
Doch unterdessen, da du träumest, haben
Die Morgenstunden eilig sich vollendet.

4. Die sanften Hügel schmücken sich aufs neue
Die Häupter mit dem abendlichen Kranze.
Dahinter schleudert ihre Strahlenlanze
Die Sonne aus dem Abgrund in die Bläue.

Und aufgeschreckte Purpurwölkchen, scheue
Und zart umhauchte, schweben wie im Tanze
Und krönen rings mit mildem Rosenglanze
Der Mauern Wachsamkeit, der Türme Treue.

Noch schweigt die Stadt und liegt im Ruhmesstrahle
Erschauernd fremd. Doch nun, welch seltsam Leben!
Ins Auge tritt ihr sichtbarlich die Seele.

Vieltausend Fenster glüh'n mit einem Male —
Horch, von den Glockentürmen kommt ein Beben:
Es singt die Stadt aus ehern reiner Kehle.

5. Du gleichst, o Siena, einem wilden Garten,
Drin stehen Blumen von lebendigen Steinen,
Und an der Lichtung dunkler Wege scheinen
Die Statuen den Wanderer zu erwarten.

Viel Marmorbronnen grüßen ihn mit zarten,
Zerstäubten Strahlen, die im Lichte weinen,
Und Hallen sind, die kühle Schatten einen,
Und Türme mit den wehenden Standarten.

Paläste funkeln, Kirchen und Kapellen,
Und herrlich wachsend überragt sie alle
Der stolze Dom, den Marmorglanz umschwebet.

Doch in dem Garten sind verwunschene Stellen,
Wo zwischen Pracht und heimlichem Verfalle
Die Palme hoher Leidenschaft sich hebet.

6. Wer ohne Liebe ist, darf hier nicht weilen,
Es spricht die Stadt nur zu den Eingeweihten,
Zu jenen, welche Furcht und Sehnsucht leiten,
Und deren wunde Herzen niemals heilen.

Sie wissen ja: zum Trost der Kirchen eilen
Die finstren Gassen kriegerischer Zeiten
Und lockend winken goldne Heimlichkeiten
Aus schmalen Fenstern langer Häuserzeilen.

Wer aber liebelos, er fühlte Grauen
Und Not nur in den Gassen; keine wäre
Der Stimmen ihm vertraut, stumm alle Mienen,

Stumm auch der Lächelblick der heiligen Frauen,
Die unterm goldnen Himmel der Altäre
In Ewigkeit der schönen Liebe dienen.

7. Wohl wohnst du friedlich über sanften Talen,
O fromme Stadt, und wellengleich erheben
Sich Hügel rings, die schützend dich umgeben.
Aus hoher Pinien Dunkelheiten strahlen

Dir Marmorhäuser, paradiesisch malen
Die schöne Landschaft Rosen dir und Reben —
Doch in den heißen Traum von Glück und Leben
Weht lähmend schon die Ahnung naher Qualen:

Dort, wo ins Land die Berge niedergehen,
Siehst du die Not mit ewiger Beschwerde
Die öden Niederungen überschwemmen —

Mit den verlassenen Schlössern, toten Seen
Dehnt fiebernd sich die giftgeschwollene Erde —
Es ist der Ort des Todes, die Maremmen.

8. Du hast, o Stadt der Wölfin, deinen Söhnen
Die Milch der edlen Ungeduld gespendet,
Und ein Begehren, welches sich verschwendet,
Und das doch nie Erfüllungslorbeern krönen.

Denn da sie noch nach jedem Irdisch-Schönen
Voll tiefer Unrast brünstig hingewendet,
Beschleicht sie schon die Ahnung, daß es endet,
Und Bitterkeit, und mattes Sichgewöhnen.

So stehen sie, frühe Müdigkeit im Herzen,
Von Süßigkeit des eigenen Grames trunken.
Und sanft und hoffnungslos verrinnt ihr Leben.

Und bald, im Weihrauchschimmer hoher Kerzen,
Sind sie vor den Altären hingesunken,
Wo alte stumme Heilige sich heben.

9. Es klang der helle Warnungsruf der Wächter
Von diesen Türmen wohl zu tausend Malen.
Uralten Haß mit frischem Blut zu zahlen,
Bewaffneten sich feindliche Geschlechter —

Hier schrie das Volk im Joche Ungerechter,
Hier seufzten nächtlich heiße Liebesqualen,
Hier kreuzten ihre Degen die Rivalen,
Betrogene Ehre strafte den Verächter.

Hier in den Gassen, wo von Haß und Liebe
Das Blut mit ewiger Leidenschaft geglüht,
Sind sanfte, fromme Heilige gegangen,

Die in dem Feuermeer entflammter Triebe
Wie kühle Lilien regungslos geblüht,
Vom Glanz der eigenen Unschuld schutzumfangen.

10. In dem Palaste, wo die Väter saßen,
Der Heimat Wohl mit Sorge zu beraten,
Wo die Gesandten fremder Städte nahten,
Und die Tyrannen ihren Eid vergaßen, —

Wo zu den hohen Fenstern von den Straßen
Des Volkes Aufruhr dröhnte, das verraten — —
Am Ursprung aller Stürme, aller Taten,
Da thronet Pax, die schön ist ohne Maßen.

Sie stützt das sanfte Haupt. Gelöset schmiegen
Die Glieder sich dem Pfühl, und voller Milde
Sind ihre Augen, die uns wachsam grüßen.

Und wir, der Stadt der Leidenschaft entstiegen,
Wir nah'n, o holder Friede, deinem Bilde
Und ruh'n, getröstet, still zu deinen Füßen.

G. F. Hartlaub.

Die Geschichte von der Gunnel.

Jetzt sprach der hübsche Junge der Märchen-Gunnel, — „und da des Herrn so schnell entstandene Sympathie doch einen Grund haben muß ... so vermute ich, daß ich ihn an irgend etwas erinnere, das ihm in den Tagen seiner Jugend lieb gewesen ist ... an ein teures Gesicht ... eine helle Stimme ... oder an Haar, so blond und kraus wie das meinige. ." Der junge Mann sprach langsam und mit einer Ruhe, die gemacht war. In ihm klang der Verzweiflungsruf der Märchen-Gunnel nach dem König jenes Sommers, nach dem der seine Königin und noch mehr verlassen hatte. In ihm schrie die Neugier seiner Kinderzeit und die Rachgier seiner Jünglingsjahre, in ihm schrieen ein Ereignis in der Sommersonne und eins im Winterschnee: ‚Zerreiße sein Herz und versenke ihn in Gram!' — — „ja, Mutter war blond wie ich. Ihr Haar war kraus und lockig. Der Herr hat sie doch nicht gekannt ... die Märchen-Gunnel, Gunnel Björklid?" Der ältere Herr wurde ganz weiß im Gesicht. Er öffnete den Mund, um etwas zu sagen — schwieg jedoch — — „aber wer weiß," sagte der junge Mensch, „was für Wege und Stege die Menschen gehen? Ich kann ja nicht wissen, wo ein Stein-Professor in seinem Leben alles herumgekommen ist. Wir haben merkwürdige Steinsorten bei uns zu Hause in den Bergen." Er richtete ein Paar blitzend blauer Augen auf den andern, aber der Blick ward nicht erwidert. Er sah in ein versteinertes Gesicht, in dem nur die Augenlider unruhig zuckten, und sah die Hand eines Gelehrten die Lehne der Bank fest erfassen. Der Dampfer fuhr einen schönen Fluß hinauf zwischen steilen Ufern. Baumstämme schwammen vorbei. Der Kapitän saß mit Freunden beim Punsch und Lachsalven kamen und gingen, während das Schiff sich hob und senkte. — „Ja, die gute Mutter! Sie ist nun schon lange tot. Es wurde ihr schwer, das ... zu tragen ... dann brach sie zusammen. Das war der einzige Schmerz, den sie mir zugefügt hat — und viele Tränen. . . Ich begreife nicht, was sie an das Leben band. Manchmal glaube ich, daß ich, ihr Sohn, es war — aber dann war ich's doch auch wieder nicht, sondern etwas anderes, was ich nicht weiß. Ich bin nie recht dahintergekommen ... hinter das, was gewesen war und was niemand wußte. ." Er stieß seinen Rucksack weiter unter die Bank und erhob seine Augen zu dem andern. — „Sie kommen und sagen, daß Sie für mich eine eigentümliche Sympathie fühlen, obgleich Sie mich nie zuvor gesehen haben. Meine Mutter, die würden Sie lieb gehabt haben!" Die blauen Augen ließen nicht los. Jetzt sahen sie, wie der andere gleichsam in sich zusammenkroch und ein noch steinerneres Gesicht bekam. Dann glitt der blaue Blick über eine elegante Reisetasche hin, die ihm ein kleines silbernes Schild mit hübschem Namenszug zuwandte. Er nickte vor sich hin. — „Ja, sehen Sie, an einem sonnigen Sommertag

war ihr ein Unglück zugestoßen . . . und dann kam noch ein Unglück, und das war ein Kind — das war ich. Früher war sie wie eine schöne Menschenfee herumgegangen und hatte vom Morgen bis zum Abend Sonnenschein erdacht und gesungen, so daß es um sie strahlte . . . ich habe sie niemals Sonnenschein singen hören. . ." Er sah den andern an und wieder erklang seine ruhige, gedankenvolle Stimme: „Und dem ich dafür zu danken habe — den habe ich verwünscht, seit ich zu Verstande kam. . . Ich sitze hier und erzähle Ihnen eine Geschichte, die Sie nicht interessiert . . . und die Passagiere gehen hin und her und wundern sich darüber, daß ein junger Mensch aus dem Gebirge und ein feiner Herr aus Stockholm oder Upsala so viel miteinander zu reden haben . . . und die Dörfer an den Ufern ziehen grün an uns vorbei in der Mittsommersonne . . und das Leben kann manchmal schön sein . . . aber nirgends kann ich vergessen, daß ich täglich ein paar Verwünschungen über einen Unbekannten aussprechen muß . . . ich glaube, Sie frieren am heißen Sommertag! — Ja, Tränen fielen auf meine Wiege — und seltsame Lieder hört' ich. Liebe bekam ich mehr als alles andere. Wie sie küssen konnte und flüstern: ‚Mein Junge'! das können Sie nicht verstehen. Hätten Sie einen Kuß von ihr bekommen, so würden Sie ihn nie vergessen haben. Ja, Gunnel Björklid konnte küssen, Gott weiß, wer es sie gelehrt hatte. ." Der Professor warf einen hastigen Blick auf den jungen Mann und sah in ein Paar kalter, verschmitzter Augen. — „Und es war immer wie Waldesduft um sie, wenn ich meine kleine Nase in ihre Brust hineinbohrte . . . und wie etwas von einer wunderlichen, schönen Ferne, das ich genoß, aber nicht zu benennen wußte." Der Ältere saß steif und schweigend da. „Die sie in ihrer übersprudelnden Jugendzeit gekannt haben, erzählten mir viel von ihr. Merkwürdige Leute allzusammen, das können Sie glauben. Es ist viel gedichtet worden, dort in dem abseits liegenden Bergtal, und die Menschen lebten dort zwei Leben. Das eine ging daheim in den grauen Häusern alltags mit ihnen aus und ein. Das andere begleitete sie im Walde, wohnte mit ihnen in der Sennhütte, war bei ihnen am Wasser in den Mühlen und kleinen Sägewerken, tummelte sich neben ihrem Pferde, ließ sie sich auf einem verhexten Moor verirren und rief sie an von Tanne und Kiefer, vom Berg und Fluß. — Ach, wenn Sie das alles verstehen könnten! — Dieses Leben schritt nie über lappländische Sumpfhöhen, ohne zu fühlen, daß etwas Seltsames geschehen werde, und betrat nie in der Dämmerung eine Sennhütte, ohne nach den Zauberhunden zu horchen, von denen jeder kläfft wie zwei andere Hunde — oder ohne sich vor den geheimnisvollen Kindern zu schauern, die unter dem Fußboden schluchzen. So etwas konnte den trägsten alten Bauern derartig in Trab setzen, daß seine Birkenschuhe von seinem ungekämmten Haarschopf gepeitscht wurden — den Steig hinab — vorwärts durch's Tal — den Dorfweg entlang — heim in die Hütte. — — Ein Volk, das so tief in der Dichtung lebt, Herr Professor — — — Ich sehe mein Gebirgsdorf so

deutlich — graue Häuser in Häufchen zusammen, um nicht so bitter allein zu sein, wenn der Winter finster über dem Lande liegt. Ihre glimmenden Fensterluken kann man für die Augen eines Rudels Wölfe nehmen. Aber im Lichte der Sommernacht liegen sie da wie eine Herde Ziegen und warten auf die Sonne . . . Natürlich haben Sie nie von Gunnels Geschichten gehört. Wenn sie vorbeiging mit dem nach innnen gekehrten Märchenblick, die Goldflechte auf dem Rücken, dann nickten die alten Weiber und den Männern wurde es warm zu Mut und die jungen Leute fühlten Sehnsucht im Herzen. — Sie haben Gunnel nicht erzählen hören — Gott weiß, woher sie ihre Farben nahm. Eine Geschichte war violett und wehmütig mit dunkeln Gestalten, die sich im Zwielicht bewegten; eine andere war blaugrau, das war eine Geschichte im Nebel an einem Herbstmorgen am See, wo die Lumme schrie. Oder sie saß hell und blauäugig da und riß den Hörer in eine Begebenheit hinein, blitzend und goldig wie die Sonne. Und mitten darin hörte man den Kranich rufen und die Kuhglocken schallen . . . . Eines Tages legte Gunnel, die sonst so sanft war, ihre Finger um meinen Hals und drückte und schnürte. Dann weinte sie und schrie einen Männernamen, den ich nie gehört hatte. Niemand im Dorfe hieß so. Ich glaube — glauben Sie es nicht auch —, daß es der Name von jemand war, der lange weggeblieben, den sie zurückrufen wollte? . ." Er lachte, als er sah, wie es den andern durchschauerte. „Vergessen," sagte er leise, „was man in einer solchen Stunde hört, vergessen, das kann kein Mensch. . . Glauben Sie? Was ich hörte, als sie, die mir im Leben am teuersten war, den Verstand zu verlieren schien, und ihre Hände eisern meine Kehle packten, das sollte ich vergessen? Ich tat es doch, ich war zu jung, um zu verstehen, daß der Tag kommen werde, wo ich mit dem Manne etwas zu reden hätte. . . Glauben Sie nicht auch, daß es der Name dessen war, der weggelaufen von ihr und mir?" Er legte die Hand auf die Schulter des Professors und sagte gelassen: „Manchmal habe ich mich darnach gesehnt, ein verständiges Manneswort mit dem zu reden, der sie weinen machte. Ich wollte ihn sehen — Gunnels Sommerkönig — ich, ihr Märchenprinz. Gott, was für ein Kerl muß er gewesen sein an jenem Sommertag, als er mit dem Recht der Jugend und dem Recht der Liebe Gunnel nahm! Ich möchte ihn vor mir haben und mit ihm reden, wie ich mit Ihnen rede, gelassen und ruhig, und ihn dabei still im Innern verwünschen. Er würde es nicht hören, würde keinen Mangel an Höflichkeit bemerken, aber ich hoffe, mein Stoßgebet sollte ihm früher oder später wohl bekommen!" — „Nein, nein — sagen Sie das nicht," sagte der Professor mit schwerer Stimme. Gunnels Sohn, der junge Dichter, faltete seine Hände um das Knie und sah in den Sonnenschein. Ho, ho, dachte er, bist du der, für den ich dich halte, so werde ich dich an den Beinen zerren, altes Murmeltier. Ist überhaupt eine Seele in dir, so soll sie heute ihre schwere Stunde haben! Darauf der Professor: „War

das Auskommen droben im Gebirg nicht schwer und das Leben dürftig? Hörte sie nie von jenem Fremden?" — „Geld, meinen Sie? Ja, denken Sie, er schickte ihr Geld, war das nicht erbärmlich? Pfui Teufel . . . an dem Tag, an dem sie den Geldbrief erhielt, brach sie auf dem Steg vor dem Hause zusammen. . . Da war ihr Sommermärchen ganz zu Ende. Sie ging umher und setzte das Haus für den Winter instand. Es war ein Notjahr. Bei ihrem Hof war der Frost in weißem Kleide aus dem Sumpf gestiegen und hatte das Korn gebissen, so daß es umkam. Zuerst war sie rastlos; wo sie ging, murmelte sie: ‚Mußt dran denken, mußt dran denken. Was jetzt werden soll, geht über meinen Verstand.' Aber dann saß sie in sich zusammengesunken da, die gestreifte Schürze über den Kopf gezogen, und versuchte, nicht dran zu denken — nicht dran zu denken — nicht dran zu denken. Der dürftige Erdstreifen an dem dunkeln Wassergerinsel sah diesen Herbst ein verzweifeltes Weib umherwanken, spähend und lauschend. Hatte der Nordwind geweht und zogen kleine, weiße Wolkentupfen in einer Linie von Norden nach Süden, so wurde das ein Weg für ihre Zugvögel — sie grüßte ihn, den Märchenkönig vom Juni. Für sie war es Herbst geworden, und der wich nie mehr von ihr trotz meines, ihres Sohnes, dem sie unter größeren Qualen der Seele als des Körpers das Leben schenkte. Ich bin doch froh, daß ich ihr Freude machen konnte — ach, meine herrliche Mutter! Sie sagte es mir, ehe das Auge in dem silberweißen Haupte brach — weiß, ehe sie ihr fünfunddreißigstes Jahr, ihr Todesjahr, erreicht hatte. . . Was meinen Sie zu meiner Geschichte? — — Es war tief im März, da kamen warme Winde vom Golfstrom. Der Wald ward schwarz, und es tropfte von den Fichten. An einem solchen Tage schnallte sie die Schneeschuhe an. Sie fühlte, daß ihre schwere Stunde nahte, und die konnte sie nicht ruhig erwarten. Ihr Kummer ging über ihren Verstand. Gott kennt die Wege einer verirrten Seele — warum wandte sie sich hinauf in die Berge — jetzt? Was glauben Sie, das sie wollte? Der Schnee klebte, und es war nicht früh am Tag, als sie die Tjalahöhe erreichte. Wölfe waren auf ihrer Spur. Dort mußte sie sich niederlassen — dort ward ich geboren. . . Über jene Berge geht vielleicht jede dritte Woche ein Mensch. Wäre es an jenem Tage nicht geschehen — was dann, mein Herr? Noch heute weiß ich nicht, ob jener Lappländer, der kam, den Spuren der Wölfe oder der Schneeschuhe gefolgt war, aber er kam zur rechten Zeit. Er badete mich im Schnee, er nahm mich unter seinen Mantel und eilte über über die Felsen hinab nach Maktoberg. Sie kam einige Stunden später still, matt, tränenlos durch die Dämmerung nach. — Was denken Sie über meine Geschichte? — Es war dreiviertel Meile nach Maktoberg von jener Stelle im Schnee. . . Das ist die Geschichte der Gunnel. . . Sie haben Tränen im Auge. . . Gott im Himmel, Herr, wenn Sie jetzt keine Tränen im Auge gehabt hätten. . .!" — „Sie sind zu schonungslos," murmelte der

andere. „War — hm — der Fremde schonender?" Gunnels Sohn blickte den eleganten Mann neben sich an. „Ich möchte jemandem ein böses Wort ins Gesicht schreien," sagte er. — „Sprach sie nie von dem Sommer, wo der Fremde bei ihr war?" Die Frage kam fast flüsternd. „Nein, aber die Leute sprachen davon." — „Und was sagten sie?" — „Vieles, nicht alles war wahr. Ich wollte schließlich nichts mehr hören. . . Sie weidete in jenem Sommer Vieh auf den Bergen, wie Sie wissen. Die Sennhütte war weit vom Dorf. Sie war dort so einsam. Es war kein Ort zum Einsamsein, denn — Sie können meinetwegen lachen — es wohnten allerhand Unholde dort, und mancherlei Spuk ging um. Da hörte man des Nachts unsichtbare Geräusche an der Feuerstelle und sah seltsame Dinge in den Winkeln der Hütte und draußen im Unterholz, wenn Gunnel mit nackten Füßen über den kurz abgeweideten, sammetnen Grasboden schritt. Des Abends mit den Kühen kamen Lieder und Märchen, wenn die Sonne zwischen den dunkeln Fichten glühte und die Luft von Gold war, die Drossel sang und die Eulen klagten. Für ein Gemüt wie das ihrige war das eine Welt. Eines Tages geschah etwas mitten im Sonnenschein. Gunnel hatte, den Kopf auf die Arme gelegt, gesessen und geschlafen. Sie erwachte, als eine Schar Zwerge sie umstand und ihr sagte, sie müsse jetzt Hochzeit machen. Einer von diesen Unholden sollte sich mit ihr verheiraten. Sie war wie verhext und wehrlos. Man legte ihr Brautstaat an, breitete Zaubersilber und Zaubergold über sie, Ringe kamen an die Hände, Schnallen ans Mieder, eine Schlange war der Gürtel. Gunnel saß wie im Traum, während sie geschmückt wurde. Die Hunde heulten vor Furcht. Die Sonne blendete. Die Kraniche riefen vom See her. Der Wald duftete. Die Luft zitterte. Es war ein funkelndes Hochzeitswetter. Die Schneespitze des Jadmos leuchtete weiß wie eine Frühlingswolke dahinter . . . und nun geschah es . . . er kam . . . der Fremde." — „Ja," sagte der Professor leise und ohne zu wissen, daß er sprach, „ja, seltsam war es, aber von Geistern sah ich nichts, als ich, in den Bergen verirrt, zu ihrer Sennerei kam." — „Nur Sonntagskinder sehen so etwas, und als Sie kamen?" — „Als ich kam, sprang sie mir entgegen, zitternd und schön. Silber und Gold hatte sie nicht an sich, aber an ihren Wimpern hingen Tränen, und die Sonne wohnte in ihrer schweren Flechte. Ich werde es nie vergessen, der Blick war sonderbar nach innen gewendet, war schimmernd und feucht . . . . nie in meinem Leben habe ich etwas so Wunderliebliches gesehen. ‚Du bist mein Retter,' sagte sie und lächelte mit ihrem hellen Gesicht . . . und dann kam das, was — ich nicht erwartet hatte. . ." — „Ich weiß, was Sie nicht erwartet hatten — ich weiß es. Sie fiel Ihnen um den Hals und verbarg sich. . . Sie wußte nicht, daß ein solches Abenteuer den Menschen so packt, daß er nicht weiß, was er tut, und daß der zufällig Kommende die Unheimlichen verjagt. Schwindlich, verstört, froh klammert sich dann der Behexte fest an den Retter." — „Ja," sagte der Alte, „Verstand und Besinnung verlor ich,

als ich das warme Menschenkind in meinen Armen hielt. . ." Der junge Mann fuhr fort: „Sie war die reizendste Blume der Gegend. Wer sollte nicht in ihren Armen die Besinnung verlieren? Und so kam es. . ." Der Professor seufzte: „Die Tage kommen nie wieder — und sie kommt nie zurück. Ich bin heraufgereist, um sie zu suchen jetzt . . . und komme zu spät. Ich folge Dir ins Gebirge, und Du begleitest mich zurück. Du bist ja mein Sohn und der ihre." — „Nein, das will ich nicht. Zwischen Ihnen und mir wird immer ihr jahrelanges Weinen stehen. Ich werde den Augenblick nie vergessen, da sie mich zu morden dachte, und da sie verzweiflungsvoll Ihren Namen rief. Ich sagte, ich hätte den Namen vergessen . . . nein — keiner vergißt, was er in solchem Augenblick gehört hat. Ich wußte, wie der hieß, den ich haßte. Kehren Sie hier um und lassen Sie uns scheiden. Ich habe mich nicht so weit durchgekämpft, um jetzt, wo ich meine eigene Kraft fühle, ein Vatersöhnchen zu werden. Mein Weg geht hinauf in die Berge und zu meiner Dichtung. Was Gunnel litt, als sie friedlos in der Heimat umherging, das werde ich dichten. Mir liegen ihre Geschichten im Blut . . . ich bin ja Gunnels Junge. In die Berge will ich. Leben will ich." Er nahm seinen Rucksack auf die Schulter und reichte dem Alten die Hand. „Sie sollen nichts erklären. Ich will nichts wissen. Ich habe Sie gesehen. Ich bin zufrieden . . . ich verstehe jetzt, daß Gunnel alles vergessen konnte, als sie Sie hatte . . . und nun leben Sie recht wohl. Sie werden von mir zu hören bekommen." Als er erregt und mit bebenden Lippen, blond und stark, den Weg hinaufstieg, glich er einem jungen Wiking. Der Alte sah ihm nach mit dem Blick eines Bettlers. Pelle Molin.

(Autorisierte Übertragung von M. R.)

Caruso.

Seit einigen Jahren geht es in jedem Winter wie ein Brausen von Enthusiasmus durch unser musikalisches Leben: das ist die Zeit, wo die Caruso-Gastspiele über die großen deutschen Opernbühnen ziehen. Nicht alle Städte trifft es; wo es nicht einkehrt, da legt sich graue Enttäuschung über den Begriff der Saison, so ungefähr, als hätte man wohl einen Sommer, aber keine Sonne. Und dann liest man in den Zeitungen Berichte aus den Städten, in denen das Caruso-Gastspiel Wahrheit wurde; man liest von Raufereien um Eintrittskarten, von Schutzleuten, von schwindelnden Preissteigerungen.

Dieses Außergewöhnliche an Sensation und Preisen ist für eine Erscheinung wie die Carusos das ganz Ordnungsgemäße. Dieser Sänger ist unter seinesgleichen ein Museumsstück: warum sollte man nicht Liebhaberpreise für ihn zahlen?

Carusos gesangliche Individualität stellt ein höchst wertvolles Exemplar einer höchst wertvollen ausgestorbenen Gattung dar. Ihr eigentliches Gebiet war das italienische Opernleben von vor 250 Jahren. Als stimmliche Schönheit und technisch vollendete Tonführung Selbstzweck hatte. Als die Vokalkomposition bezaubert auf dem neugefundenen Wege der Monodie voranschritt und immer andere Entdeckungen an reizvollen Möglichkeiten für die Solostimme machte. Mit einer Sensibilität, die einzig dasteht in der Geschichte der Musik, reagierte man damals auf die sinnliche Schönheit des vokalen Tones und auf alle aus gesanglicher Kultur herauswachsenden Verfeinerungen desselben. Der dramatische Komponist jener Zeit, der dem italienischen Opernstil und der italienischen Gesangsschule ihren Weltruf brachte, war Sänger; seine Komposition wurzelte so sehr im Vokalen, daß in seiner Hand jede Arie zu einem Piedestal für die Singstimme wurde, das ihr Steigerung brachte und Gelegenheit, sich nach allen Seiten hin vorteilhaft zu entfalten.

Einen letzten, freilich durch ein Genie wunderbarer Art verklärten Begriff von diesem dramatischen Stil gibt uns Mozart in seinem Oktavio, Tamino usw. Der Tenor der Opera seria war der reinste Vertreter des frühesten monodischen Gesangsideales. Der beweglichere, temperamentvoller charakterisierte Bariton ist jüngeren Geschlechtes und hat seinen Ursprung im Buffonen. Der im Tenor singende Held der alt-italienischen Oper war im Lichte unserer Auffassung durchaus undramatischer Natur. Er verkörperte die ruhende Schönheit der musikalischen Form; der Ausdruck der Leidenschaft in der Komposition war dabei so maßvoll gehalten, daß kein Zuviel nach irgendeiner Richtung hin den vollendet harmonischen und ebenmäßigen Gesang störte und verzerrte. Auch da noch, wo Verzweiflungstaten charakterisiert und Dolche gezückt wurden, vertrug sich eine monumental gehaltene Da capo-Arie mit dem Tempo der dramatischen Wahrheit.

Im Sinne der Gesangsästhetik ist die weitere Entwicklung der Dramatik einem Verfall gleichgekommen. Romantisch leidenschaftliche Dämmerungen machten gleichgültig gegen die klassische Reinheit des Tones und die Klarheit des Tonschrittes, und die große Oper und was ihr im Gefolge ging, forderte den Affekt um jeden Preis. Die Herrschaft des Vokalen in der Oper wich der des Instrumentalen. Damit hat sich auch das Ideal des Tenores gewandelt. Wo die Oper der Gegenwart dramatisch ist, verlangt sie einen Helden, der singend ein Schwert zu schmieden und einen Drachen zu töten vermag, und der sein Heldentum vor allem auch darin verdeutlicht, daß er zum Sieger über das stimmörderische Blechorchester wird. Dissonanzen sind heute ein hauptsächliches Ausdrucksmittel des dramatischen Gesanges; die Kunst fängt dabei erst da an, wo dieses Ausdrucksmittel von einer führenden Intelligenz beherrscht und bewußt einer harmonischen Auflösung entgegengeführt wird.

Da kommt Caruso. Eine Stimme wie ein Gott. Auch wo wir im Grammophon sie hören, fühlen wir eine fremdartige Entzückung: in den

musikalischen Empfindungsmöglichkeiten wird irgend etwas in Rausch versetzt, was sonst schläft oder aber aus einer Art von berechtigter Lebensangst heraus sich verschließt. Das ist die Wirkung der reinen und beinahe transzendental anmutenden Schönheit des vokalen Instrumentes. Es gab vor einer Reihe von Jahren schon einmal einen wenn auch Caruso nicht gleichen, so doch ähnlichen Tenor, der in den Konzertsälen der Kunststädte Begeisterungen auflodern ließ, den Sänger Ben Davies. Er sang vor allem alt-italienische Arien, dann auch Händel und Gluck, unbeschreiblich schön und pathetisch im edelsten Sinne. Schon im einfachen Liede jedoch, bei der Notwendigkeit stärkeren Charakterisierens, verloren Stimme und Vortragsstil. Der kühle Nordländer mochte im Rahmen der konzertanten Arie oder des Oratoriums sich künstlerisch ausleben, Caruso, der Romane, muß zur Bühne, muß in die stärkste Plastik der Gestaltung und in das Temperament hinein. Es treibt ihn zu Dissonanzen, aber seine Stimme weiß nichts von Dissonanzen. Sein künstlerisches Naturell zieht ihn zum Verismus hin, zur stärksten Gebärde, zum Äußersten des Ausdruckes, aber seine die „ruhende Schönheit" verkörpernde Stimme ist prädestiniert für jenen musikalischen Stil, der diese Stimme in der Komposition vergöttert.

Hier ist ein Riß in der Erscheinung des Künstlers Caruso. Jeder Hauch des Gesanges ist edel beseelt, das Spiel ist es nicht. Es zeigt die natürliche Leichtigkeit und Verve einer romanischen Abkunft, es zeigt Temperament, Virtuosität und Effekt. Nicht Dramatik aber tritt solcherart in Erscheinung, sondern Theatralik; und ein Mangel an jener Einheitlichkeit und Geschlossenheit, die wir Stil nennen. Wir sind in Sachen des Stiles im allgemeinen der Oper gegenüber sehr anspruchslos; wir erwarten nun einmal von dieser Kunstform — auch in der Wiedergabe — nicht die ausschlaggebenden Merkmale, die wir sonst vom Kunstwerk fordern. Und Leute, die jeder künstlerischen Stillosigkeit gegenüber von äußerster Reizbarkeit sind, werden immun oder verfallen in Resignation, sobald sie einem musikalischen Bühnenwerk gegenübertreten. Kann es wundernehmen, wenn ein Caruso dabei zu einer allervollkommensten künstlerischen Gesamterscheinung erhöht wird? Wir stehen den Faszinierungen seiner wundervollen Stimme und seiner unvergleichlichen Gesangskultur gegenüber: wie soll man bei Faszinierungen nach Ursachen und Berechtigungen fragen?!

S. D. Gallwitz.

Parabeln.

Der Pfeil.

Der Genius des Kampfes schoß einen Pfeil ab von der Sehne seines Bogens! Mit feinem Klang fuhr er in die Höhe und verlor sich in blaue Ferne.

„Ach!" seufzte da eine Stimme.

Der Genius wandte sich zur Seite und bemerkte einen Strauch mit festen, schlanken Zweigen, und der geradeste und größte unter ihnen hatte

jenen Seufzer ausgestoßen. Es war ein Zweig, der in die Augen fiel; er trug grüne Blätter und leuchtende Blüten.

„Was willst du?" fragte der Genius.

„Ich will auch nach oben," sagte der feste, schlanke Zweig, „ich will frei sein; in die Lüfte will ich."

„Wer nach oben will, der muß Opfer bringen," antwortete der Genius, „und das können nicht alle."

„Sage mir, was ich tun muß," bat der Zweig, „ich fühle eine heilige Sehnsucht in mir, der ich nicht widerstehen will."

„Ich muß dir vieles nehmen, was dir lieb und wert ist," begann der Genius. „Zuerst muß ich dir deine grünen Blätter nehmen."

„Es ist so schön, ein grünes Kleid zu tragen," flüsterte der Zweig, „aber nimm sie hin."

„Und dann muß ich dir die leuchtenden Blüten nehmen."

„Ach, die Blüten! Doch es sei, auch die Blüten will ich missen."

So hatte der Zweig beides verloren, die Blätter und die Blüten; er war kahl.

„Und nun kommt das Schwerste," sagte der Genius. „Es wird sehr schmerzen; aber nun muß ich dich mit der Schärfe meines Schwertes trennen von dem, womit du bis jetzt zusammengehangen hast. Wer steigen will, der muß es ertragen, einsam zu sein."

„Trenne mich!" rief der Zweig, und es fuhr ihm wie ein scharfer, schneidender Strahl durch Mark und Gebein.

Aber nun war es überstanden. Der Genius glättete das feste, biegsame Holz, und bald trug es oben die stählerne Spitze und unten an den Seiten weiße Schwingen. Und dann kam der Augenblick, wo es sich auf der Sehne des Bogens fühlte, als fasse ein ungeheures Schicksal es in seine Hände und nähme alle seine Kraft zusammen. Ein scharfer Klang, — und dann stieg der neue Pfeil empor, jauchzend, jubelnd, losgelöst von der Erde, die uns alle gefangen hält. Er stieg empor nach einem großen Ziele, und er stieg auch nicht vergebens empor: er holte den König der Lüfte herunter, den Adler.

Wer in die Höhe will, muß Opfer bringen.

Die brüchige Krücke.

Es war ein sehr mitleidiger Mann, der saß vor der Tür seines Hauses und sah, wie allerlei Volk vorüberzog. Da kam auch ein Mensch, der hinkte ganz erbärmlich.

„He, guter Freund!" rief da der Mitleidige, „möchtest du nicht gern besser gehen können?"

„Gewiß," erwiderte der Krüppel, „ich weiß nur nicht, wie ich das anfangen soll."

„Ich will dir helfen. Sieh her, diese Krücke schenk' ich dir, der kannst du in deiner Schwachheit unbedingt vertrauen."

Jener bedankte sich, nahm die Stütze und stapfte vergnügt damit weiter. Es dauerte aber nicht lange, da kam er zurück, und er hinkte nicht nur, sondern er blutete auch.

„Das war ein schlimmes Geschenk," sagte er. „Ich habe ihm vertraut, aber es zerbrach. Du hast wurmstichiges Holz genommen, und ich habe einen bösen Fall getan." —

Möchten doch alle vorher prüfen, die solche Krücken zu machen pflegen, und wenn sie auch nur verschenkt werden sollen — an arme Heiden.

Georg Ruseler.

Der neue „Pan" in Berlin.

Der alte Pan — der neue Pan. Sich gleich geblieben nur darin, daß er sich in einem Pan-Verlag und einer Pan-Gesellschaft mit Vorlesungen und Theater kundgeben wollte. Aber damals ging Pan hervor aus einer armseligen Künstlerbude — jetzt aus einem reich fundierten Verlag,*) sicher reich, denn er ist nicht arisch. Damals trat Pan mit viel Prätention auf und gebärdete sich mit viel Würde — jetzt mit einer — freilich auch prätentiösen — Prätentionslosigkeit, so mit — Scheuklappen. Damals umwitterte ihn eine duftige Atmosphäre von recht blauem Kunstidealismus. O, mit welch frischer Freude an all der bunten Schönheit, die eines jeden Geist in seinem und der Welt Leben entdeckte, hatten die Künstler-Herausgeber (darunter Dehmel, Bierbaum, Hartleben usw.) ihren Pan ausgestattet, damit sie durch ihn die kosmische Harmonie (Paul Scheerbach) fänden. Der ganze Pan war damals ein verheißungsvoller Prospekt: er schlief ein; — jetzt, wiedererweckt, nur von einem Kunstförderer, ist er — älter geworden: er hat das jugendliche Draufgängertum aufgegeben, weil es ihm doch nichts genützt hat. Er ist wie sein Papier — o, damals war er auf das feinste Büttenpapier, schon dekorativ im Stoff, gebannt! — Jetzt ist er nicht mehr so — dekorativ: er ist solide geworden. Solide! Schade! Und doch! Ist es etwa nicht das Vernünftigste vom gesunden Menschenverstand aus? Zu viel Kunst, bloß Kultivierung der Kunst ist ungesund, weil es ein schlechtes Geschäft ist. Gut!

Was will nun also der Pan? Ja, darauf kommt es gar nicht an. Was wird er erreichen? Das ist interessanter — aber das kann man noch nicht wissen. Bisher hat er sich erst weiter bemerkbar gemacht durch seine erste Theateraufführung vor seiner geschlossenen Gesellschaft: Heinrich Manns drei Akte: Die Bösen — deren dritter auch in den ersten beiden Nummern der Pan-Zeitschrift abgedruckt ist.

Heinrich Mann — übrigens aus einer Lübecker Kaufmannsfamilie gebürtig — ist bis jetzt nur als Romanschriftsteller bekannt, d. h. soweit ein so geistig ferner Künstler — beiläufig bemerkt bedeutender, wenn auch weniger berühmt als sein jüngerer Bruder Thomas — bekannt wird — in seiner kleinen Gemeinde: wenige nur haben ihn gelesen, kennen, schätzen und lieben gelernt. — Aber das sogenannte große Publikum weiß kaum von ihm und lehnt ihn ab, weil er sich selbst durch sein starkes, eigenartiges Genie und seine feine, persönliche Menschlichkeit über die Masse emporgehoben hat, in für sie allzu dünner Luft einsam steht: die meisten anderen bekommen neben ihm Herzbeklemmungen, wie auf einem zu hohen Berge.

*) Paul Cassirer, Berlin.

Doch er sehnte sich nun einmal wieder auf die Erde zurück — und da ließ er sich auf die Bühne herab, vor der das „große Publikum" lauert. Und er hat sich mit viel genialem Geschick und menschlichem Verständnis herabgelassen: seine künstlerische Geistigkeit verträgt auch das. Er hat schon in seinen Romanen ein interessantes artistisches Talent gezeigt — und so jongliert er nun sich selbst aus der feinsten Luft herab — von der ernsten Höhe des „Tyrannen" (so heißt der erste Einakter) durch das psychologische Kunststück (des zweiten, genannt „Die Unschuldige") mitten in das satyrisch-amüsante „Variété" (den dritten Einakter) hinein, der so launig gespielt wurde, daß er wie ein leichtes französisches Vaudeville wirkte: was er aber durchaus nicht ist, dafür ist er zu gedanklich.

Ja, dies Gedankliche macht auch H. Manns Einakter etwas künstlich. Man merkt sofort, daß die Gestalten, besonders die der ersten beiden Stücke, nicht zufällig anf die Bühne geratene Menschen, sondern Geschöpfe eines Dichters sind: sie haben viel von dem grüblerischen und analysierenden Genie ihres Schöpfers: sie treiben etwas auf sich selbst angewandte Psychologie. Deshalb lassen sie zuerst kalt. Aber dann plötzlich — kraft des synthetischen Genies des Künstlers und vermöge seiner sie befruchtenden Menschlichkeit — plötzlich leben sie auf, sind nicht mehr philosophische Abstraktionen, sondern warmblütige Menschen, die nicht nur erdacht, sondern auch durchfühlt sind: und dann sind sie bis auf die Seelen durchsichtbar und bloßgelegt, so daß wir ihre geheimsten Wesensregungen mitspüren und sie durch ihre unbewußten Selbstreflektionen auch geistig genießen können. Und dazu kommt der künstlerische Genuß der wundervollen Pracht und des schwärmerischen Schwunges ihrer Sprache, dieser rhythmischen Prosa, dieser musikalischen Wortkunst, diesem Stil an sich, den wir von H. Manns Novellen her schon kennen, aus deren einer ja auch „Der Tyrann" entstanden ist.

Dieser erste wertvollste der drei Einakter erschien mir wie ein Bekenntnis des an seiner Einsamkeit leidenden, deshalb im Bewußtsein seiner Einzigkeit grausam kalten und doch durch seine innerste Menschlichkeit erhabenen Künstlers selbst. Das Publikum verhielt sich völlig indifferent. Oder war es wirklich aus Andacht vor der mächtigen Schönheit dieses Kunstwerkes still? Das kann man nicht wissen. Mir schien es erst bei der „Unschuldigen" warm zu werden — einem durch mehrere moderne Sensationsprozesse (Linda Muri, Steinheil, Tarnowska, Schönebeck) aktuell gewordenen, dennoch sehr artistischen, aber genial nnd kunstvoll gelösten psychologischen Problem. Nur daß leider die feinsten Wirkungen des Jonglierens dieser schuldig Unschuldigen mit sich selbst auf der Bühne verloren gingen! Aber um so wirksamer war das „Variété": es rief viel Heiterkeit unter dem Publikum hervor — und dies klatschte dann zum Dank dafür den Dichter zweimal aus dem Hintergrunde heraus. Vielleicht galt der Beifall dennoch hauptsächlich den Schauspielern, von denen besonders die Darstellerin der drei weiblichen Hauptrollen, Frau Tilla Durieux, genial spielte. Doch das Fehlen jeder Mißfallensäußerung war jedenfalls ein großer Erfolg, auch für Heinrich Mann.

Hatte sich doch die sogenannte Berliner Intelligenz, die literarische Welt der Preußenhauptstadt im Pan-Theater ein Stelldichein gegeben! Und es starrte von Kritikern und Rezensenten. Da waren sie alle — die meisten Kerr-eatyden. Aber sie werden ja auch das nächste Mal wieder da sein. Und dann ist es noch früh genug, diese Welt sich einmal näher anzusehen — wenn die zweite Pan-Vorstellung nicht so bedeutend wie die erste sein sollte. Aber nur dann — so wichtig ist das nicht.

Heinrich Noeren.

Bildende Kunst.

Wenn wir diesen Bericht mit der frohen Botschaft eröffnen, daß es in jüngster Zeit gelungen ist, die Sammlungen der Kunsthalle durch die Erwerbung eines großen Landschaftsgemäldes des Belgiers van Gogh zu bereichern, so ist damit ein Ereignis von beträchtlicher Tragweite konstatiert, das die um bremisches Kunstleben beschäftigten Gemüter eine Zeitlang eindringlich in Bewegung halten wird. Das ist der erste Erfolg der gelungenen Aktion: gleichviel, ob man sie günstig oder ungünstig kommentieren wird, man wird sie kommentieren und mit Eifer. Viele werden, ohne abzuwarten, wie sich das noch nicht ausgestellte Werk demnächst in seinem Kunstwert präsentieren wird, das Prinzipielle seiner Erwerbung überhaupt diskutieren. Und zweifellos liegen hier Fragestellungen von Wichtigkeit, die ja schon bei manchen Gelegenheiten erhoben worden sind, und die auch diesmal wieder eine gewissenhafte Erörterung und mindestens den Versuch einer Beantwortung verlangen können.

Wenn die Galerieleitung den — nur mit beträchtlichen Mitteln zu erreichenden — Ankauf des van Goghschen Gemäldes durchgesetzt hat, so baut sie damit einen beträchtlichen Teil der bremischen Sammlungen weiter aus — soviel ist sicher. Die Abteilung der modernen Franzosen — das prachtvolle Galeriestück des „Camille" von Monet, der klassische „Astruc" des Manet, die Landschaften Monets und Pissarros, die reizende Frau Chocques des Renoir, Courbets Seestück und der Knabe im Walde usw. — das ist ein Stück Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst in der Sammlung einer norddeutschen Handels- und Seestadt, und je mehr sich diese Sammlung vergrößert, um so zwingender wird auch die Pflicht, sie weiter durch gute Erwerbungen auszubauen. Mancher Leser wird in diesem Passus das Wörtchen „modern" durchstreichen und statt dessen „französisch" darüber schreiben, und was die Handels- und Seestadt bedingt, wird er anmerken, daß dieser Begriff in künstlerischer Hinsicht durchaus keine Internationalität auf dem Gebiete der öffentlichen Kunstankäufe zur Pflicht mache. Vielmehr wird er den Provinzialcharakter unserer Stadt als Kunststätte betonen, und darum ihre Hauptaufgabe in der Pflege zunächst heimatlicher, nordwestdeutscher und von hier aus dann allgemein deutscher, meinetwegen gelegentlich auch ausländischer Kunst erblicken. Zweifellos — um zuerst auf das Letztgesagte einzugehen — ist hier ein bestimmter Wirkungskreis für eine norddeutsche Kunstsammlung abgegrenzt. Gewiß darf man so von der Bremer Kunsthalle erwarten, in ihr Hauptwerke der benachbarten Worpsweder Schule zu finden; und selbstverständlich wird eine solche Erwartung des Besuchers auch nicht enttäuscht. In dieser Hinsicht erfüllt unsere Kunsthalle die Aufgabe einer großen Provinzialgalerie Norddeutschlands. Sind damit aber ihre Aufgaben erledigt? Wir möchten jenem fingierten Kommentator unserer Zeilen gegenüber entschieden daran festhalten, daß der freie Hanseatische Geist unserer Welthandels- und Seestadt auch in künstlerischer Hinsicht gebieterisch seinen Ausdruck verlangt. Die Zeiten des allzu konservativen Lokalsinns in Bremen sind vorüber; man blicke nur auf die freireligiöse Bewegung Bremens, die sich durchaus aus internationalen Bildungsquellen speist. Gehet hin und tuet auch in künstlerischer Hinsicht desgleichen. Der aus- und inländische Fremde, der unsere Galerie besucht, erwartet ganz instinktiv, das Bild modernen Kunstlebens hier in einem weiteren Rahmen zu erblicken als etwa in einer süddeutschen Provinzgalerie, soweit sie nicht gerade den Ruf eines Kunstzentrums genießt. Sobald aber einmal eine Galerie sich ihre Aufgaben als über die Pflege der engeren Heimatkunst hinausgehend vorstellt, wird für sie ein allgemein kunstgeschichtlicher Gesichtspunkt maßgebend, der von dem heimatlichen Sammlerinteresse prinzipiell zu scheiden ist. Wenn es gilt, der Nachwelt nicht nur eine geschlossene Vorstellung bestimmter lokaler Kunstschulen zu vermitteln, — wenn es gilt, zu dem Gesamtbilde beizutragen, daß sich eine spätere Generation von der

maßgebenden Kunst unserer Zeit in ihrer historischen Hauptrichtung machen soll, — dann tritt alles lokale und vaterländische, überhaupt jedes nicht rein künstlerische Interesse zurück vor einem Verfahren, das auf Grund geschichtlicher Erudition und ästhetischer Bildung die Summe zeitgenössischer internationaler Produktion überblickt und die wahrhaft geschichtsbildenden Faktoren aus ihr heraushebt. Der moderne Galerieleiter hat den Blick in die Zukunft gerichtet, von ihr aus rückschauend scheinen ihm nun gewisse Meister der französischen Schule als diejenigen, die durch Schaffung der relativ höchsten und für die Seele ihrer Zeit ausdrucksvollsten Werte und die stärksten Anstöße auf die Protektion der Zeitgenossen und Nachfolger ausgeübt haben. Solche Zukunftspolitik, — zumal sie ja nun einmal wie alle meist rein mathematischen Erkenntnisse nicht völlig logifizierbar ist, und auf dem Grunde persönlicher Überzeugung ruht — gerät natürlich nur zu leicht in Konflikt mit näherliegenden Interessen der Gegenwart, und eine Sammlung, die heimatsgeschichtliche Interessen zugleich mit weltkunstgeschichtlichen vereinigen will, wird dabei auf ganz besondere Schwierigkeiten stoßen. Denn jener absolute Wertstandpunkt, den der Galerieleiter der modernen Gesamtkunst gegenüber einzunehmen sucht, kann angesichts der heimatlichen Kunst nicht einem allzu relativen Platz machen, wenn die innere Einheit der Sammlung nicht gesprengt werden soll. Die Bremer sind in der glücklichen Lage, aus der heimatlichen Gruppe der Worpsweder einige Werke von nicht lokaler nur, sondern zugleich von durchaus absoluter Bedeutung zu besitzen; wenn trotzdem stets ein Hauptgewicht auf den Erwerb von Bildern französischer und derjenigen deutscher Meister gelegt wird, die aus der französischen Entwicklung den größten Nutzen zogen, so ist damit ein bestimmtes, auf dem Grunde historischer Anschauung herschendes Sammlungs-Programm wirksam. Abgesehen von jener Worpsweder Gruppe, bildet die Bremer Galerie mit ihren Franzosen von Courbet bis van Gogh, mit ihrer wohlgepflegten Leibl-Trübner-Gruppe und ihren Liebermanns, Slevogts u. a. zweifellos eine geschlossene Einheit von ganz bestimmter Tendenz. Und diese Tendenz — möge man sie nun auch (wohl fälschlich!) für rein persönlich oder einer einseitigen Richtung angehörig einschätzen — sie adelt sich jedenfalls durch konsequente Beharrlichkeit, — wenn nicht vor den Augen einer in Sammelinteressen zerspaltenen Gegenwart, so doch vor denen der Zukunft! Aber auch diese Gegenwart, auch diese engere heimatliche Gegenwart kann bei uns von einer Sammlung tonangebender internationaler und moderner Kunst bei rechter Besinnung sehr profitieren. Der Nutzen, den die Betrachtung solcher Werke jedem jungen Künstler gewähren muß, ist viel größer und allgemeiner, als der mehr wirtschaftliche Ansporn, der ihm allerdings verloren geht, wenn die Mittel einer Sammlung für jene teuren, aber vorbildlichen Werke verausgabt werden müssen. Aber auf diese Art dient eine Galerie den Bedürfnissen der jungen einheimischen Künstlerschaft wohl idealer und besser, als wenn sie sie unter Betonung des Heimatsinteresses durch frühzeitige Erwerbungen usw. mehr praktisch unterstützt. Hier liegen Aufgaben für einen Privatsammler, wohlbemerkt auch für den bremischen Privatsammler. Gerade die Novemberausstellung des Kunstvereins brachte wieder einen Querschnitt durch das so heterogene, zerklüftete und deshalb so schwer zu beurteilende moderne Kunstleben, mit dessen ganzem Umfang sich ein Galerieleiter auseinandersetzen muß, ohne daß er doch darum die Einheit seines Programms aufs Spiel setzen dürfte. Nachdem eine Kollektion Cézanne, Renoir, Courbet und Liebermann auf so kurze Zeit bei uns Aufenthalt genommen hatte, daß sie wohl nur bei wenigen dauernde Eindrücke hinterlassen haben mag, bot sich reichere Muße, die Gegensätze einer etwas buntscheckigen Ausstellung deutscher, zum Teil heimatlicher Kunst innerlich zu vereinigen. Welches moderne Publikum müßte nicht solche Kontraste ertragen! und eben bei der Vielfältigkeit des modernen Kunstwesens wird es ihm ja auch so schwer, ein sicheres Verhältnis zu den Erscheinungen zu gewinnen! Die Persönlichkeit Heinrich Vogelers trat auf der Ausstellung dominierend hervor; von ihr

bis zu den Berlinern Liebermann, Fritz Rhein (der mit einer stattlichen Kollektion vertreten ist), von ihr auch zu der Malerei der eigenen Heimatsgenossin Anna Plate ist ein viel größerer Schritt, als von diesen zu gewissen Meistern der französischen Schule. Um so interessanter zu beobachten, wie Vogeler, dessen Ursprünge doch jedenfalls in der Graphik liegen, und der manches Graphische seiner Anschauungsweise auf die Malerei zu übertragen sucht, — wie dieser Worpsweder Künstler sich auch mit dem spezifisch malerischen Sehen und der breiteren Technik seiner Antipoden auseinanderzusetzen sucht. Man möchte wohl wissen, wie er selbst derartige Versuche beurteilt. Seine Winterlandschaft und sein ornamental stilisiertes, mit spitzem Pinsel genau gezeichnetes Gartenbild hängen sich gegenüber; sicherlich ist das letztere vorläufig noch der echtere Vogeler. Aber sollte der Künstler nicht auch in der an sich doch wohl logischeren, dem Handwerk des Malers gerechteren — Ausdrucksform des anderen Bildes die Vorzüge seiner Individualität bewahren können? Eine solche siegreiche Synthese würde dann auch reichere Früchte tragen, als die gewandte Technik mancher Maler der Berliner Richtung sie zeitigt.

Sehr gediegen bleibt die Malkunst Anna Plates; von der allzu weißen Skala, die sie neuerdings pflegt, dürfte sie sich wohl bald zu Gunsten kräftigerer Wirkungen wieder freimachen. Sonst wäre von Vinnens stimmungsvollem Schneedorf im Nachmittagszwielicht, von Hans am Endes großzügigem Wiesental, von der Kunst unserer einheimischen W. Focke, G. A. Schreiber, J. Ströver, E. Schäfer und mancher anderer Erfreuliches zu berichten. Uns Bremer darf diese Kunstübung füglich mehr interessieren als das manirierte, gelegentlich fatale Virtuosentum Peter Bayers, ja selbst die gewiß ernst zu nehmende Malerei von Charles Tooby, der hier nicht vergessen werden soll.

Dr. G. F. Hartlaub.

Das Kunstgewerbe in Bremen.

Als vor 18 bis 20 Jahren der Verfasser des Buches „Rembrandt als Erzieher" das prophezeiende Wort sprach, daß Deutschland aus einer wissenschaftlichen Periode seiner geistigen Entwicklung nunmehr in eine künstlerische eintreten werde, fand er weder gläubige Ohren, noch zustimmende, hoffnungsfreudige Anerkennung. Teils zuckte man skeptisch die Achseln — teils verketzerte man seine Prophezeiung. Heute erkennen wir jedoch, wie sich eine neue künstlerische Anschauungsweise überall geltend macht, die eine ganz besondere Intensivität auf dem Gebiete des Kunstgewerbes angenommen hat. — Die gesamte deutsche Jugend scheint von der Wichtigkeit einer Reformierung ihrer Lebensführung, einer Ästhetisierung ihrer äußeren Umgebung überzeugt zu sein; unsere Häuser, unsere Interieurs, Gärten, Schmuck, Buchkunst usw. sind in einer Reformierung begriffen, die rapide Fortschritte macht; und unsere besten produktiven Kräfte haben sich in den Dienst dieser Idee gestellt. — Die treibende Kraft aber ist in der intensiven Entwicklung Deutschlands als wirtschaftliche Macht zu erblicken. Man erkannte, daß ein territoal so ungünstig gelegenes Land, dessen natürliche Hilfsquellen an Rohprodukten überdies beschränkte sind, nur durch die Qualität der Arbeit und durch eine außerordentliche Steigerung der gesamten Geschmackskultur eine dauernde Hebung des nationalen Wohlstandes erzielen könne. — Zunächst erblickte man die künstlerische Gediegenheit darin, daß alles Kopieren fremder geistiger Erzeugnisse abgelehnt wurde. Ein wilder Schaffenstaumel setzte ein, eine Genialischtuerei und Übersteigerung, die den sogenannten „Jugendstil" zeitigte. Aber diese ersten wilden Schößlinge wurden schnell genug beschnitten; und bald erkannte man, daß die Losung sein müsse: der Qualität der Arbeit, der werkmäßigen

Gediegenheit (die in der Echtheit des Materials und der Arbeitstechnik besteht) Freunde zu erwerben. Echtheit der Arbeitstechnik! Das will heißen, daß jedes Material nach seiner Eigenart behandelt werden soll, daß man uns nicht mehr durch die Art der Behandlung etwa ein besseres, kostbareres Material vortäuschen darf. Die Anhäufung mißverstandenen Ornamentes ward verpönt, auf eine gute Konstruktion das Hauptgewicht gelegt. Freilich führte diese Forderung zuerst wieder zu einer übertriebenen Strenge, die bisweilen an Askese streifte. Aber sie war doch eine gesunde Reaktion. Und jetzt ist auch dieses Stadium zum großen Teil überwunden, das Schmuckbedürfnis darf wieder in seine Rechte treten.

Von dieser hocherfreulichen Entwicklungsphase unseres Kunstgewerbes legt auch die Weihnachtsausstellung in den „Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk" Zeugnis ab. In erster Linie kommt hier allerdings die sogenannte Kleinkunst zu Worte — aber gerade hier erkennt man deutlich die Abwendung von dem allzu gestrengen Ernst, von der Askese. — Ganz besonders tritt dies aus den reizvollen Erzeugnissen der Wiener Werkstätten in Erscheinung, denen — als zum ersten Male bei uns zu Gaste — eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken ist. Aber auch ohne der Kourtoisie der Gastfreundschaft Rechnung zu tragen, ist es angemessen, auf diese kleine exquisite Ausstellung aufmerksam zu machen, ist es doch allgemein anerkannt, daß gerade die Wiener Kleinkunst besonders ehrenvoll neben dem Besten steht, was der Weltmarkt bringt. Gewiß ist dies darauf zurückzuführen, daß Österreich niemals die gute Tradition und seine bedeutende Geschmackskultur völlig verloren hatte. Erste künstlerische Kräfte sind auch hier am Werk, so Koloman Moser und Professor Joseph Hoffmann, um nur einige zu nennen. Von letzterem stammen die reizenden, kapriziösen Figuren aus Porzellan und Fayence, die hübschen Putten, stilisierten Tiere usw. Und so sieht man denn das vor kurzem so sehr geschmähte Nippes in Anmut und Grazie wieder in die eleganten Salons und Boudoirs einziehen. Auch aus den geschmackvollen, sehr aparten Lederarbeiten mit Handvergoldung, den Taschen, Täschchen und Etuis, und vor allen Dingen den feinen Schmucksachen in trefflicher Gold- und Silberarbeit, dem höchst sauber und elegant ausgeführten Email, den Gürtelschließen, Schuhschnallen, Agraffen erkennt man eine charaktervolle Eleganz von weltmännischer Sicherheit. — Aber auch unsere deutsche Kleinkunst kann ehrenvoll daneben bestehen. Da sieht man die treffliche Keramik von Professor Läuger, die kunstvollen Elfenbeinarbeiten des Bildhauers Schreiber, die teils kraftvollen, teils duftigen und subtil ausgeführten Handarbeiten von Frau von Brauchitsch und Fräulein Emmy Hormann, die schön konstruierten Beleuchtungsgegenstände, Tischlampen usw. von Professor Krüger und Bruno Paul. Daneben Schmuckschatullen, Dosen, Döschen aller Art — kurz, jenes reizvolle Bric à Brac, das man doch nun einmal nicht entbehren mag, das unser Auge erfreut, und das — wenn aus edlem Material und in edle Form gefaßt — die schöne Frauenhand so gern in liebkosender Spielerei umschließt. Auch der Liebhaberei unserer Damen für die zierlichen Immortellenkörbchen von Heckel ist Rechnung getragen, und dann der Kunst des Tischdeckens, — jenem so ungemein wichtigen, poesievollen und komplizierten Arrangement von feinem Porzellan, gutgeformtem schwerem Silber, köstlichem Leinen und graziösem, fein geschliffenem Glas. — Ein Kapitel für sich wäre eigentlich der Schmuck. Nicht daß er in überragender Mehrzahl in unserer Ausstellung zu finden wäre, das nicht! Aber der vorhandene Schmuck von Meyerhofer, der Gräfin York-Kalkreuth und vor allen Dingen von Brühlmann-Stuttgart, (letzterer besonders in der sehr geschmackvollen Behandlung und Verwendung von Chrysolyth, Chrysopas, Goldtopas usw.) beweist, daß die Schätzung des ästhetischen, dekorativen und künstlerischen Wertes der Halbedelsteine auch bei uns im Wachsen begriffen ist.

Auch dies bedeutet eine Hebung des Kulturniveaus. Sollte es beim Tragen von Schmuck doch nicht in erster Linie und bei allen Gelegenheiten darauf ankommen: an

Hals und Armen ein Vermögen in blitzenden Brillanten zu zeigen, sondern Verständnis für feine, vornehme Juwelier- resp. Goldschmiedekunst, Freude an farbigen, edlen Steinen und Sinn für das Prinzip des Schmückens an sich. — Das kulturell und ästhetisch ungemein wertvolle „Bremer Spielzeug" nach Entwurf von Karl Weidemeyer kommt in einer separaten kleinen Ausstellung voll und ganz zu Ehren. So wird denn in jeder Beziehung das Beste vom Besten geboten. Das schon an sich reizvolle und behagliche Milieu des Oberlichtsaales im Untergeschoß der „Vereinigten Werkstätten" ist durch die festlichen, freundlichen Festons und Blumengewinde, durch den strahlenden Weihnachtsbaum, der den Raum dominiert, zu einem charmevollen Rahmen für die elegante kleine Ausstellung geworden.

Von einem etwas anderen Gesichtspunkte aus muß man die Weihnachtsausstellung im Gewerbemuseum betrachten. Hier ist das spezielle „Bremer" Kunstgewerbe vertreten, wie es sich aus einem gewissermaßen „loseren" Zusammenarbeiten von Künstlern, Handwerkern und Industriellen ergibt. Hier findet man weniger gloriose Namen und weniger Raffinement und Eleganz, aber doch ein beträchliches Maß von Können und eine hocherfreuliche Erhöhung des allgemeinen Geschmacksniveaus. Die künstlerisch hochstehenden Glasmalereien von Rohde sind wohl als vornehmstes Erzeugnis des hier gezeigten Bremer Kunstgewerbes anzusehen. Arbeiten von trefflichen Qualitätswerten findet man auch in den ebenso hübschen wie gediegenen Schalen und Schälchen der Metalldrückerei von Pinkerneil. Das Buchgewerbe ist in sehr ansehnlicher Weise durch die von Karl Weidemeyer entwofenen Bucheinbände aus der Werkstatt Martin Lehmanns vertreten, und auf dem Gebiete des Schmuckes nimmt Fräulein Meyer mit reizvoll zusammengestellten Mondsteinketten, mit Elfenbeinarbeiten und dergleichen liebenswürdigen Dingen einen ersten Platz ein. Uffelmanns konstruktiv und ästhetisch gut gelöste Klubsessel werden sich sicher Freunde erwerben, und Auguste Papendieks Keramik zu den alten Freunden neue gewinnen. Die Wiederbelebung der Bauernkunst ist zwar ein zweischneidiges Schwert. Aber in verschiedenen sehr gut gelungenen Erzeugnissen zeigt Fräulein Papendiek, daß sie mehr und mehr in dies Problem eindringt. Die Stickereikunst der Damen Bechtel und Hormann zeigt sich auch hier in gewohnter Höhe. Auch die Kunstphotographie setzt sich in Bremen mehr und mehr durch. Stickelmann, Franke und F. von Baczko sind mit Kollektionen vertreten, von denen die letztgenannte in sofern besonders Interesse verdient, als hier gezeigt wird, wie man die photographische Platte je nach Eigenart des dargestellten Typus anders behandeln, hiernach die Wahl des Papiers, des Druckes und des Rahmens treffen muß, um zu feinen, künstlerischen und individuellen Resultaten zu kommen. Allerdings geht bei einer solchen Absicht die geschlossene dekorative Gesamtwirkung ein wenig verloren; eine solche ist bei den völlig gleichmäßig behandelten Drucken, wie sie Stickelmann und Franke ausstellen, mehr ins Auge gefaßt worden. Fräulein Ohlmeyers sehr subtiler Intarsienschneidekunst sollte mehr Beachtung geschenkt werden — vor allen Dingen von seiten unserer Innenarchitekten. Wie fein ist oft eine Fläche durch gute Einlagearbeit zu beleben. A. Goetze.

Musik.

Unser Verstand bleibt ewig das Kind, das nur durchs Schlüsselloch nach dem geheimnisvoll aufgeputzten Baum spähen darf, aber unser Gemüt erlebt den herrlichsten Reichtum des Festes in all seiner überwältigenden Glorie. Unangetastet von den Wirrungen zeitlicher Glaubenskämpfe stehen die großen Schöpfungen deutscher geistlicher Musik vor uns auf und sind lebendig als wie am ersten Tag; bleiben auch unangefochten vom Ringen da draußen um neue Stile — denn wer sich eines „modernen Musikohres"

rühmt und um dessentwillen Bachs Architektur belächeln zu dürfen meint, wird niemals die Pflichten und die Rechte begreifen, die uns zum Exempel aus der Distanz zwischen dem Kölner Dom und einem Messelschen Warenhaus erwachsen. Ist das nicht ein wundersames Ding um eine Kunst, die selbst den eingeschworenen, seiner Theorie nach atheistischen Sozialdemokraten zum beglückten Lauscher macht, wenn Mozart in seinem Requiem das Kyrie eleison fugiert, — eine Kunst, die gar Lamarckisten und Darwinisten aufs Podium treten und selig singen läßt:

„O Jesu, Jesu, setze
Mir selbst die Fackel bei,
Damit, was dich ergötze,
Mir kund und wissend sei!"

Dürften wir dieser ganz äußerlich angebahnten Betrachtung auf den Grund gehen, würden wir wiederum auf die Wurzel alles musikalischen Wesens stoßen, wiederum begreifen, daß eines musikalischen Kunstwerkes Empfindungsgehalt, unabhängig von seiner rasch überlebten Form, niemals veralten kann — er wäre denn unecht. Für heute hieße es aber ein grüblerisches, also unweihnachtliches Tun, den großen Strom abzuleiten, um durch das trockene Flußbett rückwärts tastend die Quellwiege im Erdkern aufzufinden. Lassen wir uns an der Erkenntnis genügen, daß eben irgendein Glaube in uns wohnen muß (und wäre es nur der Glaube an das empfindende Bewußtsein im Kohlenstoffatom), irgendein Glaube an irgendein Mysterium, falls wir nicht wieder zum Tier herabsinken wollen. So wird denn auch den Naturforscher schon sein wirklich frommer Glaube ans Kohlenstoffatom zum Verständnis und Genuß des wirklich frommen Bibelglaubens eines J. S. Bach verhelfen, und bis zur nächsten Eiszeit werden die Meisterwerke unserer deutschen geistlichen Musik die Hörer erschüttern, um sie gleich zu trösten und wieder zu erheben. — Wie aber steht es um die Mittel, mit denen allerorten im deutschen Lande Choraufführungen (und nicht nur die kirchlicher Musik gewidmeten) zustande kommen müssen? Mir sind nur zwei bedeutende Chöre bekannt, in denen unnachsichtig strenge Stimmenprüfung und Auswahl herrscht, — man findet sie einmal bei Professor S. Ochs in Berlin, der jeden seiner Choristen honoriert, dann bei dem Kantor der weihevollen Thomaskirche zu Leipzig, der über ein unerreichbar herrliches Material an glockenhellen Sopranen, weichen Mezzosopranen und vollen Altstimmen verfügt — dieweil sein Chor aus lauter 13—16 jährigen Knaben besteht. Bereitwillig zugegeben, daß man ernste Angelegenheiten nicht mit Oberflächengeflunker abtun darf, — aber: ist es eine ernste Angelegenheit, daß unsere Stadt weniger patriotische Vereine als Gesangvereine, Chöre und Privatchörchen besitzt? Es mag irgend jemandem eine erhebende Erinnerung bedeuten, angesichts der blauen Grotte auf Capri von einer sächsischen „Turnerfahrt": „Deutschland über alles" singen gehört zu haben. „Ich bin allein auf weiter Flur" — wettgesungen von einem tausendstimmigen Männerchor, soll irgend jemand auch für einen Genuß halten. Denn siehe: die Busen der Hörer vibrierten und der Hörigen Hände schufen brausenden Beifalls Tosen. Betrübenderweise ist man der Fülle ähnlich gearteter Genüsse gegenüber genötigt, noch ein übriges Mal zu betonen, daß Dantes Göttliche Komödie dem deutschen Kommersbuch enger verwandt ist, als solch ein Chorgedröhne der Kunst. So hoch Mensch, der Myriadenzeller sich als Konstruktion über den Einzeller Bazillus erhebt, so hoch schwebt auch die menschliche Stimme in der Mannigfaltigkeit ihres Ausdrucksvermögens über dem edelsten unserer willkürlich erschaffenen Musikinstrumente. Keine Nation weiß das besser als die deutsche und es ehrt sie, daß kaum drei Steuerzahler irgendwo in traulicher Fidulität beisammen sitzen können, ohne einen Gesangverein konstituiert zu haben. Viel weniger ehrt es die Nation, wenn am nächsten Morgen ein civis im Lokalblatt aufsteht und seine Stimme erhebt und spricht: „Heil uns, wieder eine Kulturtat, nun haben auch wir Buxtehuder einen

Gesangverein!" — Nein liebe Leute, ihr werdet vielleicht in einem Dezennium einen Chor haben, der sich hören lassen darf, aber ihr solltet euch verpflichten, vor Absolvierung solch zehnjährigen gemeinschaftlichen Studiums euch nie und niemals zu öffentlichen Darbietungen hinreißen zu lassen. Und vor allem: bleibt klein an Zahl; es ist ein Aberglaube, daß jeder Jüngling mit blonder Haarmähne einen Tenor besitzt oder daß jede Dame, deren Mezzosopran bisher Soprandienste leisten mußte, mit der Erfüllung ihres fünfzigsten Lebensjahres in die Reihen der Altstimmen zu stellen sei. Wir wohnen nun einmal nicht im schönen Lande Italia, wo die Stimmen von selber wachsen; die germanische Kehle hat vierfach schwierigere Hindernisse zu überwinden als die romanische. Es tut einem Verein wirklich nicht not, sein Podium mit vielen hundert Männlein und Weiblein zu bestellen, sondern es wäre ihm besser, er besäße 50 Mitglieder, die zu singen verständen. Singen können heißt nämlich: seine Stimme als Instrument behandeln können, — sie so unabhängig vom Körper machen, daß sie lediglich vom Intellekt geleitet eben solche Zuverlässigkeit gewinnt, wie Bach (nebst mehreren anderen immer noch wenig begriffenen Musikern) sie verlangt. Margarete Siems (II. Philharmonisches Konzert) „konnte" singen. Wäre jedes Mitglied unserer Dilettantenchöre nur mit einem Hundertstel vom technischen Vermögen dieser Künstlerin an Atem, Tonbildung, Sprache begabt, — ah, welche Wunder könnten wir erleben. Möchten ferner unsere Herren Gesangvereinsdirigenten in jeder Saison nur ein einziges kurzes Konzert aufstellen, dies aber aus sorgfältig gewählten, völlig ausgereiften Stücken zusammenfügen, so würden sie ihrem Verein, dem Publikum und der Kunst dienen. Und wäre es denn durchaus unmöglich, daß sich Bremens zwanzig und mehr öffentliche, oder religiöse, oder private Gesangvereine zu zehnen verschmölzen und daß diese wiederum ihre besten Stimmen heraussiebten, um etwa drei Meisterchöre bilden zu können? — Weihnachtsillusionen! Es wäre über das Bach-Konzert der Philharmonischen Gesellschaft unter Herrn Kapellmeister Wendel und über das Domchor-Konzert (Wolf-Ferrari, Mozart) unter Herrn Professor Nößler vielerlei zu erzählen, da aber unsere güldene Kammer sich noch nicht zum Saal ausgewachsen hat, darf nur noch bemerkt werden, daß die zutage tretenden Mängel größtenteils auf den eben oberflächlich gestreiften, allgemeinen Mißständen beruhten, daß aber der künstlerische Ernst der Aufführungsleiter bedingungslose Anerkennung herausforderte. — Vor noch nicht sehr weit zurückliegender Zeit, etwa zu Anfang des 17. Jahrhunderts, hieß man alle Gesangsmusik — soweit sie nicht kirchlichen Charakter trug —: Kammermusik. Der Salon des regierenden Fürsten, hin und wieder auch der eines musenholden Adligen bot eben im wörtlichen Sinne die „Kammer", in der man einzig Kunstmusik weltlichen Charakters betrieb, und wenn unser modernes Ohr auch wohl kaum eine „Kirchenkantate" von einer „Kammerkantate" der damaligen Zeit unterscheiden würde, schied sich doch ganz allmählich das weltliche musikalische Element immer reinlicher von dem religiösen, bis endlich auch die Instrumentalmusik ihren Windeln zu entwachsen begann. Selbstverständlich wurden gleichfalls die Suiten und Symphonien nur in jenen galanten, lavendelduftdurchzogenen Salons gespielt und über eine lange Zeit noch fielen sämtliche Kompositionen, die nicht in der Kirche oder im Theatersaal vorzuführen waren, unter den Begriff: Kammermusik. Heute gilt es, nicht länger liedchensingende Schäferinnen zu belauschen, sondern Bühnenweihfestspielhäuser zu bauen, und da eine moderne Symphonie nicht mehr 17 Männlein, sondern manchmal rundum 1000 Mitwirkender bedarf, gilt es, aus Eisen und Glas und etwas Stein gewaltige Konzerthallen zu errichten. So nimmt es beinah wunder, daß abseits von allen so pompösen wie kurzlebigen Sensationen heute noch „Kammern" stehen, die allerdings ohne Lavendelduft und hochadliges Mäcenatentum einer ernsten, wahrhaftigen, absoluten Musik geweiht sind. Aber sie stehen im Verborgenen. Denn während chorgesangliche und symphonische, wie auch rein solistische Darbietungen sich der allerbreitesten öffentlichen Aufmerksamkeit

erfreuen dürfen, widmet sich nur ein ganz winziger Bruchteil unseres Publikums der liebevollen Hingabe an jenes seither enger begrenzte Kompositionsgebiet, dem wir immer noch das historische Plakat: „Kammermusik" zuerkennen. Das Niveau der musikalischen Kultur einer Stadt prüft man stets zuverlässig an der Abonnentenziffer ihrer Kammermusikhörer. Ach, es sind immer noch die Vielzuwenigen, die da wissen, daß die Mehrzahl unserer „Klassiker und Romantiker" oft ihr Bedeutendstes im vierstimmigen Satz gesagt haben, daß die vier Pulte uns Haydn und Mozart schon rein klanglich näherbringen, als die für diese Meister zu reich besetzten Orchester der Gegenwart (man bedenke, daß der Klavierton seit Beethoven um das Siebzehnfache stärker geworden ist). Wie wenige wissen immer erst, daß man Beethovens gigantische Erscheinung nicht zu begreifen vermag, will man ihm nicht bis auf die vielverschlungenen, fast unirdischen Pfade seiner letzten Quartette folgen und daß die vokalen und orchestralen Werke eines Brahms uns den Reichtum seines Wesens nur zur Hälfte erschließen, — um gar nicht einmal von der romanischen und slavischen Kammermusik zu reden. — In Bremens Kammermusiksälen versammelt sich musikalische Elite. Deren Kreis aber bleibt betrübend klein und will sich nur spärlich verjüngen, obgleich die Darbietungen gewiß das eindringlichste Interesse des Publikums verdienten, — eines Publikums, das nicht für denk- und empfindungsfaul gelten will. Oder ist man gegen die unverschleierten Offenbarungen einer keuschen Einzelkunst bereits abgestumpft? Ließ man sich sein Auffassungsvermögen der äußeren Erscheinungsform und der inneren Gesetzmäßigkeit dieser Kunst schon so irreparabel lähmen, daß man Musik nur noch als Balletfigurantin im Reigen all ihrer Schwesterkünste auftreten sehen möchte und gelangweilt die Achseln zuckt, wenn Musik die Grenzen ihres Ausdrucksvermögens willentlich stilrein innehält und es verschmäht, sich unterzuordnen oder auch nur beizugesellen? — Die Kammermusikvereinigung der Philharmonischen Gesellschaft und die des Herrn Professors Skalitzky sind durchaus danach angetan, sich gegenseitig auf anregende und für den Ohrenzeugen ungemein instruktive Art zu ergänzen. Hier wie dort ausgezeichnet durchgebildete, selbstschaffende Künstler, hier und dort aber einander völlig entgegengesetzte Temperamente. In der Philharmonie eine ebenmäßige Schönheitslinie von subtiler, historischer Treue, der es einzig gefahrvoll werden kann, sich zu eng vom Netz eines akademischen Dogmas umspinnen zu lassen, — bei Professor Salitzky eine unabläßig seelisch revolutionierende in Schmerz und Lust leidenschaftliche Kunst, der es einzig eine Gefahr bedeuten könnte, sich von solch wundervollem, elementarem Temperament die Zügel entreißen zu lassen. Während solch summarische Charakterisierung notwendig unvollkommen bleiben muß — und bleiben darf, da Bremens musikalische Elite jedem dieser berufenen Verkünder der edelsten Musikgattung seit Dezennien ihre Verehrung zollt —, liegt es uns nur am Herzen, den Kreis dieser Verehrer hüben und drüben wachsen zu sehen und ebendarum auf die Fruchtbarkeit des Gegensatzes hinzuweisen, der in den Naturen unserer bremischen Kammermusiker, dieser Träger vornehmster Kultur, beschlossen liegt. — Endlich noch ein Weihnachtswunsch an Bremer Mütter: beschenken Sie Ihre musikalischen Kinder nicht mit sündhaft zurechtgekleisterten „Arrangements" — „klassischen Stücken" oder dergleichen, sondern mit Originalmusikalien, mit Duos, Trios, Quartetten. Es gibt deren bereits für die Elementarstufen. Erlauben Sie ferner Ihren Söhnen und Töchtern (möglichst früh, sobald einige Technik „sitzt"), sich Freunde und Freundinnen zum noch so harmlosen Ensemblespiel ins Haus zu laden. Und fand sich solch jugendlicher Kreis zusammen, stellen Sie beileibe keinen Lehrer dazu ins Zimmer, sondern entfliehen Sie lieber selbst Ihrem Hause, damit die Jugendlichen aus unbefangener Herzenslust drauflos wüten können. Sehen Sie nur darauf, daß die beiden Violinisten mal um mal das Pult tauschen, daß kein falscher Ehrgeiz, sondern soziale Fügsamkeit in ihnen aufwächst. Damit schenken Sie Ihren Kindern unbeschreibliche Freuden und weit mehr: Ihre Tochter

lernt für ihren Part im Lebensduett, Ihr Sohn für seinen Part im Staatsensemble. Erschrecken Sie aber nicht, wenn Ihnen jeder dritte Musiklehrer dagegenhalten wird, die sich selbst überlassenen Kinder vernachlässigten ihre Technik, begännen zu „schmieren“, da sie Überschwieriges bewältigen wollten. Abgesehen davon, daß junge Kammermusiker sich untereinander erfahrungsgemäß sehr streng kritisieren, ist eingerissene Vernachlässigung leicht gutzumachen, und der idealste Lehrer wird durch noch so liebevolle Anwesenheit den seelischen Gewinn beeinträchtigen, den die Kinder aus ihrem Ensemblespiel ziehen, so sie sich ihm naiv und unbewacht hingeben dürfen. Selbstverständlich gilt dies nicht für junge Menschen, die Neigung haben, sich zu Berufsmusikern auszubilden; diese müssen von früh auf den strengen, steilen Pflichtweg betreten. Es wird von den Musiklehrern zu häufig vergessen, daß „Dilettantismus“ im guten alten Sinn nicht: Stümperhaftigkeit, sondern: „edle, ernsthafte Liebhaberei“ bedeutet, und daß es uns um der Kunst willen not tut, solch „ernsthafte Dilettanten“ auf besondere Weise zu erziehen. Es scheint aber ein eigentümliches Charaktermal der Berufsmusiker zu sein: alle, alle kennen sie die „Liebe“, — sehr wenige nur kennen den „Frieden auf Erden“ — und fast gar keine kennen die „Barmherzigkeit“. Allein das Fest steht vor der Tür. Da lasset uns nun alle wie die Kindlein werden und laut musizieren, weil wir noch das Leben haben. Glaubet: es ist dafür gesorgt, daß wir Menschen bleiben, auch wenn wir es über uns brachten, Liebe, Friedsamkeit und Barmherzigkeit ehrlich zu betätigen. Fritz Rassow.

Theater.

Nach langer Dürre, wo man schon ernstlich erwog, ob man das Sechstagerennen ansehen sollte: „Die Nibelungen.“ So sollten alle Vorstellungen großer Kunst sein; lieber etwas seltener, und dafür ein Stück, das nicht nur einen vornehmen Dichter und Gehalt hat, sondern auch noch frisches Bühnenleben; und nicht gleich auf ein dankbares Publikum berechnet, sondern meist vor die Erwachsenen gebracht, in guter äußerer Ausstattung und innerlich durchgearbeitet. Daß die Nibelungen unter Burchards Regie das waren, darüber ist man im allgemeinen einig, und der materielle Erfolg entspricht hoffentlich dem gewaltigen seelischen Eindruck. — Wenn auch der starke Andrang zu den ersten Aufführungen mit durch Zufälle herbeigeführt war, so würden ein paar weitere so gute Griffe genügen, um aus dem Besuch guter älterer Stücke eine Gewohnheit zu machen. Sobald man merkt, da wird nicht ein Klassiker aus Höflichkeit verzapft.

Die größten Augenblicke des ersten Abends schienen mir gerade die echt Hebbelschen Neuerungen — Kriemhild mit Ute am Fenster, der Steinwurf draußen; die Eröffnung der Domszene: „Wer kommt?“ „Ein König ...“; weiter der Wald, wo die bloße Dichtung, durch gute Dekoration unterstützt, schon die Stimmung brachte, die Wagner durch die Musik des Waldwebens erreicht; alles dies merkwürdigerweise Stellen, wo die zweite Bühne, Maeterlincks Kunstmittel, erscheint, von dem Hebbel schon den wirkungsvollsten Gebrauch macht. Liegt es am Dichter, oder am Siegfrieddarsteller, oder am Publikum, daß die Begegnung mit Kriemhild komisch wirkte? Das erste kaum; der unberührte germanische Held, der der einzigen, großen Liebe fassungslos gegenübersteht. — Eine Stelle hat wohl aber auch die Dichtung, wo auf die Psychologie das Lindenblatt gefallen ist; bei der Aufführung wenigstens wird sich dieser Eindruck schwer vermeiden lassen: vor der Jagd; Kriemhild ahnt; da verschafft ihr, im Gegensatz zur Sage, die Begegnung mit den traurigen Brüdern so gut wie Gewißheit. Warum tut sie nichts? Es gibt ein Kinematographenbild, die Farmersfrau, die ohne Sattel durch Urwald und Heide reitet; als das Pferd stürzt, weiter läuft und sich schleppt, um ihren Mann zu retten; auch Hebbels Hamburger

Nähmädchen fiel mir ein; die hätte es anders gemacht. Warum nimmt sie nicht ein Pferd und rettet ihn? Der vorgezeichnete Gang der Sage ist hier, wenn sich die Szene mit den Brüdern nicht leichter geben läßt, für die seelische Wahrheit des Dramas gefährlich geworden, wie auch die nicht zu umgehenden Kämpfe und Massenszenen, so das Gastmahl, den letzten und besonders den vorletzten Aufzug von Siegfrieds Tod ermüdend machen, so sehr der Dichter durch Zusammendrängung der Ereignisse, seine unerbittliche Geschlossenheit, durch die grandiosen Gestalten Etzels und Dietrichs das vergessen läßt, und durch die herrlichen, scheinbar absichtslosen Blumen, die seine Sprache um den Bau rankt. Wenig Musik, bei der das übermütige Volkermotiv vorzüglich war, bekräftigte die eigenartige Zwischenstellung auf der Grenze von menschenhaft und wunderbar. Der große, organische, unbewußte, möglichst vertuschte Zwiespalt des Nibelungenliedes zwischen Christentum und Heidenglauben, den Hebbel zum bewußten Grundthema nimmt, klang am gewaltigsten vor, wenn Hagen in der Weihe des Doms bei der Totenfeier sich heidenhaft rühmt und der kalt entschlossene Meineid in der Weihrauchluft liegt.

Margarethe Conrad steht in Hebbelschen und Shakespeareschen Versen an ihrem wahren Platze; wo das Wort als solches eigenes Leben hat, sich nicht, wie in Schillerschen, als Baustein dem Gedanken rein unterordnet. Die schwierige Steigerung des Charakters ins Furchtbare gelang ihr vollkommen. Franz Ludwigs Etzel war mir lieber als sein aufdringlicherer Siegfried; die herb poetische, aber etwas unverdauliche Brunhildemystik fand in Josefa Flora eine treffliche Kraft.

Die Ausstattung war unter Burchards Regie in allen Szenen mindestens brauchbar; Etzels Burghof, die Donau, die Halle am Rhein gut (hier störte nur rechts in der ersten Kulisse ein Treppengeländer mit Drapierung im erlesensten Tapeziergeschmack von 1880) In zwei Szenen des letzten Stückes wären maurische Fenster- und Türbogen vielleicht zu vermeiden gewesen. Ein Bild feinsten Reizes war die Kapelle.

Das Ganze, besonders der erste Abend, ein Fest germanischer Kunst, ein Stück Schwarzbrot und ein Apfel.

Die „Lehrerin" war eine sentimentale Unbedeutendheit. Außer der „Jungfrau von Orleans" und „Wilhelm Tell" erschienen noch zwei Abende, zu denen ich ohne größeres Bedauern kein Billet hatte. Reuter im Theater: ein Weihnachtsbaum in einem Schaufenster.

Ein französisches Altertum, das ich schon im Novemberheft begrüßen mußte, wurde als Liebhaber in allen Gestalten, auch Sonntag nachmittags ermäßigt gebracht: „Die Reise um die Erde."

Das Schauspielhaus, das in einer Art Arbeitsteilung mit dem Stadttheater seinem Namen immer mehr Ehre macht und eigentlich nur noch mit dem „Thomas" an Blochs Liebhaberbühne erinnerte, brachte wertvolle Werke.

„Gespenster." Noch gehen sie um und schrecken; in fünfzig Jahren sind sie vielleicht durch Ehrlich nur noch historisch, wie Boccaccios „Pest in Florenz" oder der Aussatz des armen Heinrich. Die Aufführung war gut; Regie wirkte etwas klobig, Engstrand zu humoristisch.

„Diamanten", das Schauspiel des Bremers Gutheil-Hardt. Die traurige Schöne aus dem Märchen, die ihre Brüder erlösen will; da muß sie weben und darf gar nicht sprechen, bis ihr Werk fertig ist; und der Königssohn, ihr Gemahl, wird an ihr irre, ohne daß sie sich rechtfertigen kann. Aber die sieben Raben löschen den Scheiterhaufen. Das waren aber hier nur zwei, zwei weiße, Herr Ressing und Herr Bürk; und die böse Königin entpuppte sich als die Mutter, die Legationsrätin v. Leuben. Und statt des Erlösungswerkes verlangte Schweigen ein Schwur. Und der war der schwache Punkt. Die Auffassung des alten Schwures mit Anrufung des Allwissenden und der drohenden

Strafe im Jenseits wurde nicht durch einen einzigen religiösen Klang in dem offenbar religiös indifferenten Hause Bergen nahegelegt; da er außerdem der Frau Eva Bergen in völlig überreiztem Zustande abgezwungen wird und direkt unsittliche Folgen, die Zerrüttung ihrer Ehe zu Gunsten der unwürdigen Mutter zur Folge hat, würde, glaube ich, ein Pfarrer jeder Richtung, den etwa die Frau in dem halben Jahre seelischer Qualen befragen könnte, ihn als frevelhaft hinstellen und auf seinen Bruch dringen. Paula Wirth blendete in dieser slavischen Geschmeidigkeit (wie sie um den runden Tisch herum kam nach dem Brief zu), diesem weichen Sichabfinden mit allen sittlichen Begriffen; Kustermann entschieden und natürlich (ein etwas fatales, selbstentzücktes Lachen hinter gesellschaftlichen Höflichkeiten); Eva (Elsbeth Perron) von herzlicher Ungezwungenheit und frauenhafter Würde; Matthes (Ressing) ein redlicher Don Juan, Kavalier, hier ohne das Theatergrafenhafte des Trast. Joseph Robert hob die kleine Rolle des Legationsrates durch gute Erscheinung; Andreas (Bürk) der unverwüstliche Naturbursche; die kleinen Rollen mit Jönsson, Elisabeth Toran, Lina Krüger-Rosée sehr passend besetzt.

Loysons „Feindliche Seelen“ zeichnen sich durch Ernst aus, leiden aber an übertreibender Zuspitzung des Problems; „Rechts herum“ von Gaus war ein immerhin leidlicher Schwank. —

Die flotte Aufführung des kürzlich wiedergefundenen „Schiedsspruchs“ von Menandros im Alten Gymnasium zeigte uns ungeschminkte antike Kultur, als Spiel fein und ohne das grob possenhafte Gewürz, das Plautus und Terentius ihren Römern dazu taten, als Spiegel altathenischen Lebens, wenn dies nicht etwa, wie Frankreich in Pariser Sittenstücken, recht verzerrt darin erscheint, nicht gerade verlockend; jedenfalls eine sehr dankenswerte Ergänzung zu alle dem, was heute, darauf schließlich, sich gebildet hat.

Konrad Weichberger.

Oper.

Unübersehbar lang ist die Reihe der Tondichter, die während der letzten Jahrzehnte die deutsche Oper umworben haben; nach wie vor aber üben das Musikdrama, italienischer Verismus und neuitalienische Romantik Herrschaftsrechte aus. — Eugen d'Albert, der heißesten Ringer einer, weiß, daß man wenig herunterkommen darf von der Bühne, wenn man dort überhaupt anwurzeln will: er hat während der letzten 15 Jahre, die sein tonkünstlerisches Schaffen umschließen, eine große Anzahl von Werken herausgestellt. Wir begegnen ihm auf dem Gebiet der Märchenoper und der lyrischen Tragödie, des Lustspieles und der Heldenoper, des Mysteriums und des Musikdramas. Nichts durchaus Erfolgloses ist dabei, aber auch nichts, das uns bis dahin zu einem wirklichen Besitz und Reichtum geworden wäre. Es ist nicht leicht, ein Verhältnis zu einer künstlerischen Erscheinung zu gewinnen, die einem in so vielerlei Gestalt gegenübertritt. Das Mysterium „Kain“, dem Heinrich Bulthaupts Dichtung, die wie durchzogen scheint von einer geheimen Sehnsucht nach Musik, eine feste künstlerische Basis verleiht, ließ einen Tondichter vermuten, der im musikalischen Bühnenwerk die letzten und innerlichsten Gestaltungsmöglichkeiten von Ewigkeitsfragen sieht; die „Abreise“ aber und noch viel mehr das vaudevilleähnliche „Flauto solo“ wirken alsdann wie ein Bekenntnis, daß die Musik, indem sie Anmut und Laune umkleidet, am besten ihren ästhetischen Zweck erfüllt. Eine derartige Wandlungsfähigkeit weist auf eine außergewöhnlich starke formale Begabung hin, weniger auf eine außergewöhnlich starke Persönlichkeit, wie wir sie zunächst aus d'Alberts Vielschaffen schließen möchten. In dieser Vielgestaltigkeit der Kompositionen kommt weniger ein Ringen nach dem Eigensten zum Ausdruck, als das überlegene Können eines Eklektikers, für welchen die immer neu gestellte Aufgabe, der immer wieder andersartige Weg den sonderlichsten Reiz hat. Die produktive Kraft d'Alberts

hat in ihrer Entwicklung keine Sturm- und Drangperiode zu verzeichnen gehabt. Ein Maßhalten war seiner Tonsprache von allem Anfang an eigen und es ist wohl neben dem Reichtum an natürlich quellender melodischer Empfindung vor allem das Fehlen starker Dissonanzen als Ursache davon zu nennen, daß d'Alberts Opern bis zu einem gewissen Grade populär geworden sind. Denn dieses ein volles Verständnis erleichternde Maßhalten heißt bei ihm nicht musikalisch undramatisch sein: es ist ein Hauptmerkmal seiner koloristischen und Satzbegabung, gegensätzliche Motive in großen Steigerungen und Entladungen gegeneinander zu führen.

Auf diesem steht die dramatisch wirkungsvollste Szene von d'Alberts neuester Oper „Izéil", die das Stadttheater unlängst herausbrachte. Eine lebenstoll sinnliche Stimmung und eine äußerste Lebensentsagung und Lebensverneinung stehen im ersten Akt einander unmittelbar gegenüber. Hier Izéil, die Herrscherin im Reiche der Sinnenfreude mit ihrem Gefolge und ihren Anbetern, dort ein Totenzug, ein Büßer der Wüste und ein Prinz, der die Welt von sich wirft (und zu dem der historische Buddha Anregung gegeben haben mag). Mit der Vertonung des Textbuches Izéil hat d'Albert einen Schritt zum Sensationellen hin getan, der bedauerlich ist. Das französische Effektstück, das ihm zugrunde liegt, war seinerzeit für Sarah Bernhardt geschrieben, deren Schauspielkunst der Heldin Izéil Seele und Adel verleihen mußte. Die Izéil bei d'Albert singt wunderbar erregend rhythmitisierte Tonfolgen orientalischen Charakters und ihre auf Folterproben gestellte sinnlich-übersinnliche Liebe zu dem Prinzen, der sie verwirft, um ihre Seele zu retten, ist von dem Komponisten musikalisch zu starker Wirkung belebt. Trotz einzelner ganz eigenartig melodischer Schönheiten und polyphoner Feinheiten aber ist das Werk ein Rückschritt im Schaffen d'Alberts. Eine ermüdende Formlosigkeit durchzieht die Akte und läßt verschwommen und sentimental werden, was empfindungs- und stimmungsvoll gedacht ist. Frau Burchard-Hubenia und Herr Hunold ragten nicht nur als hauptsächliche Gestalten, sondern auch künstlerisch in der Wiedergabe hervor. Herr Kapellmeister Heß brachte alle feinkoloristischen Werte der Partitur zur Anschauung. Die Inszenierung, vor allem die des ersten Aktes, ließ ein leises Bedauern aufkommen, daß, wie die Kunde neulich durch die hiesige Tagespresse ging, das Stadttheater jetzt mit wesentlich größerem Fundus arbeitet und damit reich vermehrte Möglichkeiten hat, szenisch „auszustatten". Die künstlerischen Vervollkommnungen des Bünenbildes gehen heute erfreulicherweise mehr und mehr von dem Prinzip der Vereinfachung aus. Sollte die Oper, die ihre Herkunft vom Ausstattungsstück an sich trägt, nicht wie eine vornehme alte Tradition, sondern wie ein Stück parvenühaften Wesens, nicht an diesem Fortschritt zur Kunst hin teilnehmen können? daß nicht mehr ein Ideal möglichster Fülle und Buntheit für das Szenische Gültigkeit hätte? — Eine Stimmung, die nicht alsbald zur Herabstimmung wurde, vermochte nur das letzte Bühnenbild auszulösen. — Das Publikum hat das Werk abgelehnt; in einer geräuschlosen, aber sehr eindringlichen Art: indem es fern blieb. Schade um das Maß an ernsthafter, künstlerischer Arbeit, die für so geringe Erfolge geleistet worden war. — Aber das Publikum muß etwas haben. So holte man den Evangelimann wieder hervor. Der hat seinerzeit sehr gefallen — damals, als die Biedermeierei an sich schon als künstlerischer Ausdruck empfunden wurde. Jetzt stand er da, langweilig und posierend, musikalisch dürftig und theatralisch großsprecherisch; genau so, wie er immer gewesen war, aber wie wir ihn nicht immer gesehen haben. An diesem Abend rettete Herr Hadwiger mit seiner Durchführung der Titelpartie die Kunst. Dann noch Rossini. Der „Barbier". Auch diese Oper in all ihrer musikalischen Heiterkeit und Eleganz, anmutend wie ein veraltet und unansehnlich gewordenes Stück Hausgerät. Aber dieses Mal lag es an der Wiedergabe. Herr Kapellmeister Kun versagte hier, wo Temperament nicht gleichbedeutend ist mit Tonmassen und stärksten Klangcharakterisierungen. Dürftig kam das Werk heraus; nichts von jener geistvollen

Grazie, deren Wirkungen der Geschichte der Musik einen Rossinismus gebracht haben. Herr Aigner als Figaro ein unvollkommener Naturbursche. Frl. Lieberts Rosine die sogenannte „anständige Leistung", zu deren vollkommener Anerkennung man sich leise überreden muß, weil ein tiefer zu nehmender künstlerischer Eindruck, dem gegenüber die Stimme der eigenen Auffassung hingenommen und beglückt schweigt, ausblieb.

S. D. Gallwitz.

Neue Bücher.

„Häusliche Lebenskunst" von Bernhardine Schulze-Smidt. Verlag Carl Reißner, Dresden.

Lebenskunst! — wer wird nicht nach einem Buch greifen, das unter diesem Namen geht! das uns einen Weg weisen und schildern will, der zur Harmonie des Daseins führt! Einem Ziel, dem letzten Endes alle Fragen der Kultur und Weltanschauung dienen! Wo das Thema der Lebenskunst behandelt wird, da wird zumeist der Blick in fernste Weiten geführt; nur im Vorüberhuschen streift das Auge einmal das unscheinbar hart am Wege Liegende.

Hier nun ein Buch. Auch Lebenskunst; eine solche, daran Möglichkeiten uns Schritt für Schritt durch den Alltag begleiten und die besonders im Bereich der Frauen liegen. — Ein „Hilfs- und Erfahrungsbuch" ist der Untertitel. Das zwischen den Zeilen liegende Geheimnis, das jedes rechtschaffene Buch enthalten muß, ist hier die Metamorphose, durch welche ein Haushalt mit allen seinen Mühen, Unzulänglichkeiten und Ungereimtheiten in ein warmes und helles Heim umgewandelt wird.

Wir beginnen zu blättern. Da sind Rezepte in stattlicher Reihe; von Feinschmeckereien hinab — oder soll man sagen hinauf? — zu unkompliziertesten Gerichten, zum einfachen Sonnabends- und Waschessen. Bei vielen Stellen der Vermerk: Altbremisches Rezept. Dinge, in die man, wie in die Heimat überhaupt, hineingeboren sein muß, um sie voll würdigen zu können. Alle Anweisungen werden klipp und klar in prachtvoll greifbarer Deutlichkeit gegeben. Daneben dann einleitende und verbindende Kapitel; sie treten sehr anspruchslos auf, reden von Tischschmuck für Alltag und Feste und von Hausarmen, von Geselligkeit und Dienstboten, von Buchführung und Krankenpflege. Wir meinen, wir lesen von alltäglichen und nüchternen Dingen und wundern uns nur, wie man über derartiges so interessant und anmutsvoll zu plaudern versteht. Und plötzlich merken wir, daß wir uns mitten im Kulturellen befinden: in der Kultur des Hauses und des häuslichen Beisammenlebens, die die Basis aller weitergespannten und wurzelechten ästhetischen Entwicklung ist.

Ein sonderlicher Reiz dieses Frauenbuches ist noch die unvergleichliche Frische und Plastik seiner Darstellung. Eine exzellente Erzählerin nimmt hier das Wort; nichts ist dabei lehrhaft geblieben, sondern jeder Gesichtspunkt, jede Anweisung und jeder Rat tritt in unmittelbar sich umsetzender Anschaulichkeit als Miterlebnis an den Leser heran. S. D. Gallwitz.

Catherina Godwin. „Begegnungen mit Mir." Hyperion-Verlag. Hans von Weber, München 1910.

Das Buch „Begegnungen mit Mir" ist von der Öffentlichkeit bis dahin sehr verschiedenartig bewertet worden. Begeisterten Beurteilungen von Dichtern wie Hermann Bahr und Felix Salten stehen andere gegenüber, die durchblicken lassen, daß diese Literatur nicht ernst genommen wurde. Nur Gleichgültigkeit hat die Neuerscheinung nicht ausgelöst. Das Verständnis für Catherina Godwin muß überall dort versagen, wo man den Maßstab des schon Bekannten, das dem nur naiv genießen und sich erfreuen Wollenden immer ein stärkster Fürsprecher ist, anlegt. Nichts Typisches finden wir hier. Nichts in der Art der seelischen Bekenntnisse, von denen die Frauenliteratur der letzten Jahrzehnte überflutet wurde. Mit fast kühl anmutender Objektivität wird eine durch

Kultur und moderne Überkultur gezeitigte Sensibilität enthüllt. Mit unendlich verfeinerten seelischen Empfindungs- und Tastorganen steht diese Sensibilität der Umwelt gegenüber und reagiert auf die feinsten Schwingungen dessen, was wir in hundertfacher Verstärkung und Vergrößerung Ereignis und Schicksal nennen. Es ist ein Buch voller Unterströmungen. Unsichtbares gewinnt Gestalt; Ungreifbares wandelt sich zu Glück und Schmerz; Unbelebtes wird beseelt. Aus profanen Kleinigkeiten springen poetische Geisterchen hervor und in den Gefühlskonventionen wird in aller Anmut schonungslos die breite und satte Trivialität enthüllt; nur durch ein Wort oft, durch eine unauffällige Geste. — Catherina Godwins Auffassung wie ihre Gestaltung, diese fabelhaft lebensvolle und intellektuell wandelbare Sprache, die immer eins ist mit dem Gegenstand, stellen ihre Prosadichtungen in den Rahmen der auserwählten modernen literarischen Kleinkunst. S. D. Gallwitz.

Aus Paul Scheerbart: „Das Perpetuum mobile." Verlag Ernst Rowohlt, Leipzig 1910. Die veraltete Arbeit.

So lange die Menschheit existiert, hat man immer die Arbeit sehr hoch geschätzt.

Und der Arbeiter war immer sehr stolz auf sein Tun und Treiben, der nichtstuende Künstler und der unpraktische Dichter wurden immer vom echten Arbeiter so recht von oben herab behandelt.

Das wird nun ganz anders werden.

Der Arbeiter muß leider einsehen, daß all sein mühseliges, stumpfsinniges Arbeiten ganz überflüssig ist, da ja die Erde durch ihre perpetuierliche Anziehungskraft alles, was wir brauchen, ganz alleine besorgt.

Der Stolz des Arbeiters ist also ebenfalls dahin.

Die soziale Frage ist endlich gelöst.

Was nur die Sozialdemokratie zu dieser großen Arbeitsrevolution sagen wird? O — Komödien an allen Ecken und Enden.

Mir tun nur die Satiriker leid, denn die werden sich plötzlich auch für überflüssig halten müssen.

Das Perpeh wäre auch eine ungeheuerliche Demütigung des Menschengeschlechtes.

Der Stern Erde ist eben — von erdrückender Großartigkeit.

„Alles" redet zu uns eine eigene Sprache, wir müssen die Sprache nur verstehen lernen.

So wird der Stern Erde sprechen zur Menschheit:

„Was regt ihr euch so auf? Ihr braucht ja gar nicht in simpler Arbeit zu verkommen. Ihr braucht nicht mehr auf irdisches Jammerleben zu schimpfen. Ihr habt auch nicht mehr das Recht, auf eurer kleinen Hände Arbeit stolz zu sein. Nachdem ihr das „Perpeh" entdeckt habt, müßt ihr ja einsehen, das ich alles für euch tue. Ihr habt früher gar nicht bemerkt, daß ich Jahrtausende hindurch ohne Unterbrechung für euch die ungeheuerlichste Fülle von Arbeit leistete. Und jetzt könnt ihr endlich mal mehr sein als stumpfsinniges Vieh. Ihr könnt wie die Götter eine Welt schaffen in eurer Phantasie. Was ich für euch tat, ist mehr als ihr ahnt. Betet mich an. Ich bin die Gottheit, der ihr alles verdankt. — Alles — Alles. S. D. Gallwitz.

Französische und englische Jugendschriftenausstellung.

Mit England, das gibt höchstens eine Vernunftehe. Zwei große Lieben hat Deutschland gehabt: Italien, von den Kimbern bis Maximilian; Philipp Veit und das Zentrum und Böcklin sind noch Nachklänge. Und Frankreich: diese Geschichte, gleich dramatisch, wächst sich nach kleinen Präludien um 1200 zur großen Leidenschaft aus; dann kommen noch mehrere Höhepunkte; jetzt sind wir etwa nach dem dritten Akt; ob sie glücklich oder

unglücklich wird gewesen sein, diese Liebe, weiß noch keiner. Sie ist aber ein Hauptinhalt unseres Bewußtseins, und mit Blut- und Feuerrot, aber auch mit Gold in Romeo-Michels Tanzkarte geschrieben; und unter seiner äußerlichen deftigen Selbstzufriedenheit des starken Mannes birgt sich ein wartendes Interesse, was die schöne, kluge, launische Nachbarin tut, mit der er sich noch so unendlich viel zu sagen hätte.

Das Verständnis für diesen reichen Geist zu vermitteln, gilt mit Recht als der Kern des französischen Unterrichts an den Schulen.

Diesem Bestreben dient auch eine noch kleine Ausstellung französischer illustrierter Bücher, in erster Linie für die Jugend geeignet, billiger und teurer, die vom Neuphilologischen Verein zusammengestellt, im Dezember mit der Jugendschriftensammlung des Schulmuseums zu sehen ist. Es sind zunächst nur wenige, aber zum Teil sehr gute Sachen; Frankreich ist hier bisher, wohl gerade infolge der schablonenhaften Massenproduktion für die allsommerlichen Preisverteilungen der Schulen, dem alten, bei uns glücklich überwundenen Prinzip (prachtvoller Einband, schlechtes Papier, mäßiger Druck und Inhalt) verhältnismäßig treu geblieben für ein so fortschrittliches Land; doch sind einige ausgezeichnete Werke sogar vor dem Eintreten der deutschen Jugendschriftenbewegung entstanden; hierzu gehören die teuern (10 Frcs.), aber noch heute mustergültigen Bücher des Pariser Verlags Plon-Nourrit: Napoleon, von Job, Vieilles Chansons et Rondes und Chansons de France von Boutet de Mouvel; von ihm auch vor allem Jeanne d'Arc. Die besseren Schüler der Mittelklassen sehen hier französischen Geist in reinster Form; Naivetät und Patriotismus, Größe und Zierlichkeit, Alltag und Erhebung; und was im Regelgetriebe der Grammatik oft trocken erschien, gewinnt auf einmal Körper und Leben.

Konrad Weichberger.

Aus unserer Schleifmühle.

Bremer Schauspielhaus. — Gespenster von Ibsen. — Gespenster auf der Bühne und auch im Publikum .... Das hört davon, sieht sie aber nicht .... Der Tischler Engstrand tritt auf, dargestellt von einem guten Schauspieler; ein grinsender Satiriker, kein Mätzchenmacher. Und doch wird gelacht bis zur Albernheit .... Und nachher wird geweint .... Ein sentimentaler Nervenschock .... Aber noch ist Ibsen nicht verloren .... Das Asyl brennt .... Eine dreiköpfige Familie streitet die ganze Pause hindurch, wer wohl das Asyl angezündet hat? Die Tochter behauptet: Engstrand, er ist ein Heuchler. Die Mutter meint: Nö .... er ist ein netter Mann; aber der Pastor, das ist einer .... Pst!! Pst!! .... Oswald wird zum Idioten .... Mutter, gib mir die Sonne! .... Sesselklappen, Füßegetrampel. Alles flieht und klatscht .... Nur die Familienmutter kann sich noch nicht beruhigen .... Tscha ... aber wer hat denn nun das Asyl angesteckt? .... Die Tochter schmollt, weil man es ihr nicht glauben will, daß sie es weiß .... Die ganze Familie wird schlecht schlafen. H. N.

Bremer Stadttheater. — Von der Bühne her der Monolog der Iphigenie ... Hinter mir diskretes Rascheln; Seide reibt sich an Seide. Ein Taschenbügel klirrt .... dann ein leiser Seufzer .... Oder war es ein Gähnen?

Eine gedämpfte Stimme: „.... Längen hat er .... Goethe ....“

Eine zweite gedämpfte Stimme: „.... Aber das Wort steht ihm doch fabelhaft zu Gebot ....“ Anybody.

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.
Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto) an die Redaktion Bremen, Am Wall 163.
Sprechstunden der Redaktion: Dienstag und Freitag von 1—2 Uhr.
Druck und Verlag: H. M. Hauschild, Bremen, Langenstraße 35/37.

Neuerschienene Bücher:

Verlag Carl Reißner, Dresden.
Bernhardine Schulze-Smidt: Häusliche Lebenskunst. Ein Hilfs- und Erfahrungsbuch für Heim und Haushalt, besonders für die Küche.
Verlag F. Fontane & Co., Berlin.
Margarete Schneider: Karriere. Roman.
Verlag Gustav Winter, Bremen.
Adele Ahues: Zwischen Dunkel und Tag. Gedichte.
Verlag Ernst Rowohlt, Leipzig.
Herbert Eulenburg: Sonderbare Geschichten. Einbandzeichnung von Emil Preetorius.
Herbert Eulenburg: Eine Schillerpredigt.

Besprechung einzelner literarischer Neuerscheinungen vorbehalten. Die Redaktion.

Der Dezember in Bremens Geschichte.

1850—1860.

1851. Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Gesellschaft „Union". Verbot des Senates an Pastor Dulon bei 100 Talern Strafe, ohne Erlaubnis des betr. Predigers in einem anderen Kirchspiele als dem zu U. L. Fr. eine kirchliche Handlung zu verrichten. 1852. Dr. Joh. Herm. Smidt zum Richter gewählt. Feuersbrunst in der Poppeschen Dampfmühle, wodurch der Turm der St. Johanniskirche in Brand gerät. Johannes Rösing wegen einer abermaligen öffentlichen Beleidigung des Senats vom Kriminalgericht

---

mit einer Gefängnisstrafe von vier Wochen belegt. 1853. Zollvereins-Ausfuhr nach Bremen 1853: 25 483 071 Taler, aus Bremen: 19 049 420 Taler. 1854. Das Stadttheater geht für die Kaufsumme von 47 500 Taler an H. W. Wilcke über. Pastor C. R. Vietor wird zum zweiten Prediger an U. L. Frauen-Kirche gewählt. † Georg Jonas Bechtel, Mitglied des Kollegiums der Ältermänner. 1855. † J. H. Albers, 81 Jahre alt, dessen Gemäldesammlung, Kupferstiche und Kunstbibliothek durch letzwillige Verfügung dem Kunstverein zufallen. An Stelle des zum Regierungssekretär ernannten Dr. G. A. Heinecken wird Dr. Alfred Dom. Pauli zum Gerichtssekretär ernannt. 1856. Vollendung des Baues des Leuchtturmes in der Weser auf dem hohen Wege.

Der Senat bestätigt die unter dem 28. November eingereichten Statuten der unter dem Namen „Norddeutscher Lloyd“ zu begründenden Aktiengesellschaft. Vollendung des St. Stephani-Turmbaues. 1857. Gründung einer Depositenbank auf Aktien. Einweihung des zum Lokal des Künstlervereins ausgebauten ehemaligen Refektoriums des Doms an der Domsheide. 1858. Zum schweizerischen Konsul für Bremen wird Ed. v. Heyman ernannt. Aufführung des Oratoriums „Jephtha und seine Tochter“ von Carl Reinthaler. Ausgabe für die Stromkorrektion 1858: 51 989 Taler 52 Gr. 1859. Versammlung auf der Börse zur Feststellung internationaler Seerechtsverhältnisse in Kriegszeiten. Die Finanzdeputation beantragt, noch für 50 000 Taler Zwölfgrotestücke prägen zu lassen. 1860. Konzert des Violinisten Ole Bull im Stadttheater. Dr. G. H. Olbers auf sein Ersuchen aus dem Senat entlassen. Der Kaufmann C. E. E. Klugkist zum Senator erwählt. Einweihung der nach dem Plane Heinrich Müllers neu erbauten Kirche zu Oberneuland.

Gustav Winter's Buchhandlung
Franz Quelle
Fernsprecher 1727 **Bremen** Bischofsnadel 12

Niederdeutsche Sprüche aus dem XVI. Jahrhundert.

Wat dy laven Fruwen und Junckfruwen,
Dar schaln nieht veel up buwen.
Denn wat se dy geredet han,
Kümpt ein Nyker, so möstu darvan.

Ein Landsknecht und ein Beckerschwyn,
De möten alle tydt vull syn,
Denn se können de tydt nicht uthreken,
Wenn men se wert dodt steken.

Kümpt ein Osse yn frömde Landt,
He wert doch vor ein Rindt erkandt.
Gheit ein Rödde des Dages dusent stund
Thor Kerken, doch ys ydt ein Hundt.

Eine hertzen än syne lust
Und drincken ane synen dörst,
Ock ethen ane hunger,
Levet de lang, so nimpt ydt my wunder.

Groten Herren und schönen Frouwen
Schal man veel denen und weinich truwen.

Aus der Altbremischen Kriminalgeschichte.

Im Jahre 1418 wurden des friesischen Häuptlings Didde Lübben Söhne, Didde und Gerold, nebst 24 Friesen und 20 Sachsen, welche in der Nacht am 5. Oktober die den Bremern gehörige Friedeburg bei der Jade zu überrumpeln und so das bremische Joch von sich zu wälzen versucht hatten, aber gefangen genommen waren, nach Bremen geführt, wo ihnen als Anführer der Prozeß gemacht wurde. Die Sachsen wurden, weil sie nicht dem Rate gehuldigt hatten, gegen Lösegeld entlassen, die beiden Jünglinge Didde und Gerold aber nebst den 24 Friesen, als Eidbrüchige, zum Tode verurteilt, auch wirklich, und zwar diese mit dem Rade, jene mit dem Schwerte gerichtet. Rührend war der Augenblick der Vollstreckung. Diddens Haupt fiel zuerst. Gerold hob es auf, küßte es und netzte es mit Tränen. Alle Zuschauer nahmen teil an dem brüderlichen Schmerz

und der Rat selbst schien geneigt, dem Jüngling das Leben zu schenken. Gerold sollte, so war der Antrag, sich in Bremen niederlassen und dort eine Frau nehmen. Man wollte ihm schon eine ehrliche Jungfrau zuführen. Der sonderbare Antrag beleidigte den stolzen jungen Mann. „Ich bin," sprach er, „ein edler, freier Friese und mag eure Pelzer- und Schustertöchter nicht. Aber wohl will ich mit Gelde meinen Kopf lösen." Er bot eine Kanne voll Goldgulden, und schon waren viele geneigt, ihm zu willfahren, als ein alter Ratsherr, Arend Balleer, sein Haupt schüttelte: „Meint Ihr", sprach er, daß Gerold jemals den blutigen Bruderkuß vergißt? Nur Rache wird er brüten wider die Stadt." — Das Wort tilgte schnell alles Mitleid. Auch Gerold mußte bluten. — Sein Bild, ein starker Mann mit langem Haar und bloßem Schwert, steht im Dom zu Bremen, wenn man vom Chor in den Umgang geht.

Aus „Der Bürgerfreund" 1816.

Mann und Frau.

Siehst du eine Mannsperson und ein Frauenzimmer in einer Gesellschaft beisammen, die aneinander stets etwas zu tadeln finden und einander stets widersprechen, so kannst du versichert sein, daß dies Mann und Frau sind.

Siehst du eine Mannsperson und ein Frauenzimmer in einem Wagen fahren und schweigend das eine rechts, das andere links zur Kutsche hinaussehen, so kannst du dreist behaupten, daß dies Mann und Frau ist.

Siehst du auf der öffentlichen Promenade eine Mannsperson und ein Frauenzimmer miteinander gehen, wovon jene nach allen Frauenzimmern, dieses nach allen Mannspersonen schielt, so sage ohne Bedenken: dies ist Mann und Frau!

Siehst du, daß eine Dame durch Zufall ihren Fächer, ihren Ridikule, ihren Handschuh oder ihr Schnupftuch fallen läßt und bemerkt's du eine Mannsperson an ihrer Seite, die sich nicht sogleich bückt, um das Gefallene wieder aufzuheben, sondern solches das Frauenzimmer selbst aufheben läßt, so kannst du kühn behaupten: dies ist Mann und Frau!

Siehst du eine Frau, deren Tugend und Reize allgemein gelobt werden, ausgenommen von einer Mannsperson, die, wenig von diesen Lobeserhebungen gerührt, bloß trocken davon spricht, so sage keck: dies ist Mann und Frau!



Siehst du eine Mannsperson und ein Frauenzimmer auf einem Balle sich wechselseitig bisweilen einen grimmigen Blick zuwerfen und sich wieder so weit als möglich voneinander entfernen, so irrst du dich nicht, wenn du sie für Mann und Frau hältst.

Siehst du, daß eine Mannsperson und ein Frauenzimmer sich in allen Stücken zuwider sind, und sich dennoch unaufhörlich: mein Lieber! meine Liebe! mein Bester! meine Gute! mon cher! mein Schatz! nennen, so kannst du versichert sein, daß dies Mann und Frau ist.

Hörst du eine Mannsperson und ein Frauenzimmer über den Einkauf eines Hutes, über die Schicklichkeit einer Modefarbe, die Lektüre eines Romans usw. streiten und zanken, so glaube mir, mein Freund, daß dies Mann und Frau ist. „Bremer Unterhaltungsblatt" 1823.




Google

Die Güldenkammer

eine Bremische Monatsschrift

1. Jahrgang
Heft 4
Januar 1911

Verlag: H. M. Hauschild Bremen

Die Güldenkammer

eine Bremische Monatsschrift

Herausgegeben von:

S. D. Gallwitz Dr. G. F. Hartlaub Fritz Rassow
Dr. Hermann Smidt Dr. Konrad Weichberger

Verlag:
H. M. Hauschild, Bremen

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen
General-Vertrieb: Franz Leuwer, Bremen

1. Jahrgang Heft 4 Januar 1911

Inhaltsverzeichnis.

Bezugsbedingungen.

Für Bremen: durch sämtliche Buchhandlungen. Preis: jährlich 10 Mk.; vierteljährlich 2 Mk. 50 Pfg.; Einzelheft 1 Mk.

Für auswärts: durch sämtliche Buchhandlungen. Durch die Postanstalten im Deutschen Reich: Preis jährlich 10 Mk. 50 Pfg. frei Haus; unter Kreuzband vom Verlag: Preis jährlich 11 Mk. 20 Pfg.; Einzelhefte 1 Mk. 10 Pfg.

Aus dem literarischen Nachlaß Otto Gildemeisters.

Ximenez Doudan.

In Sainte Beuves „Causeries du Lundi“ (1866) findet sich eine kritische Bemerkung über ein unzutreffendes Lob, das irgend jemand irgend jemandem gespendet hat. Er, der fälschlich Gelobte, sollte einer von jenen sein, „von jenen Männern, feinen, zarten, schwer befriedigten Geschmackes, die alles gelesen haben, alles wissen und nichts oder beinahe nichts schreiben, weil die Wonne der Ruhe sehr groß ist und weil ein sehr lebhaftes Gefühl für das Vollkommene vom Produzieren abschreckt. Sie haben ein so hellsehendes Auge, daß sie die Schwächen jeder Idee, jedes Stiles bemerken, kein Nimbus blendet, keine Celebrität besticht sie. Ihr Geschmack ist ein Sieb, das nichts durchläßt als das reine Mehl, eine Wage von solcher Feinheit, daß man nur Gold darauf wägt. Sie sind arbeitsscheu, aber sie sind es vornehmlich aus Zartgefühl, um nicht durch eine mangelhafte Leistung den Traum erlesener Vortrefflichkeit, der ihnen vorschwebt, zu zerstören.“

Sehr geistreich gesagt, bemerkt Sainte Beuve, aber es paßt nicht auf den Mann, von dem es gesagt wird. So etwas kann man wohl von einem Doudan sagen, von einer jener feinen und hohen (sublimen) Naturen, die geboren sind, alles zu begreifen, und denen nichts gefehlt hat, als Stärke und Geduld.

Diese Stelle muß den meisten Lesern seinerzeit ganz unverständlich gewesen sein. Wer ist denn dieser Doudan, mußten sie fragen, von dem hier geredet wird, wie man von einem Pascal, einem Diderot, einem Voltaire redet? Nur einige Dutzend Eingeweihter, deren Verkehr sich in den höchsten Kreisen der geistigen Aristokratie von Paris bewegte, Guizot, Mignet, Sylvestre de Sacy, Saint-Marc Girardin, Prevost-Paradol, solche und ihnen Nahestehende hätten den Kommentar liefern können. In dieser vornehmen Region war der der Welt unbekannte Name seit Jahrzehnten einer der gefeiertsten. Inmitten der berühmten Staatsmänner, Gelehrten, Dichter und Künstler bewegte sich, ihnen allen ebenbürtig und ihnen allen ungleich, wie an einem europäischen Hoffeste unter den besternten Uniformen der amerikanische Gesandte, der einfache, anspruchslose Mann, der den heute plötzlich mit Ruhm bedeckten Namen Doudan, Ximenez Doudan, führte. Nicht als ein bloß Geduldeter; umdrängt und umworben sah man ihn in dieser glänzenden Gesellschaft, deren Maßstäbe jede Mittelmäßigkeit fernhielten; ein anerkannter Richter des Geschmackes, ein Kenner aller höheren Gebiete des geistigen Lebens, ein weiser, vorurteilsloser und doch warmherziger Beurteiler der menschlichen Dinge, ausgestattet mit allem Zauber der feinsten

Unterhaltungsgabe, die edelste Urbanität der Form vereinigend mit dem unbestechlichsten Sinne für das Richtige, Wahre und Natürliche, so zeigte, nach dem übereinstimmenden Zeugnisse aller, die ihn persönlich gekannt haben, Doudan sich unter seinen Freunden und im geselligen Leben; eine unerschöpfliche Quelle der Anregungen, der heilsamen Kritiken, der nützlichen Anweisungen zum richtigen Denken und zum richtigen Sprechen. Hatte einer von den anspruchsvolleren Schriftstellern ein neues Buch ausgehen lassen, so pflegte er nicht eher ganz beruhigt zu sein, als bis er vernahm, daß Doudan ihn nicht verdamme; die Näherstehenden kamen lieber gleich mit dem Manuskript zu ihm und baten um seine Kritik. Man nennt mehrere sehr berühmte Schriftsteller, die nie eine Zeile haben drucken lassen, ohne zuvor Doudans Imprimatur eingeholt zu haben.

Im Jahre 1872 starb Doudan, so alt wie das neunzehnte Jahrhundert. Er war 1800 in Douay geboren, im französischen Flandern, „nichts weniger Vlämisches als ihn könne man sich denken", hat Hillebrand wahr und witzig gesagt. Frankreich nahm von diesem Sterbefalle keine Notiz; in den Verzeichnissen berühmter Verstorbener, die beim Jahreswechsel in den Zeitungen zu erscheinen pflegen, kam Doudans Name nicht vor. Das „Journal des débats" brachte einen Nekrolog, den vermutlich die meisten Leser überschlagen haben. Auch konnte in dem Nekrolog nicht viel stehen, was das Publikum sonderlich hätte interessieren können. Der Verstorbene hatte hin und wieder einen Beitrag für die „Débats" oder für eine der großen Revuen geliefert; das hatten andere auch getan. Der Zauber seiner mündlichen Unterhaltung ließ sich nicht zu Papier bringen. Freilich sagten seine Freunde, er hätte bloß seiner Konversation wegen verdient, in die Akademie gewählt zu werden. Aber für den Nachruhm bedeutet dieser Vorzug nicht viel. Im übrigen war dies Leben ziemlich still verflossen. Mit achtundzwanzig Jahren war der kümmerlich, aber fröhlich in Paris lebende Unterlehrer auf die Empfehlung Villemains als Erzieher in das Haus des Herzogs von Broglie gekommen; in diesem Hause ist er bis zu seinem Ende geblieben. Der Herzog und seine Familie entdeckten in dem Erzieher einen Schatz, den sie nicht wieder fahren lassen wollten. Von beiden Seiten spann sich ein Freundschaftsverhältnis an, das — bezeichnend für Doudans und für des Herzogs vornehme Natur — niemals einen Ton von Herablassung und niemals einen Ton von Deferenz zu überwinden hatte, und das mit ungetrübter Innigkeit allen Wechsel der Ereignisse überdauerte. Der Herzog machte, als er 1832 Minister ward, Doudan zu seinem Kabinetschef und sorgte bei seinem Rücktritte im Jahre 1836 dafür, daß sein Schützling im Staatsdienst eine anständige, mit schwerer Arbeit, wie es scheint, nicht belastete Unterkunft fand (als Maître des requêtes en service extraordinaire). Alle Anerbietungen, ihn in den aktiven Dienst des Staatsrats treten zu lassen, lehnte Doudan ab. Er widmete den Rest seines Lebens dem Studium und der ausgezeichneten Familie, die ihm das

Glück einer edlen und schönen Häuslichkeit gewährte, ohne von seiner Unabhängigkeit das geringste Opfer zu fordern. Diese Familie hat denn auch ihrem dahingeschiedenen Freunde das Denkmal gesetzt, durch welches er nach dem Tode den Ruhm, dem er im Leben beinahe ängstlich auswich, gefunden hat. Sie gab Doudans Briefe heraus *).

Die ersten beiden Bände dieser köstlichen Sammlung erschienen in der zweiten Hälfte des Jahres 1876. Der bis dahin wenig genannte Verfasser wurde über Nacht, wie der Dichter des Childe Harold, ein berühmter Mann. Nur wachte er nicht mehr auf, um es zu erleben. Die erste Auflage war alsbald vergriffen; uns liegt bereits eine zweite vor, vermehrt um zwei starke Bände, die in nichts den zuerst erschienenen nachstehen. Als Herausgeber hat der Graf von Haussonville fungiert, der Schwiegersohn des verstorbenen Herzogs von Broglie. Sylvestre de Sacy hat dem ersten Bande eine reizende Skizze beigefügt, in der er erzählt, wie er vor fünfzig Jahren mit Doudan, Saint-Marc Girardin und anderen jungen, aufstrebenden Geistern philosophiert, disputiert und geschwärmt hat. Er schließt diese Skizze mit einer kurzen Charakteristik der Briefe, die so lautet: „In diesen zahlreichen Briefen an seine Freunde, die er ohne Kargen und ohne Anstrengung hinwarf, verstreute er mit verschwenderischer Hand, je nach dem Anlasse und der Person, alles, was sein nachdenklicher Geist an neuen und richtigen Gedanken über alle Gegenstände erzeugte, über Kunst und Literatur, Politik und Philosophie, über das Schauspiel der Welt und die Natur, endlich über sich selber, den Gegenstand seiner feinsten Analysen und seiner strengsten Urteile. Und das alles in einem, klaren, anmutigen und präzisen Stile, den fast durchgehend die Würze einer sanften Ironie begleitet. In diesen Briefen ist er selbst, der ganze Doudan, der Doudan, der uns entzückte und hinriß, nicht bloß der Doudan des Hotel de Broglie, der ein bischen doktrinär, wenn auch darum nicht minder liebenswürdig geworden war, sondern der Doudan meiner Jugend."

Dies Urteil des Freundes hat Frankreich mit seltener Einmütigkeit bestätigt. Natürlich findet jedermann an dem Autor auszusetzen, daß der Autor von der Partei des Lesers ist. Man findet es schade, daß ein so geistreicher Mann so reaktionär, so liberal, so skeptisch, so spiritualistisch, so tolerant, so intorelant gewesen sei; aber man gibt zu, trotz alledem, daß die Zahl der französischen Klassiker um einen vermehrt worden ist. Seit den Briefen Voltaires ist nichts Ähnliches dagewesen, Madame de Sévigné hat ihren Rivalen gefunden. Diese Vergleiche beziehen sich nur auf den quantitativen Wert, im Charakter sind Doudans Briefe von denen der Frau Sévigné und von denen Voltaires so verschieden, wie das neunzehnte Jahrhundert von dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten und den Tagen Friedrichs des Großen.

*) X. Doudan, Mélanges et Lettres. Paris, 1876 und 1877, vier Bände.

Wenn die Natur jemals die Caprice gehabt hat, in einem Menschen alle Elemente zu vereinigen, die erforderlich sind, um einen Klassiker des Briefstils hervorzubringen, so ist dies, als sie Doudan ins Leben rief, der Fall gewesen. Sie verlieh ihm die — conditio sine qua non —, den feinen, fruchtbaren Geist und die Gabe, seine Gedanken und Empfindungen in vollendeter Sprache wiederzugeben. Sie ließ ihn in Verhältnissen aufwachsen und alt werden, wo diesem Geiste reichlicher Stoff des Wissens, der Betrachtung, des künstlerischen Genusses zuströmen konnte. Sie gab ihm den Hunger, dieses Stoffes sich zu bemächtigen und in ihm zu schwelgen, einen Hunger, der ihn hinderte, selbst zu produzieren und für seine geistige Tätigkeit andere Ausdrucksformen als die des gelegentlichen Briefes zu finden. Sie gab ihm eine Lebensstellung, die ihn über die Notwendigkeit des Broterwerbes hinweghob, und ihm zugleich einen bequemen Überblick über Menschen und Dinge in einem großen Zentrum gestattete. Sie versetzte ihn in eine Zeit gewaltiger geistiger und staatlicher Erschütterungen, zwischen Waterlo und Sedan, zwischen Kant und dem Vatikanum. Sie verband ihn mit Freunden, deren Bildung und geistige Richtung ihm die Möglichkeit gewährte, sich in seinen Briefen an sie völlig auszusprechen und sich ganz gehen zu lassen. Sie machte endlich einen Franzosen aus ihm und legte damit in seine Wiege das vollkommenste Werkzeug für diejenige Art schriftlicher Produktion, die sie von ihm verlangte, die französische Sprache. Alles dies würde aber noch nicht genügt haben, um die vollendete Frucht zu reifen, wenn nicht zu so vielem und so klug konzentriertem Lichte die Wärme eines liebenswürdigen Herzens, freundschaftlicher Innigkeit und ernsthaften Interesses an dem Guten und dem Schönen hinzugekommen wäre. Selbst die ausgezeichnete Reinheit des Geschmackes, die gänzliche Freiheit von allem, was Phrase und Deklamation heißt, wurzelt am letzten Ende in der Energie dieses Herzensinteresses, die stets auf den Kern dringt.

„Klassiker des Briefstiles" ist ein schiefer Ausdruck. Ein vollkommener Brief und Stil sind im Grunde zwei einander ausschließende Begriffe. Stil ist die Physiognomie einer Kunstgattung oder eines Kunstprodukts. Ein Brief soll kein Kunstprodukt sein. Ist er es, so hört er sofort auf, klassisch zu sein. In ihm soll die Natur selbst, die Persönlichkeit unmittelbar, der konkrete wirkliche Augenblick zur Sprache kommen; er ist insofern das Gegenteil der Kunst. Er soll lediglich sagen, wie es dem Schreibenden „ums Herz ist" oder was ihm „durch den Kopf geht", unbekümmert darum, ob etwa damit auch noch anderweitige Wirkungen, wie z. B. ästhetischer Genuß, zu Tage gefördert werden. Sagt der Schreibende, was er zu sagen hat, in so vorzüglicher Form, das es literarisch bestehen kann — desto besser! Sagt er es so, d a m i t es literarisch bestehen kann, so ist alles verfehlt. Man merkt die Absicht, und die Absicht schadet den Schönheiten eines Briefes, wie sie den Tränen und dem Lächeln schadet. Klassischer Briefstil ist also höchste literarische

Wirkung ohne alle und jede literarische Produktionsweise, — ein Eindruck, ähnlich dem der Kunstschönheit, wird erzeugt ohne das Mitwirken der Kunst. Beim Lesen eines klassischen Briefes sollte man das Gefühl haben: das hat ein großer Schriftsteller geschrieben in einem Augenblicke, wo er nicht Schriftsteller war. Es ist uns peinlich, wenn wir gedruckte Briefe schön gefunden haben und nachher vernehmen, sie seien schon im Entstehen für den Druck bestimmt gewesen, peinlich um des Verfassers willen, peinlich um unseretwillen, weil wir gewahr werden, daß wir den nachgemachten Artikel nicht von dem echten haben unterscheiden können.

Bei Doudan haben wir diesen widrigen Nachgeschmack nicht zu besorgen. Die Sammlung enthält (leider nur wenige) Briefe aus der Zeit, wo dem Schreiber der Gedanke an den einstigen Druck des Geschriebenen völlig fernliegen mußte. Aber schon diese Erstlinge tragen denselben Stempel der Vortrefflichkeit, der die späteren Briefe an vornehme und berühmte Freunde auszeichnete. Aus ihnen erkennt man, daß die Anmut der brieflichen Plauderei, die glänzende Fassung glänzender Gedanken einer angeborenen Richtung des Talentes und einem Bedürfnisse des Naturelles entsprach. Das Briefschreiben war für Doudan offenbar ein Genuß; er sagt es selbst an einer Stelle, und es ist leicht erklärlich, weshalb es so war. Nicht allein, daß man für gewöhnlich gern tut, was man mühelos tut; der Brief mit seiner Freiheit und Bequemlichkeit war wie die Causerie das willkommene Vehikel für einen Mann, der gern von seinem Reichtum mitteilte, der aber die Anstrengung der systematischen Mitteilung, das Bücherschreiben, sei es aus Trägheit, sei es aus Ehrfurcht vor seinem eigenen Ideale, scheute.

Was übrigens diese Trägheit betrifft, so darf man darunter keinen Müssiggang verstehen. Ein Müssiggänger erwirbt sich nicht bei den gebildetsten Männern von Paris den Ruf „alles zu wissen". „Ich habe," schreibt Doudan 1832, „eine wahre Wut zu lernen, die alle Tage nur immer schöner und größer wird. Das ist das Geheimniß meiner angeblichen Trägheit." Und 1837: „Ich habe noch zwanzig Fuß Bücher über dem Kopfe, mit denen ich vor der Abreise fertig werden möchte. Ich weiß übrigens sehr wohl, daß diese unbegrenzte Neugier eine Art von Trägheit ist, vielleicht die schlimmste von allen, weil sie aussieht wie Arbeit." Man könnte aus diesem Zusatze schließen, daß das Lesen Doudans eine epikuräische Näscherei gewesen sei. Darin würde man aber sehr irren. Von dem Ernste, dem Fleiße und der Ordnung, mit welchem in dem Kreise des Broglieschen Hauses die Sache der geistigen Bildung betrieben wurde, bekommt man aus den Briefen einen achtunggebietenden Eindruck. Der Herzog, seine Söhne, die Freunde des Hauses und auch die Damen, die Herzogin war eine Tochter der Frau von Staël, sind anhaltend mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt, in den höchsten Gebieten der Literatur wohl unterrichtet. Die lateinischen

Dichter werden von den Damen in der Ursprache gelesen, „beiläufig gesagt", schreibt Doudan einer dieser Freundinnen, der er einen lateinischen Vers zitiert, „beiläufig gesagt: es kommt sehr selten vor, daß die Frauen ein deutliches Verständnis des Lateinischen haben, aber es ist mir so, als ob das Lateinische mehr Reiz gewönne, wenn man sieht, daß sie es verstehen." Goethe und Schiller, Shakespeare und Milton, Dante und Tasso bedürfen im Hotel Broglie nicht des Übersetzers. Die Schriften Kants, Hegels, Schellings sind eine Spezialität des alten Herzogs; daneben werden die englischen und die schottischen Philosophen eifrig studiert, Plato und Aristoteles interpretiert und bewundert. Die Geschichte, die Sprachforschung, die Naturwissenschaften erfreuen sich einer sorgfältigen Beachtung; die bildenden Künste, namentlich die Griechen und die alten Italiener, eines liebevollen Kultus; die Tagesliteratur wird, nicht eben mit Vorliebe, aber mit strenger Aufmerksamkeit verfolgt. In allen diesen Dingen erscheint Doudan den übrigen Genossen des Kreises als eine Art Gewissensrat, er gibt an, was man kennen lernen muß, an ihn appelliert man in bestrittenen Fragen als an eine oberste Instanz. Vorwiegend besteht daher auch der Stoff der Briefe aus Materien dieser geistigen Gebiete; die Politik und die Geschichte der Zeit liefern das zweite Ingredienz; persönliche Erlebnisse und Stadtneuigkeiten, wie sie die Briefe der Frau Sévigné fast ganz ausfüllen, erscheinen nur als gelegentliche Zutaten; den Hintergrund bildet das Familienleben teils im herzoglichen Hotel, teils auf den Gütern in der Normandie, teils zu Koppet am Genfer See, wo man im Hause der Frau von Staël (junior) einige Herbstwochen zuzubringen pflegt. Doudan korrespondiert in diesem Familien- und Freundeskreise nach allen Richtungen, mit den Alten und mit den Jungen, mit den Männern und mit den Frauen, bald mit einer europäischen Celebrität, bald mit einem Backfischchen, bald mit einem Minister oder Gesandten, bald mit einem provinzialen Sonderling, der für die byzantinische Kunst schwärmt, oder mit einem Studenten, der in Paris die Rechtswissenschaft erlernt.

Fräulein Paula de Saint A. wird vermutlich eine Freundin und Gespielin der Mademoiselle de Broglie gewesen sein, die Doudan bei seinem Eintritt in das Haus des Herzogs als Backfischchen vorfand. Vielleicht hat er dem jungen Mädchen einige Stunden gegeben. Einige allerliebste Briefe dieses seltenen Hofmeisters aus dem Jahre 1829 sind an Fräulein Paula gerichtet, zum Beispiel folgender:

„Sie fragen mich, liebe Kleine, ob es nicht etwas Amüsanteres gäbe als die Geschichte. Ich glaube ja; aber wir müssen uns richtig verstehen. Für die Phantasie nämlich, wenn man diese für sich allein nimmt. Die findet, und mit Recht, daß nicht alles in dieser Welt gut ist. Die Charaktere sind nie so vollkommen, wie man sie wünscht. Die Ereignisse gehen nicht rasch genug, sondern schleppen sich über tausend Umwege, ehe sie an die Lösung gelangen. Napoleon ist nicht der Sieger, wie man ihn sich vorstellen möchte;

es wäre vielleicht möglich, die Vortrefflichkeiten der kleinen Paula noch ein bißchen vortrefflicher zu machen. Das kommt daher: Sie und Napoleon sind Geschichte, Realität, wie wir's nennen, und die Phantasie arbeitet nun das alles um, korrigiert es, macht z. B. Paula weniger schreibfaul; Napoleon läßt den Herzog von Enghien nicht erschießen, usw. Das ist dann Roman; alles wird größer und womöglich schöner. Um Vergebung, aber wissen Sie, was schlimm dabei ist? Durch alle das Verschönern und Vergrößern entstehen Geschöpfe, die sich nicht auf den Füßen halten, wenn sie gehen sollen, reizend, aber ohne Leben, gewissermaßen unmögliche Götter und Göttinnen. Solche Geschöpfe werden schließlich dem gesunden Menschenverstande verächtlich. Die Romane sind wie jene Dame, die keinen hübschen Teint hatte, und sich deshalb Weiß aufs Gesicht legte und dann an den Schläfen sich kleine blaue Äderchen malte, ganz fein, ganz zart, die niedlichsten Äderchen von der Welt. Aber siehe da, ein Maler betrachtete sie und sprach zu ihr: Ei, gnädige Frau, Sie haben da eine unmögliche Ader! Denn, um schöner zu werden, hatte sie sich's anders eingerichtet, als die Natur es gewollt hatte. Die Romane haben unmögliche Adern, und da wir vor allen Dingen Wahrheit brauchen, und da wir, wenn man uns etwas Interessantes erzählt, immer zuerst fragen: ist es wahr? so langweilt sich der gesunde Menschenverstand, sobald er nur sich entfaltet hat, bei dem, was keine Wahrheit hat. Wenn Ihnen die Romane noch Spaß machen, so kommt dies daher, daß Sie noch nicht recht wissen, was alles möglich ist. Vor Zeiten hat Ihnen Däumling Spaß gemacht, weil sie nicht ganz sicher waren, daß es keine Siebenmeilenstiefel und keine Oger gebe. Ebenso geht's mit dem Übrigen, wenn man größer wird."

Dies ist nicht allein ausnehmend zierlich, sondern auch einem Backfischchen gegenüber sehr weise gesprochen. Erwachsenen empfahl Doudan sehr lebhaft, gute Romane zu lesen, und er selbst hat ihrer unglaubliche Mengen konsumiert.

Otto Gildemeister.

Krankheitsursache und Krankheitswesen im Wandel der Zeit.

In dem vieltausendjährigen Kampfe um sein Dasein hat wohl nichts den Menschen so sehr ergriffen, ihm nichts die eigene Ohnmacht und Kleinheit mehr vor Augen geführt, als das plötzliche Befallenwerden von einer Krankheit, die anscheinend ohne jede äußere Ursache innerhalb kurzer Zeit auch den kräftigsten Mann zu einem hilfebedürftigen Wesen umwandelte. In jenen Zeiten, wo körperliche Kraft und Gewandheit das A und O des Strebens bildeten, wo sie die Grundlagen nicht allein für jeden Erfolg, sondern auch für die Erhaltung des Individuums darstellten, konnte man nur mit Grauen an Zustände denken, in denen dieses kostbare Gut in

unerklärlicher Weise plötzlich gefährdet wurde. Für die im Kampfe mit Feinden oder wilden Tieren erhaltenen Wunden und deren Folgezustände hatte man greifbare Unterlagen; die inneren Krankheiten waren mit ihren Ursachen in völliges Dunkel gehüllt. Wenn man nun vollends noch beobachten mußte, daß die Krankheit nicht auf den einzelnen beschränkt blieb, daß sie bald langsamer, bald rascher auf die Hausgenossen, auf die Stammesangehörigen übergriff, so war es für kindliche Völker eine zwingende Notwendigkeit, daß das Grauen vor diesem unbekannten, aber verderblichen fürchterlichen Etwas zu der Annahme führte, Dämonen, höhere, dem Menschengeschlecht feindliche Gewalten hätten dabei ihre Hand im Spiel. Die Entwicklung einer derartigen Gedankenfolge war so tief in der Menschenseele gegründet, daß sie auch beim Emporsteigen zu höherer Kultur nicht abgestreift, sondern nur verfeinert wurde. Die Dämonen, welche mit ihrem Gifthauche die Menschen wahllos anhauchen und krank machen, wandeln sich zu Gottheiten um, die als Strafe für vermeintlich begangene Missetaten dem einzelnen und den Völkern Krankheiten schicken.

Die Auffassung der inneren Krankheiten und vor allem der ansteckenden unter ihnen als die Äußerung eines göttlichen Willens war naturgemäß dazu angetan, jedes kritische Suchen nach Ursache und Wesen von vornherein einzudämmen oder fernzuhalten. Immerhin führten manche Eigenarten der ansteckenden Krankheiten in ihrem Auftreten, ihrem äußeren Verlauf und ihrer Weiterverbreitung einzelne denkende Köpfe schon früh dazu, nach Gesetzmäßigkeiten zu suchen, die einen ursächlichen Zusammenhang mit der den Menschen umgebenden belebten und unbelebten Natur zuließen. Die hervorstechendste Eigenschaft vieler ansteckenden Krankheiten, das gleichzeitige Befallenwerden einer größeren Anzahl von Menschen, veranlaßte bereits Hippokrates, Veränderungen in dem alle Menschen umgebenden Stoffe, der Luft, für das Auftreten der Seuche verantwortlich zu machen. Ihren verderblichen Einfluß sollte die Luft geltend machen infolge eines krankhaften Sekrets, das in ihr enthalten ist. Dieses krankhafte Sekret stellte man sich vor als etwas Fauliges, aus zersetzten Stoffen Stammendes, welches in den Körper eindringt und dort wieder Fäulnisvorgänge erzeugt. So gelangte man dazu, die ansteckenden Krankheiten als im Menschen sich abspielende Fäulnisvorgänge anzusehen, eine Auffassung, die durch die Beschaffenheit der Ausscheidungen bei manchen Krankheiten — es sei an die Schwindsucht erinnert — anscheinend eine wesentliche Stütze fand. Auch andere Beobachtungen ließen sich für eine solche Auffassung der ansteckenden Krankheiten noch verwenden. Das Auftreten von Seuchen im Gefolge von Kriegen fand seine Erklärung in der Anwesenheit vieler faulenden Menschen- und Tierleichen, die ihre Ausdünstungen auf weite Strecken hin der Luft mitteilen. Die Hochsommerepidemien ließen sich auf die durch die andauernde Wärme vermehrten Fäulnisvorgänge in der Natur zurückführen. Die in der Nähe

von Sümpfen mit besonderer Vorliebe auftretenden Fieber auf die in dem stehenden Wasser stattfindende Zersetzung zu beziehen, lag ebenfalls nahe. Soweit blieb man in örtlichem Zusammenhange mit tatsächlichen Vorkommnissen in der Natur, wenn sie auch falsch gedeutet wurden. Da aber nicht immer Kriegsnot, Hochsommerhitze oder Sümpfe zur Verfügung standen, wenn es galt, das Auftreten von Seuchen zu erklären, so nahm man seine Zuflucht zu Ausdünstungen aus dem Erdinnern, die in irgendeiner Weise die Luft so beeinflussen sollten, daß sie krankmachend auf eine größere Anzahl von Menschen einwirken könne. Die bei Ausbrüchen von Vulkanen in die Luft geschleuderten gasigen Stoffe boten ein anscheinend unwiderlegbares Beispiel. Damit war der Ring geschlossen; die auf und in der Erde sich abspielende Zersetzung verdirbt die Luft und das Einatmen der verdorbenen Luft macht die Menschen krank. Kritisch veranlagte Köpfe bemühten sich allerdings vergebens, für eine solche Erklärung greifbare Unterlagen zu schaffen. Trotz aller Beobachtungen der Witterung, des Barometerstandes und später auch der Luftelektrizität gelang es in keiner Weise, etwas Tatsächliches nachzuweisen. Ehrliche Forscher, wie die in der Mitte des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts lebenden Ärzte Sydenham und van Swieten, gaben das auch unumwunden zu. Trotzdem aber haftete die Lehre von dem Miasma, dem aus dem Boden stammenden und durch Vermittelung der Luft krankmachenden unbestimmbaren Etwas so fest, daß sie bis tief in die Mitte des verflossenen Jahrhunderts hinein den Mittelpunkt des Kampfes in der Lehre von den ansteckenden Krankheiten bildete und heutigen Tages, wenn auch in modernisierter Form, noch ihre Anhänger hat.

Neben dem gleichzeitigen Befallenwerden einer größeren Anzahl von Menschen, welches in seinen Konsequenzen zu der Lehre vom Miasma führte, trat bei einer ganzen Zahl von Seuchen das langsame Fortkriechen von Mensch zu Mensch in den Vordergrund. Man machte die Beobachtung, daß nur dort, wo der kranke Mensch hinkommt, neue Krankheitsherde sich bilden, ja daß bei manchen Krankheiten eine langdauernde oder enge Berührung (daher der Ausdruck Kontagium) dazu gehört, bis die Übertragung zustande kommt. So wußten schon die Israeliten, daß der Aussatz direkt von Mensch zu Mensch ansteckt; all ihre Maßnahmen gegen diese Krankheit sind auf dieser Erkenntnis gegründet. Bei den Griechen wird bereits von Aristoteles die Frage erörtert, wenn gesunde Menschen durch die Berührung mit kranken Menschen krank würden, warum nicht umgekehrt auch Kranke durch die Berührung mit Gesunden genesen. Die hier von dem alten Philosophen theoretisch erörterte Frage spielt heute noch im bejahten Sinne im Volksaberglauben eine Rolle und bildet gelegentlich das Motiv zu Sittlichkeitsvergehen.

Kontagium und Miasma klar auseinanderzuhalten, ist bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht gelungen. Man half sich damit, daß man

rein äußerlich einen Teil der Krankheiten als miasmatische, den anderen als kontagiöse bezeichnete; da bei einer Reihe von Krankheiten beides zuzutreffen schien, schuf man die Begriffe miasmatisch-kontagiös und umgekehrt kontagiös-miasmatisch. Das Ziel der Forschung war denn auch im vorigen Jahrhundert eine Reihe von Jahrzehnten hindurch darauf gerichtet, die einzelnen Krankheiten so zu klassifizieren.

Von diesem toten Punkte kam man selbst dann nicht herunter, als der spätere Göttinger Anatom Jakob Henle um 1840 herum aus logischen Gründen zu der Schlußfolgerung kam, die Krankheitsursache müsse in dem Eindringen lebendiger, belebter Wesen in den Körper liegen. Diese Anschauung, daß die Erreger der ansteckenden Krankheiten belebte Wesen seien, die einer selbständigen Vermehrung fähig sind, unterschied sich scharf von der seither allgemein gültigen Annahme. Denn ob Kontagium oder Miasma, als etwas Gasförmiges, Flüchtiges hatte man es sich immer vorgestellt. Hier trat nun auf einmal etwas Körperliches, Greifbares hinzu. Wenn man sich die Krankheitserreger als belebte Wesen vorstellte, die sich vermehren können, so mußten diese Wesen einen Körper haben, mochte derselbe noch so klein sein. Derartige kleinste Lebewesen waren nun schon zu damaliger Zeit nicht mehr so ganz unbekannt. Seit der Holländer Leuwenholk am Ende des siebzehnten Jahrhunderts das erste Mikroskop konstruiert hatte, waren vielfach solche lebendigen Gebilde gesehen worden. Er selbst hat sicher im Zahnschleim von Menschen schon Bakterien gesehen. Aber man hatte die Dinge, die man sah, nicht zu deuten gewußt, man konnte vor allem nicht unterscheiden, welche Bestandteile des menschlichen Körpers selbst seien und welche eingedrungene fremde Lebewesen. Da die Untersuchungstechnik im Stich ließ, wurden die logischen Folgerungen Henles durch Phantastereien überwuchert.

Die weiteren Fortschritte kamen nicht von medizinischer, sondern von allgemein naturwissenschaftlicher Seite. Sie ensprangen dem Drange des Menschen, über sein ureigenstes Sein Klarheit zu gewinnen. Die naturphilosophischen Spekulationen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts haben sich lebhaft mit der Frage beschäftigt, was ist Leben, wie entsteht Leben oder wie ist es entstanden? Fragen, die auch jetzt wieder der Monismus zur Erörterung zu stellen genötigt ist. Damals machte man sich die Sache leicht. Beobachtete man doch täglich, daß ein totes Stück Fleisch binnen kurzem Leben zeigte, wenn man es in irgendeinem Gefäße aufbewahrte. Milch kam zur Gerinnung und später zur Zersetzung, Obst- und Beerensäfte fingen an zu gären, kurz in allen Fällen schien aus totem, organischem Material von selbst Leben sich zu entwickeln. Warum sollte man da nicht annehmen, daß auch vor Millionen von Jahren aus dem toten Urmaterial von selbst Leben entstanden sei, daß es eine Urzeugung, wie der Ausdruck lautete, gebe. Die für die Urzeugung ins Feld geführten Beispiele haben den verbesserten Mikroskopen und der schärferen experimentellen Kritik nicht

standgehalten. Es konnte der Nachweis geführt werden, daß es gelingt, die toten organischen Stoffe beliebig lange unzersetzt aufzubewahren, wenn man Sorge trägt, daß lebende Keime nicht in sie hineingelangen. Auf Grund seiner diesbezüglichen Versuche konnte Pasteur bei der Gewinnung des von der Kaiserin Eugenie ausgesetzten Preises der französischen Akademie seine Thesen im Jahre 1860 mit den stolzen Worten schließen: „Eine Urzeugung gibt es nicht, Leben stammt nur von Leben."

Aus dem Kampfe um die Urzeugung floß eine Fülle von Anregungen. Dem staunenden Auge ging eine Welt von Lebewesen auf, die in nützlichem und in schädlichem Sinne die Lebensbedingungen der Menschen beherrschen. Es bedurfte nur des Genies, das die Bahnen schuf, in diese Welt einzudringen. Robert Koch ist es gewesen, der der Menschheit diesen Dienst leistete. Er gab uns die Möglichkeit, die einzelnen Bakterienarten voneinander zu trennen und ihre Lebenseigenschaften zu erforschen. Bei der Anwendung der Kochschen Arbeitsmethoden kam wie eine reife Frucht die Erkenntnis, daß eine größere Zahl von ansteckenden Krankheiten auf dem Eindringen kleinster Lebewesen tierischer wie pflanzlicher Natur in den menschlichen Körper beruht, daß die einzelnen Lebewesen für die einzelne Krankheit spezifisch sind, und daß ohne die Wirkung des spezifischen Keimes die Krankheit niemals zustande kommt. Damit war das kausale Denken in der Medizin wieder in den Vordergrund geschoben, aber jetzt nicht mehr auf spekulativer, sondern auf experimentell-kritischer Grundlage. Vielleicht ist diese Seite der Lebensarbeit Robert Kochs für die Menschheit noch fruchtbringender als die Schaffung seiner Arbeitsmethoden. Die begeisterten Jünger Kochs, welche Jahr um Jahr unser Wissen von den Krankheitsursachen in hohem Maße bereicherten, gerieten dabei allerdings bald in die Gefahr, über dem Suchen nach der Krankheitsursache die Frage nach der Wirkung dieser Krankheitsursache, also nach dem Wesen der Krankheit, zu sehr in den Hintergrund treten zu lassen.

Ein anderer Zweig der Medizin, die pathologische Anatomie, hatte unter der Führung Virchows seit den fünfziger Jahren sich bemüht, Licht in das hier herrschende Dunkel hineinzuwerfen. Bis dahin hatte die Lehre des griechisch-römischen Arztes Galen (2. Jahrhundert n. Chr.) von den kranken Säften (Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle) das medizinische Denken beherrscht. Virchow stellte ihr den Satz gegenüber, nicht die flüssigen, sondern die festen Bestandteile des Körpers, die Zellen, sind die Träger des Lebens, ihr unrichtiges Verhalten bedeutet Krankheit.

Als Ergänzung zu dem Pasteurschen Wort: „Leben stammt nur von Leben," gilt dasjenige Virchows: „Das Leben ist die Arbeit der Zellen und jede Zelle wird geboren von einer anderen (omnis cellula e cellula)." Auch Virchows Lebenswerk hat wie dasjenige Kochs eine Fülle von Kenntnissen gebracht. Die Veränderungen der zelligen Bestandteile des Körpers bei den

verschiedenartigsten Krankheiten sind klargelegt, aber was die pathologische Anatomie ergründet hat, sind in der Hauptsache die Ergebnisse des Krankheitsvorganges.

Die Mikrobiologie hat Aufklärung geschaffen über die Natur der Krankheitserreger, die pathologische Anatomie über das Produkt der Einwirkung der Krankheitserreger auf den Körper. Zwischen beiden bleibt die Lücke, wie die Krankheitsursachen wirken, damit das, was uns die pathologische Anatomie als vorhanden zeigt, zustande kommt. Es ist damit die Frage nach dem eigentlichen Wesen der Krankheit wieder zur Erörterung gestellt. Auch hier ist man in der letzten Zeit unter Zuhilfenahme des alten Naturgrundgesetzes, daß jeder Reiz einen Gegenreiz auslöst, weiter gekommen. Die aus der Kinderzeit der Bakteriologie stammende Anschauung, daß jede Infektion eine Krankheit auslöse, wurde fallen gelassen. Man sah ein, daß für das Zustandekommen der Krankheit nicht nur die Anwesenheit der Krankheitserreger, sondern ebenso sehr die Beschaffenheit des befallenen Körpers entscheidend ist. Die Krankheit ist ein Kampf, bei dem auf der einen Seite die Zahl und die Energie der Krankheitsursachen, auf der anderen die Abwehrkräfte des Körpers, seine Reaktionsfähigkeit stehen. Die Zeichen des Kampfes sind die Krankheitserscheinungen, sein Ausgang Genesung oder Tod.

Dieser bildlichen Darstellung Unterlagen zu schaffen, hat die Wissenschaft seit 20 Jahren begonnen. Auf den Schultern Robert Kochs stehend, stellten im Anfange der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts Behring und Roux fest, daß der von Diphtheriebazillen befallene Körper Gegenstoffe bildet, welche im Reagenzglase imstande sind, das von den Diphtheriebazillen abgesonderte Gift unschädlich zu machen (Antitoxine). Damit waren zwei grundlegende Tatsachen gegeben. Bestimmte Krankheitserreger sondern als Ausfluß ihrer Lebenstätigkeit ein Gift ab und dieses Gift veranlaßt bei seiner Wirkung den angegriffenen Körper, ein Gegengift zu bilden. Dazu kam bald die dritte, nämlich die, daß dieser Vorgang absolut spezifisch ist, d. h., daß das Diphtheriegift ausschließlich und allein zur Bildung von Stoffen anregt, die ebenso ausschließlich auf das Diphtheriegift wirken. Damit waren biologische Gesetze festgestellt, die, wie die Folge zeigte, nicht nur das Verhältnis von Krankheitsursache und Krankheitsprozeß, sondern den ganzen Ablauf der Körperfunktionen regeln. Auf Behring und Roux folgten Gruber und Vidal mit der Entdeckung, daß im Blutserum von Menschen, welche von bestimmten Krankheiten befallen sind, sich Stoffe bilden, die zusammenballend auf die Krankheitserreger wirken (Agglutinine). Dann kam die später von Uhlenhuth in so hervorragender Weise verwertete Bordetsche Feststellung, daß zur Auslösung der Gegenreaktion im Körper nicht nur belebte Eindringlinge Veranlassung geben, sondern daß auch unbelebte Stoffe dazu imstande sind. Bringt man einem Tiere artfremde Blutkörperchen in die Blutbahn, so bildet es Stoffe, welche diese Blutkörperchen auflösen; ver-

leibt man ihm artfremdes Eiweiß auf anderem Wege als durch die Verdauungsorgane ein, so speichert es in seinem Blute Stoffe auf, die, mit der angewendeten Eiweißart zusammengebracht, Fällungen erzeugen. Auch hier ist die Reaktion stets eine spezifische. Für die Auffassung vom Wesen der Krankheit ist mit diesen Feststellungen viel gewonnen. Von der mechanistischen Auffassung, welche als Deutung für die Invasionswirkung der belebten Krankheitserreger gelegentlich Boden gewonnen hatte, mußte man zurücktreten; es sind chemische Vorgänge, die das Spiel der Kräfte zwischen Ursache und Wirkung regeln. Aber wo gehen diese Vorgänge vor sich? Die Gegengifte, die zusammenballenden, die fällenden und die anderen im einzelnen nicht aufzuführenden spezifischen Stoffe finden sich im Gesamtkreislauf des Körpers. Sollte nicht die alte Galenische Lehre von den verdorbenen Säften wieder zu Ehren kommen? Im geläuterten Sinne ohne Frage, und zwar insofern, als die den Gesamtkörperkreislauf darstellenden Säftemassen Träger von Stoffen sind, welche das Produkt der Lebenstätigkeit der festen Bestandteile des Körpers darstellen. Mit dieser Auffassung ist die Möglichkeit erklärt, daß an einem Orte beschränkt sich abspielende Krankheitsvorgänge entfernt liegende Organe beeinflussen und weitab von ihrem Entstehungsorte Krankheitserscheinungen auslösen. Damit ist aber zugleich gesagt, daß nach unserer jetzigen Kenntnis der Ablauf der Umsetzungsvorgänge sich in den festen Bestandteilen, den Zellen, vollzieht. Über das Wie dieser Vorgänge hat uns Paul Ehrlich eine Theorie gegeben, die, selbst wenn sie nur eine Theorie bleibt, ihre Existenzberechtigung in vollem Maße dadurch erwiesen hat, daß sie ungemein befruchtend wirkte.

Ehrlich faßt die Zelle als einen komplizierten Organismus auf, der den verschiedenen ihm obliegenden Funktionen mit verschiedenen Atompruppen gerecht wird. Die Hauptgruppe hat die Aufgabe, das Leben der Zelle selbst zu erhalten, die übrigen, die Nebengruppen (daher der Name Seitenkettentheorie) leisten die Arbeit, welche der Zelle zukommt, und zwar in gesetzmäßiger, automatischer Form. Die Seitenketten sind mit spezifischen Affinitäten ausgestattet, welche die Ursache sind, daß nur ein Teil der Reize, die mit dem Säftestrom an der Zelle vorbeigleiten, auf diese einzuwirken vermag. Ist jedoch die chemische Affinität zwischen dem den Reiz ausübenden Körper und einer Atomgruppe der Zelle vorhanden, so dringt der Körper in die Zelle ein und wird nun entweder von der Zelle verarbeitet oder er wirkt zerstörend auf sie. Bleibt die Zelle Siegerin, so ist trotz des Sieges die spezifische Atomgruppe verbraucht, sie wird ersetzt, und zwar nach dem Gesetze der Überproduktion in stärkerem Maße, als der Verlust betrug. Da der gebildete Überschuß in der Zelle keinen Platz hat, wird er in den Kreislauf abgestoßen und stellt hier jene spezifischen Stoffe dar, von welchen oben geredet wurde. Geht die Zelle zu Grunde, so löst sie sich auf und die Zerfallsprodukte gelangen ebenfalls in den Säftestrom.

Man kommt somit zu der Anschauung, daß das Wesen der Krankheit in chemischen, aber rein spezifischen Umsetzungen besteht, die in den Zellen sich abspielen, daß jedoch auch die Säfte des Körpers auf indirektem Wege beeinflußt werden. Damit wird der Krankheitsverlauf in die Reihe der sonstigen biologischen Vorgänge beim Lebensprozesse gerückt; er gehorcht gleichen naturwissenschaftlichen Gesetzen, die nur unter veränderten Bedingungen zu einem anderen Ergebnis führen. Ein treffliches Beispiel für die Richtigkeit dieser Auffassung haben in jüngster Zeit die Untersuchungen über die Anaphylaxie (Überempfindlichkeit) gegeben. Beim normalen Verdauungsvorgange werden die artfremden Eiweißstoffe von den Verdauungssäften zerlegt, die Einzelbestandteile werden von den Darmzotten aufgenommen, umgeändert zu dem Eiweiß des verdauenden Tieres wieder aufgebaut und damit verwertbar gemacht. Bringt man das artfremde Eiweiß nicht in die Verdauungsorgane, sondern unter die Haut, so bildet der Körper Stoffe, welche in analoger Weise wie im Darm die Umwandlung des fremden Eiweißes besorgen. Diese Stoffe werden eine gewisse Zeit aufgespeichert. Spritzt man innerhalb dieser Zeit kleine Mengen desselben artfremden Eiweißes wieder unter die Haut, so vollzieht sich der Abbau nicht langsam, wie beim ersten Male, sondern in schnellster Weise. Dabei entstehen als Zwischenstufen Giftstoffe, welche schwere Krankheitserscheinungen auslösen. Derselbe Vorgang wirkt also unter verschiedenen Bedingungen einmal nützlich und das andere Mal schädlich auf den Körper.

Besonders fruchtbringend werden die jüngsten Errungenschaften der experimentellen Forschung auf die innere Medizin wirken. Neben den ansteckenden Krankheiten ist es das große Gebiet der Stoffwechselstörungen, der internen Giftbildungsvorgänge, in das Lichtblitze hineingefallen sind, unter deren Führung der forschende Arzt seinen Kranken in weit umfangreicherem Maße zum Hilfebringer werden kann, als es seither möglich war. Faßt der Arzt seine Arbeit als die eines naturwissenschaftlich geschulten Forschers auf, so wird ihm zwar nicht jede Krankheit, wohl aber jeder Kranke ein Problem darstellen, an dessen Lösung er mit seinem geistigen Können herantritt. Dann schwinden ihm die künstlich aufgebauschten Unterschiede der Tagesmeinungen, er nimmt für seine Kranken das Gute, wo er es findet, unbekümmert darum, welchen Namen es trägt und wer es erfand. Das ist das Ideal eines Arztes, die köstlichste Frucht eines jahrtausendlangen Ringens um Erkenntnis.

Prof. Dr. Tjaden.



Die Entgleisten.

Soll ich mein Kind nicht wiederfinden? Puck, kleiner Puck, was hast Du getan! Seitdem Du am Leben bist, suche ich Dich zum erstenmal vergeblich. Ein Gesicht taucht vor mir auf; aber ein Gesicht, das nicht meiner Tochter gehört. Die eigenen Zeilen verschwimmen mir in Kreisen und schrägen Linien vor dem Blick und die Dinge um mich her wollen mir nicht deutlich werden; manchmal sind sie gar nicht da, verschwinden, wie von der Oberfläche eines Wassers in einen gurgelnden Trichter hinabgezogen. Meine Gedanken flattern im altersschwachen Käfig, als hinge die Katze am Gitter. Auch das Atmen schmerzt mich. Verzeih' die krampfhafte Selbstbeobachtung. Die tut doch in etwas wohl: man begreift allmählich, daß man nicht von der Tafel gelöscht ist; also besteht auch die ganze Zifferkette noch. Wäre es doch einem einzigen beschieden, das Ergebnis der großen Abrechnung zu erfahren, und wäre dieser einzige: ich selbst! Aber gibt es etwas Lächerlicheres, Würdeloseres als das Wimmern eines greisen Menschen vor dem verschleierten Bilde zu Saïs? — Es ist in Wahrheit so, daß eines jener Fieber in mir umgeht, von denen man doch meint, sie seien der Jugend vorbehalten. Bedeutet Selbstzucht nichts als Heuchelei? Habe ich während meines halben Lebens an einem Kartenhause gebaut? Nein. Ich will mir Gewalt antun, will mich von außen nach innen tasten. Aber übe einige Nachsicht, mein Kind. Ich weiß wohl, daß mir einzig die große Ruhe not tut, die nirgends auf mich wartet, neben keinem sanften Hügel, unter keiner weißen Terrasse, an keinem dunkeln, vergessenen See, nirgends in der Ferne. Diese Ruhe kann nur wahrhaftig und heilsam sein, wenn sie meiner eigenen Stirn entströmt. Bis dahin: Nachsicht Kind, — kein Mitleid!

Also, — ich wollte unseren winterlichen Garten einmal verlassen. Gestern kam mir unversehens die Eingebung, meine warmen, kleinen Stuben reichlich eng zu finden. Die ländliche Abgeschiedenheit langweilte mich. Tuskulum lag plötzlich in einer Einöde. Von der Bort und aus der Hand sprachen die Bücher nur mehr klanglos zu mir. Und was schon meine Manuskripte angeht — — kurz, ich wollte das Heimweh wieder am eigenen Leibe erfahren.

Glaubst Du's?

Nein. Der falsche Ton glückt mir nicht. Mit lahmen Beinen kann niemand zum Versteckspiel laufen. Warum auch? Dich soll keine Maske länger irreführen. Ich lehrte Dich, das Streben nach Wahrheit sei immer eins mit dem Streben nach Schönheit; jede sittliche Anstrengung entspränge der uns eingeborenen Sehnsucht nach Harmonie; ich lehrte Dich noch mancherlei, das Du heute als eitel, oberflächlich, lügenhaft erkennen wirst. Aber Du bist stark genug, die Folgen solcher Irrtümer zu verwinden. Bist ja stark wie der Blitz. Dein junger Körper schickt unablässig strahlende Kraftwellen durch den Raum; aus Augen und Mund und allen Gliedern des schönen Leibes

strömen sie Dir, unberechnet und unberechenbar, wahllos und unabsehbar in ihren Zielen; überwältigen, was ihnen trotzen will, und gestalten um, wohin sie treffen; beseelen die Dinge und erheben die Seelen, daß heimliche Wünsche zu lauten Taten werden. O Du begnadeter Mensch, wären Dir doch die Zügel Deiner Kräfte in die Hände gelegt! Ich reiste nicht als Sklave einer Laune, nicht, um das Heimweh wieder einmal zu erleiden. Nein, ich wußte recht wohl, daß einer frevelt, der wertvolle Gefühle willkürlich erjagen möchte. Keine Leichtfertigkeit trieb mich aus meinem ruhegesegneten Tuskulum in die wilde Hauptstadt. Weshalb sitze ich seit qualvollen Stunden in der leblosen Zimmerpracht eines Gasthofes, an dem der Volksstrom Dich täglich vorüberträgt? Ja, mein Puck, im Raume sind wir heute nacht wohl nahe beieinander. Aber was ahnst Du schon davon, daß der Raum eine Chimäre ist wie die Zeit? Ich frage Dich und Du schweigst. Also muß ich Dich noch einmal belehren? Dann tretet heran, ihr Dinge, Wesen, Geschehnisse, ihr merkwürdigen Nachbarn; laßt mich erwägen, ob ich noch länger zwischen euch wohnen darf. —

Daß man sich befliß, „Die Entgleisten“ wieder auszugraben, geschah eigentlich gegen meinen Willen. Ich hielt das Stück längst für eine verstaubte Altertümlichkeit. Aber der Leiter eures Theaters ließ sich seine Absicht nicht ausreden. Jetzt darf ich nicht einmal sagen: Alles Leid komme auf sein Haupt! Früher oder später wäre dies Leid doch über Dich und mich gefallen. Das begreife ich seit gestern abend. Konnte ich aber ahnen, daß mein eigenes Werk mein ärgster Feind werden sollte, — daß ich selbst die Schatten heraufbeschwor, die nun alle meine glücklosen Tage belasten müssen? — Mir war sogar der Zeitpunkt entfallen, zu dem man „Die Entgleisten“ auferstehen lassen wollte, und Du kennst Deinen Vater gut genug, um zu wissen, daß solche Teilnahmlosigkeit keine Pose bedeutete, daß ich vielmehr ganz ehrlich annahm, man gönne dem alten Herrn aus dem Hinterhause noch eine freundliche Verbeugung, da er seinerzeit ein weniges zu sagen gehabt habe. Ich meinte auch, es sei nicht eben eine Schmeichelei für die stürmischen Propheten der jüngsten Tage, daß man sie auf eine Weile vor dem Graukopf zurücktreten hieß. Keinerlei Eitelkeit rührte mich an. Ich glaubte das Schicksal meines Werkes zu kennen und war weniger denn je auf fremdes Urteil begierig. So stand es zu Beginn des letzten Sommers um mich. Dann brachen die Theaterferien an und brachten mir meinen Puck wieder ins Haus.

Laß mich nachdenken. Warum will doch keine Ruhe über mich kommen? Immer flimmern diese bunten Kreise über dem Papier. Tritt ganz nahe an mich heran. Hilf mir. Also: Du erschienst in Tuskulum, wie ich es mir an stummen, einsamen Winterabenden oft sehnsüchtig genug ausgemalt hatte. Als der kofferbeladene Wagen unseren Hügel hinanschwankte, grüßte mich schon Dein flatterndes Tuch. Dann sprangst Du in den Garten, riefst: „Liebstes Väterchen Pelikan!“ lagst mir in den Armen. Deine blassen

Wangen erzählten von einem arbeitsreichen Winter, von überstandenen Erregungen, den unerbittlichen Forderungen Deiner Kunst; aber die Luft auf Tuskulum blies Dir bald Gesundheit an. Ach, Puck, es ist wahrlich nicht die Lust an rührsamen Erinnerungen, die mich all dies hinschreiben läßt. Du hast mir einmal gesagt, wenn ich Vatermörder und Stulpen anlegen wolle, müsse gleich jedermann glauben, meine Gestalt sei aus einem jener alten, freundlichen, sentimentalen, englischen Kupferstiche herausgeschnitten. Verstehst Du, daß mir dieser Scherz wie eine Verurteilung meines eigentlichsten Wesens klang? Damals hat sich mir zuerst die hoffnungslose Unüberbrückbarkeit der Kluft offenbart, die zwischen den inneren Welten zweier Generationen gähnt. Und nun der Wahrheit mitten ins Gesicht: erinnerst Du Dich wirklich eines gewissen langen Sommergespräches nicht mehr, des einzigen Males, da wir der „Entgleisten" erwähnten?

Unsere Gespräche waren gar unterschiedlicher Natur. Manchmal kurz und blendend. Dann schleudertest Du eine Feuerkugel in die Nacht und ich folgte ihrer steil emporstrebenden, leuchtenden Bahn mit erheitertem Blick. Du stießest einen klingenden Lacher aus. Die Kugel zerplatzte, warf einen kleinen Funkenregen, der rasch erlosch. Solch ein Gespräch ließ uns stumm zurück. Des meisten aber traf uns an diesen lauen Abenden ein voller Klang von irgendwoher, weckte Widerhall in unseren Herzen, so daß wir aus alten Tönen eine neue Melodie gebaren und schüchtern summten und liebevoll ausspannen und ihr heimliches Leben über lange Tage noch nachdenklich mit uns trugen.

„Was hilft euch Schönheit, junges Blut?
Das ist wohl alles schön und gut,
Allein, man läßt's auch alles sein —."

Solltest Du diesen Gesang wirklich vergessen haben? Er schloß nicht ebenso harmonisch wie er begann. Als ich Dir mit allerlei vorsichtigen und zarten Gründen ausgeredet hatte, Deinen Willen bereits so hoch zu spannen, meintest Du mit dem liebenswürdig sündhaften Leichtsinn Deiner Jugend: es gelüste Dich auch viel stärker danach, die Heldin in meinen „Entgleisten" zu spielen; der Direktor werde Dir diesen Wunsch um meinetwillen gewiß nicht abschlagen. Ich verwies Dir den ungeheuren Sprung in die Tiefe; verbat mir solchen Vergleich: ach, welches Schulmeisterlein hätte es denn nach ihm und trotz seiner nicht versucht, sich immer wieder selbst — scheinbar selbst einen Gretchenschatten heraufzubeschwören! Du erklärtest, ein Kind der Neuzeit müsse meiner Figur „tiefer nachempfinden". Ich geriet außer mir. Als Du mir aber in schönen und klugen Worten die Einsicht bewiesest, daß Faustens Geliebte ein Kind jeder Zeit sei, konntest Du mich beschwichtigen, ohne mir doch den Argwohn zu nehmen, daß der Gedanke an mein Schauspiel sich fest in Dir verankert habe. Ich begann, Dir lauter sanfte Vorhalte entgegen-

zuschicken, um Dich schließlich, als nichts fruchten wollte, mit eindringlichen, gar unwirscheren, fast barschen Reden einzuschüchtern. Da schwiegst Du. Wir sprachen nicht mehr davon und der weiße Abend versank in einer jener blauen, warmen Nächte, deren Sinn rätselhaft und berauschend ist. Du bliebst meiner Laune Meisterin. Wann hätte Dein Schmeichellächeln jemals einen Unwillen obherrschen lassen! Zwar wußte ich, daß wir beide insgeheim gleichmäßig starr bei unserer Ansicht blieben. Aber ich dachte: es kann nichts schaden; sie wird doch begreifen müssen, daß ihre Zeit noch nicht gekommen ist; was ihr die eigene Hoffnung in Jahresfrist erbaut, wird ein winziger Augenblick durch fremden, herbe urteilenden Mund zerstören; sollte sie sich unberaten genug die Rolle der Bertalda erbitten, so ist der Direktor doch niemals der Tor, der sie ihr gibt; wir alle zahlten Lehrgeld. — Und beruhigt suchte ich dies Gespräch zu vergessen und mich rückhaltlos dem Genuß unseres Beisammenseins hinzugeben, dem Genuß der gesegneten, maßvoll dahinziehenden Tage, die die Farbenkränze des reifen Jahres in unseren Garten hängten und unsere Zimmer mit weichem Licht übergossen und unsere Herzen mit Frohsinn und dankbarem Behagen erfüllten und unseren beglänzten Gliedern anmutig behende Gebärden schenkten. Wenn ich des Morgens erwachte, dachte ich: ist sie noch da? Ja wirklich, sie ist noch da! Wenn ich aus dem Bett ans Fenster lief, erspähte ich schon irgendwo ein helles Kleid zwischen den Büschen. Wenn ich zum Frühstück in unsere Wacholderlaube trat, sprang mir der Jauchzer eines schlanken, geschmeidigen Koboldes entgegen. Wenn wir mitsammen recht in der prallen Mittagshitze über die Dorfstraße dem Walde entgegenschlenderten, zischelten sie vernehmlich hinter uns drein: „Das ist seine Tochter!" und das klang mir lieblicher, als wenn sie wieder geflüstert hätten: „Da ist er, der Dichter!" Und an den warmen Abenden war es meinen Augen ein beglückendes Genüge, auf Deinen Wangen und Lippen zu ruhen, die sich einmal nicht mit Schminke bedeckt unter falschem Licht den tausend fremden, gierigen Gaffern darzubieten brauchten.

Aber es gibt für keinen unter uns eine einzige ungetrübte Erinnerung. Auch dem Gedächtnis unserer höchsten Zeit mischt sich die müßige Wehmut bei, niemals jenes Augenblickes wieder teilhaft werden zu können, der so voll keuschen Schreckens und köstlichen Erstaunens war, — jenes Augenblickes fieberhafter Spannung, der unwiederbringlich körperlich zerrann, als die Tür des Genusses sich eben vor uns aufgetan hatte. Ob Du das heute schon begreifst?

Auch unsere Sommertage bedeuten mir keine ungetrübte Erinnerung. Du weißt, daß Deine immer heitere, immer zärtliche Gemütsart mir damals ein neues Teil an Lebenskraft zulegen konnte. Aber Du weißt nicht, daß ich ein kleines Geheimnis meines Kindes aufdeckte und dadurch in einen seltsam erregten Zustand versetzt wurde, der mich manche grüblerische und beschwerte Stunde kostete.

Die Geheimnisse der Söhne beunruhigen uns Väter weit gelinder als die Verborgenheiten in unseren Töchtern. Die Söhne geben uns nur das wenig gemodelte Bild der eigenen Jugend, deren Freuden wir gerne nachlächeln, ohne sie zurückzuwünschen, deren Leiden wir um so eher abseits werfen, als ihr mahnendes Gedächtnis den Jünglingen doch unlieb scheint und selten zur Warnung dienen will. In unseren Töchtern hingegen erkennen wir mit Rührung und freudigem Erstaunen, welch reicher Gehalt, welche neuen beglückenden Möglichkeiten sich unseren weitergereichten Gaben erschlossen haben, da sie sich nun als Weibesherz in Weibesgestalt mit allem Schmuck der geliebten Gefährtin vereinigten. Den Müttern mag es umgekehrt ergehen. Ich meine auch, vor einer recht eigentlich empfindsamen Frau kann überhaupt kein Gedanke ihrer Tochter versteckt bleiben. Aber wo der Mutter die Erinnerung eigenen Erlebens fast mühelos die rechte Straße weist, kann der Vater sich in der Tochter nur wie über einen Pfad in fremdem Lande tasten, der ihn nie vergessen läßt, daß er zu unbekanntem Ziele führen muß, obgleich er ihn hie und da wunderlich stark an den Schulweg seiner Kindheit gemahnt.

Und Dein Geheimnis? Ja, weshalb verließ doch diese junge, weibliche Gestalt so häufig an unbelauschten Tagesstunden den Garten von Tuskulum und bog um die Wegesecke zur Landpost hinüber? Warum huschte unsere gute, ungelenke, alte Brigitte manches liebe Mal mit einem blinkenden Kuvert dem Briefträger nach, dem ja der Hausvater selber die Post aushändigt und abnimmt? Aus welchem Grunde flog meinem tolpatschig ehrlichen Puck gar zuweilen ein jähes Erröten und Erblassen übers Gesicht, wenn ich nach den Freunden und Kollegen forschte und scheinbar zufällig eines gewissen Namens häufigere Erwähnung tat? — Wie hätte ich nicht eine Befürchtung in mir großziehen sollen, da ich schon einmal nicht blind bleiben konnte?

Als ich merkte, daß mir ein Pförtchen in meiner Tochter verschlossen war, schwankte mein Gemüt zwischen Bängnis, Neugier und Erbitterung. Und häufig genug überwog die allzu begreifliche liebevolle Erbitterung, die selten den Müttern, fast immer den Vätern eignet, wenn die Seelen der Töchter jene wundervollen, heimlichen Wege zu wandeln beginnen. Aber dann vernahm ich die närrischen Wechselreden, die Deine singende, unverstellte Stimme mit der Brigitte führte. Dann hörte ich allerorten um unser Häuschen herum Dein jauchzendes Lachen auffliegen und sah Dein schönes Gesicht voller Ehrfurcht und Wißbegier über meine törichten Manuskripte gebeugt und forschte auf dem Grunde Deiner Augen und entdeckte dort nichts als zärtlichen Frohsinn. Da schämte ich mich meines Ingrimms und dachte: Nein, hier könnte nur ein Unreiner schwere Befürchtungen hegen. Die süße Arglosigkeit ihrer Wünsche quillt aus einer Kindesseele, die ihren stärksten Schutz in der eigenen Unberührtheit finden wird. Kein Unwürdiger kann sie

antasten. Ihr Blick müßte ihm den Willen zum Bösen lähmen. Und schließlich wird ihr Herz ihre Wahl adeln. — So schwand meine Bängnis, und wenn mir die Neugierde auch zurückblieb, wartete ich doch geduldig auf Deinen Fingerzeig, erblickte unterweilen noch einiges von dem Gespinst, das Du aus Sehnsüchten und Ahnungen gebildet in Dir trugst und bedauerte, keine Frau zu sein. Diese feinen Maschen werden wohl nur von weiblichen Händen entwirrt. Ein Mann kann die Ungeduld seiner Kräfte nicht fesseln und zerreißt das Gewebe; oder er verknäuelt es aus der überstarken Besorgnis, seine Kraft scheu genug hintanzuhalten.

Ich begriff, daß man ein Lehrer sein kann und doch nicht zum Beichtiger taugt. Und ich bereute es, Dir keine Frau zur Seite gestellt zu haben, die Dir wie eine Mutter gewesen wäre, die Dich mühelos verstanden und gelenkt hätte, indem sie Dir notwendig von einem warmen und starken Leben mitteilte. Und wenn es mich jener Frau zu gedenken zwang, die Dir das Leben gegeben hat, die Du nie mit Bewußtsein sahest und der Du so überraschend ähnlich bist, dann schalt ich mich eilig einen müßigen Grübler und verwies mir meinen Drang: um einer trügerischen Zukunft willen der Gegenwart zu vergessen und in der Vergangenheit zu graben. Trauriger Schatzgräber, sprach ich zu mir, du förderst nichts Wertvolleres als ein Gerippe zutage.

O mein Kind, es gab eine Zeit, als ich kraftbewußt ausrief: Laßt mich graben! Haltet euch abwärts oder blickt fort, wenn es euch graust, ihr Feiglinge! Nehmt alle Edelsteine für ein Gerippe hin; es lohnt sich mir kein anderer Fund! — Aber der Gealterte weiß, daß es nicht sowohl Feigheit als Selbsterhaltung bedeutet, wenn er seine Willkür zügelt, das Grabscheit fortwirft und sich die barmherzige Binde über die Augen schiebt. Erkenntnisdrang und Eigenliebe gehen nicht immer zusammen.

Du überfliegst diese Zeilen und denkst: wohinaus will er denn mit seiner Predigt? Laß mir Zeit mein Kind. Bedenke, daß mein Geist nahe daran ist, nicht mehr klar zu sehen; daß er sich auf Blindenart die Straße entlang tasten muß. Aber ich habe endlich einige Ruhe gefunden; die Erinnerung an unsere letzten Sommerfreuden hat mir doch wohlgetan. Ist es nur möglich, daß all dies erst so nahe hinter uns liegt? Ja, es war im Herbst; vor fünf Monaten. Über „Faust", über „Die Entgleisten", über die Rolle der Bertalda hatten wir nie mehr gesprochen. Auch bei Deiner Abreise nicht. Als Du der bunten Welt Deiner Kunst wiederum so beglückt zuflogst, wußte ich, daß Du jenem gar kleinen, unschätzbaren, unbekannten Kreis empfindungsfähiger Menschen mitten ins Herz springen mußtest. Dein Mangel bedeutete Deinen Reiz. Was Dir an Erfahrung noch versagt war, blieb Dir um das Doppelte an der köstlichen, keuschen Kraft Deiner Jugend zugelegt und Dein schauspielerisches Können mußte Dir — wenn schon nicht die Beachtung der Oberflächlichen — doch den innigen Anteil der Tiefer-

blickenden erringen, deren Beifall immer über die verflossenen Stunden hinaus die zukünftigen segnet. Ich wärmte mich an Deiner Siegeszuversicht; blieb in der sanften, fruchtbaren Wehmut zurück, die meinen Jahren eigen sein darf, und ließ meine Vernunft an dem Widerhall Deiner Erfolge weniger Genüge finden, als mein Herz an dem kecken Lebenslied, diesem verhaltenen Gekicher zwischen allen Deinen Briefzeilen.

Und der Herbst gedieh allmählich zur Überreife. Da schien es mir plötzlich, die Augen seien Dir nicht mehr mit dem gewohnten Glanz über Deine Schriftzüge gelaufen, deren Sinn einen immer längeren Weg bis zu meinem Herzen zurücklegen mußte. Deine Briefe beschäftigten sich auf merklich gedrechselte Art mit den huschenden Launen des Augenblickes, galten immer ausschließlicher dem wandelbaren Wert äußerer Erlebnisse, staken voll jener ungründlichen Nachdenklichkeit, die Dein Geschlecht in den Ruf des Gemütsreichtumes auf Kosten seiner Verstandesfähigkeiten gebracht hat.

Zuletzt erhielt ich über eine lange Woche gar keine Nachricht mehr von Dir.

Mein Kind. Die Dichter lieben die Ahnungen, wie sie die Gewißheiten verabscheuen. Sie lieben vornehmlich die Wirklichkeit, die ihren eigenen Träumen entstieg. Und manchmal wissen sie sich nicht vor solchen voreiligen Ahnungen zu hüten, die mit dem gegenständlichen Leben wie mit einem Gedicht umspringen wollen. Dies ist einer meiner Fehler, — wenn ich auch nur einen Dichtenden vorstelle. Tausendmal hätte ich Dir während Deines langen Schweigens zurufen mögen: Sieh Dich vor! Der Augenblick ist ein König mit papierner Krone! — Aber ich wagte es nicht. Ich empfand eine Bängnis, deren heimliche Stimme der Tag zu übertönen wußte, während sie bei Nacht so laut aufbegehrte, daß ich zuweilen wie von fremder Hand hochgerissen aus dem Schlafe fuhr, um mich dann in der Dunkelheit grauenhaft allein zu finden und durch träge Stunden den eindringlichen Mahnungen meiner ungewissen Angst lauschen zu müssen. Du schwiegst eine Woche lang und hattest mir doch sonst all die Jahre hindurch an jedem zweiten Tag geschrieben. Was war es nur, das mich davor warnte, eine Eilpost zu schicken, die Dir meinen Gemütszustand verraten hätte? Ich fuhr ins Dorf, verhandelte durch den Fernsprecher mit Deinem Arzt, befragte ihn scheinbar harmlos. Er hatte Dich am Vortage auf der Straße gesprochen. Du seiest gesund und fröhlichster Laune und — so wunderschön, so wunderschön! Übrigens habest Du augenblicklich stark zu arbeiten. Ein mehreres konnte ich dem heiteren Mann nicht entlocken. Also tat ich mir Gewalt an, zwang mich Dir nach meiner Gewohnheit an jedem zweiten Tag ein Brieflein zu schicken und Du weißt, daß ich nicht den schüchternsten Vorwurf laut werden ließ; vielleicht aus Eitelkeit: Du solltest zu mir kommen. Natürlich werden meine Schreiben der letzten Woche ihre unwahrhaftige Entstehung nicht verleugnen können. Daß Du solche unwillkürlichen Zeichen übersahest, ist mir

erklärlich. Wir alle erlebten es, daß die elterlichen Worte zu mancher Zeit nur verdunkelnd, wie Wolken über den Mondkreis, an unserer Seele vorbeihasteten und gleich den nächtigen Schatten spurlos verschwanden. Und dennoch liebt man seine Eltern. Ja gewiß, auch Du liebst Deinen Vater, liebtest ihn vielleicht niemals inniger als jetzt, da Du Dich von ihm entfernt hast. O mein Puck. Heute weiß ich, weshalb Du mir keine Antwort gabst. Heute danke ich es Dir, daß Du doch kein falsches Wort suchen wolltest, wo Du das rechte schon nicht fandest.

Das geschah in der vorigen Woche. (Schluß folgt.) Fritz Rassow.

Das jiddische Theater in London.

I.

Petticoat-Lane . . . . Der Name fällt mir jedesmal ein, wenn ich an London-East denke. Eine enge, winklige Nebengasse von Whitechapel, mitten in einem Gewirr von anderen Gäßchen und Gängen, die ebenso eng und schmutzig sind. Hier und da gewähren die niedrigen Häuser Durchblicke auf düstere Höfe und Hintergebäude, Spelunken, die an die grausigsten Stellen in Oliver Twist erinnern. Der unheimliche Eindruck wird etwas abgeschwächt durch das bunte Treiben von unglaublichen Mengen zerlumpter Kinder, die unbekümmert um die Enge und den Ekel ihrer Umgebung sich tummeln und lärmen. Geradezu überraschend aber wirkt diese Gegend Sonntags.

Ich hatte pflichtschuldigst Morgenkirchgang und Dinner erledigt, als ich eines Sonntagnachmittags im Winter einen Streifzug in jenes berüchtigte Viertel von London unternahm. Die City war feiertäglich öde. Die Läden und Schaufenster geschlossen. Die Straßen fast menschenleer. Ab und zu hasten Omnibusse dumpfrollend über den Asphalt. Ich lasse mich von einem der großen Benzinungeheuer mitnehmen bis nach Whitechapel, wo es schon lebhafter aussieht. Aus den Seitengassen, hier und da, quellen Menschen heraus. Ich schlage mich in eine der schmalsten, die nach links abgehn: Middlesex, Petticoat-Lane — und plötzlich bin ich mitten in einer fremden Stadt. Das ist nicht mehr London, nicht mehr England. Das ist Marokko, oder Krakau, oder Nischninowgorod. Ein Markttag im Ghetto. Juden, nichts als Juden! Was dem Handel durch die Sabbathruhe des Sonnabends verloren gegangen ist, wird nachgeholt. Es ist ein kalter Wintertag. Aber den Orientalen zwingt atavistischer Trieb auf die Straße. Lange Reihen von Tischen stehen auf dem Pflaster, bedeckt mit bunten Waren, Kleidern, Lebensmitteln. Alles kann man da finden, außer der Reinlichkeit. Durch den schmalen Raum dazwischen schiebt und drängt sich ein endloses Gewühl von Käufern, ambulanten Händlern, Zeitungsjungen, Bettlern, spielenden und raufenden Kindern. Jeder bemüht sich nach Kräften, den

andern zu überbieten und zu überschreien. Was kümmert diese Menge das schweigende, sonntagstille Land da draußen? Hier ist eine andre Welt, die gestern Sonntag hatte. Jerusalem, — oder Warschau, — oder Berlin. Russische Kaftans, jüdische Laute, deutsche Namen (etwas englisch frisiert). Die Zeitung, die mir ein schmutziger Junge aufgedrängt hat, ist die Daily News — in hebräischen Lettern gedruckt. Hebräisch grüßt von den Schaufenstern und Firmenschildern. Aber daneben liest man: Morris Hyman (sprich Heymann), Dawes Finkelstone, Myerstone, Shoengold usw.

Geschoben und gestoßen, inmitten der Menge, winde ich mich durch Gassen und Gäßchen, bis schließlich in eine etwas breitere Straße, wo es ruhiger zugeht. Ein hohes Gebäude, gleich einer Fabrik, ragt aus dem Halbdunkel. Zwei lange Reihen zerlumpter Männer harren in stumpfem Schweigen vor den geschlossenen Türen. "Shelter for homeless men" steht groß am Giebel. Um 7 werden sich die Pforten öffnen, und die Heilsarmee bietet den Unglücklichen ein bescheidenes Abendbrot und später ein Lager für die Nacht.

II.

Endlich lande ich wieder in Whitechapel und schlendre weiter bis Mile End. An einer Mauer fällt mir ein Riesenplakat in hebräischen Lettern in die Augen. Ein Theaterzettel, wie ich aus einigen lateinisch gedruckten Worten sehe. Das Pavillon-Theater, auf das er sich bezieht, ist dicht daneben. Ich empfinde plötzlich lebhafte Reue, daß ich damals in der Sekunda den wahlfreien Unterricht im Hebräischen schon nach einem halben Jahre wieder aufgab, um statt dessen Tanzstunde zu nehmen, was mir nützlicher und angenehmer erschien. Von jenen allzu kurzen Studien ist nur wenig hängen geblieben. Trotzdem, nach einigen Versuchen gelingt es mir, den Titel des Stückes zu entziffern: Die schöne Mirjam. — "Highly interesting! Fascinating! Ripping!" versichert mir der schwarzlockige Jüngling am Eingange des Musentempels und schleppt mich zur Kasse, wo ich einen Sperrsitz für 2.50 Mark erwerbe und zugleich ein hebräisch und englisch gedrucktes Programm. Ein ziemlich großer, halbdunkler Theaterraum, voll schwülen Dunstes und Zigarrenqualms, nimmt mich auf, und ich tauche unter in einer Zuschauermenge, wie ich sie kaum je gesehen, oder besser gehört habe, denn dem Ohre macht sie sich, nächst der Nase, am meisten bemerkbar. Alles schwatzt und schreit und lacht durcheinander wie eine große Faschinggesellschaft. Hier klingen slavische Laute, dort zweifelhaftes Englisch, oft mit der deutschen Übersetzung hinterher — "How d'ye do, was machen Se?" Zwei Frauen kommen in Streit wegen ihrer Plätze. Hebräische Schimpfworte fliegen hin und her. Die Umsitzenden nehmen Partei oder hetzen zum Vergnügen. Zeitungsjungen, Zettelträger, Apfelsinenverkäufer schreien dazwischen. Aus den Logen winken und rufen sich die upper ten von Whitechapel zu. Ein kümmerliches Orchester macht vergebliche Anstrengungen, sich hören zu lassen.

Endlich ein Klingelzeichen! gefolgt von brausendem Anschwellen des Lärms und Händeklatschen. Nach geraumer Zeit ein zweites und drittes Klingeln. Erneutes Hallo und vernehmliches Knistern von Papier: die Reste des mitgebrachten Abendbrots werden eingepackt. Der Vorhang hebt sich. Aber da alles Quiet! Silence! Sit down! schreit, dauert es Minuten, ehe man einige Worte versteht, oder wenigstens hört. Denn mit dem Verstehen ist es eine eigene Sache. Was dort auf der Bühne gesprochen wird, ist weder Englisch, noch Deutsch, noch Hebräisch, sondern etwas von jedem. Es ist Jiddisch, auch Jargon genannt, jene Weltsprache, die in den Judenvierteln New Yorks und Amsterdams ebenso verstanden wird wie in Polen oder Galizien. Der Hauptbestandteil ist ein Deutsch, ähnlich jenem Deutsch der polnischen Juden, das man zuweilen in Witzblättern findet. Zahlreiche hebräische und einige englische Ausdrücke sind eingemischt.

Das Stück ist ein unglaubliches Machwerk, aber mit einer gewissen plumpen Geriebenheit ganz auf den naiv-rohen Geschmack dieser bunten Masse zugeschnitten, die vor allem etwas zum Lachen, zum Weinen und zum Gruseln haben will. Das alles erhält sie reichlich. Es ist ein schaurig-schönes Ritterdrama aus der spanischen Inquisitionszeit. Wahrhaft erschütternd wirkt es, wenn nun Herr Isakowitsch und Herr Zuckerberg, die Hauptdarsteller, als Ritter mit wallenden Helmbüschen auftreten und — jiddisch sprechen. Don Sebastian, der Jüngere, ist vom Glauben seiner Väter abgefallen und Christ geworden, wird aber schließlich durch die Liebe wieder zurückgewonnen. Die Juden, die vorkommen, sind edle Dulder, die Christen, besonders die Geistlichen, niederträchtiges Gesindel. Einen Höhepunkt bildet die Szene im Kerker, wo ein alter Jude von den Mönchen (auf offener Szene!) gefoltert wird. Den Zuschauern rinnt ein wollüstiger Schauder den Rücken hinunter, wenn sich das gequälte Opfer stöhnend und brüllend auf dem Streckbett windet. Glücklicherweise sorgen gleich darauf einige Couplets mit aktuellen und zum Teil zweideutigen Anspielungen dafür, daß die heitere Feststimmung wieder hergestellt wird. Den Zuschauern mundet dies Ragout von Sentimentalität und blutrünstiger Roheit, von Romantik und platter Possenhaftigkeit vortrefflich. Nur bei dem Publikum Pariser Vorstadttheater fand ich noch dasselbe leidenschaftliche Miterleben der Vorgänge auf der Bühne, diesen jähen Wechsel der Stimmungen, diese zärtliche Teilnahme für den Helden, und den Haß gegen den Bösewicht und sein Tun, der sich in wütenden Zwischenrufen und Schimpfworten Luft macht. Brausender Beifall empfing die Lieblingsdarsteller und unterbrach fortwährend das Spiel. Dieselbe Menge, die eben noch von atemlosem Grauen gelähmt, von tränenreicher Rührung übermannt war, wollte in der nächsten Minute sterben vor Lachen.

Nach den Namen der Stücke auf dem Wochenspielplan zu urteilen, schien man hauptsächlich die romantisch-sentimentale Richtung zu pflegen. In einem zweiten jiddischen Theater, das ich bei einem späteren Aufenthalt

in London kennen lernte, herrschte die grobe Posse mit Musik und derben Anzüglichkeiten. The East London Palace hieß es, ein Name, der entweder Ironie oder Unverfrorenheit war. Der Eingang zu diesem „Palace", abseits hinter der Front einer Nebenstraße, war eine Art Scheuntor. Der längliche Zuschauerraum ein altes Lagerhaus, in das man Stühle gesetzt hatte. Es war so ausverkauft, daß man selbst auf dem feinsten Platze (1 Mark) mehr auf- als nebeneinander saß. Mehrere Dutzend Babys waren von ihren zärtlichen Müttern mitgebracht worden und erhoben, wenn die Schauspieler sie durch zu lautes Spiel in ihrem Schlafe störten, gellenden Protest, was die babylosen Zuschauer wieder zu lärmenden Gegenkundgebungen veranlaßte. Die Hitze und die Luft waren unbeschreiblich. Nach dem ersten Akte entfloh ich halb erstickt und kam erst wieder in einem kleinen deutschen Restaurant beim Glase Lion brew einigermaßen zu mir.

III.

Jiddische Theater gibt es auch in andern Städten, wie Warschau, Berlin, New York, und überall wird mit geringen Abweichungen dieselbe internationale Sprache gesprochen. Einige Beispiele mögen ungefähr einen Begriff von dieser seltsamen Mundart geben. Ein kleines Gedicht, das wohl schon aus früherer Zeit stammt, beginnt:

> Oif'n Pripetschik[1]) brennt a Feieril, un in Stub is heiß,
> Un der Rebbe[2]) lerent kleine Kinderlech den Alef Beiß[3]). —
> Lerent Kinder mit groiß Cheischeck[4]) a so sog ich eich an:
> „Wer's wett von Eich kennen iwre[5]), der bekommt a Fohn[6])."

Einer der Jargondichter sagt von sich, er fühlt sich „wie ein Fedemel eingewebt in der groisser Stück Materie, wos geht vun ewige Zeiten in der Welt unter den Namen Jud". Aus den Stücken, die ich in London sah, erinnere ich mich noch solcher Redensarten, wie: „Erkennste me nischt?" „Ma anzger Sühn is a Christ, abber ich (das —ch immer gesprochen wie in: Nacht) bin a Jüd geblebbe." „Mei christlicher Nummen is Sebastian, abber mei jiddischer is Isaak." Die Aussprache des Deutschen erinnert zuweilen an das Alemannische. Die des Hebräischen ist ebenfalls sehr verdorben, denn die klassische Aussprache, wie sie auf unsern Schulen und Universitäten gelehrt wird, findet sich nur noch bei den sephardischen Juden in Spanien. Einzelne Worte davon sind aus Witzblättern bekannt, wie: Meschugge, Schlemihl, Schaute, Mießnick, Gesaires, nebbich, ganfen, schmusen usw. Auch im Rotwelsch, der Sprache der Gauner, finden sich viele davon.

IV.

Nach dem, was ich bisher vom Jargon gehört hatte, glaubte ich, daß er, abgesehen von seiner gelegentlichen Verwendung als Geheimsprache, nur

[1]) Herd. [2]) Rabbiner. [3]) Alphabet. [4]) Eifer. [5]) Hebräisch. [6]) Fahne.

humoristischen Zwecken diente. Ich ahnte nicht, daß es darin schon eine große und verhältnismäßig alte Literatur gibt. Die ersten Aufschlüsse darüber erhielt ich von einem kleinen russischen Buchhändler, dessen armseligen Trödelladen ich in der Nähe von Whitechapel entdeckte. Er war erst einige Wochen vorher aus Rußland entflohen (es war vor drei Jahren zur Zeit der Progroms) und war glücklich, als ich nach einigen vergeblichen Versuchen, sein merkwürdiges Englisch zu verstehen, ihn deutsch anredete. Es war zwar Jiddisch-deutsch, was er sprach, aber ich verstand ihn. Mein Wunsch war, irgendwelche jiddischen Texte in deutschem oder lateinischem Druck von ihm zu bekommen. Aber er belehrte mich, daß das unmöglich wäre. Sie würden nur in hebräischer Schrift herausgegeben. Dann zeigte er mir Romane, Dramen, Gedichte, eine englische Literaturgeschichte, alles im Jargon und hebräisch gedruckt. „Was meinen Se, was is das?" fragte er schließlich und hielt mir einen dickleibigen Band hin. Ich erriet es nicht. „Shakespeares Werke," sagte er strahlend vor Stolz. Shakespeare in Jiddisch! Ich mußte lachen. Und doch imponierten mir jene Männer, die da versuchten, den Parias ihres Volkes die großen Werke der Weltliteratur zugänglich zu machen.

Wie ich später erfuhr*), läßt sich die Jargonliteratur bis ins Mittelalter verfolgen, wo jiddische Nachahmungen der christlichen Festspiele gedichtet wurden. Später folgten weit verbreitete Erbauungsbücher, seit dem letzten Jahrhundert schließlich Zeitungen und eine umfangreiche belletristische Literatur, deren Klassiker (Abromowicz und Perez) Werke von Wert hervorgebracht haben. Von den Jüngsten hat vor wenigen Jahren Schalom Asch in weiteren literarischen Kreisen Aufsehen erregt durch ein Drama in der Art Gorkis, in dem das Elend der Ghettojuden mit brutalem Naturalismus geschildert wird.

V.

Es ist klar, daß eine Sprache von solcher Verbreitung und mit einer so entwickelten Literatur nicht bloß den Wert eines Unterhaltungsmittels hat. Im modernen Judentum gibt es allerhand neue Regungen und Strömungen — am bekanntesten ist der Zionismus —, die eine nationale Wiedergeburt erstreben. Daß es diese Bestrebungen fördert, das Nationalitätsbewußtsein, das Gefühl der Zusammengehörigkeit steigert, wenn neben der Gelehrtensprache, dem Hebräisch, eine gemeinsame Volkssprache existiert, ist mir in jenen Londoner Theatern klar geworden. Allerdings wird auch etwas anderes dadurch gefördert und vermehrt, was zum Teil das Unglück des Juden ausmacht: seine Absonderung, seine Fernhaltung von der Kultur des Volkes, unter dem er lebt, und die Schwierigkeit, sich zu assimilieren. Dr. Hermann Vogel.

---

*) Aus der Zeitschrift „Ost und West", der auch zwei der oben angeführten Jargonproben entstammen.

Der Kolonial- und Konsulargerichtshof.

Das Ereignis der diesjährigen Reichstagssession auf dem Gebiete des Kolonial- und Konsularwesens wird die Schaffung einer neuen höchsten Instanz in Sachen der Kolonial- und Konsulargerichtsbarkeit sein. Der Bundesrat hat einen Entwurf eines Gesetzes über die Errichtung eines obersten „Kolonial- und Konsulargerichtshofes" ausgearbeitet und dem Reichstage zur Beratung und verfassungsmäßigen Beschlußnahme unterbreitet (Reichstagsdrucksachen, 12. Legislaturperiode, II. Session 1909/10, Nr. 400). Wie der Entwurf schon in der kolonialrechtlichen Literatur zu zahlreichen Kontroversen Veranlassung gegeben hat, so wird er zweifellos auch im Reichstag zu lebhaften Debatten führen. Es dürfte daher im allgemeinen Interesse liegen, mit einigen Worten auf die Bedeutung dieser für das deutsche überseeische Rechtsleben überaus wichtigen Vorlage einzugehen.

Bislang umfaßt die Gerichtsverfassung unserer Schutzgebiete zwei Instanzen, die „Kaiserlichen Bezirksgerichte" und die „Kaiserlichen Obergerichte". Die Bezirksgerichte, deren Zahl sich nach dem wirtschaftlichen Status der einzelnen Schutzgebiete richtet und mit dessen Weiterentwicklung entsprechend vermehrt wird, bilden die unterste Instanz. Im kleinen Kiautschou besteht nur ein derartiges Gericht, das daher schlechthin den Namen „Kaiserliches Gericht" führt. Die Bezirksgerichte entscheiden entweder in alleiniger Besetzung mit dem beamteten Richter, dem „Kaiserlichen Bezirksrichter", oder unter Hinzuziehung von zwei bezw. vier Laienrichtern als Kollegialgerichte, „Bezirksgerichte" im engeren Sinne, dessen Vorsitz der Bezirksrichter hat. Der Bezirksrichter allein ist zuständig in solchen Zivil- und Strafsachen, bei denen in Deutschland das Amtsgericht, bezw. Schöffengericht urteilen würde, während das Bezirksgericht als Kollegialgericht für Landgerichtssachen (Zivilkammer und Strafkammer), sowie Schwurgerichtssachen zuständig ist. Dabei entscheidet es in Zivilsachen mit zwei, in Strafsachen mit vier Beisitzern. Gegen die Urteile der Bezirksgerichte gibt es die Berufung an das mit einem „Kaiserlichen Oberrichter" und vier Laienbeisitzern besetzte, jetzt in jedem Schutzgebiet eingerichtete Kaiserliche Obergericht. Nur Togo hat kein besonderes Obergericht; es gehört zum Obergerichtsbezirk von Kamerun.

Zu beachten ist bei den genannten Gerichten, daß sie nur über die weiße Bevölkerung Recht sprechen. Die Eingeborenen-Rechtsprechung findet durch die Verwaltungsorgane statt. Bei der weißen Schutzgebietsbevölkerung ist also der modern-staatliche Grundsatz der Trennung von Justiz und Verwaltung im Interesse einer unabhängigen Rechtspflege anerkannt und auch durchgeführt, soweit es die fortschreitende Befriedung und kulturelle Entwicklung der Schutzgebiete gestattet und verlangt. Bezüglich der Eingeborenen ist hingegen eine solche subtile materielle und personale Scheidung der Staats-

funktionen nicht erforderlich und mangels eines Verständnisses der Eingeborenen hierfür auch gar nicht einmal wünschenswert.

Durch die zunehmende Anlage von Kapitalien, die fortschreitende wirtschaftliche Erschließung und das Anwachsen der weißen Bevölkerung in den Kolonien sind die dortigen Rechtsfragen immer schwerwiegender und komplizierter geworden, so daß wir heute vor der Notwendigkeit der Einrichtung einer dritten Kolonialinstanz, eines Revisionsgerichtes — und zwar auf mutterländischem Boden — stehen. Nur so wird es möglich, die durch die gleichberechtigt nebeneinander fungierenden Obergerichte gefährdete Einheitlichkeit unserer kolonialen Rechtsprechung zu wahren und den rechtsuchenden Interessenten erhöhte Garantien für die Gleichmäßigkeit der kolonialen Gerichtspraxis zu bieten. Die neue Instanz soll also für die koloniale Rechtsprechung dieselbe Rolle spielen, wie das Reichsgericht für die der Heimat. — Die Bestimmung der Zuständigkeit der neuen Revisionsinstanz im einzelnen soll kaiserlicher Verordnung vorbehalten werden. Das ist an sich nichts Neues. Kaiserliche Verordnungen, die also unabhängig sind von dem schwerfälligen Gesetzgebungsapparat von Bundesrat und Reichstag, gelten überall dort im Kolonialrecht als Rechtsquelle, wo eine schnelle, nach der jeweiligen Sachlage variierende Regelung der Verhältnisse notwendig erscheint. Auch die erwähnten Obergerichte sind durch kaiserliche Verordnung eingerichtet worden. Der Entwurf beschränkt den Kaiser insofern, als er die Revision zulassen muß in solchen Zivilsachen, bei denen der Wert des Objektes 5000 Mark übersteigt, und in den Straffachen, die in der Heimat vor das Schwurgericht gehören würden. Außerdem kann der Kaiser den obersten Kolonialgerichtshof in gewissen Fällen auch zur Berufungsinstanz erklären, wenn nämlich das eigentlich als Berufungsinstanz zuständige Obergericht zu Bedenken Anlaß gibt. Das trifft nach der Begründung des Entwurfes namentlich in den Schutzgebieten der Südsee zu, wo einerseits geeignete Laienbeisitzer in der erforderlichen Zahl nicht immer zu haben seien, anderseits — und das ist wohl das Entscheidende — die Oberrichter gleichzeitig auch Verwaltungsbeamte und daher unter Umständen als Vertreter des Fiskus sozusagen Richter in eigener Sache seien. In der Tat ist in Samoa der Oberrichter gleichzeitig erster Referent des Gouverneurs, und im Schutzgebiet Neu-Guinea ist gar der Gouverneur selber Oberrichter. So sehr indes diese Maßnahme dem Grundsatz der Trennung von Justiz und Verwaltung entspricht, praktisch wird sich daraus ergeben, daß die Weißen unserer Kolonien in Afrika und Asien drei, die der Südsee nur zwei Instanzen für ihre Prozesse haben — eine Ungleichheit, die sicher nicht unwidersprochen bleiben dürfte. Auch liegt in der geplanten Bestimmung eine Durchbrechung des Grundgedankens des Entwurfes selbst, der von der Notwendigkeit der Schaffung einer einheitlichen Revisionsinstanz ausgeht. Immerhin bleibt die Revisionsfunktion der Schwerpunkt des neuen Gerichts.

Gleichzeitig soll der neue Gerichtshof zweite und letzte Instanz gegen die Entscheidungen der deutschen Konsulargerichte im Auslande werden, um so einmal einen Mittelpunkt der gesamten deutsch-überseeischen Rechtsprechung zu schaffen, und ferner dem Reichsgericht, das bisher Berufungsinstanz für Sachen der Konsulargerichtsbarkeit war, eine dringend notwendige Entlastung zu gewähren. Eine deutsche Konsulargerichtsbarkeit besteht in gewissen Halbkulturstaaten wie China, Persien, Türkei und anderen, deren innerstaatliche Verhältnisse keinen genügenden Rechtsschutz für Reichsangehörige verbürgen. Da aber jene Völker eifrig nach Festigung ihres Staatsorganismus trachten, um diese immerhin beschämende Selbsthilfe der Mächte auszuschalten, so schrumpft die Konsulargerichtsbarkeit von selbst mehr und mehr zusammen. Aus Japan, das eine entsprechende Kulturhöhe nachgewiesen hat, ist sie bereits völlig geschwunden. Mithin wird auch die Funktion des neuen Gerichtshofes als oberste Konsularinstanz im Laufe der Zeit an Bedeutung verlieren. Das Wesentliche ist sein Charakter als oberstes Kolonialgericht; dieser Zweig seiner Tätigkeit wird sich lebenskräftig weiter entwickeln, entsprechend dem Gedeihen der Kolonien selber.

Der Kolonial- und Konsulargerichtshof soll aus einem Präsidenten und mindestens neun anderen rechtsgelehrten Mitgliedern bestehen. Eine Mitwirkung von Laienrichtern, wie in den unteren Instanzen, ist nicht vorgesehen, da der neue Gerichtshof in der Hauptsache als Revisionsinstanz gedacht ist, und dieser bekanntlich nur die Nachprüfung des Prozesses nach der rechtlichen Seite hin obliegt. Die Mehrzahl der Mitglieder, also sechs, soll im Hauptamt angestellt werden, die Minderzahl kann nebenamtlich im neuen Gerichtshof sitzen, während ihr Hauptamt ein anderes ist, z. B. das eines vortragenden Rates im Reichs-Kolonialamt, Auswärtigen Amt usw. Durch letztere Bestimmung soll die Möglichkeit geboten sein, nicht nur rein richterliche Kräfte anzustellen, sondern auch solche Männer, die als frühere Schutzgebiets- oder Konsularbeamte draußen praktische Erfahrung gesammelt haben und zurzeit in einem Verwaltungsressort des Mutterlandes, jedenfalls nicht als Richter tätig sind. Ihre Kenntnis der örtlichen Verhältnisse muß an sich als besonders wertvoll und belebend für die Rechtsprechung eines obersten Kolonial- und Konsulargerichts angesehen werden. Doch wird die öffentliche Meinung dem Entwurf nicht ohne Berechtigung vorhalten, daß die Verquickung von Justiz und Verwaltung, die die Regierung bei den Obergerichten gerade vermeiden möchte, hier wieder Platz greife. Nach deutschem Recht ist der Richter im Interesse einer unabhängigen Rechtspflege unabsetzbar und nur dem Gesetze unterworfen. Der Verwaltungsbeamte hingegen steht in einem gewissen persönlichen Unterordnungsverhältnis zu seinem Vorgesetzten. Wenn es nun auch selbstverständlich ist, daß ein Beamter aus einem Verwaltungsressort, sowie er als Richter im Kolonial- und Konsulargerichtshof fungiert, auf Ehr' und Gewissen urteilt, so muß

ein derartig zusammengesetztes Gericht, das nicht auch äußerlich und formell unabhängig ist, in den Augen des Volkes, namentlich der interessierten Kolonialkreise, mit dem Odium der Befangenheit behaftet erscheinen. Das würde eine ungewollte Diskreditierung des neuen Gerichtshofs von vornherein bedeuten. Gemildert wird die Situation allerdings durch die Bestimmung, daß von den fünf Mitgliedern, die bei jeder Entscheidung mitzuwirken haben, mindestens drei hauptamtliche, also richterliche im technischen Sinne sein müssen. So sehr es einerseits mit Freuden zu begrüßen wäre, wenn der Stamm der früheren Kolonial- und Konsularbeamten, die, wie der Entwurf sagt, in „lebendiger Berührung" mit den Rechts- und Wirtschaftsverhältnissen da draußen gestanden haben und noch stehen, recht zahlreich in dem neuen Gerichtshof vertreten wäre, so bleibt anderseits zu wünschen, daß die Klippe der bedenklichen Verquickung von richterlicher und Verwaltungsfunktion durch Anstellung jener als rein richterliche Beamte glücklich vermieden werde oder wenigstens dann verschwinde, wenn der Geschäftsumfang des neuen Gerichtshofes die personale Trennung irgendwie rechtfertigt.

Was den Sitz des Kolonial- und Konsulargerichtshofs anlangt, so konnte das Reichsgericht in Leipzig für die neuen Aufgaben wegen seiner notorischen Überbürdung von Anfang an nicht in Frage kommen. Nach dem Entwurf ist Berlin als Sitz des Kolonial- und Konsulargerichtshofs ausersehen. Diese Bestimmung wird bei der Beratung des Gesetzes ein besonders starker Stein des Anstoßes werden. Die einen, und mit ihnen die Regierung, gehen davon aus, daß Berlin das politische, wirtschaftliche und wissenschaftliche Zentrum unseres Kolonialwesens sei. Hier befinden sich in der Tat Reichs-Kolonialamt, Reichs-Marineamt (dem ja die Verwaltung Kiautschous untersteht) und Auswärtiges Amt (zu dessen Ressort das Konsulatswesen gehört), sowie namhafte einschlägige wissenschaftliche Institute und Bestrebungen (Universität, Orientalisches Seminar, Kolonialwirtschaftliches Komitee usw.). Hier haben zweifellos auch die meisten und größten Kolonialgesellschaften (Pflanzungs-, Bergbaugesellschaften usw.), mit Ausnahme natürlich der kolonialen Schiffahrtsgesellschaften (Woermann-Linie, Deutsche Ostafrika-Linie, Norddeutscher Lloyd usw.) ihren Sitz. Die bedeutenderen Prozeßsubjekte des zukünftigen Gerichtshofs, der Fiskus und die großen Gesellschaften, sind also in ihrer Mehrzahl bereits in Berlin domiziliert. — Eine andere Gruppe plaidiert für Hamburg als Sitz des Kolonial- und Konsulargerichtshofs. Diese Gruppe umfaßt alle, die einerseits eine instinktive Abneigung gegen das Berliner Milieu haben und alles, was „preußisch" klingt, anderseits die Bedeutung Hamburgs als Zentrale der deutsch-überseeischen Rechtsprechung in einer dem hanseatischen Lokalpatriotismus zusagenden Weise heben möchten. Sachlich wird für Hamburg hauptsächlich geltend gemacht, daß die dortigen Richter in der praktischen Beurteilung überseeischer Rechtsverhältnisse besonders geschult seien und daher die dem Kaufmann so

sympathische Großzügigkeit der Auffassung in höherem Maße besäßen als inländische Richter. Auch befinde sich in Hamburg das neue Kolonialinstitut, die Zentrale der aufblühenden deutschen Kolonialwissenschaft, das den Zusammenhang zwischen überseeischer Rechtspflege und Wissenschaft in fruchtbringender Weise wahren würde. Dem ist — unbeschadet gut-hanseatischer Gesinnung — folgendes entgegenzuhalten. Hamburg ist die erste Handels- und Seestadt des Reichs; ganz Deutschland ist stolz auf sein mächtiges Nordseetor. Nirgends mag in weiten juristischen und kaufmännischen Kreisen eine solche Kenntnis der handelsrechtlichen und seerechtlichen Verhältnisse zu Hause sein wie dort. Die Richter des Hanseatischen Oberlandesgerichts in Hamburg und die dortigen kaufmännischen Sachverständigen erfreuen sich in der deutschen Rechtspflege eines hervorragenden Rufes. Aber es ist gar nicht in erster Linie Handelsrecht und Seerecht, das in unseren Kolonien zur Anwendung kommt, sondern spezielle Fragen des kolonialen Staatsrechts, Verwaltungsrechts, Liegenschaftsrechts, Bergrechts und Gesellschaftsrechts, diese sind es, die im kolonialen Rechtsleben die Hauptrolle spielen. In der Konsulargerichtsbarkeit mag es naturgemäß etwas anders liegen, aber die Funktion des neuen Gerichtshofs als oberstes Konsulargericht wird ja, wie wir gesehen haben, mehr und mehr zurücktreten. Hinzukommt, daß der Kolonial- und Konsulargerichtshof auch über strafrechtliche Fälle zu entscheiden hat, oberste Disziplinarbehörde für Reichs-Kolonialbeamte und vermutlich auch oberstes Kolonial-Verwaltungsgericht werden soll — alles Materien, die durchaus nicht zur besonderen Domäne des Hamburger Gerichts gehören, oder gar im Gegenteil für Berlin als Hauptstadt eines monarchisch regierten Staates sprechen. Schließlich ist von der Gegenseite mit Recht darauf hingewiesen, daß die Kolonien Reichsangelegenheit seien, daß mithin das höchste Kolonialgericht im Interesse des Reichsgedankens in die Reichshauptstadt gehöre. Zu leugnen ist freilich nicht, daß die äußere und innere Anteilnahme an der Entwicklung unseres Kolonialwesens im übrigen Deutschland lebhafter und freudiger ist als in den skeptischeren Hansestädten, deren kaufmännische Kreise durch die Jahrhunderte alten, naturgemäß fortgeschritteneren Kolonien anderer Mächte vielfach verwöhnt sind. Das könnte sich jetzt rächen!

Im übrigen braucht, wenn der Kolonial- und Konsulargerichtshof wirklich nach Berlin kommt, die Furcht vor dem berlinisch-preußischen Milieu gar nicht so groß zu sein. Deutschland ist Weltmacht geworden, seitdem es auf den Schlachtfeldern Frankreichs durch das Blut der Bruderstämme geeint worden ist. Sein staatliches und wirtschaftliches Können ist imposant gewachsen. Infolgedessen ist durch ganz Deutschland ein frischer Wind gezogen und hat die Blicke aller deutschen Gaue wirtschaftlich geklärt und geschärft. Der weite Gesichtskreis ist heute nicht mehr allein auf die Wasserkante beschränkt, wo er schon immer dank der Nähe des Meeres zu Hause

war. Wir können und dürfen daher auch zum Binnenländer das Vertrauen haben, daß er sich weltmännische Erfassung und Beurteilung der Dinge ex bono et aequo zu eigen gemacht hat. Und wenn sie irgendwo eingezogen ist, dann ist es Berlin, die modern denkende, rastlos Tag und Nacht arbeitende, die feinen Fäden der überseeischen Politik vereinigende Hauptstadt des Deutschen Reiches. Man denke doch bei Berlin nicht nur an Bureaukratengehirne des grünen Tisches und den Unteroffizierston vom Kasernenhof. Solche Subalterngeister gibt es überall. Berlin ist die größte Industriestadt des Reichs, einer der bedeutendsten Handels- und Börsenplätze Deutschlands, ein Brennpunkt internationaler Beziehungen. Das ist das wahre, neuzeitliche Milieu, in dem unsere Reichsämter, Kolonialamt, Marineamt, Auswärtiges Amt, arbeiten. In ihnen sind Männer aus allen deutschen Gauen tätig, die häufig mehr von der Welt gesehen, mehr Anschauungen in sich aufgenommen haben, als der Durchschnitt der Kaufleute von der Wasserkante. Der Vorwurf der Einseitigkeit und Illiberalität paßt wirklich nicht auf sie. Dazu wählen die Reichsämter bei dem reichen Angebot ihre Beamten mit peinlicher Sorgfalt aus. Was im besonderen das Reichs-Kolonialamt betrifft, so sind die Zeiten, wo tatsächlich ungeeignete Leute zur Verwendung gekommen sind, und die immer wieder heraufbeschworen werden, um die Kolonialfreudigkeit herabzustimmen, längst vorüber. Die Regierung weiß heute ganz genau, was es dem Volke gegenüber bei einem in so jungen Entwicklungsjahren stehenden Pflegling, wie es die Reichs-Kolonialverwaltung ist, zu verantworten hat. Wir können darum getrost unser Rechtsgeschick in die Hände des neuen obersten Kolonial- und Konsulargerichts legen — selbst wenn es seinen Sitz in Berlin erhalten sollte.

Dr. jur. E. Backhaus.

Frauenlyrik.

An die Erde im Hochgebirge.

O Stern der Liebe, Stern der Erinnerung,
An dich gesunken nicht mehr erkrankt, erbittert.
Von dir umschlungen wieder so rein, so jung,
Von deiner Bäume fruchtbarem Hauch umwittert.

Einst war ich Sklave, der sich mit Göttern mißt,
Einst war ich Kraft, die Qualen erzeugt und Wonnen.
Nun tauch' ich unter in dich, die nichts vergißt,
Und schweb' in Glorie mit dir durch Brudersonnen.

Ricarda Huch.



Dämmerstunde.

Hüstelnd er zum Herdplatz schlurrt
Über sandbestreute Bohlen.
Unterm Dreifuß glüh'n die Kohlen
Und der schwarze Kessel surrt.

Blumen wachsen an den Scheiben.
Frühes Winterdämmern fällt
Auf die totenweiße Welt.
Wo die Enkelkinder bleiben . . . .

Föhrdeeis wird mehr wohl locken
Heut' die herzlos junge Brut.
Ach, seit Trina draußen ruht,
Ist's ein graues Einsamhocken.

Mit der kalten Pfeife schlurrt
Er den Tabaksack zu holen.
Unterm Dreifuß glüh'n die Kohlen
Und der schwarze Kessel surrt.

Helene Voigt-Diederichs.

Das gelähmte Kind.

Hinter einem Gittertor
Sah ich das Mädchen steh'n.
Schwarze Augen flammten hervor,
Als könnten sie weitaus seh'n.

Umklammert hielt die verkümmerte Hand
Gußeisen, hellgrün und kühl —
Den verkrüppelten Körper ans Gitter bannt
Ein scheues Sehnsuchtsgefühl.

Ich sah das blasse, verhärmte Kind
Hinaus in das Leben späh'n,
Ihre Wünsche, die immer gefesselt sind,
Auf schweren Krücken geh'n.

L. Schmidt-Paris.

Ein Maitag.

Es ist kein Leuchten über diesem Tage,
Denn alle Nächte führten zu ihm hin,
Die einsam waren und voll banger Frage
Nach Anbeginn und Ziel und Sinn.

Es ist, als wär vor diesem Tage keiner,
So gingen alle leise in ihn ein,
Und doch ist er aus langer Kette einer
Und viele werden nach ihm sein.

G. Frerichs.

Der rollende Roland.

Roland der Ries' am Rathaus zu Bremen steht — die Gelehrten sind sich darüber nicht ganz einig — seit dem Jahre 1512, vielleicht aber auch schon länger, in seiner heutigen Gestalt auf seinem heutigen, von wachsendem Großstadtverkehr und widerstreitenden Ansichten in beängstigender Weise umwogten Platze.

Moderne Großstädte haben bekanntlich einen Götzen, dem sie blindlings alles opfern, was er fordert: den Götzen Verkehr! und Roland der Ries' ist in Gefahr, geopfert zu werden.

So bereitwillig köstliche deutsche Altstädte ihre Stadttore, Mauern und Türme niederlegten, weil gelegentlich der Verkehr sich vor ihnen gesperrt hatte und einige fortschrittliche Bürger über Rückständigkeit schrieen, so bereitwillig scheint man in Bremen den Roland preisgeben zu wollen, weil die Geleise der Elektrischen dem übrigen Fuhrwerksverkehr in der engen Straße zwischen Rathaus-Lauben und Standbild die Durchfahrt erschweren.

Zwar soll Roland nicht, gleich jenen alten Stadttoren, abgebrochen, sondern nur auf die Seite geschoben werden, um einen Meter gegen die Platzmitte zu. Man ist der Meinung, ihm und seiner Erscheinung im Stadtbilde geschähe damit kein Eintrag. Ein Meter hin und her spiele da keine Rolle, dem Verkehr aber, dem wäre geholfen.

Ja, vorläufig wenigstens, bis sich ein neues, unvorhergesehenes Anschwellen des Verkehrs ergibt und Roland abermals im Wege steht. Das nächste Mal wird man es dann mit der Verschiebung schon leichter nehmen. Pietätsgründe spielen dann ja nicht mehr mit, weil er doch nicht mehr auf historisch geheiligter Stelle steht. So eröffnen sich für den Riesen in seinen alten Tagen erbauliche Aussichten auf eine fröhliche Wanderzeit, in deren Verlauf er „auf der Walz" vielleicht noch ein gut Stück von Bremen kennen lernt.

Das ist nun Gefühlssache, ob man ein solches Schicksal — mag es hier auch etwas karrikiert dargestellt sein, unmöglich ist es nicht — dem ehrwürdigen Standbilde wünschen mag, das von alters her dem Bremer gewissermaßen den festen, unbeweglichen Mittelpunkt Bremens bedeutet hat, seinen Stolz und Schutzpatron. Mit Gründen kann man zur Verteidigung solcher Imponderabilien nichts ausrichten. Der eine empfindet sentimental, verkörpert sich seinen Roland, denkt sich gewissermaßen in ihn hinein, erlebt seine Geschichte täglich mit, der andere überlegt rein technisch rationell, ob es geht oder nicht geht und was dabei zweckmäßiger sei.

Da bleibt dem, der den Roland nicht antasten lassen will, nur übrig, sich gleichfalls auf den praktischen Standpunkt zu stellen, um den Fall von hier aus zu beleuchten.

Ich will mich nicht auf mein persönliches technisches Urteil verlassen. Aber mir liegt ein Gutachten vor, das von maßgebender Stelle herrührt und

das zu dem Schluß kommt, daß zwar bei dem heutigen Stande der Technik eine Verschiebung des Standbildes wohl möglich sei, daß aber keinerlei Garantie dafür übernommen werden könne, ob nicht bei dieser Arbeit erhebliche Schäden, als da sind Sprünge, abgebrochene Ecken und dergleichen mehr, an dem Gestein entstehen.

Damit scheint mir das Urteil über die Verschiebungsidee schon gesprochen. Es ist etwas anderes, ob man in Amerika ein Haus verschiebt und der staunenden Welt erzählt, wie glatt dieses Kunststück vor sich ging, oder ob man die berühmteste Rolandsäule Deutschlands der Gefahr aussetzt, auf dem Transport Beschädigungen zu erleiden. Der Sinn für die Pflege unserer überlieferten Kunstwerke (sogenannte Denkmalspflege) ist heute in Deutschland erfreulicherweise äußerst rege und feinfühlig geworden. Nicht nur die Männer vom Fach, sondern weite Kreise der Gebildeten beschäftigen sich eingehend mit dem Schicksal historischer Bauten. Die Ansicht ist heute durchgedrungen, daß die Kunstschätze, die aus früheren Jahrhunderten auf uns gekommen sind, nicht einem einzelnen, auch nicht einer Behörde, auch nicht einer Gemeinde gehören, sondern daß sie Nationalgut, Allgemeinbesitz im höchsten Sinne seien und daß daher jeder Kunstfreund nicht nur das Recht, sondern die Pflicht habe, sich um sie zu kümmern.

Als die Lüneburger ihren „Sand" verunstalteten, der vordem eine der entzückendsten mittelalterlichen Platzanlagen gewesen war, legten sich die Bremer Heimatschützer beschwörend ins Mittel. Damals glaubten die Lüneburger besonders geistreich zu sein, als sie antworteten, der Sand sei *ihr Platz* und es gehe die Bremer gar nichts an, was sie damit machen. Sie konnten es aber nicht hindern, daß das kunstsinnige Deutschland sie mit grimmem Spott ob des begangenen Frevels zur Rede stellte. Hier war es angängig, daß der Unwille sich in dieser harmlosen Form Luft machte, denn die Verunstaltung ist nur eine vorübergehende. Ein kunstsinnigeres Geschlecht kann dereinst den Schaden mit einigen tausend Mark wieder gut machen.

Wenn wir in Bremen aber unserem *Roland* etwas geschehen ließen, was durch nichts wieder gut gemacht werden kann, so müßten wir darauf rechnen, daß die *Entrüstung* Deutschlands sich uns zuwenden würde. Uns ist ein großes Gut anvertraut und wir dürfen es auch nicht der *Möglichkeit* aussetzen, daß es zu Schaden komme.

Es bleibt dann noch die Frage zu erörtern, ob die geplante Verschiebung des Roland *ästhetisch* unbedenklich ist oder nicht. Daß das Standbild in seiner jetzigen räumlichen Beziehung zu Rathaus und Marktplatz von hervorragend guter Wirkung ist, darüber besteht wohl keine Meinungsverschiedenheit. Wie es gerade nahe genug gerückt ist, um mit dem Rathaus zusammen ein Ganzes zu bilden, zugleich den Maßstab für seine Größe aus dem zarten Detail des Gebäudes schöpfend, und anderseits doch weit genug entfernt, um seine künstlerische Selbständigkeit zu wahren — das ist

wundervoll; und wenn diese Stellung Zufall wäre, so hätte ein äußerst günstiger Zufall gewaltet. Aber man muß es sich allmählich abgewöhnen, in der Schönheit, die uns aus alten Straßenbildern anlacht, immer nur Zufallsprodukte zu sehen. Je mehr die Forschung in die Baugeschichte eindringt, um so mehr erkennt sie, mit welch sorgfältiger und auf Erfahrungen gestützter Überlegung die alten Meister geplant und abgewogen haben. So werden sie es auch in unserem Fall gemacht haben. Wenn wir nun an diesen bewährten Standort rühren, so vermag niemand zu sagen, welche Wirkung eintreten wird. Und wenn man die berühmtesten Sachverständigen Deutschlands zusammenlädt, so werden sie doch nicht mehr sagen können als: „vermutlich wird es bedenklich sein" oder „vermutlich wird es unbedenklich sein." Denn die Frage ist so empfindlicher Art, daß man ihr weder mit Zeichnungen noch mit Theorien beikommen kann. Ja, nicht einmal ein Modell an Ort und Stelle in natürlicher Größe könnte eine Entscheidung herbeiführen, denn die beiden Rolande ständen dann nebeneinander und würden jede unbefangene Abwägung verhindern.

Wo also, abgesehen von den historisch-gefühlvollen Bedenken — weder technisch noch künstlerisch eine Gewähr für das Gelingen der Verschiebung geboten werden kann, da dürfte es doch wohl nur eine Lösung geben, ein unbedingtes: „Rühr nicht an!"

Die unmittelbare Folge dieser Erkenntnis müßten eifrige Erwägungen darüber sein, ob nicht dem sich geltend machenden regeren Verkehr andere Wege als gerade über die Leiche Rolands geöffnet werden können. Ein Weg liegt sehr nahe: man kann auf die einfachste Weise den Wagenverkehr außen um den Roland, also um dessen Schwertseite herumführen, derart, daß er auf eine längliche Verkehrsinsel zu stehen käme, die den Bahnverkehr und den übrigen Wagenverkehr auseinanderhielte. Damit wäre allerdings das Rondell, das jetzt die Mitte des Platzes ausfüllt und dem Marktbetriebe als sicherer Aufenthalt dient, erheblich angeschnitten oder verkleinert. Vielleicht sogar würde die Folge sein, daß der Marktbetrieb vollständig von dieser Stelle verschwände. Das wäre einerseits zu bedauern, denn die bunten Farben der zur Schau gestellten Gemüse, Blumen usw. bilden an den Markttagen während einiger Vormittagsstunden einen reizvollen Vordergrund für das Rathaus. Aber anderseits muß doch damit gerechnet werden, daß über kurz oder lang der ganze Marktbetrieb von hier verschwinden muß, um in Markthallen seine bequemere und gesündere Fortsetzung zu finden. Was alle großen Städte in ihrer Entwicklung zur Großstadt mitmachen mußten, bleibt auch Bremen auf die Dauer nicht erspart. Und darum darf die Rücksicht auf die vorläufig noch bestehenden Verhältnisse keine ausschlaggebende Rolle in unseren Erwägungen spielen.

Es gibt aber noch mehr Möglichkeiten, den Marktplatz zu entlasten. Man beachte einmal den Verkehr, der über den Bremer Marktplatz flutet,

und vergleiche ihn mit dem auf belebten Plätzen anderer Großstädte. Er ist nicht halb so „rasend“, als er vielfach dargestellt wird, er ist sogar verhältnismäßig noch recht herzlich bescheiden. Vorübergehende Stockungen, wie sie anderwärts als etwas Selbstverständliches angesehen, durch Schutzleute geregelt und von den Wagenführern in Geduld ertragen werden, kommen höchstens ausnahmsweise vor, wenn mehrere elektrische Wagen von beiden Seiten gleichzeitig zwischen Rathaus und Roland halten. Und daß sie gerade hier in diesem Engpaß halten, darin liegt der Fehler. Man verlege zunächst einmal nur diese eine Haltestelle vor die Platzeingänge hinaus, also etwa an das Kaiser-Wilhelm-Denkmal einerseits und vor die Börse anderseits, und vielleicht ist damit schon dem ganzen Übelstande abgeholfen.

Zugleich wird es nötig sein, den Stadtplan vorzunehmen und daraufhin zu prüfen, wie man in der Zukunft einem wachsenden Großstadtverkehr neue Wege weisen und großzügige Entlastungslinien für den Markt und seine Umgebung schaffen kann. Solche Verkehrsumleitung wird schon mit Rücksicht auf den Stimmungswert des Bremer Marktplatzes wünschenswert sein, um nämlich ihn und die angrenzenden Altstadtteile vor der alles nivellierenden Wirkung großstädtischen Hastens und und Jagens zu schützen.

Ich möchte Bremen einen recht kräftig dahinbrausenden modernen Verkehr, dem Marktplatz, dem Rathaus und dem Roland aber eine stimmungsvolle vornehme Ruhe etwas abseits von diesem Strome wünschen. Denn nur so können diese stolzen Zeugen einer großen Vergangenheit ihre Würde und Schönheit auch inmitten einer wesensfremden Neuzeit bewahren. E. Högg.

Riquet mit dem Schopf.

Nach dem Französischen des Charles Perrault (1628—1703).

Es war einmal eine Königin, welche mit einem Sohn niederkam, der so häßlich war und von so schlechter Gestalt, daß man lange zweifelte, ob es ein menschliches Wesen sei. Eine Fee, welche bei seiner Geburt anwesend war, versicherte jedoch, daß der Prinz trotzdem liebenswert sein würde, da er mit sehr viel Verstand begabt sei, und fügte hinzu, daß, kraft der Gabe, die sie ihm verliehen habe, er dasjenige Wesen, welches er am meisten einst lieben werde, mit ebensoviel Verstand beschenken könne, als er selber besitze.

Alles dies tröstete etwas die Königin, welche sehr traurig darüber war, daß sie einem so ungestalteten, häßlichen Wesen das Leben geschenkt hatte. Und wirklich, sobald als das Kind anfing zu sprechen, sagte es tausend schöne Dinge, und alles, was es tat, war so klug, daß alle Welt darüber entzückt war. Ich vergaß noch zu sagen, daß es mit einem kleinen Haarschopf auf dem Kopfe zur Welt kam, weshalb man es „Riquet mit dem Schopf“ nannte, denn Riquet war der Name seiner Familie.

Nach Verlauf von sieben oder acht Jahren kam die Königin eines benachbarten Königreiches mit zwei Töchtern nieder. Die erste, welche das Licht der Welt erblickte, war schöner als der Tag: die Königin freute sich darüber so sehr, daß man befürchtete, die zu große Freude, die sie darüber empfand, könne ihr schaden. Dieselbe Fee, welche der Geburt des kleinen Riquet mit dem Schopf beigewohnt hatte, war auch hier anwesend,

und, um die Freude der Mutter zu mildern, verkündete sie ihr, daß die kleine Prinzessin keinen Verstand haben, sondern ebenso dumm sein würde, wie sie schön sei. Das betrübte die Königin sehr; aber einige Augenblicke später erfuhr sie einen noch viel größeren Kummer, denn die zweite Tochter, die sie gebar, war außerordentlich häßlich. „Seid nicht traurig, Frau Königin," sagte die Fee, „Eure Tochter wird auf anderer Seite entschädigt werden, denn sie wird mit so großer Klugheit begabt sein, daß man es kaum bemerken wird, daß ihr die Schönheit mangelt." — „Gott gebe es," antwortete die Königin, „doch ist es nicht möglich, der Erstgeborenen, die so schön ist, ein wenig Verstand zu verleihen?" — „Bei ihr steht es nicht in meiner Macht, dies zu tun, Frau Königin," sagte die Fee, „nur über die Schönheit habe ich bei ihr Gewalt; aber da es nichts gibt, was ich nicht Euch zu Liebe tun möchte, so will ich ihr die Gabe verleihen, dasjenige Wesen, welches sie lieben wird, schön machen zu können."

Die beiden Prinzessinnen wurden größer und mit ihnen wuchsen ihre guten Anlagen, und man sprach überall von der Schönheit der Erstgeborenen und der Klugheit der Jüngeren. Aber auch ihre Fehler nahmen zu mit den Jahren. Die Jüngste wurde zusehends häßlicher und die Ältere dümmer von Tag zu Tag: entweder antwortete sie nichts auf das, was man sie fragte, oder sie sagte eine Dummheit. Dazu war sie so ungeschickt, daß sie nicht vier Teller auf den Kaminrand zu stellen vermochte, ohne einen zu zerbrechen, noch ein Glas Wasser zu trinken, ohne die Hälfte über ihr Kleid zu schütten.

Obgleich nun die Schönheit ein großer Vorzug für ein junges Mädchen ist, so gefiel dennoch die Jüngste auf allen Festen fast immer mehr als die Ältere. Anfangs ging man zur Seite der Schöneren, um sie anzuschauen und zu bewundern; aber bald ging man zu der, welche mehr Verstand besaß, und hörte ihr zu, wie sie tausend reizende Dinge sagte; und man war sehr erstaunt, daß in weniger als einer Viertel Stunde niemand mehr bei der Älteren war, sondern alle Welt sich um die Jüngere versammelt hatte. Die Ältere, obgleich sehr dumm, bemerkte dies wohl, und sie hätte gern alle ihre Schönheit hingegeben, um auch nur die Hälfte von dem Verstand ihrer Schwester zu erlangen. Die Königin, wie verständig sie war, warf ihr doch oft ihre Dummheit vor, so daß die arme Prinzessin glaubte vor Kummer sterben zu müssen.

* * *

Als sie eines Tages in den Wald ging, um ihr Mißgeschick zu beklagen, sah sie einen kleinen Mann auf sich zukommen, der sehr häßlich und mißgestaltet war, aber kostbar gekleidet. Es war der junge Prinz Riquet mit dem Schopf, welcher nach ihren Bildern, die über die ganze Welt verbreitet waren, sich in sie verliebt und das Königreich seines Vaters verlassen hatte, um sie zu sehen und zu sprechen. Glücklich, sie allein anzutreffen, redete er sie an mit aller erdenklichen Achtung und Höflichkeit. Nachdem er ihr seine Huldigungen dargebracht hatte, bemerkte er ihre große Traurigkeit und sagte: „Ich verstehe nicht, Prinzessin, wie eine so schöne Dame, als Ihr es seid, so traurig sein kann; denn obgleich ich mich rühmen darf, die schönsten Damen der Welt gesehen zu haben, so muß ich Euch doch sagen, daß keine unter ihnen war, deren Schönheit der Euren gleichkommt." — „Es beliebt Euch so zu sprechen," erwiderte darauf die Prinzessin und weiter nichts. — „Die Schönheit," fuhr Riquet mit dem Schopf fort, „ist von so hohem Werte, daß sie alles andere aufwiegt, und wenn man sie besitzt, so weiß ich nichts, was einen dann noch betrüben könnte." — „Ich möchte lieber," sagte die Prinzessin, „so häßlich sein und so viel Verstand haben wie Ihr, als eine Schönheit besitzen wie die meine, und dabei so dumm sein, wie ich es bin." — „Nichts zeigt mehr, daß man Verstand hat, Prinzessin, als zu glauben, daß man keinen hat, und es liegt in seiner Natur, daß, je mehr man davon hat, man desto mehr meint, ihn zu entbehren." — „Davon weiß ich nichts," sagte die Prinzessin, „aber ich weiß wohl, daß ich sehr dumm bin, und daher kommt mein Kummer, der mich tötet." — „Wenn es nur das allein ist, Prinzessin, was Euch betrübt,

so kann ich Eurem Gram ein Ende machen." — „Und wie wollt Ihr das anfangen?" fragte die Prinzessin. — „Ich habe die Macht, Prinzessin," sagte Riquet mit dem Schopf, „derjenigen, die ich am meisten lieben muß, so viel Verstand zu geben, wie man nur haben kann, und da Ihr diejenige seid, Prinzessin, so könnt Ihr so viel Verstand haben, als Ihr wollt, vorausgesetzt, daß Ihr Euch mit mir vermählt."

Die Prinzessin war ganz bestürzt und antwortete nichts. „Ich sehe," sagte Riquet mit dem Schopf, „daß dieser Antrag Euch Sorge bereitet, und bin nicht erstaunt darüber; ich gebe Euch jedoch ein ganzes Jahr Bedenkzeit." Die Prinzessin besaß so wenig Verstand, daß sie sich einbildete, das Ende des Jahres würde niemals herankommen, zugleich aber ein sehr großes Verlangen danach, und so nahm sie den Antrag, den er ihr gemacht hatte, an. Kaum hatte sie Riquet mit dem Schopf das Versprechen gegeben, daß sie sich mit ihm nach einem Jahre auf denselben Tag vermählen wolle, so fühlte sie sich eine ganz andere als vorher; es wurde ihr unglaublich leicht, alles zu sagen, was sie wollte, ja, es in einer feinen, freien und natürlichen Weise vorzubringen. Von diesem Augenblick an begann sie mit Riquet mit dem Schopf eine galante Unterhaltung zu führen, in welcher sie so glänzende Gaben verriet, daß Riquet mit dem Schopf glaubte, ihr mehr Geist verliehen zu haben, als er sich selbst bewahrt hatte.

Als sie nach dem Schlosse zurückgekehrt war, wußte der Hof nicht, was er von einer so plötzlichen und außergewöhnlichen Wandlung denken sollte, denn so viel Dummheiten man sie früher hatte sagen hören, so viel kluge und unendlich geistvolle Dinge hörte man nun von ihr. Der ganze Hof war darüber so erfreut, wie man es sich kaum vorstellen kann; nur die jüngere Schwester war nicht froh darüber, weil, da sie die Ältere nun nicht mehr an Geist übertraf, sie neben ihr nichts weiter war als ein garstiger Affe.

Der König regierte nach den Vorschlägen der Erstgeborenen und hielt sogar bisweilen hohen Rat ab in ihren Gemächern. Das Gerücht von ihrer Veränderung hatte sich verbreitet, und alle jungen Prinzen der benachbarten Königreiche bemühten sich, ihre Liebe zu erringen, und beinahe alle wünschten sie sich zur Gemahlin; aber sie fand keinen, der ihr klug genug gewesen wäre, und sie hörte sie alle an, ohne sich einem von ihnen zu versprechen. Indessen kam einer, der so mächtig, so reich, so klug und so schön von Gestalt war, daß sie sich diesem endlich geneigt zeigte. Als ihr Vater das bemerkte, sagte er ihr, daß er ihr denjenigen zum Gemahl geben wolle, den sie wähle, und daß sie sich nur zu erklären brauche. Da es um so viel schwerer ist, einen Entschluß in einer solchen Angelegenheit zu fassen, je klüger man ist, so bat sie ihren Vater, nachdem sie ihm gedankt hatte, ihr Bedenkzeit zu gewähren.

Um besser dem nachzudenken, was sie tun solle, ging sie in den Wald, und zufälligerweise in denselben, in welchem sie Riquet mit dem Schopfe angetroffen hatte. Während sie umherging, in tiefe Gedanken versunken, hörte sie ein dumpfes Geräusch unter ihren Füßen, wie von vielen Geschöpfen, welche kommen und gehen und sich bewegen. Als sie aufmerksamer hinhorchte, hörte sie jemand sagen: „Bringe mir den Fleischtopf!" einen anderen: „Gib mir den Kessel!" einen dritten: „Lege Holz auf das Feuer!" Zur selben Zeit tat sich die Erde auf, und sie sah unter ihren Füßen etwas wie eine große Küche voller Pfannen, Töpfe und alle Arten von Geräten, wie sie für ein prächtiges Fest gebraucht werden. Dann kamen etwa zwanzig oder dreißig Köche hervor, die sich in einer Allee des Gehölzes um einen sehr langen Tisch herumlagerten, und welche alle, die Spicknadel in der Hand und den Fuchsschwanz über dem Ohr, begannen, nach den Klängen eines wohlklingenden Liedes im Takte zu schaffen.

Die Prinzessin war sehr erstaunt über dies Schauspiel und fragte, für wen sie schafften. „Für den Prinzen Riquet mit dem Schopfe," erwiderte der Ansehnlichste der Gesellschaft, „welcher morgen Hochzeit macht." Die Prinzessin, noch überraschter als vorher, erinnerte sich plötzlich, daß morgen ein Jahr verflossen sei, seit sie versprochen

hatte sich dem Prinzen Riquet mit dem Schopf zu vermählen, und fiel aus allen Himmeln. Der Grund, daß sie es hatte vergessen können, war der, daß, als sie das Versprechen gab, sie noch ein Dummkopf war, und als sie den Verstand empfing, den der Prinz ihr verliehen hatte, sie alle ihre Dummheiten vergaß.

Sie hatte noch keine dreißig Schritte getan, als Riquet mit dem Schopfe vor ihr stand, tapfer, prächtig und wie ein Prinz vor seiner Vermählung. „Ihr sehet, Prinzessin, daß ich mein Wort halte, und ich zweifle nicht, daß Ihr hierhergekommen seid, um das Eure einzulösen, und mich, indem Ihr mir Eure Hand reicht, zum glücklichsten aller Menschen zu machen.“ — „Ich gestehe Euch offen,“ antwortete die Prinzessin, „daß ich meinen Entschluß hierüber noch nicht gefaßt habe, und daß ich nicht glaube, ihn je so zu fassen, wie Ihr es wünschet.“ — „Ihr setzt mich in Erstaunen, Prinzessin,“ sagte Riquet mit dem Schopf. — „Ich glaube es,“ sagte die Prinzessin, „und ich versichere Euch, daß, hätte ich es mit einem Tölpel, mit einem Manne ohne Geist zu tun, so wäre ich in arger Verlegenheit. Eine Prinzessin muß ihr Wort halten, würde er zu mir sagen, und Ihr müßt mich heiraten, da Ihr es mir versprochen habt; aber da derjenige, zu dem ich spreche, ein Mann von feiner Lebensart und mit den höchsten Geistesgaben ausgestattet ist, so bin ich sicher, daß er der Vernunft zugängig sein wird. Ihr wißt, daß, als ich noch ein Dummkopf war, ich mich dennoch nicht entschließen konnte, Euch zu heiraten; wie könnt Ihr denken, daß, wo ich den Verstand habe, den Ihr mir gegeben habt, und der mich noch anspruchsvoller den Menschen gegenüber macht, als ich es schon war, ich heute einen Entschluß fasse, den ich damals nicht habe fassen können? Wenn Ihr mich in allem Ernste habt heiraten wollen, dann habt Ihr großes Unrecht getan, mir meine Dummheit zu nehmen, und mir die Augen zu öffnen über Dinge, die ich früher nicht sah.

„Wenn, wie Ihr soeben sagt,“ erwiderte Riquet mit dem Schopf, „ein Mann ohne Geist Euch gewinnen könnte, indem er Euch Wortbrüchigkeit vorwirft, wie möget Ihr dann verlangen, Prinzessin, daß ich mir das nicht auch zunutze mache, wo es um das Glück meines Lebens geht? Ist es denn verständig, daß diejenigen, welche Verstand haben, schlimmer daran sein sollen als diejenigen, welche keinen besitzen? Könnt Ihr das wollen, Ihr, die Ihr so viel Verstand habt, und die Ihr so sehr gewünscht habt, ihn zu erlangen? Aber, kommen wir zur Sache, wenn es Euch beliebt: mißfällt Euch irgend etwas an mir außer meiner Häßlichkeit? Sagen Euch meine Geburt, mein Verstand, mein Gemüt, meine Manieren nicht zu?“ — „O doch,“ antwortete die Prinzessin, „ich liebe sogar alles das an Euch.“ — „Wenn dem so ist,“ erwiderte Riquet mit dem Schopf, „so werde ich glücklich werden, da Ihr mich zum schönsten aller Männer machen könnt.“ — „Wie kann das geschehen?“ fragte die Prinzessin. — „Das wird geschehen, wenn Ihr mich genügend liebt, um zu wünschen, daß es so sei; kurz, Prinzessin, damit Ihr nicht daran zweifelt, so wisset, daß dieselbe Fee, welche mir am Tage meiner Geburt die Gabe verlieh, diejenige, die ich liebte, geistvoll zu machen, Euch auch die Gabe verliehen hat, denjenigen schön machen zu können, welchen Ihr lieben würdet, und dem Ihr gern diesen Vorzug zuteil werden lassen möchtet.“

„Wenn es so steht,“ sagte die Prinzessin, „so wünsche ich von ganzem Herzen, daß Ihr der schönste und liebenswerteste Prinz auf der ganzen Welt werdet, und ich mache Euch dies zum Geschenk, so wahr es in meiner Macht steht.“

Kaum hatte die Prinzessin diese Worte ausgesprochen, so stand Riquet mit dem Schopf in ihren Augen als der von Gesicht und Gestalt schönste und liebenswerteste Mann der Welt vor ihr. Einige meinen, daß es nicht die Gabe der Fee war, welche sich hier betätigte, sondern daß die Liebe allein diese Umwandlung zustande brachte. Sie behaupten, daß die Prinzessin, nachdem sie Betrachtungen angestellt habe über die Beständigkeit ihres Liebhabers, über sein zurückhaltendes Betragen, über alle die guten Eigenschaften seiner Seele und seines Geistes, nicht mehr die Ungestalt

seines Körpers sah, noch die Häßlichkeit seines Gesichtes; daß sein Buckel ihm in ihren Augen nur mehr Würde verlieh, und daß da, wo sie ihn ehemals schrecklich hatte hinken sehen, sie jetzt nur eine gewisse Nachlässigkeit fand, die sie entzückte. Auch sagt man, daß seine Augen, welche schielten, ihr dadurch nur um so lebhafter erschienen, und daß sie meinte ihr ungleicher Blick sei ein Anzeichen seines Übermaßes an Leidenschaft, und daß endlich seine große rote Nase für sie etwas Kriegerisches und Heldenhaftes hatte.

Wie dem auch sei, die Prinzessin versprach auf der Stelle, sich mit ihm zu vermählen, vorausgesetzt, daß sie die Zustimmung des Königs, ihres Vaters, erhielte. Der König, welcher erfahren hatte, daß seine Tochter viel Achtung empfände für Riquet mit dem Schopfe, welcher ihm übrigens auch als ein sehr geistvoller und weiser Prinz bekannt war, nahm ihn mit Freuden als seinen Schwiegersohn auf. Gleich am nächsten Tage wurde Hochzeit gemacht, sowie es Riquet mit dem Schopfe vorausgesehen, und gemäß den Anordnungen, die er lange vorher schon gegeben hatte.

Margarete Wolff-Seydel.

Vom bremischen Sonntag.

Glossen zum gesellschaftlichen Leben der Gegenwart.

Es hat sich schon mancher Fremde über den bremischen Sonntag entrüstet. Meistens, um damit eine lehrhafte Betrachtung über die bremische Gesellschaft und ihr Leben einzuleiten. Solche Reden pflegen in der Konstatierung zu gipfeln, daß der Bremer „steif“ und „zugeknöpft“ gegen jeden sei, von dessen Frau er nicht wisse, „was für eine Geborene sie sei“. Ob diese Ansicht heute noch stichhaltig ist, soll hier nicht erörtert werden; denn die Erfahrungen eines einzelnen können wenig Grundsätzliches bezeugen, und wo in gelegentlichen Erscheinungen ein übertriebenes Sichabschließen gegen das „Fremde“ aufzutreten scheint, da gibt ein Blick auf die geschichtliche Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens unserer Stadt hierfür eine Erklärung, allerdings auch zugleich die Hoffnung, daß Entwicklung und Fortschritt über kurz oder lang hier Wandlung schaffen werden.

Der Versuch, den Grundlagen unseres gesellschaftlichen Lebens einmal — wenn auch nur in einer skizzenhaften Darstellung — historisch „beizukommen“, dürfte seine Rechtfertigkeit in sich selbst tragen. Gesellschaftsgeschichte ist einer der wichtigsten Teile der Kulturgeschichte; und diese wird immer einem Mosaikbilde gleichen, zu dem eine Unzahl von Einzeldarstellungen die bunten Steinchen liefert. Warum soll man also nicht den Versuch machen, an einem Sonntagnachmittage ernsthaft über den Sonntagnachmittag zu reden? Denn gewißlich beurteilt man die Gesellschaft nicht falsch, wenn man die Art betrachtet, wie sie den Sonntag verbringt, den einzigen Ruhetag, der regelmäßig nach sechs Arbeitstagen wiederkehrt.

In einem kleinen, Mitte der 90er Jahre erschienenen Heftchen, in dem die „Bremer Gesellschaft“ von einem „Fremden“ „kritisch beleuchtet“ wird, finden sich folgende Sätze: „Den Bremer umgibt die Stille des Sonntags,

des entsetzlichen englischen Sonntags. Die nicht seinesgleichen sind; die sich den Lebensgenuß zu Hause nicht schaffen können, sollen ihn auch draußen nicht haben. Daher der, ich weiß nicht recht, echte oder geheuchelte Puritanismus im ganzen Leben der Stadt, die graue Langeweile, die bleischwer über dem Ganzen lagert. Diese unheimliche Stille wird, wie man mir sagte, nur einmal im Jahre durch den Freimarkt unterbrochen . . ."

. . . Ein Frösteln überläuft uns, die wir solches lesen. Aber — liegt denn der Vergleich mit dem englischen Sonntag so sehr fern? Alle Welt weiß etwas über den englischen Sonntag zu sagen; weiß, daß „bekanntlich" in England Musik, Tanz, Vergnügen (für den rechtlichen Denkenden auch das Theater) am Sonntag verpönte Weltlust ist; weiß, daß das harmloseste — hm! — Krocketspiel als Sünde betrachtet wird. Nun ist nicht zu leugnen, daß das, was man in einer spezifischen Begriffsausprägung den „Bremer Sonntag" nennen kann, einmal viel Ähnlichkeit mit dem englischen Sonntag gehabt hat. Noch bis zum Anfang des letzten Jahrzehnts. Dann setzten Wandlungen ein, die wir „Zeitgenossen" staunend, entweder aus der Ferne beobachtend, oder selbst miterlebend, tief in das Leben der Gesellschaft eingreifen sehen; Wandlungen, deren Charakter man nur dann ganz würdigen kann, wenn man sich die Struktur der Bremer Gesellschaft vergegenwärtigt.

Ein Blättern in den Dokumenten, die uns über den Werdegang Bremens Aufschluß geben, zeigt uns, welch eine Fülle von verschiedenartigen Kräften es gewesen ist, die unsere „Gesellschaft" bilden halfen. Es ist in unserer Stadt viel von „alten Familien" die Rede: wie in den meisten Stadtrepubliken, die sich ihre politische Selbständigkeit bis in die neueste Zeit hinein bewahrt haben (man denke an Hamburg, Frankfurt, Basel), bildete sich auch in Bremen ein Adel des Alters, der zwar im wesentlichen mit den die Regierung bildenden Kreisen identisch war, aber durchaus nicht als gleichbedeutend mit einer Repräsentation des Reichtums anzusehen ist (obwohl man vielfach den merkwürdigen Ehrgeiz hat, dies der Welt vorzutäuschen). Hierzu ist eine Anmerkung zu machen. Es kann zwar eine große Anzahl von Geschlechtern ihren Stammbaum bis in die Zeiten, beiläufig, des dreißigjährigen Krieges zurückleiten; aber die meisten dieser Familien sind, ähnlich wie in Hamburg, erst seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts nach Bremen eingewandert. Die Ratsfamilien, die etwa zur Zeit der Reformation und der Hanse das regierende Patriziat bildeten, sind bis auf ganz wenige Reste ausgestorben. Andere Familien haben zwar wohl ein halb Jahrtausend und mehr ihren Wohnsitz in Bremen gehabt; aber eine gesellschaftliche Bedeutung haben sie sich erst vor 100 bis 150 Jahren erkämpfen können und müssen. Neben diese traten nun diejenigen, die etwa um die Zeit des siebenjährigen Krieges aus Westfalen, Oldenburg und dem Lande zwischen Weser und Elbe, wo sie seit Jahrhunderten auf Bauernhöfen, in Pastoraten und Amtshäusern gesessen hatten, hierher

einwanderten. Das sind also allerdings alte Familien; aber sie sind nicht von jeher bremische Familien gewesen. Gerade das 18. Jahrhundert hat eine überraschende Fülle fremden Blutes unserem Staatsleben zugeführt; und daß diese Erneuerung nicht zu einer Verschlechterung der Rasse geführt hat, das lehrt ein Blick auf die Geschichte der Stadt. Es ist undenkbar, daß der Kampf, der sich zwischen Eingesessenen und Einwandernden um die Herrschaft entspann, leicht und mühelos gewesen sei. Freilich, keine öffentliche Chronik berichtet über dies Ringen; man muß zwischen den Zeilen lesen, und die deutlichste Sprache redet wohl die Innigkeit, mit der die „Neuen" sich der bremischen Denk- und Lebensart angepaßt haben: das ist der Sieg, den der Besiegte über den Sieger erringt. Der Gegensatz zwischen den „guten Familien" und den „Hergelaufenen" spukt noch im 19. Jahrhundert. Eine Anekdote berichtet uns, daß einer von den „Neuen", Sohn aus einem der Häuser, die heute zu den geachtetsten der Stadt zählen, bei seinen Bewerbungen um die Hand einer Tochter aus altem Geschlecht von dem „degoutierten" Vater geradezu aus dem Hause gewiesen wurde, „weil er ein Hergelaufener sei!" . . .

Die damals eingewanderten Familien haben dann mehr als hundert Jahre unangefochten die Gesellschaft schlechthin gebildet. Das erklärt sich zunächst aus dem Charakter der Niedersachsen. „Ein Zug, die Dinge gehen oder beim alten zu lassen," sagt ein neuerer Geschichtsschreiber (Oncken), „ist überhaupt dem niedersächsischen Volkscharakter nicht fremd . . . Das Land der Niedersachsen erscheint im ganzen Verlauf der deutschen Geschichte selten als die Heimat führender Köpfe und handelnder Willensmächte. Die großen schöpferischen Initiativen, geistig wie politisch gesprochen; die umwälzenden Fortschritte sind kaum je von hier ausgegangen. Aber was an der Initiative fehlt, ersetzt die zähe Kraft des Ausdauerns und Durchhaltens. Das Langsame und manchmal Bequeme ist verbunden mit allen Vorzügen der Treue und Zuverlässigkeit; das Schwerbewegliche kennt nicht die Gefahren rascherer Veranlagung: Oberflächlichkeit und Sprunghaftigkeit . . ." (Rudolf v. Bennigsen, Bd. I, S. 32, 46).

Für die Zeit von 1750—1850, und noch darüber hinaus, trifft unzweifelhaft diese Charakteristik auch auf den Bremer zu. Zu solcher Besonderheit psychischer Veranlagung tritt dann eine Reihe von historischen Tatsachen, die die Abgeschlossenheit der Stadt gegen das deutsche Hinterland haben begründen helfen; eine Abgeschlossenheit, deren Bedeutung nicht unterschätzt werden kann. Bekanntlich ist Bremen, um seine — übrigens niemals ernstlich bedrohte — politische und wirtschaftliche Selbständigkeit zu wahren, dem 1833 gegründeten Zollverein niemals, der Zollgemeinschaft mit dem Deutschen Reich erst 1888, zögernd, beigetreten. Infolgedessen blieb alle die Jahre hindurch eine zwar unsichtbare, aber doch schwer zu überbrückende Kluft zwischen Bremen und dem übrigen Deutschland bestehen.

Die Gesellschaft aber, die in erster Linie berufen war, dem geistigen Leben neue Intelligenzen, frische Kräfte zuzuführen, verfiel dadurch der Gefahr der Stagnation.

Den Blick für diese Gefahr verschloß — so paradox es klingen mag, — der Zauberbegriff: „England". Man hat im übrigen Deutschland die Stellung der Hansestädte zu England nie verstanden. Noch heute kann man den wunderlichsten Urteilen über Bremens „Englandschwärmerei" begegnen; noch heute wird man durch die Vorurteile, mit denen der Hanseat rechnen muß, an die Zeiten erinnert, da ein König von Württemberg in seinem „Manuskript aus Süddeutschland" die Hansestädte die „Barbareskenstaaten des Nordens" nannte. Hier genügt es wohl, darauf hinzuweisen, daß die für englisches Wesen besonders prädisponierte geistige Veranlagung des Bremers durch die Geschichte geradezu ausgebildet worden ist. Nach Aufhebung der von Napoleon I. gegen England verhängten Kontinentalsperre wurde Bremen mit englischen Waren förmlich überschwemmt; Mißernten in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts begünstigten die Einfuhr fremden Getreides über England; das in unmittelbarer Nachbarschaft liegende Königreich Hannover war bis 1837 unter englischer Herrschaft; die Weser, frei von Zöllen, bot ausländischem, — und das hieß für damalige Zeiten: englischem, — Handel ein offenes Einfallstor, während am Rhein und an der Elbe bis in die sechziger Jahre hinein hohe Schiffahrtsabgaben und Einfuhrzölle erhoben wurden. Es ist klar, daß, wenn der Lebensnerv der Stadt, der Handel, seinen Schwerpunkt in England hatte, auch das gesellschaftliche Leben mancherlei englische Gewohnheiten annahm. So auch die Art, den Sonntag zu begehen. Unsere alten und jungen Kaufleute verbrachten einen beträchtlichen Teil ihres Lebens in England und, heimgekehrt, trugen sie manche englische Sitte in ihre Häuser. Dem ohnehin von Natur nicht sehr lebhaften Charakter des Bremers, der außerdem zu allen Zeiten leicht kirchlichen, religiösen Einflüssen nachgab, mochte die englische Sitte einer, nach unseren Begriffen fast übertriebenen, Sonntags(Sabbath)heiligung vielleicht gar nicht so fremdartig vorkommen; ja, ihm schien in England nur das verwirklicht, was ihm als eine Art Ideal vorschwebte. Soweit also dem heimkehrenden Kaufmanne überhaupt ein erkennbarer Einfluß auf die Gestaltung des Familien- und Gesellschaftslebens vergönnt war, bildete er mit jenen „neuen" Sitten wohl nur Vorhandenes fort . . .

Der Einfluß des Mannes auf die Wandlungen der Sitten und Gebräuche seiner Gesellschaftssphäre darf nun allerdings nicht überschätzt werden. Bremen macht, was wir als erstes hervorheben möchten, darin keine Ausnahme von anderen Städten, daß die Gestaltung des Tones der Gesellschaft im wesentlichen ein Werk der Frau, der Dame war und ist. Angesichts der Krisis, welche die Frage nach der angemessenen Stellung der Frau in Gesellschaft, Haus und öffentlichem Leben in den gesellschaftlichen Zuständen

unserer Zeit hervorgerufen hat, darf vielleicht daran erinnert werden, daß die Herrschaft der Frau im Leben des Tages, in der Geselligkeit von jeher unbestritten gewesen ist. Unbestritten, weil es dem Manne nicht „liegt", vielmehr ureigene Gabe der Frau ist, auf das, was man unter dem Begriff des „gesellschaftlichen Verkehrs der Menschen untereinander" begreift, gestaltend, erziehend einzuwirken. — Sodann ist darauf hinzuweisen, daß die Geschichte, vornehmlich die der germanischen Kultur, ein fortlaufender Beleg dafür ist, daß die Frau das eigentlich konservative Element der Gesellschaft ist. Wandlungen der Sitte stoßen daher zunächst bei ihr auf einen zähen Widerstand. Zum dritten aber — und dies ist vielleicht einer der wesentlichsten Punkte, die Aufschlüsse über die Form geben, in der sich Reformen im Schoße der Gesellschaft durchsetzten — ist die Frau nur bezüglich der Anschauungen konservativ, die sie selbst als althergebracht empfindet, — etwa weil sie in ihnen aufgewachsen ist. Das will sagen, daß sie den Konservativismus „als solchen", als „Idee" nicht zu würdigen pflegt, sondern nur als persönliche Erfahrung. Eine Frau also, die sich nach auswärts verheiratet, wird stets zunächst mehr geneigt sein, den Sitten ihrer Heimat, ihres Elternhauses Geltung zu verschaffen, als den an ihrem neuen Wohnsitze herrschenden Gewohnheiten, und wird daher paradoxerweise als besonders fortschrittlich erscheinen.

Hält man sich nun diese eben aufgezählten Momente vor Augen, so gewinnt man damit eine Handhabe für die Beurteilung der Veränderungen in denen unsere Gesellschaft gegenwärtig begriffen ist.

Noch im letzten Jahrzehnt bot sich dem Beschauer das Bild eines seit langem tonangebenden kleinen Kreises von Familien, der ein durch das ehrwürdige Alter seiner Institutionen förmlich geheiligtes Leben führte. Um die Jahrhundertwende traten Veränderungen ein, die die Physiognomie der Stadt fast völlig ummodelten. Der Aufschwung des wirtschaftlichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens führte der Stadt eine sehr große Zahl fremder Kräfte zu, die, soweit sie hier in Betracht kommen, Anspruch auf Gleichstellung mit den Alteingesessenen erhoben. Bremen wurde in gewissem Sinne nationalisiert, oder gar internationalisiert ... Der Kampf, der sich jetzt vor unseren Augen abspielt, ja, sich geradezu um die Person jedes Einzelnen von uns dreht, ist gewiß viel schwerer als der, den unsere Voreltern vor 150 Jahren zu führen hatten. Damals zog ein Geschlecht in die Stadt ein, das gegenüber den Städtern an Kultur und Bildung unzweifelhaft rückständig war; das wenig mehr mitbrachte, als eine zähe Arbeitskraft und harte Fäuste. Die städtische Kultur siegte, indem sie sich das frische, neue Blut assimilierte. In den folgenden Jahrzehnten traten wohl — wie erwähnt — englische Einflüsse auf; aber diese bedingten im Grunde keine Änderung innerer Anschauungen. Was anderseits aus Deutschland einwanderte oder infolge seiner Handelsbeziehungen mit französischer

Lebensart besondere Fühlung hatte, das stellte nicht eine Macht dar, die auf die Entwickelung der Gesellschaftssitten einen nennenswerten Einfluß hätte ausüben können. Nunmehr aber dringt in den bisher so festgeschlossenen Kreis der „guten Familien“ eine große Anzahl neuer Familien ein, die — aus dem „umliegenden“ Deutschland kommend, — Träger einer andersgearteten, aber nicht minder hochstehenden Kultur sind. Schon hierin liegt ein Keim zu bemerkenswerten Umwälzungen. Dazu treten fortschrittliche Kräfte, die sich die alten Familien sozusagen selbst großziehen. Sie entspringen aus der seit zwanzig Jahren — etwa seit dem Zeitpunkte, da Bremen nach dem Falle der Zollschranken innigere Beziehungen zum deutschen Hinterlande knüpfte — mehr und mehr geübten Sitte (und Notwendigkeit), die Söhne auf einer mittel- oder süddeutschen Universität studieren zu lassen. Wer früher sich als Student jenseits Göttingens hinauswagte (die Zahl der Studierenden war ohnehin nicht groß), trug auf die Länge wenig Förderung der Freiheit seines Blickes davon; es sei denn, er habe seine gewandelten Anschauungen mit einer Art zähen Trotzes, als ein „Sonderling“, oder, indem er auf Verständnis und Gegenliebe verzichtete, durchgesetzt. Die meisten „Studierten“ paßten sich gar bald wieder den ererbten Sitten ein. Heute findet der Zurückkehrende eine Stadt vor, in der ein gärendes Leben sich neue, dem Jünglinge aus Süddeutschland, vom Rheine her, und ganz besonders aus Berlin wohlvertraute Formen zu schaffen strebt. Daß es ein Unding sei, solch fremde Sitte unverändert oder gar in ihrer Gesamtheit den bestehenden Gewohnheiten einzufügen, das weiß selbst der kritikloseste Bewunderer außerbremischen Lebens. Aber wer einmal eine Zeitlang außerhalb der Bannmeile der Stadt lebte, der wird fast unwillkürlich zum Anwalt einer anderen, freieren Auffassung über die Bedingungen des Gesellschaftslebens.

So drängt sich ein neuer Geist in die alten Räume ein. Welche Weitherzigkeit hier auch herrschen mag, solange es sich um die Beurteilung englischer Zustände handelt: noch gelten vielen — besonders denen, die deutsche Verhältnisse außerhalb Bremens nicht kennen — die Worte „Süddeutschland“, „Rheinland“, „München(!)“ als Schlachtrufe einer blasierten, hochmütigen, pietätlosen, ja geradezu sittlich defekten Schar junger Leute, die noch nicht hinter dem Ohre trocken sei. Die verhältnismäßig große Zahl derer, die sich in höherem Alter, nachdem sie die beste Zeit ihres Lebens im Auslande, in einem anderen deutschen Staate verbracht, nach Bremen zurückziehen und durch ihre Lebensführung, durch ihre Meinungen jenen „jungen Leuten“ Recht geben, zählt als quantité négligeable; dagegen gelten gelegentliche Auswüchse jener verpönten Ansichten (häufig auch nur das, was engherzig als Auswuchs angesehen wird) als vollgültige Argumente für die Verderblichkeit des „Neuen“. Welche Formen und Anschauungen dies jetzt herrschende Gegeneinander der Kräfte zeitigen wird, das kann heute noch niemand sagen. Gewiß ist es schwer, bei der Beurteilung der Entwickelung

persönliche Sympathien oder Antipathien auszuschalten; denn die Krisis vollzieht sich auf einem sehr kleinen Gebiete; sie umfaßt einen verhältnismäßig engen Kreis von Beteiligten, die vielfach in sehr nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zueinander stehen. Aber die Geschichte selbst wird, wenn sich die Leidenschaft von der Auseinandersetzung fernhält, dafür sorgen, daß man am Ende nicht von einem „Siege", sondern von einem „Ausgleiche" der Meinungen wird sprechen müssen.

Und nun: der Sonntag? Der „entsetzliche englische Sonntag"? Wie verbringt ihn die Gesellschaft? Wie gestaltet ihn die Dame in Bremen? Ergreifen auch ihn die Wandlungen der neuen Zeit?

Man hat hier die Sitte nicht, wie sie in Frankreich herrscht, sich am Sonntagnachmittag zu besuchen; in wenigen Häusern nur kennt man die süddeutsche — nebenbei gesagt: auch englische — Teestunde. Und in den wenigen Familien, die den unangemeldeten Besuch zum Tee als etwas Selbstverständliches und Erfreuliches willkommen heißen, finden wir fast ausnahmslos Frauen, die sich in der Gestaltung der von ihnen gepflegten Geselligkeit mit einem Freimut, den man fast Tapferkeit nennen möchte, die Sitten gewahrt haben, die sie auf Reisen oder in ihrem außerhalb Bremens stehenden Elternhause kennen und lieben gelernt haben.

In diesen Häusern gewinnt der Verkehr, das Gespräch Farbe, Leben, individuelle Züge. Gewiß wird selten so wie hier der Genuß der Geselligkeit als ein Genuß am anderen Menschen empfunden und das Gehörte als Erlebnis aufgenommen. In dem Gedanken daran, daß morgen Montag und ein Arbeitstag ist, erscheint uns das Erlebte als ein Geschenk. Man hat sich für ein paar Stunden aus dem Einerlei des Alltages hinausgehoben; hat dem, was nun einmal aller Leben ausmacht: der Arbeit, der Arbeit in dieser Stadt, für diese Stadt einen neuen, minder nüchternen Anblick abgewonnen; man hat den Reiz genossen, der in der Diskussion zwischen befreundeten Menschen liegt; jeder erlebte es mit einer wahren Entdeckerfreude von neuem, zu sehen, wie anders sich die Fäden des Gesprächs durcheinanderschlingen, wenn Männer und Frauen gemeinsamen Gedanken nachgehen, als wenn die Kameraden und Kollegen (schreckliches Wort!) „unter sich" sind. Nirgendwo vielleicht ersteht eine solche Freude an dem Ineinandergreifen der Kräfte, die unser Leben formen, wie in den Räumen, wo eine scheinbar blasierte, vorsichtig nörgelnde, zögernd lobende Schar junger Frauen und Männer beisammensitzt. Von den Wänden des Zimmers sehen Kupferstiche herab, die das alte Bremen der 50er, 60er Jahre zeichnen; das Bremen, das ein Jeder im Herzen trägt und liebt. Durch alle Worte zieht es wie eine Sehnsucht nach der Zeit, in der diese Stadt ein so einheitliches Bild sicherer Ruhe und Geschlossenheit bot. Ein jeder fühlt die Möglichkeit, die Notwendigkeit, daß ein den früheren Zuständen analoger, spezifischer Charakter dem Staatswesen wieder verliehen werde. Die Gespräche derer, die prüfend

mit dem Auslande vergleichen; die die Zustände anderer deutscher Städte herbeizusehnen scheinen, werden in Wahrheit zu Zeugnissen einer fast leidenschaftlichen, alle Erscheinungen dieses Gemeinwesens mit Inbrunst umfassenden Heimatsliebe. Hier finden wir die dankbarsten Empfänger bremischer Kunst, bremischer Geschichtsschreibung ... Und genießen wir Musik, oder berührt die Unterhaltung nah- und fernliegende Gegenstände anderer Art: letzten Endes schärft dies alles den Blick dafür, daß die Gesellschaft, daß der Staat ein Organismus voll kräftig pulsierenden Blutes ist; daß alle seine Früchte, — auch solche, die man lange mit stiller, zäher Nichtachtung ansah, ja übersah, wie Kunst, Wissenschaft oder anderes, schwer Greifbares, wie der unbefangene Verkehr unter Männern und Frauen, — als lebensnotwendige Erzeugnisse einer hochstehenden Kultur in das Bild eines gesunden, in sich geschlossenen Gemeinwesens einzugliedern sind.

Solcher Erlebnisse hat man hier wahrlich keinen Überfluß. Noch gemahnt vieles an die Zeiten, da man den Sonntagnachmittag gelangweilt mit der Lektüre eines Buches, das man aus Pflichtgefühl las, oder mit einem Skat im Künstlerverein einfach totschlug. Der bremische Sonntag war ein Tyrann in fast demselben Maße, wie es der englische noch durchweg ist. Er war das Symbol einer Geselligkeit, die aus ursprünglich lebensvollen Formen in einer Zeit bedürfnisloser Nüchternheit — Puritanismus nennens andere — alles Leben verbannt hatte. Generationen haben sich unter das Joch einer Sitte gebeugt, die ihnen schließlich zum Inbegriff und Ausdruck ihrer sittlichen Anschauungen wurde; die es bewirkte, daß man das Ungewöhnliche für unmoralisch zu halten geneigt war; die den Menschen im Grunde erst mit der Erreichung des Schwabenalters für reif genug hielt, unbefangen sich seinen Verkehr zu suchen nach eigenem Wunsche. — Und wenn nun auch der Kampf, den der bremische Sonntag — und mit ihm vieles andere — um seine Existenz kämpft, wohl über kurz oder lang gegen ihn entschieden werden wird: als Wahrzeichen einer Zeit, die mit der Bedeutung einer Großstadt das Denken einer Kleinstadt vereinigen zu müssen glaubte, hat er noch starke, zähe Bundesgenossen in einer stattlichen Schar von Vorurteilen, die den Weg nicht freigeben wollen zu der Erkenntnis, daß das „Neue“ durchaus nicht Umsturz sein will; daß es vielmehr Frische in unsere Gesinnung bringen möchte. Vor einem Jahrhundert fielen die Mauern, die die Stadt einengten; das städtische Wesen breitete sich weithin aus; — aber noch Jahrhunderte hindurch wurden abends, fast im Innern der Stadt, Tore geschlossen; wurden die aufstrebenden Vorstädte von der Altstadt getrennt ... Sollen wir eine analoge Erscheinung im gesellschaftlichen Leben zu gewärtigen haben? Ein alter Spruch mahnt:

„Bremen, waß bedächtig!
„Laht nich mehr in, du fiehst öhrer mächtig!“

Wir möchten sagen: Bremen ist sehr wohl fähig, des neuen Geistes „mächtig" zu werden; aber es muß sich klar werden darüber: je länger es zögert, ihn organisch zu verarbeiten, um so größer wird die Gefahr, daß wachsende Ungeduld über die Traditionen, in denen sich der Kern des eigentlichen bremischen Wesens lebendig fortpflanzt, hinweggeht; daß sie die Eigenheiten, die unsere Stärke ausmachen, auslöscht, wenn man eigensinnig einen Kompromiß weigert, weil man ihn für ein Zeichen der Schwäche hält. Das aber läßt sich leichter vermeiden, als wieder gutmachen. Jules C. A. Schröder.

Berliner Sensationen.

Lange, nicht zu breite Straßen mit hohen, langweilig grauen Mietshäusern — schwarze, und hier und da weiß oder rötlich erleuchtete Fenster, wie verwunderte und finstere Augen in die Dunkelheit starrend — die Laternen sind ausgedreht, im Schatten schleichen Schatten — mehr Effekte als Affekte.

Da rast der Kaiser über das Pflaster — im Automobil; es rattert, pfaucht, stinkt und tutet, wackelt, bremst. Eine Barrikade! Der Kaiser steigt aus, steigt hinauf, will eine Rede halten an sein Volk: Geliebtes Volk, ich bitte um Redefreiheit auch für mich. — Plötzlich flammt ein Petroleumfeuer auf — und dahinter ein sein Vaterland mehr als sein Leben liebender Photograph — für die Woche. Und Blumen regnen herab von allen Balkonen — weiß gekleidete Ehrenjungfrauen. — Nein, aber nein! Es war nur ein Traum von mir. In Wirklichkeit sind wir in Moabit. Nur Polizei und Mob. Und die Schutzleute treiben die Menge mit Säbeln und Gummiknüppeln auseinander — und von den Balkonen und aus den Fenstern fliegen Steine und Blumentöpfe. Auch ein Blumenkorso, aber ein Schauspiel der furchtbaren Hysterie des Volkes.

Die Szene wird zum Tribunal. Eine Tragikomödie, betitelt: Staatshysterie. Regie: Landgerichtsdirektor Lieber. Jeder andere Richter wäre dem Volke lieber gewesen als Lieber. Man hat in der kleinen Revolte von Unzufriedenen in Moabit eine Haupt- und Staatsaktion: eine Revolution von den Sozialdemokraten angezettelt, gesehen. Und nun sehen wir 35 zum größten Teil imaginäre, weil unschuldig aus der Volksmasse herausgegriffene Verschwörer auf den Anklagebänken sitzen. Man braucht sich die armen Schlachtlämmer nur einmal scharf anzusehen, dann wird ihnen bange. Und man sagt sich, daß es wohl wahr sein wird, was sich im Laufe der Verhandlung herausgestellt hat, — daß die Polizei die Hauptschuld an dieser „Revolution" trägt. Denn sie schlug kopflos, blindlings selbst auf die Harm- und Wehrlosesten ein. Sicher ist, daß das blaue Tuch für das Volk immer mehr das wird, was das rote Tuch für den Stier ist.

Man sagt, daß schon in „Friedenszeiten" die Berliner Schutzleute, diese mächtigen, ausgesucht wuchtigen, bewehrten Gestalten mit den — wie sagt man doch? — martialischen Schnauzbärten den feinen Mann besser behandeln als den gemeinen. Das ist psychologisch merkwürdig, weil sie doch selbst „Kinder des Volkes" sind, scheint aber ebenso wahr wie parador zu sein. Man kann es beobachten, wenn man, wie ich so gern — ich nenne es — auf dem Saumstein spazieren geht.

Doch weiter! Die Szene wird zum Zirkus. Sophokles' Oedipus. Regie: Reinhardt. In Moabit war's der Zufall — hier ist ein Meister der Massen. Man denke sich das ungeheure Amphitheater voll von einem atemlos schauenden und lauschenden modernen Publikum — und, dagegen ausgespielt, in der Arena halbnackte antike Volksmassen, dargestellt von Schauspielern des Deutschen Theaters unter Mitwirkung von 600 Studenten.

Welch großartiger Anblick, wie das thebanische Volk hereinwogte in den riesigen Raum, der über den Bänken schwarz, oben durch ein bauchiges, dunkelrotes Tuch verhängt, nur unten in der Mitte von Streifen dunkelblauen Lichtes erhellt war! Wie dann die Menge zwischen den hellrot rauchenden Flammen der Altäre an den Treppen des Königspalastes brandete, der mit majestätischen Säulen im hellgelben Sonnenlichte ragte! Und wie sie durcheinanderwimmelte bei dem Tode der Jokaste! Mehrere weißgekleidete Dienerinnen taumelten kreuz und quer die Stufen herab, irrten weinend und klagend zum Chor hin und zurück und in trostloser Verwirrung durcheinander. Das wirkte grauenhaft. — Und immer den Massen gegenüber die Persönlichkeiten: Oedipus, Jokaste, Kreon, Teiresias, alle meisterlich dargestellt, so daß diese antike Tragödie, in der Schuld und Schicksal, zu einem unentwirrbaren Knebel vereint, die Helden ersticken und die Atmosphäre zusammenpressen, eine ganz moderne, nervöse Spannung erregte.

Ich wenigstens habe noch nie eine von Anfang bis zu Ende derart überwältigende Wirkung durch das dramatische Werk eines modernen Dichters erfahren. Und wohl besonders deshalb, weil man sich, je massiger das Publikum ist, desto einsamer als Persönlichkeit fühlt und mehr Genuß empfinden kann als im intimen Theater. Und als sich der böse Nachbar trotzdem bemerkbar machte, störte er doch nicht so sehr wie sonst. Nicht einmal am Schluß die Ovation, die nicht enden wollte, verstimmte: hier war sie am Platze. Das war etwas anderes, als das gewöhnliche Theatergeklatsch: man spürte die große Begeisterung. Und dennoch! Sollte es vielleicht nur die Suggestion der Masse auf die Masse gewesen sein, die so etwas hervorrief — und nicht die Antike?

Ich hörte eine Dame aus den sogenannten besseren Ständen zu ihrem Manne sagen: „Diese antiken Stücke haben sich eigentlich doch überlebt.“ Und ein Mann aus dem Volke, der die Galerie bald, nachdem er neugierig gekommen war, mit viel Lärm wieder verließ, rief, als man wegen der Ruhestörung auf ihn schimpfte: „Regen Se sich man nich uff! Det macht mir ja meine Olle janz alleene besser!“

Wie sollte auch Berlin auf einmal klassisch geworden sein? Gab es überhaupt ein klassisches Altertum, wie die Schullehrer es sich vorstellen und lehren, so voll von ruhiger, einfach-schöner Harmonie zwischen Masse und Individualität, Staat und Masse? Und etwa eine Volkskunstverständigkeit? Ich glaube, es herrschte damals dieselbe Hysterie wie heute? Eine ähnliche Sensationslust trieb das antike Volk in die Theater und Arenen, wie sie die modernen Berliner in die Oedipusaufführungen treibt.

Sie gehen zu anderer Zeit ebenso in die Panoptika, die Konzert- und Eispaläste, den Lunapark und den Citypark, die Rummelplätze, einer Ansammlung aller die Nerven am meisten auf- oder abregenden Jahrmarktsdarbietungen.

Sensation! — das war und bleibt wohl ewig das Modernste — vom höchsten Kunstinstitut hinab einerseits ins politische, anderseits ins geschäftliche Leben hinein. Nur daß es hier heutzutage Reklame heißt.

Da hat man zum Beispiel in der Friedrichstraße ein hübsches junges Mädchen ins Schaufenster gesetzt mit einer sogenannten „ewigen Feder“: es muß unaufhörlich schreiben. Aber diese Reklame ist ein zweischneidiges Schwert: ein hübsches Mädchen macht zuerst Reklame für sich. So lockt das ewige Schreibmädchen viel Herren ans Fenster und läßt seine Finger spielen: darüber lacht der Chef. Es läßt aber auch seine Augen spielen und lächelt manchmal einem Herrn zu: darüber lacht dieser. Doch wer zuletzt lacht, lacht am besten: nämlich das Mädchen. Der verführte Herr kauft ihm Hut-, keine Schreibfedern. Und der betrogene Chef muß endlich das hübsche Mädchen durch ein häßliches ersetzen. So gehts mit allem, was man ewig heißt.

Freilich scheint auch das, was man am liebsten ewig nennt, die Vorsehung, die Reklame gutzuheißen: wo soll man da noch reklamieren? — In einem Schuhwarenhaus bricht ein Brand aus. Und am nächsten Tage werden die beschädigten Waren billig, zu

einem Spottpreise verkauft. Wer Ware gratis geben wollte, was der für Käufer haben sollte — aber: wer beschädigte Absätze nur gerissen verkauft, hat auch einen reißenden Absatz. Nun werden schon längst nur noch unbeschädigte und neu eingetroffene Schuhwaren — auch spottbillig natürlich verkauft — und natürlich ist der Laden noch immer spottvoll. Und wer freut sich am meisten darüber? Nicht der Weihnachtsmann! Aber wahrlich: das ist die richtige Schadenfreude!

Jeder freut sich eben anders. Ich liebe es, so auf dem Saumstein, zwischen Bürgersteig und Fahrstraße, durch Berlin zu schlendern und besonders in den Hauptstraßen die neuen und alten Sensationen zu studieren, die, wenn auch nicht künstlerisch schön, so doch immer menschlich interessant sind.

Auf der Friedrichstraße wird den „Damen" — man muß das Wort in Gänsefüßchen setzen! — die Heiratszeitung angeboten, die Zeitung, in der all diejenigen Damen — ohne „ " — verzeichnet sind, so sich nur in der gesetzlich verlangten Form der Liebe wohlfühlen. Für jene anderen „Damen" ist diese Form, die Ehe, fast zur fabelhaften, verbotenen Frucht, zum Sündenapfel am Baum der Erkenntnis geworden — d. h. sie selbst pflücken ihn nicht mehr, drum nennen sie es Sünde, ihn zu pflücken. So nennen wir alles Sünde, was uns nicht Sitte ist, verfluchen es oder suchen es: doch heimlich sehnen wir uns alle nach dem Paradoxen — aus Sensation. Nur wenn wir den Ruf zu oft schon gehört haben, wie jene „Damen" den Ruf „Die Heiratszeitung", stutzen wir kaum, schielen nur hin und schlendern dann halb wehmütig, halb trotzig vorüber. — Wir machen noch aus unserem Sentiment für unser Schicksal eine Sensation, d. h. Sentimentalität — aber endlich schieben wir uns ganz resigniert oder gleichgültig vorbei, weil wir schließlich wissen, daß wir doch nicht glücklich werden durch diese Sensationen — und wir lassen alle Rufe in unseren Ohren ohne Echo verhallen.

Und alle Rufe der Friedrichstraße sind wirklich nicht mehr wert: sie verwirren nur einen Geist, der nicht vom Schwindel frei ist. Da hört er: „Die Welt ist neu," immer wieder: „Die Welt ist neu." Seltsame Welt! Und sonderbare Wahrheit! Wie wandelbar bist du geworden mit der Zeit! Denn stets wird „Die neueste Ausgabe der Wahrheit!" angeboten. Und sogar: Sensationsnummer!

Auf der Friedrichstraße heißt das. Nur in Berlin. Und Welt und Wahrheit sind nur Zeitungen. Sensationsblätter! Darin Symbole zu sehen, wäre zu viel Sentiment.

Heinrich Noeren.

Bayreuth und Bremens Frauen.

Es ist eine große Zeit gewesen, damals in den siebziger Jahren. Wir hatten ein einiges deutsches Reich bekommen, wir fühlten uns als ein einiges deutsches Volk im Norden und Süden, im Osten und Westen; und in einer kleinen fränkischen Stadt fielen im Namen der neuen Nationalität bedeutungsschwere Hammerschläge und Richard Wagner sprach dazu die Worte:

„Hier schließ' ich ein Geheimnis ein,
Da ruh' es viele hundert Jahr':
So lange es verwahrt der Stein,
Macht es der Welt sich offenbar."

Das war die Geburtsstunde Bayreuths. Vier Jahre später leuchtete der Welt zum ersten Male jenes sich offenbarende Geheimnis. Jetzt war es nicht nur mehr ein enger Kreis von Tonkünstlern und von Freunden des Meisters, der seiner Stimme lauschte, eine glänzende Versammlung von Fürsten und Großen auf geistigen und materiellen

Gebieten füllte das Festspielhaus mit brausendem Jubel, als der Vorhang über dem Schluß der Tetralogie herabsank. Und wieder sprach Richard Wagner. Dieses Mal waren es die historisch gewordenen Worte: „Sie haben jetzt gesehen, was wir können. Wollen Sie jetzt? Und wenn Sie wollen, werden wir eine Kunst haben!"

Was für ein berauschender Gedanke: ein Reich, ein Volk und ein schnell emporwachsendes nationales Kunstwerk, eine Kunst von Gottes Gnaden, die abseits von allen Geschäftspraktiken durch das Volk und für das Volk lebt! (Die Frage, ob das Musikdrama gerade dem deutschen Geist das Tiefste zu geben vermag, soll hier unerörtert bleiben.) — So sah es damals Richard Wagner als begeisterndes Ziel in naher Zukunft vor sich: Bayreuth eine kunstgeweihte Stätte, der sein Volk zuströmen würde, wie das Volk der Griechen dem Dionysostheater. Die Verwirklichung erschien ihm einfach und klar. Es erschien ihm ein kleines, die genügende Anzahl von Patronen zu bekommen, die die Festspiele pekuniär so weit sichern sollten, daß von einem geschäftlichen Betrieb derselben abgesehen werden konnte. Wir wissen, daß diese Träume zu gutem Teil Träume geblieben sind. Aber die bewunderungswerte Kraft von Richard Wagners Geist und die Größe seines Gedankens wirken fort in allem Wandel der Zeit. Ein Stück dieser Kraft gab auch den Anstoß zu der Stiftung, die allenthalben in unserem deutschen Vaterlande ins Leben gerufen wurde, um den Traum zur Wirklichkeit zu gestalten. Von unserer Stadt aus sind dem Bayreuther Stipendienfonds seit Jahren schon sehr nennenswerte Summen zugeflossen und in diesem Sommer haben sich nun auch Bremens Frauen konstituiert, um ebenfalls das Werk zu fördern und zu stützen. Es hat in dieser Frauensache zunächst wieder die alte Losung „Bremen waß bedächtig" gegolten, denn viele Städte waren dabei schon längst am Werk; aus der Bedachtsamkeit ist dann aber eine kräftig zugreifende und viel schaffende Tat hervorgegangen. Bremens Frauen dürfen mit Genugtuung und mit einigem Stolz es sich sagen, daß nur eine Stadt in deutschen Landen (Nürnberg, diese Stadt, der Richard Wagner in den „Meistersingern" ein echtes Heimatskunstwerk bescherte) ihnen an Eifer und Gebefreudigkeit gleichkommt. Die Jahresbeiträge und einmaligen Schenkungen ermöglichen es, daß in den nächsten vier Jahren jährlich je Mark 3230.— an den Stiftungsfonds abgeliefert werden können. Besonders sympathisch wirkt es, daß dabei ein sehr großer Prozentsatz von Mindestbeiträgen (Mark 1.— pro Jahr) zu verzeichnen ist, so daß also nicht nur das weitgehende Interesse einzelner Persönlichkeiten, sondern weite Kreise den Gedanken Wagners verwirklichen helfen.

Der ideale Zweck der Bayreuther Festspiele verliert nichts von seiner Bedeutung, wenn auch unsere großen Opernbühnen das Musikdrama mehr und mehr rein und wesensecht in Erscheinung treten lassen. Wer je in Bayreuth geweilt hat und die desillusionierenden Nebenumstände, die ein Theaterbetrieb und internationale, berühmte Kunstveranstaltungen im allgemeinen zeitigen, überwunden hat, wird etwas davon gespürt haben, daß der starke Geist des Bayreuther Meisters noch immer weiterschaffend und erhaltend dort lebt.

Und das Geheimnis, das seine Hand in dem Grundstein des Festspielhauses barg, teilt sich als edelste Gabe den Festspielgästen mit: die Erschütterung und Erhebung, welche uns erfaßt, wenn wir dem Schaffen unserer Großen uns nahen dürfen. G. D. G.

Bildende Kunst.

Den Erwerb des „Mohnfelds" von Th. van Gogh konnten wir bereits im vorigen Berichte kommentieren. Nun ist das Bild selbst eingetroffen und hängt mit einigen anderen Werken des Malers in einem der Ausstellungssäle. Nun soll es sich vor der Gesamtheit des Publikums darüber ausweisen, ob es denn wirklich des Erwerbes würdig war. Es hat seine schlimmste Zeit zu überstehen, es wird vorgestellt, einer wahllosen Menge von Unberufenen und Berufenen, Halbkennern und Kennern, Snobs und Banausen präsentiert. Es muß den ersten Ansturm einer banalen Neugier, einer vorschnellen Entrüstung, bitterbösen Spottes und billigen Hohnes aushalten, muß eine verzweifelte Bewunderung der „Kenner" ertragen und zusehen, wie sich strebsame Gutgesinnte mit allen Kräften, aber vergebens abmühen, seinen wahren „Gehalt" zu erkennen. Gut, daß es sich in dieser schlimmen Zeit mit einigen seiner Geschwister zum Beistand umgeben hat; denn das eine Bild des van Gogh spricht für das andere und zusammen lassen sie auch den Umriß des Menschen deutlicher werden, der alle diese Werke erschaffen hat und der sie vielleicht alle erklärt und rechtfertigt. Wie merkwürdig, wie befremdlich hat dieser Mensch die Welt gesehen — und dabei doch wie gewaltig, wie packend, wie hinreißend — zum Widerspruch oder zur Begeisterung, man weiß es nicht recht, auf jeden Fall steckt hier eine Kraft, ein elementarer Impuls, eine Willensvehemenz sondergleichen. Die Vehemenz des Wahnsinns! werden manche sagen. Man wird mit aller Entschiedenheit ablehnen oder aber — alle Bedenken beiseite werfend — in diesen Willen untertauchen, alle Schauer, alle Exzesse, alle Seligkeiten miterlebend, die dieser Wille zum Inhalt hat. Dies Mohnfeld ist allerdings in einer Weise gesehen, die zunächst etwas Beängstigendes hat. Es erscheint ganz nahe und fast aus der Vogelperspektive; es füllt den ganzen Bildumfang aus, ohne daß ein Stückchen des Himmels sichtbar würde. Es scheint überaus bewegt, wie im Aufruhr, wie fluchtartig vorübereilend, in der Ferne verschwindend. Es könnte in einer ungeheueren, fast pathologischen Erregung gemalt sein, die das Räumliche eines Eindrucks nicht als einen Zustand, sondern als eine Bewegung auffaßt, als eine rasende Bewegung von Linien und Farben, und die nun eben darin alles Temperament konzentriert, dessen sie nur fähig ist. Der Künstler hat hierin ein eminentes Ausdrucksmittel erkannt; er sucht das eigentlich Emotionelle in der Natur und findet es in der bewegten Folge der Farben und der Linien als solchen, während er das plastische Einzelding als das eigentlich Feste und Dauernde ignoriert. Daher die ganz summarische Behandlung seiner Landschaften, die sich niemals bei der malerischen Durchbildung der Details aufhält, die auch im Vortrag, im Pinselstrich nicht auf die spezielle Struktur der verschiedenen Dinge eingeht, sondern überall mit einer, man könnte sagen mystischen Monotonie im Großen wie im Kleinen das Bewegte der Kontur und der Farbe, das Werdende, das Fliehende, das Züngelnde, Flackernde, das Feurige der Erscheinung zu verbildlichen sucht. Alles fließt, und alle Dinge verwandeln sich im Feuer — man könnte herakliteische Züge in dieser Kunst entdecken. Diese Malerei ist weder objektiv-realistisch, noch subjektiv-impressionistisch — riesige Gebiete malerischen Vermögens berührt sie überhaupt nicht und darin liegt ihre leicht erkennbare Grenze —, für beides ist sie zu expressiv, zu sehr das Gegenständliche ins Ausdrucksvolle verwandelnd. Sie ist ganz abstrakt, wenn man will, und fast symbolisch. Sie macht aus der Natur einen Teppich, ein Ornament, das die Emotion versinnlicht, die den Künstler beim Anblick ihrer Farben und Konturen überfällt. Diese Kunst ist eine Sprache, die sich aus dem natürlichen Wortschatz nur ganz bestimmter Wendungen bedient, aber diese mit riesigem Ausdruck, mit höchst gesteigertem Pathos, mit prophetischer Leidenschaft als eintönig gewaltige Predigt wiederholt. Das Prophetische ist ein Zug, der van Goghs Leben und Kunst charakterisiert. Es berührt sich gelegentlich mit Millets kosmisch-sozialem Pathos; man sehe die „Feldarbeiter" unseres

Malers in der Ausstellung, deren Silhouetten sich visionär in großer Feldeinsamkeit unter farbig verglimmendem Himmel abheben. Er hat auch das Primitive, Dürftige Unbeholfene, Einseitige des Prophetentums: in seinem Stilleben fallen alle Dinge perspektivisch durcheinander und stehen unter einer bedrängenden, beunruhigenden Optik — nur damit dem Maler die traumhafte Farbenharmonie gelingt, die ihm vorschwebt.

Man sollte aber nicht das Pathologische, sondern das bewußte Kunstwollen in solchen Dingen beachten. Eine genaue Kenntnis der alten Kunstgeschichte würde vielleicht in früheren Übergangsepochen von barocken zu primitiven Stilphasen Konstellationen finden, unter denen ganz ähnliche Erscheinungen wie unser van Gogh möglich waren. Man würde damit allein schon bewiesen haben, wie wichtig und wie typisch dieser Künstler in unserer Übergangszeit dasteht, und daß die Kenntnis seiner Werke zur Kenntnis der modernen Kunst gehört. Schulbildend im eigentlichen Sinne des Wortes ist van Gogh nicht geworden. Seine malerischen Ausdrucksmittel, sein Stil, seine Technik, sie sind im Grunde nicht übertragbar, sie sind von der besonderen Arbeitsweise van Goghs vor der Natur bedingt, der binnen wenigen Stunden und aus einer schöpferischen Anregung heraus alles zu Ende bringen wollte, was ihm wesentlich erschien. Bei solchem stürmischen Schaffenstempo bedurfte es eines abkürzenden Verfahrens, das zugleich ein übertreibendes Verfahren sein mußte, und so erfand der Künstler seine mächtigen dekorativen Kraftlinien, seine starken, umrändernden Konturen, so forcierte er die Kraft der reinen Farben und ihre Harmonie auf das höchste Maß, ohne dabei vor den exzessivsten Wirkungen zurückzuschrecken. Es ist eine exaltierte und dabei ganz lapidare Sprache, die er spricht, eine Sprache, die fortwährend zu den höchsten, letzten, eigentlichsten Ausdrucksmöglichkeiten hindrängt, — man erschrickt vor der Hemmungslosigkeit einer Seele, die unausgesetzt das Äußerste, das Überwältigendste, Süßeste, Heißeste zu sagen wagte, wie man gelegentlich vor den Extasen Nietzsches in seinen letzten Werken errötet. Man mag mit Recht in dieser Hemmungslosigkeit bei beiden etwas Pathologisches sehen.

Wie dem auch sei, jeder moderne Künstler muß sich einmal in diese Geistesgewalt hineinfühlen; es liegen unverlierbare Dinge in ihr und die Ahnung des Zukünftigen. Aber ihrer Ausdrucksformel sich zu bedienen, ist überaus gefahrvoll. Darum begrüßen wir es, daß der junge Bremer Maler Rudolf Tewes, der van Gogh sehr stark erlebt hat, diese Phase jetzt überwunden hat. Dem Kenner französischer Malerei ist vielleicht etwas damit gesagt, wenn man Renoir und Sisley vor seinen jetzt ausgestellten Werken zitiert. Zweifellos lassen sich in diesem Kreise Konventionen schaffen, in denen eine gesunde Entwicklung möglich ist, aus van Gogh läßt sich keine Konvention ableiten. Tewes' Bilder sind nicht erschütternd, nicht gewaltig in der Konzeption der Form, aber sie sind sehr schön und sie haben eine echt malerische, warme Temperatur. Diese spanischen Landschaften sind leuchtend und prächtig in der Farbe, strahlend in einem verschwenderischen Licht, in der Behandlung der Lufttöne, der schimmernden Ferne und des Himmels sehr wohlgelungen, und dabei besonnen und treffend im malerischen Vortrag. Sie sind aus einer starken künstlerischen Sinnlichkeit geschaffen und mit einem streng künstlerischen Instinkt gemalt, Zeugnisse eines sehr exklusiven, vorsichtigen Geschmacks und einer genauen Selbstkontrolle. Möge sich der Künstler auf diesem Wege zielbewußt fortentwickeln und möge er so allmählich zu größeren Synthesen fortschreiten. Wenn ihn Renoir, der Maler par excellence, noch eine Strecke auf diesem Wege begleiten wird, um so besser: ein willkommenerer Führer läßt sich nicht denken.

G. F. Hartlaub.

Musik.

Gestern um die Mitternacht haben die Turmbläser wundervoll geblasen. Bitte, war das keine Musik? Oh, gewiß doch. Heute darf man sich Besuche abstatten. Man verneigt sich mit heiterem Antlitz oder reibt die mannigfaltig gerundeten Wangen gegeneinander und — kurzum, man wünscht sich Glück. Natürlich, ohne ungemütliche Definition. Es soll sogar solche geben, die sich rein gar nichts dabei denken. Immer aber denkt sich jeder ein anderes als der andere. Und es bleibt gewiß seltsam und erfreulich, daß wenigstens ein Jahrestag einem allgemeinen Versöhnungsfest ähnlich sieht. Der Glückwünscher mit dem Riekelbusch ist schon dessenthalben gern gesehen, weil er sich als ein Meister der Zukunftsmusik auszuweisen pflegt. Er redet recht gewandt von rosigen Schleiern, hinter denen sich eine Fülle liebreizender Ereignisse verbergen müsse, und wenn er prosaisch ohne Umstände über das neue Jahr spricht, bedeutet doch sein angenehmes Lächeln, daß jetzt der wahrhaftige Berg Sesam strahlend und verheißungsreich vor aller Menschheit aufgesprungen sei, um jeglicher Sehnsucht Erfüllung zu bringen. Ich erlaube mir nicht, Ihnen bei Überreichung meines Riekelbusches eine derart optimistische Floskel zu drechseln. Aber lassen Sie sich bitte von der Visite erzählen, die ich gestern nacht zwischen 11^{59} und 11^{60} Uhr in der Stadt machte, der das reichste, elastischeste, vertiefteste Musikleben der ganzen Welt eignet. Mein Besuch galt nämlich einer Handelsstadt von über 200 000 Einwohnern. Eben weil die wilde Hatz des modernen Erwerbslebens jenen Bürgern eine nimmermüde Sehnsucht nach Harmonie und Erhebung ihrer Gemüter eingab, übereiferten sie sich auf bewundernswerte Art, den Jungbronn der schönen Künste in ein breites, köstliches Bett zu leiten, so daß er ringsum alle Seelen befruchten konnte. Es gab dort nicht weniger als vier Dutzend großer Mäcene, von deren Wirken niemand deutlich hörte, weil sie nur im Verborgenen wohltaten, dann noch etwa 400 Dutzend kleinerer Mäcene, die im Lokalblatt mehr Wesens von ihren Stiftungen machen ließen, — alle aber schenkten, schenkten, und es zeigte sich, daß sie dabei ungemein viel ersparten. Am liebsten und reichlichsten wurde für die Musik geopfert. Diese Kunst hielten die Bürger für die „ausruhendste". Man brauchte bei ihrer Aufnahme vorzüglich nur zu empfinden und konnte sich eben darum am meisten bei ihr denken. Unfähig, sämtliche weisen Regelungen ihrer musikalischen Verhältnisse zu schildern, gebe ich nur einige spärliche Nachricht über die Art, auf die das Stadtgesetz in jenes Musikleben eingriff. Recht ins Auge fallend war, daß man eine strenge und reinliche Scheidung zwischen den lernenden, den lehrenden und den im Theater oder Konzertsaal ausübenden musikalischen Individuen durchgeführt hatte. So wenig dort von einem Literaturlehrer verlangt wurde, daß er am Abend auf der Bühne als Schauspieler in eben dem Drama auftrat, das er Morgens mit seiner Schulklasse „durchgenommen" hatte, ebensowenig durfte ein Orchestermusiker gezwungen werden, um seines lieben Brotes willen über den langen Tag einen Musikpädagogen vorstellen zu müssen. Zur Durchführung dieser segensreichen Spezialisierung hatte die Stadt einige Konservatorien erbaut, deren Lehrpersonal sich vor der Anstellung einer Prüfung unterziehen mußte. Auch die Pädagogen der Privatmusikschulen, selbst unkorporierte Musiklehrer, waren staatlich approbiert. Und wie sich in dieser seltsamen Stadt alle Musiktreibenden nur einem einzigen Hauptamt ungeteilt hingaben, waren auch alle jene Lehrer stolz darauf, nur Lehrer (nicht einmal im Nebenamt Komponisten) zu sein. Anderseits hatten die 100 Musiker der städtischen Konzertkapelle und gleich so die 80 Musiker der städtischen Oper sich eidlich verpflichtet, niemals Schüler zu nehmen, sondern ihre Kräfte völlig den Proben und Aufführungen und vor allem einem unablässigen häuslichen Studium ihrer Einzelparts widmen zu wollen. In der Opernkapelle lebte natürlicherweise ein durchaus anderer Stil und Geist als in der Symphoniekapelle, daher beide niemals durcheinander gemischt werden durften. Während der Wintersaison

spielte die städtische Oper an jedem Abend, die Symphoniekapelle an 24 Abenden, die Kammermusik an 16 Abenden (ohne die Proben). Die sämtlichen vereinigten Gesangschöre der Stadt gaben 10 Konzerte. Das Konzerthaus, in dem mehrere Konzerte zu gleicher Zeit dargeboten werden konnten, besaß eine große Symphoniehalle mit 4000 Sitzen und eine mittelgroße für solistische Instrumentalleistungen; außerdem einen Kammermusiksaal und einen kleinen Saal, dessen Akustik sich vorzüglich für solistische Vokalmusik eignete. Die vorletzte Probe jedes Konzertes (auch der Kammermusiker) war für Bürger der beiden niedrigsten Steuerklassen freigegeben; der Platzpreis für die Generalproben durfte eine Mark nicht übersteigen, der für die Hauptaufführung durfte nie unter 5 Mark herabsinken. Der Ertrag der Sommerkonzerte lief in die Pensionskasse der Kapellen, in die außerdem jeder Oper- und Konzertabonnent zu Saisonbeginn einen Taler zahlte. Mindestens der dritte Teil der gesamten symphonischen Aufführungen mußte den Werken lebender Komponisten gewidmet sein. Auch wurde darauf gesehen, daß die Konzertprogramme alle Richtungen und die ganze musikalische Weltliteratur bedachten. Während der Saison durfte z. B. in den Programmen der Sänger nicht mehr als ein dutzendmal Beethovens entfernte Geliebte, Brahms Feldeinsamkeit, Schumanns Grenadiere, Wolffs Gärtner auftauchen. In allen Hauptschulen gehörte es zum Unterricht, daß die Schüler von Sexta herauf eine Woche einmal in die Oper, die nächste Woche in ein Symphoniekonzert, die dann folgende Woche in eine Kammermusik geführt wurden. Dreimal in der Woche wurde gegen niedriges Entgelt ein von musikalischen Vorführungen begleiteter musikhistorischer Vortrag gehalten. Die Solisten waren aus den Symphoniekonzerten verbannt. Zwischen den Symphonien wurde weder Tee, noch Bier, noch Familienchronik herumgereicht. Niemand durfte ein Opernglas mit in den Konzertsaal nehmen. Die Ouvertüren von Opernkomponisten wurden immer da gespielt, wo sie notwendig waren, niemals im Konzertsaal. Ach, wer vermöchte es, all die tiefe Weisheit solcher Reglements genügsam zu würdigen? — Die Notenhandlungen wurden vom Publikum selbst gezwungen, keinerlei musikalische Schundliteratur zu verbreiten. So wurde die 200 000ste Jubiläumsauflage des Salonwerkes „Beliebteste Musikperlen für jung und alt und reich und arm" allein durch den Unwillen des fein durchgebildeten Publikums erfolgreich unterdrückt. Militärorchestern war anbefohlen, niemals mehr ein Potpourri zu spielen, sondern nur Choräle, Märsche und Tänze. Überhaupt durften sie einzig im Freien konzertieren und auch das nur bei Regenwetter. Natürlich war die ganze Stadt Mitglied des Antilärmvereins, weshalb der Jahrmarktstrubel sich draußen auf einem weit und wundervoll gelegenen Werder austoben mußte (denn die Kasernenplätze innerhalb der Stadt hatten mit grünen Bäumen bepflanzten, herzerfreuenden Lustorten Platz gemacht); kurz — malen Sie sich aus: dies alles war erst eine lückenhafte Aufzählung kulturpolizeilicher Vorschriften. Sie begreifen, auf welch ernsthaft hohes Niveau sich da dieser Bürger schrankenlos frei geübte Hausmusik erhoben hatte. Wie? Das wären nur Phantasien? O, nicht doch. Woher das Geld zu solchen Institutionen heranfließen solle? Unerfüllbare Hoffnungen? — Aber Sie werden unhöflich. Ich frage Sie ja meinerseits auch nicht, wohin Sie die Blumen meines neujahrkündenden Riekelbusches werfen lassen, wenn sie erst verwelkt und verdüftet sind. So gönnen Sie mir meine Wünsche und glauben Sie mir: jede Stadt ist der Musik, die sie sich gefallen läßt, wert.

Fritz Rassow.

Theater.

Das Stadttheater hat nach dem Erfolg der Nibelungen weiter wertvolle Auswahl gebracht, für die ihm hoffentlich auch Anerkennung in den verschiedenen Klangfarben zu teil wird. Literarischer Wert allein tut es freilich nicht, Klassiker; — es muß auch eine gewisse Neuheit, äußere Frische locken; Wut und Freude, Haß und Liebe; ein Stück, wo der Stoff über den Dichter gekommen ist, wird länger leben, als wo der Dichter über den Stoff; Lebenswärme und Blut durchströmt Die Räuber und Kabale und Liebe viel mehr als alle Jambendramen. Übrigens würde ich es bedauern, wenn das Theater das feine moderne Lustspiel, besonders das gesellschaftlicher Art, zurücktreten ließe, das gerade jetzt einen Aufstieg verheißt und für das sonst hier der Boden fehlen würde. Bahrs Konzert und Björnson am Stadttheater waren bisher in diesem Winter entschieden das Beste in Bremen. Auch von älteren lustigen Sachen würde man manches gern hören: Grillparzers Weh dem, der lügt, Kotzebues Deutsche Kleinstädter, Raymunds Alpenkönig, Gutzkows Zopf und Schwert, Pailleron, vielleicht auch einmal Bauernfeld oder Benedix; Grabbes Scherz, Satire, Ironie; den entzückenden Kater Lampe; an leichteren Sachen Das Fest der Handwerker und Kurmärker und Picarde.

Und da einmal Weihnachten ist, krame ich auch allerhand kunterbunte Wünsche fürs ernste Fach aus, auf die Gefahr, daß der Weihnachtsmann über manche den Kopf schüttelt: Ifflands Jäger; Ludwigs Erbförster; vielleicht sogar in starker Kürzung Lenzens Soldaten (es klingt wahrhaftig wie das Schaufenster einer Spielwarenhandlung); Gutzkows Uriel Akosta; Lindaus Anderen; Vasantasena; vielleicht auch Die Quitzows, Das Leben ein Traum von Calderon und Don Juan von Tirso de Molina.

Die Aufführungen müßten auf der besten Höhe von der der Räuber und der Nibelungen stehen; selten; mag ruhig Füllsel, Unterhaltung dazwischen kommen; jeden Monat zwei höchstens: wertvoll und neu, oder: wertvoll und alt, aber wie neu.

In den Räubern fand ich als Ganzes vorzüglich die Gartenszene (III, 1); die silhouettenhaften dunkeln Gestalten des zielbewußten, durch Gier hier plumpen, rothaarigen Franz (P. Barleben) und der, wenn auch schablonenhaft edlen Amalie, der Margarethe Conrad gerade genug Körper gab; das dämmernde Licht über dem verschnittenen fränkischen Rokokogarten; das bloße Schwert, die Wendung der Situation; alles das war Theater im besten Sinne. — —

Franz Ludwig, der mir in allen Rollen zu sehr dieselbe laute Äußerlichkeit zeigt, fand in dem etwas unlogischen Idealisten Karl Moor eine Rolle, die ihm lag; die übrigen Hauptrollen: Spiegelberg (Ludw. Roth), Roller (Sick), Hermann (Jürgens), der alte Moor (Falk), Kosinsky (Dr. Prasch) waren in guten Händen. Sehr viel besser als die, abgesehen von der Landschaft an der Donau, unerfreulichen Naturdekorationen waren die Zimmer, nur daß da viele weiße Stühle aus spießerlichen Salons uns bekannt schienen, auch im Hintergrunde von Maximilians Zimmer weiße, überdünne Säulen von modernem Gußeisen plauderten. Die zwei oder drei unkenntlichen Brustbilder an der Wand und auf einer Staffelei machten eine recht klüngelige reichsfürstliche Ahnengalerie.

Die unlösliche Verbindung von Tapferkeit und Glauben, die den Ton der Jungfrau von Orleans bestimmt und alle Personen, solange sie diese Einheit nicht besitzen, unvollkommen erscheinen läßt, konnte Margarethe Conrad, der rein weibliche Rollen besser liegen, nicht völlig schaffen; das Strenge, Visionär-Energische gelang ihr weniger gut als die Verwirrung des vierten Aufzugs; die Darstellerin von den Schillerfestspielen 1905 (ich glaube Marg. Schneider) erfaßte den Kern der Rolle viel besser. — Der König und Talbot, der Untapfere und der Ungläubige, fanden gute Vertreter in Prasch, dem stark romanische Rollen liegen, und Isailovits, der die ganze anachronistische Kälte

des Materialisten inmitten des wundersüchtigen Jahrhunders zur Geltung brachte. Alex. Otto gab in eigenartiger Auffassung dem Dunois mehr vom reifen Haudegen, als man gewohnt ist; Lionel und Thibaut (Jürgens, Sick) boten nicht besonders persönliche, aber angemessene Erscheinungen. Raouls (L. Roth) Kampfbericht, lebhaft und hastig, etwas zu sehr Vortragsstück, fiel als Einzelheit aus dem Ganzen heraus; Kosinsky in den Räubern darf das, weil seine Erzählung eine entscheidende Wendung herbeiführt; Raoul darf es nicht.

In Minna von Barnhelm überraschte E. Kepler durch einen fast tragischen Riccaut; einen reizenden münchhausenhaften Petit-maitre aus einer anderen Welt, wo Kardinäle, Duchessen und Marschälle ganz offenkundig im Spiel betrogen; der an der Tafel von Sanssouci gute Figur machen könnte und statt dessen im Machtbereich des eisernen Ladestocks steht. Unlessingisch; aber Lessing, der Schöpfer der Rettungen, würde für die Rettung Riccauts heute Sinn haben. Nicht als ob ich die Figur nun immer so sehen möchte. Franziska (Fanny Wenaldy) eine sprungfederhafte, liotardsche Chocoladière, bestes Meißener; Just (Isailovits) gutmütig unverschämt, Werner (Porth) brav, einfach; der Wirt (Ahnelt) hätte in der Polizeiszene mehr latente Spannung, explosionsdrohende Neugier entfalten können. Minna (L. Baumbach) reichlich modern bürgerlich, — dem Tellheim F. Ludwigs fehlte das mutig Verbissene, anspruchslos Selbstverständliche. — Besonders fein wirkte die an sich recht unwichtige Szene, in der Just der Franziska die Begebnisse mit den Bedienten erzählt. —

Tantris, so sehr ein solches Untertauchen in eine ganz andere, die Bühnenwelt, aus dem Alltag erfrischt, ist mir doch, durch starke Unwahrscheinlichkeiten (Unerkanntheit trotz aller Deutlichkeit, vorher Erkanntsein trotz aller Erschwerungen), durch gesuchte Monna-Vanna- und Salomesensationen und langweilige Narrengespräche ein zweifelhaftes Vergnügen. — Am besten wirkte der ruhige erste Akt mit wenigen Figuren. Wie unter den drei Gästen auf einmal Denovalin (Isailovits) mit in der Kemnate stand, im Hintergrund, gesucht unauffällig; in einfacher graublauer Rüstung vor dunkelblauer Wand; und doch unser erster Blick; weil wie eine hypnotische Kraft von ihm ausgeht; das war vollendet. Hier störte mich nur eine schlimme Plüschtischdecke, die man besser durch eine leinene gemalte ersetzt hätte. — Josefa Flora als Isot wachsam und verschlossen, Marke (Sick) rechtlich jäh; M. Ludwig störte durch Derbheit; R. Prasch, falls er genug elastische Kraft besitzt, würde die Rolle vielleicht besser treffen.

Tolstois Macht der Finsternis fand ich im ganzen (außer von Isailovits, Sick und Ludwig) zu gebildet, kostümiert dargestellt.

Dem Schauspielhaus geraten von jeher am besten ernste Wirklichkeitsstücke, besonders solche von vertrautem, einfachem Milieu — sehr gut brachte es die Wildente, hier besonders, wie früher in Sudermanns Ehre, die Welt der kleinen Leute, gegen die das an sich blässer behandelte Großkaufmannsmilieu auch in der Darstellung abfiel. Den großtuerischen, innerlich philiströgen Hjalmar, der den Glauben an seine von allen sorgsamst suggerierte und gehätschelte Genialität zum Leben ebenso nötig braucht wie die vielen Butterbröte, gab Kustermann; Gina (Paula Wirth) hatte das ganze beschränkt Demütige und Vorsorgliche mit dem kleinlichen, gewohnheitsmäßigen Geschäftssinn; Elly Belze gab die liebe, gesundempfindende, aufopferungsvolle Hedwig mit viel Verständnis; zwischen diesen dreien Hjalmars Heimkehr aus der Gesellschaft war der Gipfelpunkt der Darstellung. G. Feuerherd als Werle der zielbewußte, gemütslose Rechen- und Genußmensch; F. Stein verstand es, der Rolle des Arztes am Schluß, neben dem gewissermaßen kleiner werdenden Gregers (W. Dohme ist hier sehr viel besser am Platze als in Salonrollen), die direkt körperliche Steigerung ins hoch Überlegene, Puppenspielerhafte zu geben.

Dieser internationalen, darum leichter zu treffenden Kleinbürgerei gegenüber wirkte die Darstellung oberbayrischen Volkstums in Anzengrubers Pfarrer von Kirchfeld bei gutbesetzten Hauptrollen als Ganzes doch so unerfreulich wie das Bauernleben in manchen flämischen Bildern, wo die Künstler, um echt zu wirken, das Tölpelhafte übertreiben oder allein darstellen.

So muteten besonders die Fanatiker der Prozession drastisch an in einer Weise, die kaum (ich habe das Stück nicht gelesen) in Anzengrubers Absicht liegt; denn jeder verständige Zuschauer muß sich sagen: Wenn doch aller Fanatismus von heute an so lächerlich aussähe, dann würde morgen aus ästhetischen Gründen die Toleranz Gemeingut.

W. Scharrelmanns Himmelstür, im Stile von Hauptmanns Hannele ein Wunderstück aus dem Alltag, scheint nicht vorwiegend auf die Kleinen berechnet (die, glaube ich, überhaupt nicht ins Theater gehören), will Erwachsenen aller Observanz die Weihnachtsgläubigkeit der Kindheit auf ein paar Stunden wiederbringen; das Kindertheater wird freilich in dem schlichten, hübschen Stück von äußerst einfacher Handlung nicht ganz vermieden. Für die Gestaltung des Übernatürlichen versagte (abgesehen von G. Feuerherd) das Ensemble; gut waren besonders die Waisenhausszenen, auch im Äußeren: das Vorsteherzimmer, gute Stube, mit den „Werken" auf dem Bücherbrett.

„Nur ein Traum" von Lothar Schmidt versprach psychologisch zu werden; wurde es dann aber lieber nicht und blieb im beliebten Fahrwasser der Mißverständnisse und Pikanterien; außer dem Professor Soundso recht uninteressante Alltagstypen; es braucht anderthalbe hineinkopierte Ehebrüche, um Leben in die Bude zu bekommen. Ein Lustspiel, das man nach drei Wochen wieder vergißt. K. W.

Oper.

Aus den dämmerigen Ecken der Kinderstuben, wo die Märchen vor uns lebendig wurden, nahmen wir Träume von einem Zauberstab mit in das Leben hinein, einem Zauberstab, der aus dem Nichts heraus wunderbare Dinge erstehen läßt. Das Leben löst diese Träume auf; da wird hin und her bewiesen und begründet und die Welt der Erscheinungen wird in Ursachen und Wirkungen aufgelöst. Doch lebt ein Abkömmling dieses wunderwirkenden Stabes in der Musik; er wird erhoben und schwebt nach künstlerischen Gesetzmäßigkeiten über dem Orchester, und ein Reich, das nicht zu beweisen ist, ersteht vor unseren Sinnen. Das nüchterne Wissen ist auch hier schnell mit einer Erklärung zur Stelle. Natürlich, ein Kapellmeister, ein Orchester, Proben — nichts einfacher als das. Wo jedoch steckt das Geheimnis, daß der Stab in der Hand eines Meisters aus diesem Orchester, dieser Vielheit von Individualitäten, ein durchaus anderartiges Leben hervorzuzaubern vermag, nicht nur im Ausbau des Tongefüges, sondern im Elementarsten, in der Entwickelung des Klanges und der Klangfarben? Suggestion der Einbildung, sagen die ganz Aufgeklärten. Aber was bleibt von der Kunst, wenn man die Autosuggestion abstrahiert?

Felix Mottl dirigierte im Stadttheater den Tristan. Aus mancherlei Urteilen tönte das gleiche heraus: man hatte stärkere Erregungen erwartet. Der auf dekorative und stark kontrastierende Wirkungen gehende Vortragsstil, der mit der typischen Bühnenmusik identisch ist, war hier einer wundervollen, alle Einzelstimmen zu eigenem Leben und Ausdruck erhebenden Durchmodellierung gewichen, alles Unvermittelte ebnend, die großen Höhepunkte in allmählichen Steigerungen entwickelnd, wodurch jede Maßlosigkeit ausgeschaltet war. Gerade bei dem Vortrag Wagners tritt diese Maßlosigkeit noch immer mit dem Anspruch auf, als künstlerisches Moment gelten zu wollen. Man genoß diese Tristan-Musik unter Mottls Leitung wie eine Symphonie, und schwer nur riß man sich

bisweilen von dem Orchester los, um der Handlung auf der Bühne mit voller Anteilnahme zu folgen. Zwei berühmte Gäste hatte Mottl mit sich geführt. Die Isolde von Zdenka Faßbender bestach das Auge mehr als das Ohr, mehr noch, als es im „Allkunstwerk" am Platze ist. Hier lag künstlerische Beseelung in allem, was der Sprache der Gebärden möglich ist, fast hätte man diese Isolde als etwas Pantomimisches auffassen können! Es lag auch noch Beseelung in Farben und Art der Gewandung der Künstlerin. Herr Schmedes (Tristan) hält sich heute vor allem nur mehr durch seine Dazugehörigkeit zur Wiener Hofoper und durch seine Bayreuther Traditionen über den Durchschnitt.

In nächster Nachbarschaft mit diesem Tristan kam die schnell wieder verschwundene prätentiöse Oper „Quo vadis" heraus. Les extrêmes se touchent! Wenn der französische Komponist Nougués auch in seinem musikalischen Innern allen den Stimmen lauscht, die seit Wagner bedeutsam in der Oper erklungen sind, das, was seither als neues Ziel für die Oper erkannt wurde, die Verinnerlichung der Tondichtung, hat seine Seele nicht berührt. Jean Nougués dient trotz seiner modernen orchestralen Ausdrucksmittel den Göttern Meyerbeers; aber Meyerbeer war eine erfreulich kraftvolle, ja, man möchte fast sagen naive Erscheinung neben ihm. Wo jener roh blieb, wird dieser sentimental und in der Nutzbarmachung sensationeller Momente ist er ihm weit überlegen. Das Werk kam in den Hauptsachen gut heraus; Regie, Dekorationsmalerei und bühnentechnische Leistungsfähigkeit hatten einen Hauptanteil daran.

In vorweihnachtlicher Zeit gab es Beethoven und Mozart: „Fidelio" und „Zauberflöte". Feste feiert man heute nicht mit den beiden, dafür ist Johann Strauß der zeitgemäßere Mann. Was für phantastische Ideen doch seinerzeit Richard Wagner über diese Angelegenheit gehabt hat! — Aus Beethoven wußte Herr Kapellmeister Kun viel Gutes herauszuholen. Seinen Wirkungen war eins im Wege: die Erinnerung an die Fidelioaufführungen unter Pollak. Das Bessere war auch hier der Feind des Guten. Fr. v. Falkens Leonore eröffnete Perspektiven, was die Sängerin einmal wird geben können, wenn sie die Lautschwierigkeiten unserer Sprache so weit überwunden hat, daß Ton und Wort sich nicht mehr befehden und bedrängen bei ihr. Es erscheint sehr begreiflich, daß München (wo bei der Bewertung des Gesanges der elementare Klang eine weit größere Rolle spielt als bei uns im Norden) diese Stimme mit Beschlag belegt für einen späteren Termin, wenn nämlich das noch Fehlende erworben sein wird. — Herr Hadwiger sang nicht den Florestan und auch nicht den Tamino. (Und doch waren beides Glanzpartien des unvergleichlichen Münchner Wagnersängers Heinrich Vogel.) Warum läßt Herr Hadwiger sich diese höchst vornehmen, wenn auch im Effekt nicht an erster Stelle stehenden Aufgaben seines Faches entgehen? — Herr Nardow, der immer Tüchtige, rang damit, dem Florestan gerecht zu werden, was für ihn unter allen Umständen nur bedingt möglich war; die Kosten dafür zahlte sein Tamino, der stimmlich längst nicht so frisch und leicht ansprach wie gewöhnlich. Herr Hadwiger sang dafür den Zigeunerbaron, und es erwies sich dabei, daß ihm die Operette fern liegt; ein Mangel, den jeder dramatische Sänger leicht verschmerzen wird. Wie reizvoll auch einige Nummern herauskamen, es fehlte dem Ganzen der rechte musikalische und darstellerische Schwung und Schmiß. Weshalb nun auch gerade Herr Hadwiger an dieser Stelle? Wir haben an unserer Bühne in Herrn Baum einen Sänger, der sich je länger je mehr zu einem vollwertigen Operettentenor und Operettenhelden entwickelt hat. — Die Gesamtwiedergabe des Zigeunerbarons unterstrich alle die feinen Züge, die dieses Werk in nächste Nachbarschaft zur komischen Oper rücken; es war erfreulich, ihm einmal in solcher Vollkommenheit zu begegnen. — Endlich noch: die Margarete in Gounods Oper sang Frl. Hallensleben mit vielversprechenden Merkmalen für das jugendlich-dramatische Genre. S. D. Gallwitz.

Neue Bücher.

A. Fitger. „Einsame Wege".

Eine Auswahl aus seinen Gedichten von G. Hellmers. Berlin, Felber, 1910.

Fitger war nur vier Jahre älter als Liliencron und sogar sehr viel jünger als Böcklin; und doch steht er als Maler und Dichter der Vergangenheit, der Zeit um 1850, näher als beide; liegt der Grund dafür im Stammescharakter oder im altväterischen Milieu, dem der kleineren Städte und Bremens vor dem Zollanschluß und dem Ausstellungsjahr? Seine Malerei übernimmt die überlieferte Vorstellungswelt der Renaissance, Rubens Heroinen und Nereiden, zwischen denen dann die Ideen unserer Zeit, häufig grotesk gestaltet, seltsam kontrastieren; und während Böcklins neuerschaffene Welt sich nur an den Grenzen mit der der Griechen berührt, ist diese für Fitger selbstverständliche Voraussetzung.

So wird auch seine Dichtung vom Anderen belastet. Wie ein Portal muskulöse Männer halten, stark genug, Eigenes zu bauen, aber bestimmt, Fremdes zu tragen, so ringt seine eindrucksfähige Seele gegen vorhandene Form, die sich übermächtig auf ihn legt und uns die Schätzung seiner eigenen Persönlichkeit erschwert.

Wie die „Zwei Paten" seinem Königssohne zwei Reiche unter ganz verschiedenen Himmelsstrichen und dadurch innere Zerrissenheit bescheren, so steht er unter dem Fluche ewigen Widerstreits zwischen Überliefertem, dem er sich nicht entreißen kann, und Eigenem.

Wo er aber entweder die fremde Form meistert und umbildet, wie in den selbständigen Alexandrinerstrophen seines „Johann Sebastian Bach", oder wo es ihm gelingt, eigene Gedanken in unbeeinflußte Form zu kleiden (und das gelingt ihm als Dichter viel besser als Maler), blicken wir mit Freude in den reichen Geist des einsamen Pantheisten, dem Mensch und Weltkörper, Geige und Karrengaul gleich nahe stehen, der herkömmliche erhabene Vorstellungen ihrer scheinbaren Poesie entkleidet („Der alte Hirt", „Geständnis", „Ahnenbild" enthält dieselben Ansichten über den „Sieg der gerechten Sache" wie die Rede des alten Fräuleins in Liliencrons „Sommerschlacht"); der die Grenzen sieht, die Konsequenzen zieht, so in der „Fortsetzung" und der „Hexe", wo er den innerlich unerläßlichen Schritt über Lessings Nathan hinaustut; der, weil ihm die Sache ernst ist, zwar manchen konventionellen Ausdruck übersieht, dafür aber aller herzensarmen Wortmystik bleumouranter Kunstästheten meilenfern bleibt; der schließlich bei aller Unkirchlichkeit dem Rätsel des Daseins, der Majestät des Leidens („Bahnzug") fromm gegenübersteht. Die zwölf Gedichte aus dem Nachlaß, besonders Aldebaran, bringen wohl überhaupt das Allerbeste, vollkommen Freie des Buches.

Er ist ein Janus zwischen zwei Zeiten. Sein Leben ist kein gemütliches Haus („Schnee"); zu viel Fenster, um warm, zu helles Licht, um traulich zu sein. — Und es ist, als ob der Bewohner aus der Nüchternheit einer entgeisterten Welt so recht unter das dickste Gedränge olympischer fester Fabelwesen greifbarer Gestalt sich flüchtete.

Die Auswahl von G. Hellmers gibt nach kurzem, gut orientierendem Vorwort tatsächlich das Wertvollste; vermissen wird natürlich jeder etwas, — ich sähe gern darin den anmutigen „Meisterdieb", das bekannte: „Ich frage nach euch, Herr Meister, nicht"; das bei Scheffelgeist und Blüchermelodie doch originelle „Kometenlied"; die „Auswanderer", sowie aus den Distichen „Lohndiener" (beide wegen ihres Bremer Stoffes) und „Neunte Symphonie". K. W.

Aus: **Ludwig Bauer, „Zur Kritik des Lebens“.** Es ist unanständig, intim zu werden. Jede Seele ist häßlich, wenn sie nackt ist. Man muß immer etwas zu erraten übrig lassen. Nichts entwürdigt menschliche Beziehungen mehr als das epidemische „Du“, mit dem wir Fremden das Recht geben, unsere stillsten Gärten zu zertrampeln. Alle Kultur ist auf Ehrfurcht aufgebaut. Am schwierigsten ist nun die Ehrfurcht vor uns selbst, weil wir uns zu sehr lieben. Die Liebe hat aber immer etwas Zudringliches, ist bemüht, uns unsere Seele zu stehlen und mit einem andern Selbst zu vermengen. Deshalb empfehlen sich äußere Zeichen der Ehrfurcht, wie das „Sie“ oder ein respektvoller Gruß oder vornehme Zurückhaltung auch in der verborgensten Zweisamkeit, denn sie helfen uns zur Freiheit. Man könnte glauben, daß dies eine Komödie sei, die wir uns selbst vorspielen. Aber aus dem Spiel wird Wahrheit.

Vertraulichkeit, die zupackt, mit klebrigen Fingern unsere Lebensbeziehungen betastet, pflegt als Freundschaft mißverstanden zu werden. Deshalb empfiehlt es sich, um unser Ich den Stachelzaun der Formen zu ziehen und sich vor neugierig zudringendem Plebejertum in eine kühle, fremde Höflichkeit zu retten.

Musik. Eine gallertartige Masse von Tönen sulzt unser Gehirn ein. Sie entlastet uns selbst von der peinlichen Anstrengung, bestimmt und klar zu fühlen. Alles verschwimmt, verklingt, verdämmert, löst sich auf. Musik ist wie ein laues Bad: schmeichelnd und erschlaffend. Von allen Künsten, als welche ja immer Lebenssurrogate sind, die gefährlichste. Empfindungen werden vorgetäuscht, das Denken wird eingelullt. Wie viele Energien hat das Wagner-Trional schon eingeschläfert! Sehr intellektuellen Menschen darf man Musik in mäßigen Dosen verordnen, zur Erholung des Gehirnes. Allein es ist falsch, das Ausruhen zu einer Tätigkeit zu machen. Eben die gewichtlose Leichtigkeit der Musik läßt uns glauben, daß sie in unbegrenzte Höhen dringt, in denen der Gedanke nicht mehr atmen kann. Die Fernen, die wir uns nicht mehr denken können, ahnen wir noch als leise Harmonien. Aber das Gehör ist der niedrigste unserer Sinne. In jeder Musik, selbst in der gewaltigsten, steckt eine heimliche Sentimentalität letzter Sorte. Was sich für einen Kultivierten nicht mehr sagen oder denken läßt, das erschüttert ihn noch als Musik. Der Verstand wird ausgeschaltet, die Negerfreude am Rhythmus peitscht uns auf oder eine vulgäre Schwermut langer Töne und Akkorde zieht uns in eine melancholische Dämmerung, in der sich keine bestimmten Formen mehr unterscheiden lassen.

Deshalb wird die Musik sowohl von den Niederen geliebt, die nicht denken können, wie von den Höchsten, die nicht mehr denken wollen. Die sich an den Grenzen die Köpfe wund gestoßen haben und die Bestimmtheit verachten. Deshalb ist diese Zauberin die große Verführerin: Morphium, das den Geist zuerst beruhigt, ihn dann zu erregen scheint und ihn schließlich tötet.

Hyperion-Almanach 1911.

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.
Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto)
an die Redaktion Bremen, Am Wall 163.
Sprechstunden der Redaktion: Dienstag und Freitag von 1—2 Uhr.
Druck und Verlag: H. M. Hauschild, Bremen, Langenstraße 35/37.

Neuerschienene Bücher:

A. Fitger: Einsame Wege. — Verlag Emil Felber, Berlin.
G. K. Chesterton: Der Mann, der Donnerstag war. — Hyperion-Verlag, München.
Michail Kusmin: Taten des großen Alexander. — Hyperion-Verlag, München.
Andreas Gildemeister: Gedichte. — Verlag Ernst Rowohlt, Leipzig.

Besprechung einzelner literarischer Neuerscheinungen vorbehalten. Die Redaktion.

Der Januar in Bremens Geschichte.
1850—1860.

1851. † Senator Dr. Klugkist, er vermachte dem Kunstverein seine Sammlung an Gemälden, Holzschnitten, Kupferstichen usw. † der Rektor der bremischen Ärzte Dr. Joh. Heineken, der letzte überlebende Professor des ehemaligen Gymnasium illustre. 1852. Bestand der Handelsflotte: 293 Seeschiffe mit 50 993 Last. 1853. Ablösung der Bürgerwehr an der Hauptwache durch das Linienmilitär. Erstes Erscheinen des Bremer Sonntagsblattes. Die Pastoren Treviranus, Mallet, Müller, Wm. Loose und Pauli beantragen beim Senat, daß die Bekenntnisschriften als Glaubensnorm für die Prediger

und die Mitglieder der Gemeinde festgestellt werden. Die Pastoren Dr. Paniel, Dr. Rothe und Nagel reichen dagegen Protest ein. 1854. Tägliches Erscheinen der bisherigen „Wöchentlichen Nachrichten“ unter dem Titel „Bremer Nachrichten“. Gastdarstellungen der Schauspielerin Marie Seebach auf dem Stadttheater. 1855. Beginn der Gassenreinigung in der ganzen Stadt während der Nachtzeit. Sturmfluten in Bremerhaven und Vegesack. Der Senat publiziert ein Gesetz über die Aufnahme fremder Juden in das bremische Gemeinde- und Staatsbürgerrecht. 1856. Zahl der Firmen in Bremen 1856: 1119. Mitteilung des Senates an die Bürgerschaft in betreff des Ankaufs des Stadtteaters von seiten des Staats für die Gesamtsumme von 48 500 Talern. Vertrag

zwischen Preußen und der freien Stadt Bremen wegen Förderung der gegenseitigen Verkehrsverhältnisse infolge des mit Bremen in unmittelbare Verbindung gekommenen Zollvereins. 1857. Erste Versammlung des Verwaltungsrates des „Norddeutschen Lloyd“ unter dem Vorsitz von H. H. Meier. Dr. Victor Böhmert übernimmt die Redaktion des „Handelsblattes“. Eduard Crüsemann zum Direktor des Norddeutschen Lloyd erwählt. 1858. Einführung des neuen Gewichtssystems, welches das Meter zur Grundlage hat. † Senator D. H. Wätjen, in den Senat gewählt 1837. 1859. Die Flotte des Norddeutschen Lloyd bestand im Anfang d. J. aus 28 Dampfern und 24 Schleppschiffen. 1860. Das seit 40 Jahren bestehende „Unterhaltungsblatt“ wird mit der in demselben Verlag erscheinenden „Norddeutschen Hansa“ vereinigt. Erstes Erscheinen des „Bremer Tageblatt“. Gastdarstellungen des Opernsängers A. Niemann und des Schauspielers Fr. Haase im Stadttheater. Feuersbrunst im Hause Bischofsnadel Nr. 9, wobei zwei Menschen ums Leben kamen. Der Kaufmanns-Konvent beschließt einstimmig die Fortdauer der Börsensteuer.

Gustav Winter's Buchhandlung

Franz Quelle

Fernsprecher 1727 Bremen Bischofsnadel 12

Aus Paris.

Durch Meyerbeers genial-großartig-unsterbliches Meisterwerk ist in Frankreich der deutsche Name endlich zu voller Anerkennung gebracht worden. Heine soll eine Hymne auf den Komponisten in der Arbeit haben, worin er ihn als den „Ehrenretter Germanias“ lobzüchtigen wird.

Die Stadt Paris soll an dem Tage nach der ersten Vorstellung der „Hugenotten“ dem Tonschöpfer derselben eine Deputation, aus den angesehensten und hochgebildetsten Bürgern bestehend, geschickt und ihm einen Brillantring von 500 000 Fr. Wert überreicht haben; zugleich bat man ihn, um Gotteswillen das Komponieren einzustellen, damit er den Glanz der französischen Muse nicht ganz zugrunde richte. Am Abend machte der König mit der ganzen königlichen Familie dem großen deutschen Amphion einen Besuch.

Zu Ehren des Monsieurs Skribe, dieses modernen Shakespeare der Operntext-dichtung, sollen die Pariser die Büste des großen Corneille zerschlagen und diejenige

des Herrn Skribe an die Stelle gesetzt haben. Skribe soll so mit Lorbeeren überladen worden sein, daß er sich beim Nachhausetragen derselben stark beschädigt und den linken Schulterknochen verrenkt hat.

Seit mehreren Tagen hört man von vielen blutigen Duellen zwischen hohen Standespersonen. Die Ursache dieser Duelle sind Logenbillette zu den „Hugenotten". Jeder möchte den Vorzug genießen und da gibt es nur blutige Köpfe. Ein junger Marchese soll dem Logenmeister gedroht haben, er werde ihn ermorden, sofern er ihm nicht zwei Karten für sich und seine Geliebte verschaffte. Der Preis eines Logenbillets im ersten Rang soll bereits auf $972\frac{1}{4}$ Fr. gestiegen sein. — Meyerbeer und Skribe werden dieser Tage einen Ball geben, wozu alle an der neuen Oper Mitwirkenden, vom ersten Sänger bis zum Lampenfüller herab, eingeladen sind, 2912 Personen an der Zahl, worunter sich auch 72 Journalisten befinden, deren jedem der reiche Tonsetzer ein

Liebespfand überreichen wird. Der ganze Ball soll etwa 400 000 Fr. kosten. Nach den schönsten Nummern der neuen Oper werden burleske Charaktertänze aufgeführt werden.

Das Irrenhaus von Charenton soll seit mehreren Tagen sich um 120 Pensionäre vermehrt haben, welche vor Entzücken über die göttliche, zauberische Musik überschnappten. Der Preis des Weihrauchs und der Lorbeerblätter ist um 200 Prozent gestiegen. Ganz Paris bietet den Anblick eines großartigen Abdera. Die Politik steht auf einige Tage still.

Aus „Aurora". Eine Zeitschrift für die gebildete Lesewelt. 1836.





Gespräch.

A.: Ha, unser Publikum das fühlt!
Wird eine Rolle gut gespielt,
So will das Klatschen gar nicht enden.
B.: O ja! es fühlt und lobt;
Nur — beides mit den Händen.

„Bremer Unterhaltungsblatt“ 1823.



Die Güldenkammer

eine Bremische Monatsschrift

1. Jahrgang
Heft 5
Februar 1911

Verlag: H. M. Hauschild Bremen

Die Güldenkammer

eine Bremische Monatsschrift

Herausgegeben von:

S. D. Gallwitz Dr. G. F. Hartlaub Fritz Rassow
Dr. Hermann Smidt Dr. Konrad Weichberger

Verlag:
H. M. Hauschild, Bremen

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen
General-Vertrieb: Franz Leuwer, Bremen

1. Jahrgang Heft 5 Februar 1911

Inhaltsverzeichnis.

Bezugsbedingungen.

Für Bremen: durch sämtliche Buchhandlungen. Preis: jährlich 10 Mk.; vierteljährlich 2 Mk. 50 Pfg.; Einzelheft 1 Mk.

Für auswärts: durch sämtliche Buchhandlungen. Durch die Postanstalten im Deutschen Reich: Preis jährlich 10 Mk. 50 Pfg. frei Haus; unter Kreuzband vom Verlag: Preis jährlich 11 Mk. 20 Pfg.; Einzelhefte 1 Mk. 10 Pfg.

Bürger Bonaparte.*)

Erste Szene.

Salon im Hause der Bürgerin Beauharnais in Paris.

General Bonaparte, den Hut in der Rechten, ist allein im Zimmer. Dämmerstunde im Winter. Er wartet mit sichtlicher Ungeduld. Nach einer Weile klingelt er.

Ein alter Diener erscheint.

Bonaparte: Nun . . . wie steht es?

Der alte Diener: Die Bürgerin Beauharnais bittet nur noch um eine kleine Weile.

Bonaparte: Ist denn die Dame jetzt wirklich daheim?

Der Diener: O gewiß . . . ganz gewiß, Bürger General . . . nur ein wenig durchnäßt . . . leider ein wenig durchnäßt.

Bonaparte: Heimgekehrt? . . . vom Frühstück beim Bürger Direktor Barras?

Der Diener: Vom Frühstück beim Bürger Direktor Barras . . .

Bürgerin Beauharnais erscheint bereits, heiter, dahinter ihre Zofe, die noch am Kleide ordnet: Bonaparte . . . aber es ist kalt hier . . . bringe mir noch meinen Umhang, Luise . . . ein rechtes Wintergestöber in dem neuen Paris, das eure Kanonen uns geschaffen haben . . . nur gleich dicht an das Feuer heran . . . huh . . . hier ist es behaglich . . . nicht? . . . aber Sie machen immer ein entsetzlich strenges Gesicht, Bürger General . . . wollen Sie mich wieder ängstigen mit Ihrer bleichen Miene? . . . warum staunen Sie mich nur an? . . . warum sprechen Sie noch immer kein Wort? . . . warum sind Sie überhaupt oft so hart wie ein Stein? . . .

Bonaparte: Weil es mich innerlich drängt mit unerbittlichen Vorstellungen, die mir keinen Ausweg lassen . . . die mich bestürmen zum Entschluß und zum Tun . . . Josephine . . . Sie waren aus?

Bürgerin Beauharnais lachend: Ein Verhör soll es geben? . . . nein, hören Sie nur im Ernst, Bürger General . . . ich war soeben in einer großen Gesellschaft . . .

Bonaparte: Beim Bürger Direktor Barras . . .

---

*) In obigem geben wir die aus dem Manuskript gedruckte erste Szene aus Karl Hauptmanns neuestem Schauspiel „Napoleon". Es erscheint demnächst in Buchform im Verlage von D. W. Callwey-München. — Der Dichter Karl Hauptmann wird in der ersten Hälfte des Februars in unserer Stadt einen Vortrag halten; Thema: „Die Gaukler und die Kultur."

Bürgerin Beauharnais: Ja . . . beim Bürger Direktor Barras . . . und hörte da leidenschaftliche Reden von großen, zukünftigen Dingen . . .

Bonaparte: Von welchen großen, zukünftigen Dingen? . . . die der Bürger Direktor Barras und seine Helfer je anders tun könnten, als mit großen Worten? . . . erbittern Sie mich nicht mit diesem Bürger Direktor Barras . . . der Bürger Direktor Barras kennt nichts ánderes, als die Leidenschaft des bunten Scheines, des Genusses und des persönlichen Vorteils . . . darin endigen bei ihm seine mächtigsten Träume . . . er liebte es schon als Bürgervertreter seiner Provinz, bei jeder Gelegenheit in purpurner Robe, scharlachnem Mantel und trikolorer Feder zu erscheinen . . . er weiß nichts von dem Fanatismus für große Aktionen . . . nichts von dem Fanatismus der sicheren Herrschaft über Menschen und Dinge zu großen Zwecken . . . sein Regieren endigt im selbsteigenen Behagen . . . wenn Sie es überhaupt Regieren nennen wollen, dieses provisorische Verwalten eines Volksgetrümmers . . . eines Torso . . . einer völligen Zerrissenheit, worin die überhitzten Glieder einander mühselig suchen und noch immer nicht finden können . . . sehen Sie, mir ist dieses Elend heilig . . . ich denke fortwährend über alle diese Dinge nach . . . wenn ich immer bereit bin, zu allen Entschließungen Stellung zu nehmen, so kommt es daher, daß ich heimlich tausendmal darüber nachgedacht habe . . . ich erwäge stets alles, was kommen kann . . . es ist nicht das Genie, das es mir plötzlich eingibt . . . es ist meine vorherige Überlegung . . . mein Nachdenken . . . mein Sinn und mein Fanatismus ist Arbeit . . . ich arbeite immer . . . beim Essen . . . im Theater . . . nachts treiben mich Pläne aus dem Bett . . . und ich stehe plötzlich auf, um in der Helligkeit zukünftiger Vorstellungen zu leben . . .

Bürgerin Beauharnais: Stille halten sollen Sie . . . mir die Spitzenärmel knöpfen und ganz sanft sein!

Bonaparte müht sich: Wissen Sie, Josephine . . . daß man in Ihrer Nähe verzweifelt . . . ja ja doch . . . es geht schon . . . dieser verfluchte Knopf ist kaum mit der Lupe zu sehen . . . (Er küßt ihr den Arm und erhebt sich wieder, indem er unentschlossen dasteht.)

Bürgerin Beauharnais lächelt ihn an.

Bonaparte: Es ist vollkommen wahr, was ich sage . . . in Ihrer Nähe muß man verzweifeln . . . Sie lieben auch nur Glanz und Genuß . . . was lohnt Ihnen ein Mensch, wie ich bin . . . was begreifen Sie von einem Leben, wie dem meinen? . . . das Kartätschengeschäft in der neu aufgewühlten Hauptstadt im vorigen Herbst hatte mich eine Stunde berühmt gemacht . . . so geruhten auch die vornehmen Damen einen Blick auf den landflüchtigen General aus der Provinz zu werfen, der ihnen die Ruhe wiedergegeben hatte . . . das war so eine flüchtige Gnade von oben . . . glauben Sie

denn auch, daß ich zum Gensdarmeriegeneral geboren bin . . . oder zum Polizeimeister in der Hauptstadt, der harmlose Bürger gern mit Kanonen bändigt? . . . das ist ja ein lächerliches, gemeines Dasein, was ich jetzt in diesem großen Babel und in diesem blutleeren Frankreich führe . . . finden Sie nicht? . . . könnte ein Weib wie Sie je daran denken? . . .

Bürgerin Beauharnais: Soll ich einstimmen in Ihren Klagegesang, Bürger General? . . . aber da werden Sie womöglich noch mißmutiger, als Sie schon sind, und zertrümmern mir einen Tisch . . . um Gotteswillen, Bürger General! . . . Ihre Augen blicken schrecklich . . . und Sie können so sanft aussehen, wie die Schwermut selber . . . lachen Sie doch einmal . . . ohne Lachen könnte ich nicht leben, Bonaparte . . .

Bonaparte: Ja, ja, ja . . . gehen Sie nur zurück zum Bürger Direktor Barras, der diese Chimäre von Staat von üppigen Tafeln aus mit Lachen regiert!

Bürgerin Beauharnais: Pfui, Bonaparte!

Bonaparte: Auch was ich jetzt sagte, ist wahr . . . aber ich will trotzdem lachen, wenn Sie es befehlen . . .

Bürgerin Beauharnais: Sie sind ein Sonderling, Bonaparte . . . es ist etwas so Ernstes und Heißes in Ihnen . . . etwas so Unzufriedenes und Freudloses . . . und lächerlich Gewissenhaftes . . . Hartes . . .

Bonaparte: Gott Vater! . . . können Sie das noch wunderbar finden, daß in der allgemeinen Entfesselung raubsüchtiger Triebe dieser Zeit meiner Seele ein Panzer wuchs wie aus Stein . . . ach was, Josephine . . . ich bin nur glücklich, daß all die Wirren an Ihnen so spurlos vorübergegangen sind . . . daß bei Ihnen noch immer nur die Anmut und die Sanftheit wohnt . . . daß sich jedenfalls in Ihren Mienen gar nichts von all den jämmerlichen Nöten dieser Jahre eingeprägt hat . . .

Bürgerin Beauharnais: Prägen sich derartige Mienen erst von außen ein, lieber General? . . . waren Sie nicht von Geburt an schon so finster?

Bonaparte: Meinetwegen . . . ja, ja, ja . . . ich sah immer aus wie ein Wüterich . . . (Er geht in einer gewissen Enttäuschung schweigend hin und her.)

Bürgerin Beauharnais beobachtet ihn einigermaßen bestürzt. Nach einer Weile sagt sie: Der Abend schleicht jetzt früh herein . . .

Bonaparte leise: Lassen Sie ihn kommen, ich habe es gern, wenn Ihre Wangen blaß und schemenhaft werden . . . und ich den Ton Ihrer Stimme noch tiefer höre . . .

Bürgerin Beauharnais ist aufgesprungen und ans Fenster getreten: Sehen Sie nur, wie der Regen jetzt schneeweiß geworden ist . . . der Winter sinkt in großen, weichen Flocken herab und hüllt Paris ganz ein.

Bonaparte starrt hinaus.

Bürgerin Beauharnais: Ist es nicht himmlisch . . . diese Winterruhe, die plötzlich draußen alles stumm macht? . . . nein . . . es ist ordentlich bedrohlich . . . (sie ruft) Luise!

Bonaparte: Laß dieses Frauenzimmer draußen . . . ich bitte Dich . . . es soll dunkel bleiben . . . es schadet nichts . . . Dein Gesicht seh' ich genug . . . ich kann im Dunkeln noch alles erkennen, was ich erkennen will . . . und diese Stunde will ich es erkennen, was ich erkennen muß.

Bürgerin Beauharnais: Was ist Ihnen . . . was haben Sie heute, General?

Bonaparte: Du warst heute bei Barras . . .?

Bürgerin Beauharnais: Gewiß . . . ich war heute zum Frühstück bei Barras . . . auch Rewbell und Letourneur waren da . . . auch Carnot war da . . . aber Du willst es ja nicht hören . . . Du lachst ja darüber, wenn ich sage, daß sie von großen Dingen sprachen . . . es war eine äußerst hitzige Unterhaltung an der Tafel . . . über große, zukünftige Dinge . . . glaube es mir nur . . . das Direktorium scheint fast entschlossen, den Krieg gegen die verbündeten Feinde der Republik endlich mit aller Kraft neu zu beginnen . . . so solltest Du hübsch vorsichtig sein, die Namen der Direktoren so verächtlich zu gebrauchen.

Bonaparte: Warum? . . . rühmten Sie mich?

Bürgerin Beauharnais: Hören Sie mich nur erst einmal ganz ruhig an . . . obwohl ich nur ein Weib bin, habe ich doch ein lebhaftes Gefühl für die Aussichten auf Ruhm . . . ich habe die Ohren gespitzt wie ein Mäuschen . . . und sage es Ihnen genau, wie es aus dem entschlossenen Munde Carnots kam . . . er rühmte Euch . . . ja natürlich . . . sehr . . . wiederholt . . . er sprach leidenschaftlich von einem endlichen Wiederbeginn des Krieges in Italien . . .

Bonaparte: Entwickelte er nicht vor der vollen Tafel einen ganzen, kühnen Kriegsplan für den Angriff gegen das kaiserliche Heer in Italien? . . . nannte er meinen Namen dabei? . . . ich habe diesen Plan eines neuen Angriffs in Italien gegen den Kaiser in meinen Nächten ersonnen . . . und ich bin nur gespannt, ob der Neid der Regierungsmänner nun auch weiter zulassen wird, daß ich meinen Plan wirklich ausführen kann . . . aber im Grunde ist mir das sehr gleichgültig . . . ich habe keine Protektion nötig, um vorwärts zu kommen . . . die Männer, die jetzt Frankreich regieren, werden eines Tages froh sein, wenn ich sie unter meine Protektion nehme . . . ich habe meinen Degen an der Seite . . . und meine Ideen in meinem Kopfe sind klar . . . ich werde meine Wege ausfinden und werde noch große Dinge tun . . . dazu fühle ich mich berufen . . .

Bürgerin Beauharnais: Huh . . . er hat ein Selbstgefühl wie ein nasser Schwamm Wasser . . . wo man ihn drückt, fließt er davon über . . .

Bonaparte: Du hast recht, Josephine ... ich will jetzt wirklich einmal schweigen ... ich will Dich anhören, was Du von Barras zu erzählen hast ... und von dem neuen Kriege in Italien, der Tag und Nacht vor meiner Seele steht ... wenn Carnot meinen Namen nannte, bin ich es zufrieden ... Carnot will mir wohl ... es ist mein Plan, den er kennt und verficht ... so ist doch Aussicht, daß sie mich in Rechnung ziehen, wenn sie den Führer wählen ... bin ich jetzt zahm genug? ... o Josephine ... wie der Schein über Deine Wangen flackert und Dein Gesicht vergoldet ... das seh' ich so verzehrend gern ... leg' Deine Hände nicht auf Deine Augen ... Deine Blicke gehören dazu ... ja, ja, jetzt sehe ich alles ... und ich darf es, weiß Gott gewiß, nicht mehr lange so sehen ... denn ich werde davon allmählich ganz schwach in meinen Entschließungen ... wenn ich Deiner nicht endlich ganz sicher werde ... Josephine ... Du mußt mich völlig begreifen ... Du mußt mich endlich lieben, wie ich Dich liebe ... es ist in mir ein reißendes Feuer ... ich kann es ganz gewiß nicht mehr lange ertragen, daß Du so hinlebst ohne alle Leidenschaft ... so nur hindurch rauschend in Anmut ... all diesen Männern der Macht zulächelnd ... ewig heiter ... ewig umschwärmt von all den Gecken ... Du müßtest endlich wissen, daß ich kein Mann bin, der nach dem Ruhme der Salons sich sehnt ... Du müßtest wissen, daß mein Blut nach Dir schreit ... Du müßtest es verschmähen, einen wahren Liebhaber am Narrenseile herumzuführeu ... ich bin kein Phantast, der von ferne aushält und mit Brosamen der Koketterie zufrieden ist ... verstehe mich endlich ...

Bürgerin Beauharnais: Ihr Korsen seid alle zu blutig ernst ...

Bonaparte: Ihr Korsen ... ja, ja ... Ihr Korsen ... Frankreich braucht in seinen jetzigen Ängsten sehr notwendig ein paar Korsen, wenn es seine Bürgerfreiheit erst einmal nach außen völlig sichern will ... der blutige Ernst fehlt seinen Führern ... Frankreichs Führer sind einstweilen gewissenlose Abenteurer, die Dir freilich besser gefallen wie ich ... nenne mich nur gleich einen Barbaren ... Du bist eine vornehme Frau ... Du hast immer die ruhig vornehme Haltung, wie sie der alten französischen Gesellschaft so wohl stand ... und ich bin ein Barbar, landflüchtig und finster ...

Bürgerin Beauharnais: Um Gotteswillen, ziehe nicht den Dolch und tue mir etwas an ...

Bonaparte in Gedanken lachend: Ihr Korsen ... ja, ja ... Ihr Korsen ... Frankreich braucht sehr notwendig ein paar Korsen ... seine Armeen an den Grenzen sind verwahrlostes Gesindel ... haben weder Schuhe ... noch Kleider ... noch Führer, die sie wirklich zusammenhalten ... die Armeen der Republik können hauptsächlich die Marseillaise singen ... sonst sind es armselige Haufen.

Bürgerin Beauharnais: So könnten Sie dort ein schönes Feld der Tätigkeit finden und würden nicht mehr in dieser Atmosphäre von Parfums und Luxus leben müssen ...

Bonaparte: Josephine ... wenn ich nicht in Deinen Worten jetzt etwas mehr entdecke, als diese leeren Spielereien der Salons ... ich schwöre es Dir ja ... es ist mir eine Kraft aufgegangen in der Leidenschaft, die Du mir einflößt ... Josephine ... Du liebst mich doch ... Du hast einen unwiderstehlichen Hang zu mir ... sprich es ... erlöse mich aus diesem Aufruhr ... Du brennst im Verlangen nach mir, wie ich nirgend mehr Ruhe finde vor diesem verzehrenden Gefühl ... sprich es endlich ...

Bürgerin Beauharnais: Solche große Stücke bildest Du Dir ein ... und denkst, daß ich Dir auf einen solchen wilden Angriff womöglich gleich um den Hals stürzen müßte.

Bonaparte: Nein ... gar nichts sollst Du weder sagen noch tun ... (er geht auf und ab) Du sollst es nur jetzt ganz entschlossen überlegen, wie Du an mir handeln kannst ... ja ... tu es jetzt ... Josephine!

Bürgerin Beauharnais ist ernst geworden.

Bonaparte: Josephine ... tu es jetzt!

Bürgerin Beauharnais: Heute schon? ... nicht morgen? ...

Bonaparte: Jetzt ...

Bürgerin Beauharnais: Jetzt? ... Du Quälgeist ... ja, mein guter Gott ...

Bonaparte: Es ist ganz dunkel geworden, Josephine ... ich sehe nicht einmal mehr, was Du für ein Gesicht machst ... und wenn Du Dich jetzt belügst, so tust Du es nur vor Dir selber ...

Bürgerin Beauharnais: Du willst mich um jeden Preis heiraten?

Bonaparte: Ich brauche Dich ... Deine Liebe muß mit mir sein .... dann werde ich endlich klar wissen, daß ich zu mehr berufen bin, als in der aufrührerischen Hauptstadt Diktator zu spielen ... haha ... ein Korse ... ja, ja ... ein Schwelger bin ich nicht ... ein Korse bin ich ... und ich werde ein Zauberer sein, wenn Deine Leidenschaft mich ausfüllt ... da kenne ich keine Grenzen mehr ... ich werde Wunder tun können, wenn die Feuerkraft mich ausfüllt, die von Dir kommt ... und die ich bisher nicht gekannt habe, Josephine ... (Er hat ihre beiden Armgelenke umgriffen und fällt plötzlich vor ihr nieder.)

Bürgerin Beauharnais: Bonaparte ... Du bist wie ein Rasender ... Du nimmst mir die Besinnung ... Du läßt mir keine Zeit ... Du berauschst mich mit Deinen Verheißungen ... Du versengst mich ganz ...

Bonaparte hat den Kopf in ihren Schoß gelegt.

Bürgerin Beauharnais: Was tust Du nur? ... Bonaparte ... (ein wenig belustigt) was Du für einen großen Kopf hast! ... (sie zieht den Kopf

an ihre Brust) soll ich Dich lieben, mein Geliebter? ... natürlich muß ich Dein sein ... o, ich kann mich kaum besinnen ... Bonaparte ... Du versengst mir meine Seele ... (Eine Weile Stille.)

Bonaparte erhebt sich plötzlich, geht eine Weile hin und her, dann klingelt er.

Bürgerin Beauharnais: Bonaparte ... ich bebe noch ... nicht, nicht doch! ... Du bist unvorsichtig vor dem Mädchen.

Bonaparte, wie die Zofe erscheint: Bringen Sie Licht ...

Die Zofe, die mit Licht erschienen war, zündet sogleich einige Armleuchter an.

Bonaparte geht unterdessen stumm einige Male auf und ab.

Bürgerin Beauharnais sitzt und starrt vor sich hin.

Die Zofe wirft neugierige Blicke nach beiden und entfernt sich wieder.

Bürgerin Beauharnais: Warum rufst Du jetzt das Mädchen, daß es gleich alles merken muß, was hier vorgeht?

Bonaparte ohne zu hören: O Du berauschende Josephine ... ich gehe sofort zu Barras ... ich melde es ihm sogleich, daß ich Dich zum Weibe nehme ... obwohl er es sich längst selbst sagen wird ... und Du, sage es Deinen Kindern! ... was werden die für Augen machen, wenn sie es hören? ...

Bürgerin Beauharnais zieht seine Hand an sich, legt sie an ihre Brust und küßt sie dann leidenschaftlich: O Bonaparte ...

Bonaparte: Angebetete Frau ... nicht! ... nicht! übst Du nicht nur Gnade? ... es sind wie Ketten zerbrochen in mir ... ich habe das Gefühl nie gekannt ... es ist wie eine Wiedergeburt ... (zur Tür gehend) ich gehe sofort zu Barras ... (Ab.)

Karl Hauptmann.

Kulturell Gefährliches an der Sozialdemokratie.

Von Zeit zu Zeit tritt in hochkonservativen, der gegenwärtigen Reichsregierung am nächsten stehenden Kreisen die Neigung hervor, die Sozialdemokratie durch Ausnahmegesetze zu bekämpfen. Man scheint dort zu übersehen, daß die Sozialdemokratie keine nur deutsche Ausnahme-Erscheinung, sondern eine kulturgeschichtliche Bewegung im Leben aller zivilisierten Staaten der Gegenwart ist. Erfahrungsmäßig aber läßt sich eine am Organismus der ganzen Kulturwelt auftretende Entwickelungserscheinung nicht durch Ausnahmegesetze — oder, was dasselbe sagen will, durch brutale Gewalt — beseitigen.

So unbequem die Sozialdemokratie für die ruhige Entfaltung aller wirtschaftlichen und staatlichen Bestrebungen sich leider auch erweist, mit ihrem Vorhandensein wird man als mit einer kulturgeschichtlichen Tatsache wohl oder übel zu rechnen haben. Konnte ein so starker und weitblickender

Staatsleiter wie Bismarck ihrer schon, als sie noch im Entstehen war, nicht gewaltsam Herr werden, wie sollten dann andere Staatsmänner als er ihrer jetzt, wo sie zu einer organisierten Macht im Volke geworden ist, gewaltsam Herr werden können? Daß sich der deutsche Reichskanzler jüngst mit aller Entschiedenheit im Sinne dieser Erwägung geäußert hat, werden ihm alle Besonnenen wohl danken.

Dennoch wird man nicht übersehen dürfen, daß die Sozialdemokratie von Anfang an zielbewußt dahin strebt, im Organismus des bestehenden Staates ein Fremdkörper zu sein und sich als solchen in ihm auch durch Kraftproben aller Art fühlbar zu machen. Sie ist zwar nicht der einzige Fremdkörper in unserem nationalen Leben. Sähe man auch von den polnischen, französischen, dänischen und welfischen Gruppen und ihren Sonderbestrebungen ab, so bliebe im deutschen Volke immer noch ein zweiter, der Sozialdemokratie der Wirkung nach durchaus entsprechender Fremdkörper vorhanden in Gestalt des organisierten Ultramontanismus. Aber während der Ultramontanismus stets behauptet, national und staatserhaltend zu sein, bekennt sich die Sozialdemokratie ganz offen zum Gegenteil. Welche von den beiden staatsfeindlichen Gruppen moralisch höher zu bewerten ist, mag hier unerörtert bleiben. Als feststehend darf jedenfalls angesehen werden, daß der aus einer elfhundertjährigen deutschen Geschichte genugsam bekannte Ultramontanismus bei seiner auf Bewahrung des nationalen Anstrichs abzielenden Taktik immer nur so weit Geschäfte machen kann, als sich die Staatsregierung dazu herbeiläßt, Kompromisse mit ihm abzuschließen, während die Sozialdemokratie Kompromisse mit der Regierung und allen bürgerlichen Parteien grundsätzlich ablehnt, sich selbst zur Sammelstätte aller irgendwie unzufriedenen Elemente stempelt und gerade durch Schürung der Unzufriedenheit Boden zu gewinnen sucht. Zur Brachlegung des Ultramontanismus würde mithin nichts weiter nötig sein, als ein entschiedener Wille der Regierung und aller bürgerlichen Parteien, mit ihm nicht mehr zu paktieren. Daß dies möglich ist, bewies der Fürst Bülow mit der von ihm eingeleiteten Block-Politik. Und da diese wieder aufgegeben ist, so werden wir leider mit der nur allzu fühlbaren Forterxistenz des ultramontanen Fremdkörpers im deutsch-nationalen Leben vorläufig weiter zu rechnen haben. Der sozialdemokratische Fremdkörper ist aber der Regierung und allen bürgerlichen Parteien in gleicher Weise lästig. An dem Willen zu seiner Brachlegung wird nicht zu zweifeln sein. Hier fehlt es offenbar nur an der Erkenntnis der möglichen Brachlegungsmittel. Gibt es solche Mittel?

Wer diese Frage stellt, wird säuberlich unterscheiden müssen zwischen der großen menschlichen Kulturerscheinung, die sich hinter dem Namen „Sozialdemokratie“ verbirgt, und der zeitgeschichtlichen nationalen und internationalen Parteiorganisation, die sich diese Kulturerscheinung zunutze zu machen weiß.

Die Kulturerscheinung selbst ist ohne Frage das Erwachen des vierten Standes, des Arbeiterstandes — oder, wie die Sozialdemokratie sich ausdrückt, des Proletariats — zum Bewußtsein bürgerlicher Gleichberechtigung. Dies Bewußtsein mußte naturgemäß lebendig werden, nachdem einerseits in den Kulturstaaten die Leibeigenschaft aufgehoben war und andererseits zugleich das Kleinhandwerk und Kleingewerbe in großem Umfange durch Entstehung der modernen maschinellen Wirtschafts- und Fabrikbetriebe entbehrlich gemacht, in seiner Lebenshaltung herabgedrückt und so proletarisiert wurde. Die schon selbständig Gewesenen, aber durch das Aufblühen der Großindustrie auf das Lebensniveau des Arbeiterstandes Herabgedrückten, waren sozusagen der Sauerteig, der auch den eigentlichen, von unten her aus der Leibeigenschaft emporstrebenden Arbeiterstand mit einem neuen Selbstgefühl durchdrang. Es war daher zweifellos richtig, wenn Bismarck schon vor einigen Jahrzehnten die soziale Frage als eine „Magenfrage" bezeichnete und ihre Lösung von dieser Seite her anriet. Aber sie ist doch nicht nur eine Magen-, sondern ebensosehr eine Bewußtseinsfrage, insofern der vierte Stand auch die allseitige Anerkennung der vollen Menschenwürde jedes seiner Glieder begehrt. Wie sehr die Bewußtseinsfrage neben der Magenfrage ihre Rolle spielt, sieht man daran, daß die Glieder des Arbeiterstandes in einer staunenswerten Weise zu dauernden wirtschaftlichen Opfern bereit sind, um ihre Anerkennung als „unabhängiger" und „bündnisfähiger" eigener Stand durchzusetzen. Kann irgendein gerecht Denkender das Hervortreten dieser Kulturerscheinung in seiner Nation bedauern? Oder könnte er im Interesse seines Volkes gar die Bekämpfung wünschen? Gewiß ist die Erscheinung wirtschaftlich und politisch unbequem. Wirtschaftlich unbequem ist sie, weil Staatsregierung und Arbeitgeber auch bei herzlichstem Mitgefühl und ehrlichstem guten Willen gegenüber der Arbeiterschaft dieser jeweilig nie weiter entgegenkommen können, als es die Konjunktur des Weltmarktes ihnen gestattet; sie würden ja sonst die nationale junge Industrie ruinieren, ohne dem vierten Stande zu nützen. Die Erscheinung ist aber auch politisch unbequem, weil die rückhaltlose Gewährung voller politischer Gleichberechtigung an alle Glieder des vierten Standes eigentlich auch volle politische Einsicht in ein Staatsgetriebe zur Voraussetzung hat, eine Einsicht, die nur dem eigen sein kann, der mit dem inneren Wesen weltgeschichtlicher Bewegungen einige Vertrautheit gewonnen hat. Daß man an maßgebenden Stellen im Staate zögerte und zum Teil noch zögert, die politische Gleichberechtigung rückhaltlos zuzugestehen, kann bedauert, aber doch auch wohl entschuldigt werden; denn mag die Zögerung bei den einen auch aus reinem Egoismus entspringen, bei anderen beruht sie auf einer ehrlichen Besorgnis um die normale Weiterentwickelung des allgemeinen Staatswohles.

Aber sei der Sachverhalt da im einzelnen wie er will, Tatsache bleibt, daß die hier gezeichnete und doch unbedingt gesunde Kulturerscheinung in

den Kulturstaaten von den Regierungen nicht rechtzeitig genügend gewürdigt und geleitet worden ist. Offenbar nur deshalb konnten in Deutschland Lassalle und Marx mit ihren Ideen vom Zukunftsstaate und von der Verstaatlichung aller Produktionsmittel jene Erscheinung sich zunutze machen, indem sie ihrerseits dem vierten Stande die Erfüllung seiner wirtschaftlichen und politischen Wünsche verhießen. Die kulturelle Bedeutung der Sozialdemokratie dürfte mithin nicht in dem oft genannten äußeren Umstande liegen, daß diese Partei den notwendigen „Hecht im Karpfenteiche" des öffentlichen Lebens darstellt. An solchen Hechten würde es auch sonst nicht fehlen. Ihre Bedeutung liegt vielmehr wohl nur darin, daß die Schöpfer und Führer dieser Partei diejenigen waren, die von Anfang an das wirtschaftliche und politische Sehnen des vierten Standes voll verstanden hatten. Sie sahen sowohl das Berechtigte dieses zwiefachen Sehnens, als auch den Umfang der möglichen politischen Parteimacht, die der gewinnen konnte, der den Arbeitern die Illusion erweckte, daß seine eigene Idee (revolutionäre Umwandlung des bürgerlichen Staates in den Zukunftsstaat) nur „Mittel", und zwar das einzig wirksame Mittel, zur Erfüllung des von der Arbeiterschaft angestrebten „Zweckes" (wirtschaftliche und politische Emanzipation des vierten Standes) sei. Die Vertreter der sozialistischen Staatsidee benutzten also in Wahrheit zur Erreichung ihres Zweckes den vierten Stand als Mittel, indem sie dem Arbeiter die Meinung beizubringen suchten, daß gerade umgekehrt die sozialistische Staatsidee ausschließlich Mittel für die Zwecke des Arbeiterstandes sei.

Angesichts dieser Sachlage kann den Vertretern der sozialistischen Staatsidee nichts Unangenehmeres widerfahren, als die Befriedigung der Doppelsehnsucht des vierten Standes seitens der Regierung und der bürgerlichen Gesellschaft. Daher war es vom Standpunkte der sogenannten „waschechten" oder „zielbewußten" Sozialdemokraten geboten, das Vertrauen des Arbeiterstandes zur Regierung und Arbeitgeberschaft grundsätzlich zu untergraben und alles, was von dort her etwa zur Befriedigung der Arbeiterschaft geschah oder geschieht, entweder als ungenügend zu kennzeichnen oder als Errungenschaft der sozialdemokratischen Organisation anzuführen. Welcher Art auch immer die von Staatsregierung und Arbeitgeberschaft gewährten Vertretungen des Arbeiterstandes, durch die man heute der oben gekennzeichneten Kulturerscheinung Rechnung tragen möchte, sein mögen, immer werden die Vertreter der sozialistischen Staatsidee in ihrem Interesse dahin streben müssen, diese Vertretungen unter ihre geistige Leitung zu bringen; denn sonst kommt der vierte Stand zur Ruhe, d. h. das gezückte Schwert, mit dem die Führer siegen wollen, geht in die Scheide. Die sozialdemokratische Taktik kann jetzt und in Zukunft also nur lauten: Entzweiung des vierten Standes und des Bürgertums um jeden Preis. Daher die Feindschaft der Zielbewußten gegen die Revisionisten, die auf den Zukunftsstaat verzichten wollen! Daher

das Streben nach straffer Organisation der Arbeitermassen unter Beachtung des doppelten Gesichtspunktes der inneren Aufstachelung und gleichzeitigen äußeren Bändigung! Daher die Versuche zur Entnationalisierung der Herzen unter Hinweis auf internationale Interessengemeinschaft! Daher die Predigt des Hasses gegen den „Militarismus"; denn die Armee ist der Exponent der Nation als einer Staatsgemeinschaft! Daher auch die Schürung des Hasses gegen den „Kapitalismus"; denn die nationale Kapitalkraft ist der Exponent des bürgerlichen Wirtschaftslebens!

Ob oder wie weit die sozialdemokratischen Führer mit ihrer Taktik dem vierten Stande kulturell — äußerlich und innerlich — auch förderlich gewesen sind, mag hier auf sich beruhen. Hier soll nur darauf hingewiesen werden, daß die auf Untergrabung des Vertrauens abzielende sozialistische Taktik eine kulturelle Gefährdung nicht nur des deutsch-nationalen Lebens, sondern vor allen Dingen des vierten Standes selber bedeutet. Greift dies künstlich gezüchtete Mißtrauen noch weiter um sich, so wird es für Regierung und Bürgertum ganz unmöglich, dem vierten Stande ihrerseits noch irgendwelche Förderungen zu bereiten; die Arbeiterschaft nimmt dann ehrlich gemeinte Förderungen von dieser Seite überhaupt nicht mehr an. Man erinnere sich nur, was Tolstoi in seinem Romane „Auferstehung" über die russischen Bauern berichtet: Der Held, ein großer Grundbesitzer, fühlt tiefes Erbarmen mit seinen leibeigenen Bauern und bietet ihnen freiwillig die größten Erleichterungen an, die ihm möglich erscheinen; die Bauern aber lehnen das Anerbieten ab, weil sie sich in ihrem Mißtrauen schlechterdings nicht vorstellen können, daß dies Angebot etwas anderes sei als eine Falle, in die sie hineingehen sollen, um nachher desto mehr geschröpft zu werden. Man unterschätze nicht die kulturelle Gefahr, die in solchem eingewurzelten Mißtrauen liegt. Die deutsche Arbeiterschaft ist schon so weit, daß sie Verbesserungen, die direkt und freiwillig von der Arbeitgeberschaft angeboten werden, ablehnt, solange nicht die sozialdemokratischen Führer die Annahme gebilligt haben. Sie schiebt schon jetzt überall die politischen Parteiführer als ihre Vertrauens- und Mittelsmänner zwischen sich und ihre Arbeitgeber bei Behandlung ihrer völlig unpolitischen, rein wirtschaftlichen Fragen ein. Von den politischen Führern wird solche Einschiebung zwar aus taktischen Gründen angestrebt, von den Arbeitern aber wird sie ihnen auch schon willig zugestanden, und zwar nicht aus bloß taktischen Gründen, sondern aus Mißtrauen gegen die Arbeitgeber. Der Arbeiter argwöhnt, daß er auf direktem Wege von seinem Arbeitgeber nur Unzulängliches erhält und damit nur für eine gute Weile hingehalten werden soll. Und genau so denkt er auch von allen Maßnahmen der Staatsregierung auf dem Gebiete sozialer Gesetzgebung. Zufrieden ist er nur noch mit dem, was er unter Vermittelung der politischen Parteiführer erhält; gegenüber allem anderen ist er mißtrauisch und unzufrieden. Die selbstverständlich auch zahlreichen, besonders in nicht-

sozialdemokratischen Verbänden organisierten Arbeiter, die noch anders denken und fühlen, wird man nicht als Beweisobjekte gegen die Richtigkeit des hier Dargelegten anführen können.

Es fragt sich nun, ob gegen diese sozialdemokratische Taktik und damit dann auch gegen die Sozialdemokratie als politischen Machtfaktor etwas geschehen kann. Daß verlorenes Vertrauen durch Gewaltmaßregeln zurückzugewinnen sei, wird niemand glauben. Daß die Arbeitgeber im allgemeinen den Herzen ihrer Arbeiter zurzeit wirklich nahe kommen können, erscheint auch zweifelhaft, obwohl sie es immer wieder versuchen sollten. Daß die Einführung eines staatsbürgerlichen Unterrichtes und einer besonderen staatsbürgerlichen Erziehung heilsam sein könnte, ist in neuerer Zeit so vielfach betont worden, daß es genügen wird, auch hier nur auf das Gute dieses Gedankens hinzuweisen, ohne ihn erneut besonders auszuführen. Aber ein anderer Vorschlag möge dem empfohlenen hier noch neu hinzugefügt werden: man siegt immer am besten, wenn man den anderen mit seiner eigenen Waffe schlagen kann. Die wirksamste Waffe der Sozialdemokratie ist aber ihre Presse; durch sie wird die Unzufriedenheit und das Mißtrauen dauernd geschürt und immer neu in die Herzen der Leser getragen. Und zwar geschieht das in der Weise, daß der wahre Sinn aller zugunsten des Arbeiters getroffenen staatlich-politischen und wirtschaftlich-sozialen Maßnahmen den Lesern vorenthalten wird. In parteipolitischer Färbung, d. h. in einem entstellten Sinne, wird den Lesern alles das nahe gebracht, was sie etwa versöhnlich stimmen könnte. Dies läßt sich natürlich bei den Sozialdemokraten ebenso wenig verhindern, wie etwa bei anderen Parteiorganisationen, wenn man nicht die Preßfreiheit gefährden will. Es ließe sich aber sehr wohl zu den gesetzlichen Bestimmungen über die Preßfreiheit ein Zusatz machen, nach welchem jedes politische Blatt verpflichtet würde, bestimmte Artikel, in denen die Staatsregierung offiziell zum gesamten Volke sprechen will, unverkürzt und unverändert an erster Stelle und in vorgeschriebenem Drucke zu bringen. Mag dann immerhin das Blatt seine kritische Beleuchtung des Inhaltes solcher offiziellen Artikel nachfolgen lassen; es wäre doch wenigstens erreicht, daß in jedes Haus der ganzen Nation die wahre Meinung der Staatsleiter überhaupt erst einmal Eingang gewänne. Die Regierung braucht ein Sprachrohr, das ihre Worte wirklich zum Ohre und Verständnis aller Staatsbürger trägt. Ein solches Sprachrohr aber sind die Parlamente, in denen die Staatsleiter jederzeit sprechen können, noch nicht, weil keine Garantie vorliegt, daß, was sie sagten, auch wortgetreu, unverkürzt und ohne irritierende Zwischenbemerkungen nachgedruckt wird. Es ist ein großer Unterschied, ob eine Zeitung wortgetreu berichtet oder nur Inhaltsangaben bringt. So oft das letztere geschieht, ist es eine Kleinigkeit, aus klaren Worten einen etwas entstellten Sinn herauszuhören, diesen dem Leser zu servieren und nun gegen einen fingierten Feind zu kämpfen.

Wer viel mit Arbeiterkreisen in Berührung kommt, wird wissen, daß der deutsche Arbeiter im allgemeinen einen durchaus gesunden Sinn hat, auch von Herzen friedfertig und freundlich ist und vor allen Dingen für die politische Utopie der Parteiführer, für den Zukunftsstaat, blitzwenig Interesse hat. Auch ist er keineswegs ohne Nationalgefühl und ohne Vaterlandsliebe; es beleidigt sein Empfinden, wenn er sich und seinesgleichen in Bausch und Bogen als „vaterlandslose Gesellen" von oben her bezeichnet sieht. Er hat Herz und Gewissen genau so gut wie andere Leute, und verdient, daß man nicht nur seine kulturellen Bestrebungen achtet und beachtet, sondern auch den Zugang zu seinem Herzen und Vertrauen so sucht, wie es eine werbende Liebe gebietet. Kanonen und Bajonette, Pistolen und Säbel, Zuchthäuser und Gefängnisse sind zwar auch eine ratio im Staatsleben, aber die ultima ratio, zu der man nicht eher greifen, ja von der man nicht einmal eher sprechen sollte, als bis alle friedlichen Mittel erschöpft sind. Darzulegen, daß sie noch nicht erschöpft sind, ist der Zweck dieses Artikels. Otto Hartwich.

Zu den neuesten Ankäufen der Bremer Gemäldegalerie.

Daß Gemäldeankäufe für öffentliche Galerien im Kreis der Kunstfreunde und in der Presse gelegentlich lebhafte Erregung und ein lautes Für und Wider der Meinungen hervorrufen, ist bei der ausgesprochenen Vorliebe des heutigen Publikums für alles, was die Malerei betrifft, eine natürliche Erscheinung in jeder Kunststadt. Wenn wir in Bremen im letzten Jahrzehnt solche Kämpfe nicht gekannt haben, so liegt das offenbar daran, daß sich während dieser Zeit zwischen der Leitung der Galerie und dem weiten Kreis der genießend mitarbeitenden Kunstfreunde ein stilles Einverständnis gebildet hatte, an dem beide Teile ihre Freude haben konnten. Arthur Fitger, der so lange Jahre die Deiche bewacht hatte, mit denen er und seine Gefolgsmannen Bremen gegen den Sturm der modernen Kunstgedanken abschließen wollte, ist längst still geworden; es gab keine Opposition mehr oder wenigstens keine, die ihre Stimme erhob. Nun hat die Tatsache, daß ein Gemälde von van Gogh zum Preise von 30000 Mk. für die Galerie angekauft wurde, eine neue Opposition wachgerufen, die doch wohl schon seit mehreren Jahren besteht; und wenn sie auch von Carl Vinnen in höchst sachlicher und ruhiger Weise vertreten wird, so scheint sie mir doch, gerade weil sie aus dem Kreise unserer besten Künstler kommt, ernster zu sein, als die polternde Entrüstung von damals. Zwei gleichberechtigte und gleich klar und nachdrücklich vertretene Anschauungen stehen sich gegenüber. Wir wollen versuchen, sie zu formulieren und gegeneinander abzuwägen.

Ohne ein klares Prinzip, das die Ziele ihrer Sammelarbeit festlegt, kann keine öffentliche Kunstsammlung existieren. Der Liebhaber kann nach persönlichem Gutdünken kaufen und wieder abstoßen, bald diesem, bald jenem Gebiet seine Gunst und seine Mittel zuwenden; eine öffentliche Sammlung muß sehr viel vorsichtiger und planvoll aufgebaut werden, wenn sie als Ganzes einen harmonischen und im höchsten Sinne erzieherischen Wert haben soll. Andernfalls wird sie ein sinnverwirrendes Durcheinander, in dessen Chaos auch die besten Werke nie recht zu Worte kommen. Beschränkung in den Sammelgrenzen verlangen ganz von selbst auch die Ankaufsmittel, mit denen sich, weil sie stets beschränkt sind, ein zu allgemeines Ziel nie, ein engbegrenztes dagegen ganz erreichen läßt. Auf dem Sammelgebiet der alten Kunst, für Altertümersammlungen und Kunstgewerbe-Museen, ergeben sich die nötigen Grundsätze meist von selbst; es liegt nahe, in Bremen den ausgezeichneten Reichtum an altem Renaissanceschnitzwerk aus der Zeit Lüders von Bentheim zum tonangebenden Kern eines Kunstgewerbe-Museums zu machen und Sèvresporzellan, italienische Majoliken, japanische Lackarbeiten lieber auszuschließen, als mit unzureichenden Mitteln ungenügend vertreten zu haben. Trotzdem gibt es kein feststehendes Schema für die eine oder andere Art von Museum, und jedes wird ein lebendiges Gebilde zu sein wünschen, dessen Art und Wesen sich der Stadt und ihrer Kultur anpaßt, der es dienen will. Den sehr bescheidenen Bestand der Gemälde alter Meister in der Kunsthalle wesentlich zu vermehren, hat man mit Recht vorläufig aufgegeben; ich könnte mir sogar denken, daß es künftig einmal am Platze erscheinen würde, diese ganze kleine Galerie abzugeben, damit ihre Werke zwischen den zeitverwandten Truhen, Schränken und Kleinkunstwerken eines kunst- und kulturhistorischen Museums in Bremen in neuer, vielleicht lebendigerer Weise zur Wirkung kämen. Die Hauptarbeit Dr. Paulis, für die in diesen zehn Jahren der im höchsten Maße anerkennenswerte Grund gelegt worden ist, das ist die Galerie der modernen Kunst, und sie steht ausschließlich hier zur Diskussion; sie ist es fast allein, die den Kreis der Kunstfreunde, der Stifter und Mitarbeiter um die Arbeit des Direktors versammelt, und damit die Kunsthalle zu einem unentbehrlichen, im besten Sinne volkstümlichen Kulturfaktor der Stadt gemacht hat.

Auf die Gefahr hin, daß die Künstler es mir übel anrechnen, möchte ich zunächst für die Handhabung der Galerieankäufe zwei Grundsätze voranstellen, die sich aus der Beobachtung des Erfolgs und Mißerfolgs unserer deutschen Museen klar ergeben. Einmal: Der einzelne sammelt stets erfolgreicher als eine Kommission; je mehr Selbständigkeit, je mehr Vertrauen und Verantwortlichkeit in die Hände des berufenen Leiters einer Galerie gelegt werden, je mehr er sich dem Ideal des Privatsammlers nähert, desto besser ist sein Erfolg. Die etwaige Gefahr der Einseitigkeit, die in diesem persönlichen Regiment liegen mag, ist nicht so bedenklich, wie die Halbheit der Kommmissionsbeschlüsse, in der verschiedene Überzeugungen sich auf eine sogenannte Mittel-

linie einigen. Zweitens: Den Gedanken, als seien die Galerien dazu berufen, die lebende Kunst, d. h. die Künstler durch ihre Ankäufe zu unterstützen, soll und muß derjenige unbedingt ausschalten, dem es auf die Güte der Galerie allein ankommt. So bedauerlich es tatsächlich ist, wenn ein gut Teil der Ankaufsmittel dem Kunsthändler zugute kommt und nicht den lebenden Künstlern, so wenig kann das daran ändern, daß bestimmte Werke für eine Galerie erwünscht sind und andere nicht; man wird das Gute stets da nehmen müssen, wo man es bekommt. Und der desperate Zustand der neuen Pinakothek in München, für deren Ankäufe einer Künstler-Kommission jährlich 100000 Mark zur Verfügung stehen, die ausschließlich den lebenden Künstlern zugute kommen, beweist genügend, daß auf diesem in der Idee ausgezeichnet erscheinenden Wege in Wirklichkeit nichts erreicht wird.

Einen wertvollen Bilderbestand hat Herr Dr. Pauli, als er vor elf Jahren seine Arbeit in Bremen begann, nicht vorgefunden, aus dem er die Konsequenz hätte ziehen müssen, die künftigen Ankäufe nach der einen oder andern Richtung zu orientieren. Walter Firle und Kauffmanns „Schmarren" waren die neuesten Erwerbungen. Der schöne Böcklin, Mackensens Mutter und ein Modersohn waren die einzigen im modernen Sinne interessanten Bilder. Auf diesen bescheidenen Anfängen konnte man alles aufbauen. Was am nächsten lag, ist wohl eine Galerie der modernen deutschen Kunst, bei der das Norddeutsche, in gewissem Sinne das bremische Wesen, besonders zu betonen ist. Wie diese meines Erachtens selbstverständliche Forderung eines lokalen Grundtons von anderen deutschen Galerien angestrebt wird, dafür einige Beispiele: Lichtwark hat in Hamburg den Versuch gemacht, dem eigenen Wesen der Hansestadt dadurch gerecht zu werden, daß er hamburgische Persönlichkeiten von Ruf, hamburgische Motive vom Hafen- und Großstadtleben von Künstlern wie Graf Kalckreuth und Liebermann malen ließ; vielleicht nicht immer mit ganzem Erfolg. Aber da eine Gemäldegalerie immerhin nicht nur für die kultiviertesten Aestheten, sondern auch für die breite Masse des Volkes da ist, so scheint mir diese Anleitung, bekannte Gegenstände einmal mit den Augen des Malers anzuschauen, immerhin wertvoll genug. Man könnte von den Hamburger Fehlern, wenn solche gemacht sind, lernen, sie zu vermeiden. Lichtwark hat ferner dafür gesorgt, daß die alten und neuesten Hamburger Meister in seiner Galerie vertreten sind: jener alte Meister Franke aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts und der merkwürdige Runge sind die bekanntesten unter seinen lokalen Lieblingen.

In Frankfurt hat man die vorhandenen Mittel so eingeteilt, daß neben der großen Galerie des Städelschen Instituts eine städtische Bildersammlung von Frankfurter Künstlern angelegt werden konnte, unter denen nun Hans Thoma, Steinhausen und F. Boehle besonders gepflegt werden. Selbst die Nationalgalerie in Berlin besitzt einige sehr liebenswerte Züge lokalberlinischen Charakters, die in Zukunft noch reicher herausgearbeitet werden könnten. —

Bremen hat nicht ebensoviel, aber doch auch einiges Recht, seine Art und seine Künstler auf die eine oder andere Weise in seiner Galerie festzuhalten, und ein Mann von so sicherem Geschmack wie Dr. Pauli wird dazu den Weg finden, ohne darum in die Sünden der „Heimatkunst" zu geraten, die auch mir durchaus fatal erscheint, und ohne daß er das Hamburger oder das Frankfurter Vorgehen geradezu nachahmte. Da, wie gesagt, eine Galerie wie die der Bremer Kunsthalle auch an die Masse der mit ungeschulten Augen Schönheit Suchenden denken muß, so scheint mir der Erziehungsgang vom Naheliegenden, Leichtfaßlichen zu den höchsten Leistungen der Kunst irgendwie notwendig. Und auch der verwöhnteste Kenner wird es mit dankbarer Anerkennung verzeichnen, wenn er in Bremen eine persönlich gestimmte Galerie findet, die nicht wie eine Wiederholung einer beliebigen guten Bildersammlung an anderen Orten wirkt.

Immerhin — diese Lokalfärbung ist nur eine nebensächliche Forderung gegenüber der Hauptsache; und diese kann nach unser aller Meinung doch nichts anderes sein, als die deutsche Kunst der Gegenwart in charakteristischen Meisterwerken zu vertreten. Es nützt nichts, daß man für diesen Teil der Aufgabe den eigentlich selbstverständlichen Grundsatz aufstellt, nur das Beste sei gut genug, um daraus eine Galerie zu bilden; denn es erhebt sich alsbald die Frage, was ist das Beste? Und die unzähligen Enttäuschungen, die wir im 19. Jahrhundert an solchen einst hochgepriesenen Werken erlebt haben, müssen uns warnen, da allzuviel Selbstvertrauen zu haben, wo es sich um die Beurteilung der gegenwärtigen Kunst handelt.

Erst wenn wir einigen Abstand von den Dingen genommen haben, wird das Urteil sicherer. Wer im ersten Augenblick der Begeisterung Bilder erwirbt, die eben von der Staffelei gekommen sind, der wird leider meist damit rechnen müssen, daß er in 20 Jahren die Hälfte seiner Erwerbungen nicht mehr liebt, weil er sie unterdessen als Nieten erkannt hat. Solche Kunstwerke brauchen deshalb nicht gänzlich wertlos zu werden. In Dresden hat man z. B. damit angefangen, Bilder, die als wenig galeriewürdig erkannt wurden, an öffentliche Gebäude abzugeben, wo sie immer als Wandschmuck gute Dienste tun werden. Übrigens soll nicht verschwiegen werden, daß es Männer gab und gibt, die den Mut und die Fähigkeit besaßen, zuzugreifen, um aus der Produktion ihrer Tage eine Galerie zu bilden, aus der nur ganz weniges veralten und an Wert einbüßen wird: das war einmal der Graf Schack in München, und das ist anderseits nach meiner Überzeugung Ernst Osthaus in Hagen, beide nicht eigentlich Privatsammler, da sie beide ihre beneidenswert schöne Lebensarbeit von vornherein in den Dienst der Öffentlichkeit gestellt haben.

Aber aus dem Erfolg dieser beiden Männer zu schließen, daß ihr Grundsatz für jede Galerie anwendbar sei, wäre höchst gefährlich. Die meisten Galerien, und wie ich verstehe, auch Herr Dr. Pauli, haben sich des-

halb darauf eingerichtet, Werke zu kaufen, deren Meister von der Kunstgeschichte schon festgelegt sind; es ergibt sich also die Aufgabe, die wichtigsten Entwickelungsstufen der gegenwärtigen Kunst in der Galerie darzustellen und die bedeutendsten Persönlichkeiten, die großen Namen vertreten zu haben. Und da allbekannt und unbestreitbar ist, daß diese Entwickelung beeinflußt worden ist von den Meistern des französischen Impressionismus und ihren Vorläufern, so ist es nur logisch, wenn in diesen Zusammenhang einige charakteristische Werke eingefügt werden, die zeigen, was Courbet oder Monet der deutschen Kunst waren. Es ist nicht die Bremer Kunsthalle allein, die nach diesem Gedanken vorgeht, sondern der große Lehrmeister war darin Herr von Tschudi, der vor 15 Jahren etwa mit dem Ankauf französischer Werke aus dieser Gruppe begann, und dem diese seine Lieblingsidee vor drei Jahren bekanntlich sein Amt als Direktor der Nationalgalerie in Berlin gekostet hat. Und seitdem haben die Galerien in Mannheim und in Köln, und das Städelsche Institut in Frankfurt im gleichen Sinne wie Bremen bedeutende Mittel aufgewandt, um Werke Manets, Monets, Renoirs und der andern zu erwerben; und zahlreiche Privatsammler folgen ihrem Beispiel. Berliner Kunsthändler verstehen es, mit den Parisern zusammen die Konjunktur auszunutzen und die Preise mit ungewöhnlicher Schnelligkeit in die Höhe zu treiben. Die deutschen Künstler sehen kopfschüttelnd zu und wundern sich, daß ihre französischen Kollegen meist erst so lange nach ihrem Tode die Wertschätzung erfahren, für die in den achtziger Jahren noch keine deutsche Galerie Verständnis hatte. Und auch die Franzosen lächeln über den neuen Furor teutonicus: „Überlassen wir es den Deutschen, diese Bilder zu lieben, die sich so sehr bemühen, für moderne Kenner zu gelten" — so und ähnlich lauten die kleinen Bosheiten der Pariser Kritiker gegenüber der immer stärker anwachsenden Kauflust und Begeisterung des exklusivsten Teiles im deutschen Kunstpublikum und der Galeriedirektoren. Nicht die Tatsache, daß man in Bremen ein paar gute Vertreter des französischen Impressionismus haben will, sondern die Nebenerscheinungen sind es, die ganz natürlich die Opposition erregen, wie sie Carl Vinnen zum Ausdruck brachte. Es ist eine Art Modekrankheit geworden, nur schnell und um jeden Preis zu kaufen, was man vor fünf Jahren noch zu einem Fünftel des jetzigen Preises hätte kaufen können und nicht gekauft hat. Und es ist ganz natürlich, wenn unsere Künstler die Empfindung haben, als geschähe das alles auf ihre Kosten, als würde ihnen genommen, was an Liebe, Begeisterung und Geld dem Auslande geopfert wird. Von keiner anderen Nation haben wir bisher gehört, daß sie ein so starkes Interesse an den besten Werken unserer deutschen Malerei entwickelt; und doch muß jeder, der ein paarmal die Ausstellungen des Salons in Paris gesehen hat, zugeben, daß sie schlechter zu sein pflegen, als unsere Jahresausstellungen in Deutschland durchschnittlich sind. Die Hervorragenden sind nur einzelne wenige auch in Frankreich lange verkannte Führer.

Unter diesen Umständen dürfen wir von einer bremischen Galerie gerne erwarten, daß sie von diesen wenigen Meistern uns eine Vorstellung vermittelt, aber daß sie darüber die Hauptaufgabe nicht vergißt, das ist die Pflege unserer eigenen Kunst. Nun hat man offenbar im Kreise der Kunstfreunde die Empfindung, daß dies natürliche Gleichgewicht in den Galerieankäufen der letzten Jahre fehlte; in der Tat sind bisher niemals so große Mittel, so viel begeisterter Eifer auf den Ankauf eines deutschen Gemäldes verwendet worden, wie für Monets Frauenbildnis, für Manet und jetzt für den van Gogh. Der für sie gemachte Aufwand verhindert die Galerie tatsächlich, sich ihrer näherliegenden Aufgabe mit dem Nachdruck zu widmen, der nötig sein wird, um die vielen Lücken auszufüllen, die in der Sammlung der deutschen Meister noch vorhanden sind. Um auch hier bei dem einmal gutgeheißenen Standpunkt der Galerie zu bleiben und nur von den kunstgeschichtlich gebuchten Meistern zu sprechen — so fehlen uns ein Menzel, den wir sehr schmerzlich vermissen, ein Schwind, der nicht weniger fehlen sollte; wir haben keinen Leibl, wie wir ihn haben müßten; von Feuerbach sind in den letzten Jahren ein paar gute Bilder auf dem Markt gewesen. Selbst die Generation Waldmüllers und des Berliner Pferde-Krüger könnte, gut vertreten, als Einleitung in den gesunden Wirklichkeitssinn der Malerei des 19. Jahrhunderts kaum entbehrt werden; und von den heute noch Lebenden dürfte man doch wohl an Hodler keinesfalls und an Ludwig von Hofmann auch kaum vorübergehen. Vielleicht könnte es der liebevollen Arbeit eines Galeriedirektors sogar gelingen, durch eine ausgewählte Reihe von Bildern der Zeit um 1860 darzutun, wie die Probleme des Impressionismus sich auch bei uns einstellten und wie sie von vorurteilslosen Meistern der Naturbeobachtung auf eigene Faust gelöst wurden.

Wenn auch nicht alle, so doch sicher einige dieser Wünsche könnte die Galerie der Bremer Kunsthalle in diesen letzten zehn Jahren sicher mit dem Aufwand erfüllt haben, den sie den französischen Meistern gewidmet hat. Mögen von diesen Monet, Manet, Pissarro und Renoir mit einer gewissen Notwendigkeit in die beabsichtigte Darstellung der Entwickelungsgeschichte des malerischen Wesens der Gegenwart hineingehören, von van Goghs Mohnfeld kann man diese Notwendigkeit nicht behaupten. So wertvoll das Bild ist und so sehr ich persönlich mich dafür erwärmen kann, so scheint mir sein Ankauf doch ein Luxus zu sein, den Bremen bei seinen beschränkten Mitteln sich versagen sollte in dem Augenblick, wo der Preis des Bildes diese kaum noch zu überbietende Höhe erreicht hat, und angesichts der Tatsache, daß viele meines Erachtens dringendere Wünsche für die Ausgestaltung der Galerie noch nicht erfüllt sind.

Die Symptome einer veränderten Gesinnung in der Leitung der Galerie, die in diesem Ankauf, in der Auswahl des Ausstellungsmaterials und in einigen Äußerungen der nicht unbeeinflußten Presse zu erkennen waren, haben

offenbar in dem Kreise derer, die sich bisher in ihrem Empfinden solidarisch fühlten mit der gesamten Tätigkeit der Kunsthalle, ernste Bedenken hervorgerufen. Vielleicht sind ihre Befürchtungen unbegründet; vielleicht liegt es an Zufälligkeiten des Kunsthandels, was wir als System und Absicht ansahen. Jedenfalls konnte man von dem Publikum, das zuvor nicht mehr als drei oder vier Bilder von van Gogh in den Ausstellungen der Kunsthalle zu sehen bekommen hatte, unmöglich voraussetzen, daß es diesen schwer zugänglichen Sonderling kenne und liebe und einer solchen Auszeichnung für würdig halte. Wenn aus solchem Anlaß eine dauernde Opposition sich zu bilden droht, so gibt es dagegen nur das eine Mittel, das Ventil der öffentlichen Meinungsäußerung zu öffnen und in ruhiger Verhandlung ohne Groll und Übereifer das Für und Wider abzuwägen. Vinnen hat das mit dem Temperament und der Aufrichtigkeit, die ihn von je ausgezeichnet haben, getan, als der berufene Vertreter der deutschen Künstler. In Erinnerung an die gute Waffenbrüderschaft, die uns vor zwölf Jahren verband, als es sich darum handelte, für die moderne Kunst in Bremen im Kampf der Meinungen die Bahn frei zu machen, habe ich auch diesmal trotz meiner oft ausgesprochenen Verehrung für Dr. Pauli und sein Reinigungswerk in der Galerie der Kunsthalle das Wort genommen, um zu einem gedeihlichen Ausgleich aufkeimender Gegensätze in dem bisher so wertvollen Zusammenarbeiten das meinige beizutragen.

K. Schaefer.

Der Ausbau der Bremer Gemäldegalerie.

Im Jahre 1902 veranstalteten wir in unserer Kunsthalle eine große Ausstellung, für welche zum ersten Male eine Jury anerkannter Künstler das eingesandte Bildermaterial sichtete. Da die Herren streng ins Gericht gingen, unterfing ich mich, dem Vorsitzenden, Geheimrat Kuehl aus Dresden, diese und jene Bedenken politischer Art zu unterbreiten, um ihn für einige Künstler, die es mir schwerlich gedankt hätten, milde zu stimmen. Als Antwort erwiderte er nur: „Machen Sie eine gute Ausstellung, das ist die einzig richtige Politik.“ Nach diesem beherzigenswerten Grundsatze hat sich die Verwaltung der Kunsthalle Mühe gegeben, eine gute Galerie zu bilden.

Aber was ist gut? Was ist das Beste? Vor einigen Jahren wurde in einer bremischen Tageszeitung von seiten eines namhaften Künstlers diese Frage mit dem Ausdruck eines hoffnungslosen Skeptizismus aufgeworfen. Dennoch scheint mir ihre Beantwortung nicht schwer zu sein. Das Gute, das wir gebrauchen, ist die Arbeit der für unsere und für ihre Zeit maßgebenden Meister. Und wenn man weiter fragt, wer sind diese maßgebenden Meister, so wird man bald genug durch das stillschweigende Übereinkommen

der Sachverständigen ihre Namen erfahren. Ja, das Übereinkommen der Sachverständigen verhält sich nicht einmal stillschweigend. Es gelangt in der Literatur zum deutlichen Ausdruck und — in einer Kaufmannstadt wird man mich verstehen — auch im Geschäftsleben. Wenn auch selbstverständlich nicht immer die teuersten Bilder die besten sind, so bieten doch ebenso selbstverständlich die Preise des Kunsthandels eine beachtenswerte materielle Bekräftigung der ideellen Bewertung. Um von den Franzosen ganz zu schweigen, wer sind denn die am höchsten bezahlten modernen deutschen Meister? Menzel, Leibl, Böcklin, Feuerbach; von den lebenden etwa Liebermann. Sind es die schlechtesten? —

Also, da es nicht so schwer zu erfahren ist, wo das Beste, was wir gebrauchen, zu holen sei, so wollen wir uns bei unserer Sammeltätigkeit danach richten, indem wir uns Mühe geben, mit möglichst geringen Mitteln unser Ziel zu erreichen. Gesetzt den Fall, daß es uns wirklich gelänge, unter Anspannung aller Kräfte eine Galerie von Kunstwerken maßgebenden Wertes zu vereinigen, so dürfte damit wohl allen Ansprüchen genügt sein. Eine solche Galerie würde den Geschmack des Publikums veredeln, sie würde den Künstlern die Anregung zu weiterem eigenen Schaffen gewähren, ja sie würde schließlich auch unter allen Umständen einen lokalen Charakter bekommen, da sie als die schönste Blüte heimischer Kunstpflege dastände. Dabei würde allerdings der lokale Charakter der Sammlung noch weiter durch Vertreter der in und um Bremen ansässigen Schule betont werden müssen. Die Worpsweder wären vorzugsweise zu berücksichtigen. Im übrigen können wir aber den Vorgang von Hamburg, Frankfurt, Berlin nicht ohne weiteres befolgen, weil Bremen in früherer Zeit keinen annähernd so bedeutsamen Stand der heimischen Produktion erreicht hat, wie jene Städte. Den Meistern Bertram und Franke, selbst nur einem Denner oder Scheits, einem Philipp Otto Runge oder Wasmann, um nur die bekanntesten Hamburger zu nennen, haben wir keine gleichwertigen Persönlichkeiten an die Seite zu stellen. (Daß der anziehendste bremische Meister aus dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, G. E. Papendiek, eben jetzt mit der Mehrzahl seiner erhaltenen Arbeiten bei uns eingezogen ist, sei bei dieser Gelegenheit beiläufig erwähnt.)

Wenn nun in dem Aufsatze Dr. Schaefers steht, daß eine Galerie „nicht nur für den kultiviertesten Aestheten sondern auch für die breite Masse des Volkes“ da sei, so scheint mir ein solcher Satz ein verhängnisvolles Mißverständnis nahe zu legen. Selbstverständlich öffnet das Museum seine Tore der Gesamtheit der Bevölkerung, und die Museumsverwaltung ist nicht froher, als wenn das allgemeine Interesse sich durch reichlichen Besuch bekundet. Aber diese Selbstverständlichkeit ist augenscheinlich nicht gemeint. Vielleicht soll es heißen, daß man mit der Sammeltätigkeit nicht nur den Geschmack der Aestheten, sondern auch den Geschmack der breiten Masse

bedenken solle. Und da setzt der Widerspruch ein. Denn die breite Masse wählt zu ihrem Ergötzen leider nicht das Beste. Sie strömt nicht zu Shakespeare und Goethe, wenn das Theater geöffnet wird, sondern viel eher in den Zirkus, in den Tingeltangel oder zum Kinematographen. Diejenigen Bilder, die sich der breitesten Popularität erfreuen, sind keineswegs die Werke eines Menzel oder Leibl. Scheiden wir also die breite Masse einen Augenblick aus! Dann wollen wir aber gleich auch den „kultiviertesten Aestheten" ausschalten, denn unsere Sammlungen sind ganz gewiß nicht lediglich auf den Geschmack der kleinen Schar professioneller Feinschmecker zugeschnitten. Und doch denken wir bei unseren Sammlungen an eine Art von Besucher, dem wir sie widmen möchten, der uns als der ideale Gast unseres Hauses vorschwebt. Darum ist er aber doch kein Hirngespinst, sondern eine tausendfach lebendige Realität. Dieser Besucher kann uns im Arbeitskittel ebensowohl begegnen wie im besternten Frack. Es ist jener Kunstfreund, der unvoreingenommen hellen Auges und warmen Herzens das Schöne da zu genießen weiß, wo immer er es findet. Und da zwingt mich die Gerechtigkeit, zu gestehen, daß ich diese Art von Kunstfreund bei gelegentlichen Führungen durch die Sammlungen häufiger unter den Kreisen der sogenannten Ungebildeten gefunden habe als unter den sogenannten Gebildeten, die — ach wie oft! — nur verbildet sind.

Doch Herrn Dr. Schaefer sage ich hiermit gewiß nichts Neues. Ja, es freut mich, zu sehen, wie die Kreise des Umstrittenen sich zusehends verengern. Wenn Schaefer in Übereinstimmung mit Vinnen von der Galerieverwaltung wünscht, daß sie sich nach Möglichkeit dem Charakter einer Privatsammlung nähern möchte, so will ich ihm nicht widersprechen. Und, wenn er des weiteren für die Ergänzung unserer Galerie bestimmte Wünsche aufstellt, so kann ich nur entgegnen, daß dieses auch die meinigen sind. Daß wir logisch handeln — und hoffentlich nicht nur logisch —, wenn wir einzelne maßgebliche französische Meister bei uns einführen, gibt auch Dr. Schaefer zu. Er verkennt keineswegs den Anregungswert, den sie uns bieten. Nur bei van Gogh möchte er dies bezweifeln. Da freut es mich denn, aus dem Briefe eines bremischen, in Worpswede ansässigen Künstlers ihm mit folgenden Sätzen entgegnen zu können: „Man sollte die hohe Kunst van Goghs nicht rein vom Standpunkt der naturalistischen Bildermalerei betrachten, sondern ihn als Vorläufer und Vorausahner einer großzügigen architektonischen Raumkunst betrachten. . . . Den besten Raummalern der Jetztzeit fehlt die Herbheit, der Styl und Rhythmus, die der große Vlame (kein Franzose, sondern Germane) nur durch fortwährendes Sichbewegen in der Natur und Kämpfen mit ihr erreichen konnte. Der neue van Gogh als Repräsentant der dekorativen Malerei und die blaue Dame von Renoir als Repräsentant der naturalistischen Malerei sind wohl die anregendsten Bilder der Sammlung des Kunstvereins." Hier ist erfreulicherweise eben das ausgesprochen, was als die

eigentümliche Qualität van Goghs hervorgehoben zu werden verdient. Seine große Bedeutung für unsere Zeit und unsere Kunstentwickelung liegt eben darin, daß van Gogh auf dem Wege der modernen Impressionisten zu einer dekorativen Ausdrucksform gelangt ist.

Die ironischen Bosheiten der französischen Kritiker, die angeblich unsere Erwerbungen moderner französischer Bilder begleiten, können wir gelassen ertragen. Ich habe bereits an anderer Stelle darauf hingewiesen, wie reaktionär und rückständig der Geschmack des französischen Publikums sei. Nur eine kleine Minderzahl derer, die nicht nur Einsicht und Geschmack, sondern auch die nötigen Mittel haben, um diese guten Eigenschaften durch Erwerbungen zu betätigen, kauft dort die modernen Maler. Es freut mich besonders, konstatieren zu können, daß zu diesen auch Auguste Rodin zählt, der schon vor längeren Jahren ein Gemälde van Goghs erwarb, eben jenes van Gogh, der in einer Einsendung unserer Tagespresse unlängst als ein Verrückter den Bremern vorgestellt wurde. Auf jenen Artikel konnte man nur mit den Worten erwidern, die Faust dem murrenden Pudel zuruft: „Wir sind es gewöhnt, daß die Menschen verhöhnen, was sie nicht verstehn." Die Zeit wird kommen, wo die lächelnden Franzosen seufzend in ihre Taschen greifen, um aus dem Auslande jene Bilder zurückzukaufen, die sie jetzt leichten Herzens ziehen lassen, wie wir es im Falle Millet erlebt haben.

Wenn man den Artikel Dr. Schaefers recht erwägt, so scheint er uns eigentlich nur die Reihenfolge unserer Einkäufe zum Vorwurf zu machen, daß wir nicht zuerst die Deutschen und dann die Franzosen gekauft hätten. Aber so haben wir es ja gemacht. Wir haben mit den deutschen Bildern begonnen, von denen wir, wie aus nachfolgender Tabelle ersichtlich, im ganzen, das heißt unter Einrechnung der Geschenke und Leihgaben, 84 erworben haben.

		Moderne				
	Alte Bilder	Deutsche	Franzosen	Spanier	Engländer	Niederländ.
1899		4				
1900	4	3				
1901	1	5				
1902	1	11			1	
1903	6	3				
1904	10	11		1		
1905		11	4		2	1
1906	4	4	2			1
1907	1	3				1
1908	5	17				
1909	3	7	2			
1910		5	5			1
	35	84	13	1	3	4

Selbstverständlich werden wir auch weiter darauf bedacht sein, die empfindlichen Lücken an heimischen Meistern, die Dr. Schaefer mit Recht bemerkt, auszufüllen. Nur wäre daran zu erinnern, daß beispielsweise ein Menzel oder Leibl, wie wir ihn haben möchten, noch viel teurer ist als irgend eines der von uns gekauften oder uns geschenkten französischen Gemälde. Hier müssen wir uns auf achtzig- bis hunderttausend Mark gefaßt machen. Wenn wir nun in den letzten Jahren die Gelegenheit der internationalen Ausstellungen wahrgenommen haben, um französische Bilder zu erwerben, so leiteten uns dabei zwei Erwägungen: eine ideale und eine geschäftliche. Wir mußten uns gestehen, daß der Anregungswert eines Renoir, Manet, Monet oder van Gogh gerade in unserer Zeit ein besonders großer ist. Andererseits mußten wir auch bedenken, daß die Preise für diese Bilder sich in einer fortlaufend steigenden Konjunktur befinden. Wenn wir jetzt nicht zugreifen, so würden wir in zehn Jahren die Gelegenheit verpaßt haben, so wie früher manche gute Gelegenheit verpaßt worden ist. Wenn Vinnen beispielsweise an die günstige Erwerbung unseres Böcklin in den Zeiten des ancien régime erinnert, so muß man leider hinzusetzen, daß hier nur ein glücklicher Zufall gewaltet habe. Die Erwerbung wurde mit einer Stimme Mehrheit beschlossen. Späterhin wurde dagegen mit allen gegen eine Stimme der Ankauf des „Schmarrn" von Hugo Kauffmann beschlossen — zu einem Preise, für den man damals einen sehr guten Leibl hätte haben können.

Aus der Tabelle unserer Erwerbungen im letzten Jahrzehnt können wir noch einiges Weitere entnehmen, was der Beherzigung wert ist. Unsere Abteilung alter Bilder ist keineswegs für so nebensächlich anzusehen, wie Dr. Schaefer es meint. Wir bemühen uns auch fernerhin, sie auszubauen. Nur haben wir uns mit Rücksicht auf die unerschwinglichen Preise des Weltmarktes darauf beschränkt, aus bremischem Privatbesitz zu kaufen. Daß man auch auf diesem Wege noch wertvolle alte Gemälde gewinnen kann, beweisen unsere Erwerbungen von Cranach, Ruisdael, Ter Borch, um nur die wichtigsten zu nennen. Auch sollte man bei einer Betrachtung unserer Sammlungen nicht des Kupferstichkabinetts vergessen, das vielleicht die größten Werte der Kunsthalle birgt. Ich fasse zusammen: Es ist nicht zuzugeben, daß gegenüber den 84 Erwerbungen deutscher Gemälde die 13 Franzosen eine bedrohliche Beeinträchtigung der heimischen Kunst in unserer Sammlung darstellen. Wohl aber muß es ausgesprochen werden, daß die Agitation, die im Anschluß an unsere jüngste Erwerbung eingesetzt hat, für die gedeihliche stetige Weiterentwickelung unserer Gemäldegalerie gefährlich werden werden kann. Nach Lage der bremischen Zustände können wir der vertrauensvollen Teilnahme und der werktätigen Unterstützung unserer kunstsinnigen Mitbürger bei dem Ausbau unserer Sammlungen nicht entbehren, denn der Staat ist nicht in der Lage, aus seinen Mitteln jene Summen zu bestreiten, die den Galerieverwaltungen anderer deutscher Großstädte von der Bedeutung Bremens

zur Verfügung gestellt werden. Auch die Erfahrungen des letzten Jahrzehnts bestärken uns in der Hoffnung, daß künftighin wie bisher durch Zuwendung von privater Seite die Erwerbungen des Staates und des Kunstvereins ergänzt werden. Wenn wir dabei bedenken, daß uns auf diesem Wege nach aller Voraussicht noch manche Werke heimischer Meister zufließen mögen, so dürfen wir erwarten, daß der lokale Charakter der Kunsthalle sich auch ohne gesteigerte finanzielle Opfer des Kunstvereins mit der Zeit noch deutlicher betonen werde. Nur wäre es im Interesse des Zieles, das allen Beteiligten vorschwebt, dringend zu wünschen, daß das gute Einvernehmen zwischen dem Publikum und der Verwaltung der Kunsthalle nicht gestört werde.

Gustav Pauli.

Die Entgleisten.

(Schluß.)

Gestern früh fliegt mir das Telegramm Deines Direktors ins Haus, meldet mir den großen Erfolg der „Entgleisten" und Deines Spieles. Du als Bertalda! Einen Triumph nannte er's. Du als Bertalda? Deshalb hattest Du so erbarmungslos geschwiegen?

Zwei Stunden nach dem Eintreffen dieser Nachricht saß ich im Wagen. Ein schmerzhafter Ostwind schnitt am Walde vorbei, heulte über die Heide, verwüstete den Garten, erleichterte mir die Trennung von Tuskulum, die Brigitte mir auf erdenkliche Weise zu vergällen suchte; sie hatte wohl geglaubt, solche jähen Wünsche seien in ihrem alten Brotherrn unterweilen entschlafen. Die Bahnfahrt brachte mir keinen Schlaf, aber bei der einförmig gleichgültigen Musik der eisernen Räder fanden meine Gedanken allmählich das ruhigere Taktmaß, eroberten sich eine gewisse Stetigkeit zurück. Warum hatte ich mich eigentlich so besinnungslos hastig in den Frühzug geworfen? War mir etwa im Blitzstrahl die Erkenntnis gekommen, es sei da ein drohendes Rätsel vor mir aufgetaucht? Sie erinnert sich gar wohl unseres Sommergespräches, sagte ich mir, dennoch konnte sie der Lockung dieser künstlerischen Aufgabe nicht widerstehen und wollte mich mit der gelungenen Tat überraschen und überzeugen. Und wagte nicht, mir darüber zu berichten. Törichter Puck! Sonst ein beschwingtes Elfenkind, solch ein Traumgeschöpf aus kichernden Schabernäcken, geschwinden Worten und wundersam glatten Bewegungen zusammengewoben, immer bereit, seinem großen Paten zu willfahren: „Rund um die Erde zieh' ich einen Gürtel in viermal zehn Minuten!" — Und nun plötzlich von allerlei griesgrämigen Nebeln umflossen, mit stockender Gebärde und schweigsamem Mund? Wie vermochte sie die Bertalda darzustellen? Es kann nur eine Schulleistung gewesen sein, jene harmlose, wohlabgewogene Deklamationskunst etwa, mit der begabte Anfängerinnen sich des Gretchens zu bemächtigen pflegen. Die

erfolgkündende Stimme darf mich nicht widerlegen, denn ich weiß sattsam, welche Bewandtnis es mit solchen Klängen hat. Es wird an gegenteilig Urteilenden nicht mangeln. — Dieserartige Reden hielt ich mir während einer langen Nacht. Aber wenn ich eben alle Betrübnis besiegt zu haben meinte, gebaren sich eilig neue Zweifel, sprangen in mir hoch, bissen sich in meine Seele ein und nagten ohne Unterlaß an ihr, daß ich die Tantalusarbeit ihrer Bekämpfung wiederum aufnehmen mußte. So ward ich zwischen Helligkeit und Dunkel hin und her geworfen und als ich mein Reiseziel endlich erreicht hatte, war es mir noch längst nicht gelungen, allen Sorgen Beschwichtigungen zu erfinden. Auch wollte mir die Morgendämmerung die Nachwehen dieser bitterlich schweren Stunden nicht verwischen, denn ich wußte, daß mein einsames Haus nach mir trauerte, daß in meinen Stuben die Erinnerungen umgingen, all die beglückenden, warmen Erlebnisse, deren wehmütigen Nachklang ich in stillen Nächten von Wand zu Wand schwingen hörte. Wer möchte es nicht belächeln, daß Heimweh in solch einem alten Kindskopf noch zur Leidenschaft werden kann? — Der gelbrote Schimmer des jungen Tages lag aber über den tausend Türmen, über den Dächern, Mauern, Schlöten und Giebeln einer riesenhaften Stadt und ich fühlte mich diesem Speicher zahlloser und unmeßbarer Kräfte tief entfremdet. So rächt sich das vorwärtsstürmende Leben an denen, die es willkürlich flohen. Ich hatte mich mit einem Frühgang durch die erwachende Hauptstadt erfrischen wollen, um dann überraschend bei Dir einzutreten, sobald es eben schicklich anging. Als ich aber dem verstaubten, dunstigen Eisenbahnwagen entstieg, fiel mit dem kalten Morgentau eine so schwere Müdigkeit über mich, daß ich auf gut Glück in dies Gasthaus fuhr, mir ein Bett anweisen ließ und erst am Nachmittag aus steinhartem, traumlosem Schlaf erwachte.

Du fragst vielleicht: Weshalb erzählt er mir alldies? Warum spinnt er gleichgültige Betrachtungen aus, klebt am Nebensächlichen, ergeht sich in langatmigen Worten, deren Sinn halbverhüllt bleibt? denn ich kenne ihn und weiß, daß hinter seinen Schildereien ein drohendes Ereignis, ein Schicksal steht, das sich stetig hervordrängen will und doch immer noch angstvoll zurückgehalten wird. — Übe Nachsicht, Kind. Ich lasse mein Ziel mitnichten aus dem Auge, aber es gilt einen Berg des Leides hinanzuklimmen und ich muß häufiger Atem schöpfen, als das einem jungen Menschen not täte. Ist es mir doch beinahe zumute, als schlafwandle ich. Aber nein. Alles ist Wahrheit, Tatsächlichkeit, Erlebnis, ich träume nicht und nur meine Schwäche läßt mich wünschen, daß ein unwirkliches Gedankenbild vorbeigezogen sei, aus dessen Bann ich gleich erwachen könne. Jene Augenblicke, die uns den Halbschlummer zart und gemächlich von den Lidern streifen, bedeuten immer eine Neugeburt. Die Sinne durchlaufen mit erstaunlicher Geschwindigkeit den Reiseweg der Kinderjahre, aber anstatt ganz neue Fäden zu spinnen, nimmt unser Geist nur die alten bis zum Vortage gesponnenen wieder auf.

Mir ist es nun häufig geschehen, daß ich während des Schlafes gar unbewußt an diesem Gewebe weiterwirkte und mich beim Erwachen mit vorher nicht bedachtem, doch schon ausgereiftem Entschluß erhob. So hatte ich mich heute nachmittag kaum auf meine Lage besonnen, als ich mir auch zugleich des neuen Planes bewußt ward: Dich vorerst als Künstlerin, dann als meine Tochter wiedersehen zu wollen. Es war möglich, daß ich Dir so müheloser gerecht werden konnte, eben weil in Deinem Innern die Künstlerin der Tochter schon einmal den Rang streitig zu machen schien. Jener ernsten Zwiesprache, die uns notwendig bevorstand, mußten wir ungestört pflegen. Sie sollte Dich aber nicht schmerzlich überwältigen, sollte die innere Sammlung nicht stören, deren Du gewiß für die zweite Aufführung der „Entgleisten" bedurftest; denn wer sich gestern einen Platz eroberte, muß ihn heute schon verteidigen. Das Sprichwort lügt, wenn es einzig allen Anfang schwer nennt. Auf die erste Staffel des Ruhmes schwingen wir uns aus eigener Kraft, auf die zweite heben uns tausend Arme, von der dritten trachten tausendmal tausend uns herabzustoßen. Ein Ähnliches mußte ich heute zum anderen Mal bedenken, als ich mich vom Strom gleichgültiger Straßengesichter über das lichterhelle Pflaster tragen ließ. Wie bannten mich doch jene zahllosen, fremden Bewegungen, die ringsum im Winterabend der Großstadt aufzuckten, dahinrollten, abebbten, niederfielen und immer wieder hochflogen! Sie wurden mir zu einem Erlebnis von rätselhafter Gewalt, gegen das ich mich nicht empören konnte, obgleich ich es niemals lieben mochte. All diese Leiber bekämpften einander, vermählten sich auch nur, um sich zu bekämpfen, und strebten doch einmütig nach dem gleichen Ziel: sich in Fleisch und Geist fortzupflanzen, um sich zu erhalten. Und ich mußte das Schauspiel dieses gewaltigen Kampfes demütig segnen und sagte mir: Es ist so unnütz, die Unterliegenden zu betrauern, wie die Sieger zu beneiden. Der Künstler aber sollte sich nie verhehlen, daß seine Seele von allen am bittersten leiden wird, weil sie in den Tagen ihrer reichen Siege jene Freude erlebte, die unirdisch und höher als andere Freuden ist. In Deinen Jahren, mein Puck, war ich solchen Einsichten noch fern. Häufig genug belauschten mich die Wände einer Studentenkammer, wenn ich an der Gerechtigkeit des Schicksales verzweifelte, mich in fruchtloser Verzagtheit schalt und den eingeborenen Gaben fluchte: Glücklich ihr alle, die ihr nichts besitzt, denn euch kann nichts genommen werden! Ach Kind, es konnte mir ja einzig genommen werden, was ich aus eigener Schuld verloren gab.

Und das ist eben jetzt das Entsetzliche: ich habe Dich aus eigener Schuld verloren. Mich selbst trifft dieser brennende Vorwurf. Allein mich. Oder? Oder?

Aus einem grellbelichteten Schaufenster sprang mir plötzlich Dein Gesicht entgegen. Ich fand eine prahlende Bilderreihe, die Dich als Bertalda zeigte, Dich in verschiedenen Gewändern, in verschiedenen Stellungen, immer wieder

Dich. Aber Du warest es doch nicht. Ich starrte diese Bilder an und fragte mich, warum ich ihrer nicht froh werden konnte, bis ich auf einmal begriff, daß mir Blick und Mund dieses schönen, jungen Weibes fremd waren. Erschreckend fremd. Die Erkenntnis durchfuhr mich wie ein jäher Schmerz: ich hatte wohl immer unbewußt gehofft, daß dieser Ausdruck niemals aus meinem Puck sprechen möge. Das war es. Ich dachte an Dein Bild als Kätchen von Heilbronn, in dem ich die reine Seele meines Kindes in all ihrer Traumsehnsucht und Demut, Lebensneugierde und Heiterkeit so unverhüllt wiederfand, daß ich dies Konterfei daheim wie ein geliebtes, lebendiges Geschöpf behandelte. Aber die Bertalda hier war ein Mensch, in dessen Blick alle dunkeln Leidenschaften wohnten. Ein Mensch, den ich nie gekannt hatte. Oder doch? War er mir vor langer Zeit schon einmal begegnet? — Laute Bemerkungen voll jener verletzenden Bewunderung, die auf Äußerlichkeiten zielt, drangen an mein Ohr und erregten einen gerechten Unwillen und ungerechten Abscheu in mir. Mühsam entfloh ich dem Gedränge der umherstehenden Neugierigen und mühsam schleppte ich mich bis zur Stunde des Theaterbeginns durch die Stadt, für deren Wunder ich kein Auge mehr hatte, obgleich ich es mir anzwingen wollte. Deine unbegreiflichen Bilder! Bei wenigen Aufnahmen hätte ich meinen dürfen, daß sie schlecht getroffen seien, aber zehn und zwanzig erstickten solche Hoffnung im Keim. Die Erinnerung an den erlittenen Eindruck jagte immer neue Angstschauer über mich. Diese rätselhaften Augen in dem so wohl gekannten Antlitz schienen unablässig mit eindringlicher Kraft auf mich gerichtet zu sein. Wohin ich meinen Blick auch wenden mochte, traf er doch nur den Deinen, der mir in die Seele brannte, der mich verklagte — o, ich begann bereits zu ahnen, daß ich vor ein Gericht gestellt werden sollte, aber ich war zu feige, dem Erlebnis mit klaren, kraftvollen Sinnen bis zum Grunde nachzuforschen und suchte mir auf erdenkliche Weise zu verbergen, daß ich eine unbestimmte, rastlos bohrende Angst vor dem Kommenden in mir trug. Ich eilte in ein großes, gelächtererfülltes Wirtshaus, dessen Musikkapelle ihre billigen Weisen bis auf die Straße schickte, ließ mir dort Getränk und Zeitungen bringen und entfloh dem lärmenden Getriebe wieder, ohne ein Wort gelesen, einen Schluck getrunken zu haben. Ich besuchte einige Läden und kaufte ohne peinliche Wahl ein paar Kleinigkeiten: ein seidenes Tuch, einen Sonnenschirm, ein Falzbein; schließlich Blumen; in drei Läden kaufte ich Blumen; und alle diese törichten Dinge ließ ich an Dich senden. Unterweilen werden sie eingetroffen sein und Dir einen unbekannten Verehrer vorspiegeln; der Unbekannte war Dein Vater.

Es scheint mir, als seien meine Handlungen in jenen Stunden weder der Vernunft, noch dem Gefühl entflossen. Ich weiß nicht, ob ich einer harmlosen Frage klare Antwort gegeben hätte, ob ich einem unter meinen Augen geschehenden Unglücksfall den mindesten Herzensanteil hätte schenken

können; ich weiß nur, daß jenes Bangen und Dein unausgesetzt auf mir ruhender Blick mich hetzte, wie der Schinder ein schlechtes Stück Vieh. Ich weiß, daß ich erbärmlich feige war. Zuletzt warf ich mich in einen Wagen und ließ mich durch den Stadtpark fahren. Da besiegte die Dunkelheit meine Schwäche. Die wache Stimme in meinem Innern erhob sich, daß ich sie nicht länger verleugnen konnte und hören mußte: Aber was besorgst du denn? Und weshalb gebärdest du dich unehrlich? Ist sie nicht die Bertalda, die du einst erlebtest, erdachtest, schufest? — Mit einem Male ahnte ich, was mir bevorstand. Bei allem Guten und Edlen auf Erden — sollte sie wahrhaftig fähig sein, diese Bertalda in sich zu tragen? — Ein kaltes Fieber lief mir durch den Körper; dabei war es, als stäche man mir unablässig lange, widerhakige Nadeln in die Schläfe. Aber ich konnte mit Überlegung auf die Uhr sehen und den Kutscher dem Schauspielhaus entgegenfahren lassen.

Diese Stunden sollen mir angerechnet werden, wenn man mich um dessenwillen straft, was ich in meinem Leben versah. Es liegt mir fern, Dich mit dem Bilde rühren zu wollen, das ich nun nüchtern vor Dich hinstelle; erkenne nur seinen Sinn, mein Kind, und reife an ihm.

Ich hatte niemals Angst vor dem Publikum, auch früher nicht, als ich die Bedeutung äußeren Erfolges oder Mißerfolges noch jugendlich überschätzte. Hier und da, neben einer Säule oder irgendwo im Schatten mag doch einer unter euch sitzen, dem ich mehr als Schall und Spiegelbild geben kann. Es ist seit allem Urbeginn noch kein mindestes Teilchen Kraft im Raume verloren gegangen. Also bin auch ich nicht unnütz. So dachte ich und erschrak dennoch ein jedes Mal vor den zahllosen, weit offenen, glänzenden Augen der Versammlung. Gleich wird sich auch Reichtum und Armut meiner Seele enthüllen; vielleicht gelten auch meine Flitter für unschätzbare Kleinodien; vielleicht dünken auch meine Kleinodien nur wertlose Flitter; aber immer stehe ich nackt vor euch. Und ich zitterte vor Scham. Heute empfand ich nichts von ähnlich zarten Gefühlen. Mitten in der geputzten, grüßetauschenden, scheinbar frohbewegten und erwartungsvollen Menge stak ich wie ein totes Ding. Ich war vor übermächtiger Erregung erstarrt, wußte kaum, daß es sich um mein eigenes Werk handelte, wollte nichts bedenken, Nichts mehr erraten. Nachdem der feindliche Sinn der künftigen Stunden sich mir einmal wie ein loderndes Feuer in der Ferne gezeigt hatte, blickte ich nicht mehr ins Weite, obwohl ich diesem Feuer unaufhaltsam näherglitt. Ich belog mich so wenig, als ich mir die Wahrheit sagte und blieb gelähmt, versteinert in einem noch nie durchlebten Zustand leiblicher und seelischer Gefühllosigkeit. Ein hilflos Verzweifelter war reich gegen mich, denn mir wollte auch nicht die leiseste innere Regung zustoßen. Und dann hob sich der Vorhang.

Übe Nachsicht! Mein Herz schlägt so toll und regellos, während ich schreibe. Ich möchte zaudern, ruhen, mich besinnen, aber es hetzt mich ja

vorwärts, wenn ich auch mit allen Kräften zurückbegehre und vor dem Kommenden erschauere. Ein erbarmungsloses Muß spornt mich zu hastigerem Lauf, hebt mir im Rücken die Fackel hoch und spottet der verzerrten Schatten, die ich Dir entgegenwerfe. All diese Worte schmerzen mich im Entstehen, aber all diese Schmerzen schreien nach der Hand des Arztes. Ich selbst muß mein Arzt sein. Ich sehe Dich in einem buntgesprenkelten Kinderkleid vor mir. „Wie lange wird die Mutter gestorben bleiben?“ „Ach, Puck. Durch unser ganzes Leben können wir sie nur mehr in uns selber tragen. Ich will Dir wieder ihre Bilder und ihre Dinge zeigen, dann mußt Du die Augen schließen und plötzlich wird sie Dir erscheinen.“ — Ich sehe Dich in einem dunkeln Hauswinkel hocken. Dein weicher kleiner Mund ist krampfhaft in lautlosem Schmerz verzogen. Unter den herabgepreßten Lidern stehlen sich die dicken, warmen Tränen hervor. „Aber Kind, — um Gotteswillen! Was ist Dir geschehen?“ „Sie will ja gar nicht.“ „Wer?“ „Sie kommt nie.“ „Wer?“ „Die Mutter.“ — Und über ein Jahr belausche ich Dich wieder vor dem Gemälde der schönen Frau im Eßzimmer, wie Du Dein Antlitz im Spiegel mit dem ihren vergleichst und ihre Haltung nachzuahmen suchst und allerlei merkwürdig gespreizte, possierlich vornehme Gebärden übst. — Und wieder über eine kleine Zeit sitzen wir im abendlichen Zimmer beisammen. „Wenn ich einen Mann heirate, dann muß ich doch mein lebelang bei ihm bleiben?“ „Ja, Puck.“ „Und man heiratet sich, weil man sich liebt?“ „Ja, Puck.“ „Ich will nicht heiraten, Vater.“ „Warum nicht gar!“ „Brigitte sagt, es gäbe auf der ganzen Welt keine glückliche Liebesgeschichte.“ „Das hätte Brigitte nicht sagen sollen. Deine Mutter und Dein Vater waren zum Beispiel sehr glücklich in ihrer Liebe“. „Ja. Aber jetzt?“ „Sieh, mein Liebling. Wenn Du einmal solch ein Glück erlebst, darfst Du es Dir nie verloren gehen lassen, mußt es immer im Herzen behalten, daß es da lebt; solch ein Glück.“ „Hm, ja.“ „Was meintest Du, Puck?“ „O nichts. Ich denke nur nach.“ „Worüber denkst Du nach?“ „Darüber, daß Brigitte sagte, — Brigitte sagte nämlich, ich sehe Mutter sehr ähnlich.“ „So, sagte sie das.“ „Ja, ein paar Mal schon — und — nämlich — ich möchte wohl wissen, ob das wahr ist.“ „Ganz gewiß, Puck.“ „Ich sehe ganz genau, grade so wie Mutter aus?“ „Ja.“ „Dann — liebst Du mich auch ebenso wie sie?“ „Aber natürlich, Du Kindskopf.“ Plötzlich klatschst Du in die Hände, springst auf und hängst Dich mir an den Hals. „Das wußte ich! Darum mag ich ja nicht heiraten. Wir beide wollen eine glückliche Liebesgeschichte haben. Wollen wir?“ „Ja, wahrhaftig.“ „Warum lachst Du, Vater? Bin ich nicht Dein Glück?“ „Gewiß, kleiner Tor.“ „Dein neues, — nicht wahr?“ „Wieso, Puck?“ „Ich meine, das mit Mutter ist doch nur ein altes Glück.“ — Was mein merkwürdiges Kind mir aus Träumersinn und Frühreife entgegenbrachte, hat mich oft verstummen und seufzen lassen. Aber rührsamen Erinnerungen darf diese Stunde nicht gehören.

Jetzt fällt mir ein anderer Klang ins Ohr. „Vater, — Du bist im Unrecht!“ — Das ist ohne Zweifel Deine Stimme. Der Vorhang hatte sich ja längst gehoben. Ich hörte die da vorne schon eine Weile reden, den Vater, die Mutter, den Bruder. Diese einfachen Gestalten erregten meinen Anteil so wenig, daß ich kaum begriff, weshalb man ihr Schicksal mit dem Lichte bewarf, das den glänzenden Zuschauerrängen entzogen war. Mir deuchte einzig, daß die Sprechweise der Bühne sich gegen früher verändert hatte. Als ich jung war, liebten die Schauspieler ihre Worte; heute lieben sie den Sinn ihrer Worte. Auch schien mir der klare, leichtfaßliche, stark aufgetragene Gestus aus der Mode gekommen zu sein. Die Spielenden ließen absichtlich Lücken und Spaltungen im Fluß ihrer Gebärden eintreten und entsagten der körperlichen Erläuterungen, als wollten Sie die Zuschauer auf allerlei Verhaltenes raten machen. Aber wenn mir diese Eigentümlichkeiten auch auffällig wurden, geschah es doch nur zwischen Traum und Wachen. Die dargebotenen Vorgänge blieben mir innerlich fremd. Ich sah sie in einer nebelverhangenen Ferne und gab mir keine Mühe, sie deutlich zu erkennen. Und dann war noch jemand zu den Redenden getreten; eines jener schmucklosen jungen Mädchen, wie sie mir vorhin in Scharen auf den Straßen gleich so unauffällig vorbeigehuscht waren. Diese Jungfrau hob sich kaum von den bürgerlichen Zimmerwänden ab, bewegte sich zwanglos zwischen alltäglichen Dingen und Wesen. Plötzlich fiel ein Wort des Vaters, solch ein scheinbar gleichmütiges Wort, aus dessen Klang doch schon ein drohend verhaltener Zorn springt. Das junge Mädchen gleitet in die Mitte des Raumes und spricht: „Vater, Du bist im Unrecht! Wie kannst Du mein Gefühl vergewaltigen wollen?“ Und mit einem Ruck hat sich diese weibliche Figur von den Wänden, Dingen und Wesen ringsum gelöst. Da begriff ich, daß Du es warest.

Endlich hatte ich Dich gefunden. Nun wußte ich, daß ich mich immerfort nach Dir gesehnt hatte und meine krampfhafte Erstarrung schwand mit eins. Das Herz schlug mir, daß ich es im Halse spürte. Meine Blicke flogen Dir mit eifersüchtiger Liebe zu, belauschten jede Regung Deiner Glieder und Licht und Schatten im Wechselspiel Deiner Mienen. Der Argwohn war von mir abgefallen, ich gab mich völlig dem Genuß Deiner Nähe hin, versammelte lauter warme Gedanken um Dich und einzig um Dich, denn Deine Mitspieler schienen mir nur dann einiger Beachtung würdig, sobald Du sie berührtest, ansprachst, anzogst oder abstießest, und es begab sich notwendig so, daß Du allmählich aus ihrer Reihe herauswuchsest. Häufig glaubte ich den nahen, zärtlichen Atem meines Puckes zu fühlen und konnte auf meinem Stuhl kaum stille bleiben, hätte über die Reihen dieser tausend Gleichgültigen fortfliegen und Dich an mein Herz ziehen mögen.

Dann aber trafen mich hin und wieder fremdartige Töne; scheue, zitternde Klänge, die aus heimlichem Leide quollen und mich erstaunten, erschütterten, ahnungsvoll und bang aufhorchen ließen. Schließlich geriet ich

gar in eine fieberhafte Erregung. Die Handlung da vorne steigerte sich; der Knoten war geschürzt; die mannigfach gestalteten Familiencharaktere einigten sich zum Bunde gegen die Bertalda. Aber was ging in Dir vor? Wo fand ich die Grenze zwischen Natur und Kunst in meinem Kind? O, ich Tor sollte wissen, daß es solch eine Grenze nicht gibt. Bei keiner anderen Schauspielerin hätte ich danach gefragt; ich hätte genossen, was solch reife Kunst mir bot; hätte widerstandslos und ohne Bangen diese notwendige Wandlung miterlebt, wie die vielen um mich herum es vermochten, denn Du erhobest Dich zu einem Traumbild reiner Schönheit, obgleich Du immer in der Wahrhaftigkeit des häßlichen Alltages wurzeltest; Du gestaltetest das Schicksal eines Einzelgeschöpfes zum Schicksal einer Gattung. Deine Blicke verdunkelten sich, Deine Gebärden streiften den freundlichen Zwang der Rücksicht ab und gewannen freiere Form, Deine Worte fielen stolzer, härter: „Wie könnte ich einem Gesetz gehorchen, das die Feigheit geboren hat? Trage ich in mir nicht ein eigenes?" Eine Weile zögern die Wogen noch, den Damm zu zerreißen. Nun steigt der herbe Hohn in Dir auf: „Und Ihr wißt es so gut wie ich, daß das Lügengebäude Eurer Sittlichkeit mit einem Fingerknipser umgestoßen werden könnte —." Laute Rufe, warnende und beschwörende und verdammende Hände erheben sich. Dann bricht es als ein heißer, vernichtender Strom hervor: „In Gedanken beging ich ja längst, was Ihr Sünde heißt! Ich mag nicht mehr unehrlich leben, mag nicht immer sehnsüchtig, immer gefesselt aus diesen kleinen, ängstlichen, verhangenen Fenstern in den Tag hinausblicken. Erinnert mich nicht an Eure Liebe, das zimperliche Wässerlein. Mich dürstet nach einem edlen Wein, dessen Duft Euch schon mit Abscheu erfüllt. Ich kenne den Brunnen, der mich nicht trunken macht. Sucht mich, wo er fließt. Aber Ihr werdet nicht suchen —."

Als der Vorhang herabgerollt war, hing ich an allen Gliedern zitternd in meinem Stuhl, bis der grausame, laute Beifall, das blendend aufschießende Licht mich in die Höhe trieb. Die Lebhaftigkeit ringsum, die fremden Körper ekelten mich an. Ich stürzte aus dem Saal und gehorchte einem Instinkt, als ich in Hast eine dunkle, kleine Loge erhandelte und mich dort vor dem festlichen Treiben des Hauses versteckte. Ich mag Dir die Qualen der Stunde nicht schildern. Du meinst, in meiner Brust habe nur das Entsetzen des Vaters mit dem Entzücken des Künstlers gekämpft? Nein, Kind! Damit siehst Du meinem Leid noch nicht auf den Grund. Wie solltest Du es auch ermessen können? Wie solltest Du ahnen, daß ich die Spanne Deiner Lebenszeit auslöschen und noch über einige Jahre zurückfliehen mußte, bis in die Tage hinein, die mich dieses Schauspiel erleben ließen? Eben, daß sie dem Erlebnis so unmittelbar und warm nachgebildet waren, verlieh den „Entgleisten" wohl ein kraftvolleres Dasein, als all meinen anderen Schauspielen. Heute empfinde ich dennoch, daß meine Sprache euch schwerfällig und veraltet bedünkt; einzig meinen Gefühlen seid ihr noch nicht völlig entfremdet. Und doch

entsprangen diese Empfindungen einem verirrten, jugendlichen Überschwang, einer wertlosen Begeisterung. Denn ich hasse dies Werk und verurteile es, wie ich gleich so heiß das Schicksal beklage, das es gebar. Und Du? Kennst Du dies Schicksal? Ach, ich glaubte noch zweifeln zu dürfen. Mit letzter heuchlerischer Kraft klammerte ich mich den schwächsten Rettungsgedanken an. Aber der Vorhang hob sich ein anderes Mal und als meine Augen gierig an Dir hingen, rissest Du mich hin, daß ich mit Dir leben mußte, — daß sich mir die volle Erkenntnis nicht länger verschloß.

Du suchtest Deinen Geliebten und fandest ihn. Du schmiegtest Dich ihm an, warfest Deine Leidenschaft über ihn, zwangest ihn unter Deinen Willen, daß er glauben mußte, es sei sein eigener Wille, — daß es ihn berauschte, als er sich in Deinen Augen gleich einem Helden spiegelte.

Puck, Du sollst wissen, was Du gabest.

Wir standen an keiner klaren, kühlenden Quelle. Wir konnten uns nicht mit dankbarem Gruß über den Rand eines freundlichen Baches beugen. Wir sahen vielmehr, daß die Felsen sich spalteten, daß das Land auseinanderbarst, daß ein wilder, verheerender, Dampfwolken stoßender Fluß vor unseren Füßen aufsprang; der hatte sich durch den Schoß der Steine ein Bett gewühlt und war unterirdisch unaufhaltsam vorgedrungen und zerriß nun mit gierigen, breiten Wogen das blühende Land. Solche Gewalten lassen sich nicht züchten und mühsam heranbilden. Alle fühlten es im Hause gleich mir, daß diese verzehrende Glut aus den Tiefen Deiner Seele emporschoß, daß Du einem inneren Gebot folgtest, Dich Deiner eingeboren unbezähmten Natur hingabest, wenn Du der herrschenden Sitte Schleier um Schleier entrissest.

Als Bertalda?

Du warest mehr als diese Rolle, — warest Du selbst.

Ach, mein Kind, mein armes, geliebtes, herrliches und vielleicht — ja vielleicht glückliches Kind, — ich habe nicht mehr das Recht, mit zürnendem Gesicht vor Dich hinzutreten.

Die Aufzüge flogen in hetzender Eile an mir vorüber. In den Zwischenakten weinte ich Tränen der Hilflosigkeit. Ich kauerte ohne Atem am Rande meiner einsamen Loge und fühlte meinen Körper nicht mehr, fühlte nur noch die Sehnsüchte Deines bebenden Leibes, die hitzige Kraft Deiner Schmeichelworte, Deiner Liebkosungen, Deiner siegreichen Jubelrufe. Ich wußte, daß unsere Sommertage nie zurückkehren konnten! — In glühenden Farben rollten erschütternde Bilder an mir vorbei, — all die schufest Du da vorne zwischen Papierkulissen: Du hattest genossen. Du wolltest ein Mehreres besitzen. Du erlittest die Qualen der Unersättlichkeit. Du verwaltetest Deine Seele schlecht, um Deinen Sinnen Genüge zu geben, und als Du plötzlich erkanntest, was Dir unwiderbringlich verloren war, begingst Du die schwerste Sünde wider Dich selbst; Du betäubtest Dich mit Lügen, warfst Dich wissentlich in den Rausch wilder Träume und als sich nirgends mehr ein Betäubungsmittel

fand, um das drohende Erwachen zu verhindern, hattest Du die Kraft zur Wahrhaftigkeit verloren. Der Vorhang verhüllte das Ende der Entgleisten, rauschte nieder, stieß alle wundersam Bezauberten ins öde Leben zurück.

Ich weiß nicht, wie ich wieder unter freien Himmel kam. Plötzlich fand ich mich mitten in der Nacht, dem dunkeln, längst mehr unbelebten Schauspielhaus gegenüber auf einer Bank. Ringsum war der frischgefallene Schnee wieder zu Schmutz zerflossen. Mich fror. Ich sprang auf, lief dem einsamen Theater zu, suchte die Loge des Portiers. Endlich erschien eine Schließerin. Ich fragte, ob die Künstler sich noch in ihren Garderoben aufhielten. Nein. Die Alte wußte, daß alle das Haus verlassen hatten. Endlich nannte ich Deinen Namen, immer wieder drängend und flehentlich Deinen Namen. In mein Hirn hatte sich der verrückte Gedanke eingenistet, Du habest meine Anwesenheit empfunden und ständest jetzt irgendwo in dem großen, schwarzen Haus, mich zu erwarten. Meine Fragen wurden mit Staunen, Lächeln und Grinsen belohnt, bis ich erfuhr, daß Du niemals mehr einsam durch Deine Tage wandelest, auch nicht mehr einsam wohnest, sondern immer mit — — da traf mich der Name Deines Partners, eben der Name, den die Aufschriften Deiner Sommerbriefe getragen hatten. Ich hielt mich nur mit äußerster Anstrengung aufrecht, mußte mich an der Mauer stützen, stand lange Zeit ohne Besinnung. Dann betastete ich die Tür, schritt aufs Straßenpflaster hinaus, fand einen Wagen, sitze jetzt im fremden Gasthauszimmer.

Höre nun, mein Kind, was Dir zu hören not tut, — denn die Geschehnisse hast Du begriffen, aber ihren Sinn erfaßt Du noch nicht.

Du hast Gespenster beschworen. Als Du die Bertalda spieltest, hast Du nicht nur Dich selbst gespielt, sondern hast auch das Schicksal Deiner Mutter erfüllt. Ja, Puck. Nun reiße ich das Gebäude nieder, das ich mit sorglichem Bemühen und mit viel Liebe in den langen, schönen Jahren Deiner Jugend vor uns beiden aufführte.

Ein jedes Wort, das Du aus meinem Munde über Deine Mutter vernahmest, ist eine Lüge gewesen. Die Bilder, die ich Deinethalben an die Wände unserer Zimmer hängte, logen, wenn sie der äußeren Ebenmäßigkeit dieser Frauengestalt zugleich den Anstrich innerer, vornehm überlegener Ruhe zu geben schienen. Die Dinge, die ich Dich als nachgebliebene Erinnerungskleinodien wertschätzen lehrte, haben gelogen, weil sie auf eine harmlose Sinnesart und weibliche Beschäftigungsfreude hindeuten wollten. Eine Geschichte der Ehe Deiner Eltern kann ich Dir nicht geben. Deine Mutter war ebensowenig mit mir einig und verbunden, wie die Bertalda mit dem Manne ihrer ersten Wahl; ebensowenig ging sie eine von Gesetz und Kirche beglaubigte Ehe mit mir ein, ebensowenig war sie mir durch ehrliche innere Übereinstimmung verknüpft. Deine Mutter war Bertalda, die ihre Familie im Zwist verließ und zu mir, dem ahnungslosen Poeten kam, der staunend vor dieser mit Leibesschönheit überreichlich gesegneten Jungfrau stand und hören mußte, daß seine

jugendlich in die Welt hinausgesungenen Liebesworte ihr Seele und Sinne enzündet hatten. Ach, Kind, wäre Deine Mutter weniger schön, ich weniger schwach und eitel gewesen! Damals bedurfte es kaum der Überredungskünste — die Du vor Stunden als Bertalda Deinem läppischen Helden gegenüber aufwenden mußtest —, um mich die Handlung Deiner Mutter als eine Großtat ansehen zu lassen. Aber wir führten eben nur eine Scheinehe. Was Deine Mutter erhofft hatte, weiß ich nicht. Ich glaubte für eine kurze Zeit, den Weg in einen Garten erschlossen zu sehen, der warm und licht und voller Blumen und Früchte und heiliger Ruhe war. Bald stand ich vor der unübersteigbaren Mauer bitterer Enttäuschung. Unser Zusammenleben wuchs sich zu unablässigem Kampf aus, der mich bald zu zerreiben drohte. Als diese Frau Dir das Leben gegeben hatte, erkannte ich die Schalheit und Kälte ihres Herzens, die unersättliche Begierde ihrer Sinne. Auch mit Deinem Dasein glaubte sie sich noch durch kein Band an mich geknüpft zu haben. Ich konnte sie nicht halten. Und ich durfte es nicht. Denn ich liebte Dich, kleines Wesen. Ich liebte in Deiner Zukunft die Erfüllung meiner unbefriedigten Sehnsucht. So gab ich Deine Mutter frei und brauchte Dich ihr nicht abzutrotzen, denn dies Entsetzliche und Widernatürliche wurde Wahrheit: Du galtest ihr für eine unbehagliche Last.

Damals suchte ich mich in den „Entgleisten" vom Alp dieses Schicksals zu befreien und nur in wenigem bin ich mit dem Schluß, den mein Schauspiel verlangte, von der Wirklichkeit abgewichen, obgleich ich noch nicht ahnen konnte, daß die Abrundung dieses dichterischen Planes eine Prophezeiung bedeuten sollte. Der schwache Mann, der die Bertalda unwillentlich weckt und den sie zuletzt in rasendem, ungerechtem Haß mit sich in den Abgrund reißt, — blieb am Leben und verzog sein Kind. Mein Bestreben, Deiner Mutter auch nach unserer Trennung auf allerlei heimliche Art Hilfe zu bringen, trug keine Früchte. Sie ist untergegangen. Vor zehn Jahren hat eine verzweiflungsvolle Stunde ihr den Mut gegeben, Hand an sich selbst zu legen. Seit jener Zeit konnte ich an den bunten Eitelkeiten des Tages keine Freude mehr finden. Später frevelte ich vielleicht, wenn ich freundliche Hände zurückstieß, die mir nicht ungern ein neues Glück zureichen wollten. Die Vergangenheit brachte jeden selbstischen Plan zum Scheitern. Ich war der Einsamkeit froh, die von Deiner blühenden Jugend durchleuchtet wurde und mich im Frieden unseres Landhauses glückgesegnet wirken ließ.

Aber heute recken die Schatten der alten Geschehnisse sich wieder hoch auf und drängen heran, um vom Blutopfer zu trinken und Körper und Sprache zurückzugewinnen, und gelingt es mir nicht, sie abzuwehren, ist es um Leib und Seele geschehen. Du weißt das jetzt, da Du nicht länger aus Wirkungen auf Ursachen zu raten brauchst. Ich habe Dich mit einer Lüge erzogen. Die will sich heute an mir rächen. Wenn Du es über Dich bringst, so halte jetzt Gericht. Du kannst mir erklären, daß es nur von heilsamem Einfluß auf Dich

hätte sein müssen, das Schicksal Deiner Mutter ohne Verschleierung zu erfahren. Nein! Nein! Ich nehme allen Jammer dieser Stunde auf meinen Kopf und sage Dir, daß ich es nicht einen Augenblick bereue, Deinen Lebensbeginn ungetrübt und rein gestaltet zu haben. Jetzt laß mich erfahren, ob Du in Versuchung bist, Dich an dem Besitztum dieser Kindheit zu versündigen. Ich weiß, daß Du um den Preis Deiner Reinheit zu einer großen Künstlerin geworden bist.

Ja, um diesen Preis.

Vielleicht müßt ihr alle, alle ihn zahlen. Ich weiß das nicht. Aber wie heftig ich mich auch dagegen sträuben will, muß ich es doch glauben: vielleicht ihr alle! Darum und um meiner eigenen Fehler willen darf ich nicht Dein Richter sein. Versteh' den entsetzlichen Zwiespalt. Ich möchte Deine reichen Kräfte segnen können. Wenn Du sie nur mit reinem Herzen dem Ziel entgegenzulenken vermöchtest! Es gilt die Seele und ich weiß, daß die Seele durch den Körper spricht. Dir aber ist nun jene Flamme im Blut entzündet, die Dein Haus heiligen oder zerstören kann. Sei nicht Bertalda — sei Puck! Ich beschwöre Dich, flehe Dich an, — aber gebieten darf ich Dir nicht mehr —, sei Puck! Meine darum nicht, daß ich vom Frühling schon Früchte fordern möchte. Aber begreife, daß es mein Herz brechen muß, den geliebten Blütengarten vom Frost einer Nacht vernichtet zu sehen. Deiner äußeren, erschreckenden Ähnlichkeit mit jener Frau, deren Seele ich einst zu besitzen glaubte, muß sich eine Mischung meines Wesens beigesellt haben. Das ist all mein Glaube. Es gilt die Seele. Das ist all mein Wissen.

Mehr kann ich nicht sagen. Ich habe mich ohne Rückhalt bespiegelt, habe mich ganz auszuschöpfen versucht und — erkenne, wie eitel mein Beginnen war. Denn in meinem Herzen begehrt Sehnsucht und Liebe inbrünstiger denn je auf und der Kopf braust mir vor unausgesprochenen Worten. Dennoch soll man Dir diesen unzulänglichen Brief bringen und Du sollst ihn lesen, wenn Du mit Dir alleine bist. Es tut ja not, daß Du recht eigentlich in Dich hineinsiehst und nicht in die weichlichen, töricht und verwirrend überfließenden Augen Deines Vaters.

Eben graut schon der Morgen über den Dächern; wenn er mit all seinen Verheißungen alt geworden ist, bin ich wieder weit draußen im Land, — bald zu Haus. Denn ich brächte es nicht über mich, Dich zu sehen, mit Dir zu sprechen. Irgend etwas da innen ist zerbrochen. Aber weißt Du, mein Puck, daß ich mich sehne? Wonach sehne ich mich? Du fühlst es wohl. Ich bin noch nicht ganz vereinsamt. Ich will in den Garten gehen, den Deine Mädchenstimme durchklang. Ich will die hellen, kleinen Stuben betreten, in denen immer noch der Duft Deiner Kinderjahre wohnt und will Dich erwarten. Immer warte ich auf Dich. —

Fritz Rassow.

Der Bund für Schulreform.

Als im Jahre 1905 das große Werk des Münchner Schulrates G. Kerschensteiner „Die Entwicklung der zeichnerischen Begabung" erschien, da wurde es vielen klar, daß für die Schulreform und alle reformatorischen Bestrebungen in Erziehung und Unterricht eine neue Zeit gekommen sei.

Zunächst war das Werk für den Zeichenunterricht von geradezu umstürzender Bedeutung. Kerschensteiner entdeckte, daß die zeichnerischen Fähigkeiten der Münchner Volksschüler durch den Zeichenunterricht, den sie genossen, weder in gutem, noch in schlechtem Sinne beeinflußt wurden. Dieser Unterricht hatte so ungefähr die Bedeutung, die ein griechischer Unterricht hätte, den man siebenjährigen Kindern gäbe, und der darin bestände, daß man die Kinder ohne Verständnis für Bedeutung griechischer Worte jahrelang griechische Buchstaben schreiben ließe. Daß hierbei die wunderlichsten Dinge vorkamen, ist begreiflich: man versteht es, daß ein achtjähriger Knabe, der eine ganz außergewöhnliche zeichnerische Begabung hatte — von allen 58000 Schulkindern, die Kerschensteiner untersuchte, war er der begabteste Tiermaler —, in einem Weihnachtszeugnis im Zeichnen die Nummer 4 mit nach Hause brachte. Der Knabe beherrschte die Formen des Pferdekörpers wie kein anderer und zeichnete aus dem Kopfe ein Pferd in irgendeiner verlangten Stellung; aber der kleine Künstler hatte kein Geschick, um mit Zirkel und Lineal zu hantieren und Ornamente nach Vorlagen zu kopieren, wie es der Lehrplan vorschrieb, — also Zeichnen ungenügend!

Aber Kerschensteiner blieb nicht dabei stehen, die Wunderlichkeiten eines auf logischer Konstruktion beruhenden Lehrplanes zu zeigen — das kam nur so nebenbei heraus. Seine Hauptaufgabe sah er vielmehr darin, zu erforschen, was Knabe und Mädchen in den verschiedenen Lebensaltern leisten können, wie sie sich zu bestimmten Zeichenaufgaben stellen und was man danach von ihnen verlangen muß. Kurz, seine Untersuchung war, wie wir uns heute ausdrücken, eine experimentell pädagogische auf psychologischer Grundlage. Niemals trat es deutlicher zu Tage als hier, daß allein auf solcher Grundlage eine Umgestaltung und Besserung des gesamten Unterrichtes möglich sei. Und darin lag vor allem das Bahnbrechende der Arbeit, deren Bedeutung damit weit über das einzelne Fach hinausreichte. Hier wurde endlich ad oculos demonstriert, was schon so oft von Einsichtigen ausgesprochen oder wenigstens gedacht war: daß nicht die Erfahrungen einzelner über die Schule, mochten sie auch noch so bitter sein, sondern allein die objektiven Erkenntnisse über das Verhalten der Kinder zu den Schulaufgaben und den pädagogischen Maßnahmen überhaupt die geeignete und notwendige Voraussetzung für Organisationsänderungen bilden, von denen Tausende von Kindern betroffen werden. Aber leider gibt es, wie auch sonst, so auf dem Gebiete der Schulreform Blinde, die nicht sehen, und Sehende, die nicht ihre Augen aufmachen. Fröhlich flattern wie

bisher Reformschriftchen in der Welt herum, deren Verfasser sich um das Studium der Eigenart des Schulkindes wenig oder gar nicht gekümmert haben, denen es genügt, auf Grund eigener Schulerfahrungen und vielleicht dessen, was sie an ihren Kindern beobachten oder von anderen hören, als Schulverbesserer aufzutreten. Es ist einmal nicht jedermanns Sache, so wie es Kerschensteiner getan hat, in jahrelanger mühevoller Arbeit mehr als 300000 Kinderzeichnungen gründlich zu erforschen, und wo die Erforschung der einzelnen Arbeit noch kein genügend klares Bild gibt, die kleinen Zeichner noch selbst psychologisch auf ihre Eigenart hin zu prüfen. Wohl läßt man es sich einen Nachmittag kosten, um seinem Unmut gegen die Schule Luft zu machen; und gleich ist die Reformschrift fertig! Aber eine solche Riesenarbeit und dann nur für die Besserung eines einzelnen Faches, das an vielen Schulen sogar nur Nebenfach ist! Das erscheint doch als eine wenig lohnende und lockende Aufgabe.

Es ist hier nicht der Ort, nachzuweisen, daß diese Arbeit tatsächlich notwendig ist. Wer der modernen Pädagogik nicht allzufern steht, der sieht, daß es eben keinen einfacheren Weg gibt, der zum Ziele führt, daß eben nur die gründliche wissenschaftliche Forschung uns auch in Erziehung und Unterricht weiterbringt; der sieht aber auch, daß die Untersuchung Kerschensteiners nur ein erster Anfang, ein ganz kleiner Bruchteil dessen ist, was an positiver Arbeit noch vor uns liegt.

Angesichts dieser Tatsache wird man mit lebhaftester Freude eine Organisation begrüßen, die in dem Geiste der Wissenschaft zu wirken und für Unterricht und Erziehung das zu leisten verspricht, was als dringlichst erkannt ist, wozu aber die Kraft des einzelnen oder einzelner Forscher nicht ausreicht. Diese Organisation ist der Bund für Schulreform!

Eine Reihe weitblickender Persönlichkeiten haben sich vor etwa einem Jahre in Hamburg zu diesem Bunde zusammengeschlossen. Unter ihnen befinden sich hervorragende Psychologen und Pädagogen, zugleich aber auch führende Persönlichkeiten von anderen Berufsständen. Es genügt hier, einzelne Namen aus dem geschäftsführenden Ausschuß zu nennen. Ihm gehören u. a. an: Dr. G. Bäumer, Seminardirektor Prof. Dr. Cordsen, Otto Ernst, Lehrer C. Götze, Lehrer Gansberg, Schulrat Dr. G. Kerschensteiner, Amtsgerichtsrat Dr. Köhne, Prof. Dr. Lichtwark, Univ.-Prof. Dr. Meumann, Schulrat Prof. Dr. Sickinger, Univ.-Prof. Dr. Stern, Direktor der Irrenanstalt Prof. Dr. Weygandt, Schulrat Prof. Dr. Wychgram.

Im März 1910 hat der Bund für Schulreform die Hauptzüge seines Arbeitsprogrammes vor einem geschlossenen Kreis entworfen. Die Ansprachen und Vorträge, die hier gehalten wurden, sind in der soeben erschienenen Flugschrift „Aufgaben und Ziele des Bundes“ (Verlag von B. G. Teubner, 1910, Mk. 1) wiedergegeben. Gar mancher, der sich an Reformschriften müde und ärgerlich gelesen und den Glauben an die Daseinsberechtigung dieser Art

Literatur verloren hat, wird sich mit ihr aussöhnen, wenn er zu diesem Schriftchen greift. Hier gewinnen wir festen Boden unter den Füßen, ein klares, wenn auch sehr hohes Ziel sieht man vor Augen, und der Ernst und die Begeisterung, die neben dem objektiven Geist der Wissenschaft hier zu uns spricht, bürgt für einen dauernden und wirklichen Erfolg. Vom Geist, der stets negiert und wie man von manchem Schulreformer sagen möchte, oft das Gute will und doch das Böse schafft, ist hier nicht viel zu merken. Klar erkannt ist, daß die aufbauende Arbeit hier Größeres und Wertvolleres leistet, als die einseitig einreißende Kritik, bei der sich Mangel an gründlicher Kenntnis und Forschung oft nur mühsam hinter nachgesprochenen Schlagworten verbirgt.

Es ist unmöglich, die Fülle der Probleme, auf die jene Schrift hinweist und deren Lösung die Aufgabe des Bundes für Schulreform ist, auch nur in Kürze zu charakterisieren. Es sei nur an einige leitende Gedanken angeknüpft.

In klaren, scharfen Strichen entwirft der Vorstand des Bundes, Prof. Cordsen, in der ersten der gehaltenen Ansprachen das Programm: Nach verschiedenen Seiten hin hat die Reformarbeit zu gehen. Mit der in der Geschichte der Erziehung ununterbrochen wiederholten Forderung, die Natur des Zöglings zu berücksichtigen, muß endlich Ernst gemacht werden und die hierzu notwendige Voraussetzung einer wissenschaftlichen Jugendkunde geschaffen werden. Wenn ferner die Schule den Anschluß an die mittlerweile weiter fortgeschrittenen Kulturgebiete unserer Zeit erstreben muß, so fällt dem Bund für Schulreform die Aufgabe zu, den Inhalt und die Probleme der gegenwärtigen Kultur durch wissenschaftliche Arbeit zu erfassen, auf ihren Bildungswert für die Jugend zu prüfen und auf eine entsprechende Umgestaltung veralteter Leitfäden, Lehrpläne, Verordnungen hinzuwirken. Endlich wird der Bund mit allen Mitteln darauf hinarbeiten, weitere Kreise für die Ergebnisse und Methoden der Jugendkunde wie der modernen psychologischen Forschung zu interessieren und, soweit möglich, auch durch tätige Mitarbeit den Ausbau dieser Wissenschaft zu fördern!

Man erkennt schon hieraus, welche Bedeutung der Bund für Schulreform der neuen Wissenschaft einer Jugendkunde für die Gestaltung von Unterricht und Erziehung beimißt. Nicht nur Cordsen, sondern auch E. Meumann und W. Stern weisen mit allem Nachdruck in ihren Ansprachen auf die Notwendigkeit dieser Arbeit hin. Und gewiß mit vollem Rechte! Denn wenn Meumann bemerkt, daß wir dem Kinde in keinem Stadium seiner Entwicklung etwas zumuten dürfen, das es auf Grund seiner körperlichen und geistigen Verfassung nicht vollständig bewältigen kann — was sicherlich jeder zugeben wird —, so kann doch dieser Forderung erst genügt werden, wenn wir die Entwicklung und geistige Eigenart des Schulkindes kennen. Noch steht es aber so, daß auch nicht ein Lehrbuch existiert, das dieser doch so selbstverständlichen Forderung entspräche. Und es ist nicht zu viel gesagt,

wenn man behauptet, daß die Prüfung der Lehrbücher, Lehrpläne, Lehrgänge usw. mittelst der neu entdeckten experimentell-psychologischen Methode zu einer Reform führen wird, die man schon treffender einen Umsturz des Bestehenden nennen wird — so tiefgreifend werden die hier notwendigen Änderungen sein.

Ganz besonders fühlbar ist der Mangel psychologisch-pädagogischer Forschung auf dem Gebiet des Mädchenschulwesens. Wird man auch zugeben, daß äußere Bedürfnisse dahin drängen, die Ziele der neuen Mädchenschule, die Preußen in den letzten Jahren geschaffen hat, denen der höheren Knabenschulen anzugleichen, so muß man doch vom psychologischen Standpunkte aus bedauern, daß auch die Stoffverteilung, die Lehrbücher, der Lehrplan im einzelnen auf die Eigenart der weiblichen Psyche nur so weit Rücksicht nimmt, als das bei dem embryonischen Zustande der Wissenschaft geschehen kann. Daß man hier noch viel schlechter dran ist als bei den höheren Knabenschulen, bei denen eine jarzehntelange Lehrerfahrung vieler Schulmänner vielfach bessernd gewirkt und sozusagen die gröbste Arbeit getan hat, unterliegt keinem Zweifel. Schon so begreift man, wenn Dr. Gertrud Bäumer ihre Ausführungen über „Mädchenschulreform und Reformpädagogik" mit den Worten beginnt: „Auf keinem Gebiet hat man vielleicht so viel Anlaß, die Gründung des Bundes für Schulreform und damit eine Konzentration aller Reformbestrebungen zu begrüßen, wie auf dem der höheren Mädchenschule." Es kommt hier dazu, so zeigt sie, daß „außer dem pädagogischen hier das spezifisch soziale Problem der Doppelseitigkeit des Frauenlebens zu lösen ist, daß das weibliche Unterrichtswesen so gestaltet werden muß, daß es mit der doppelten Eventualität — Beruf und Ehe — rechnet." Vielleicht darf man noch als ein weiteres Problem von nicht geringer Bedeutung dem Bunde die Lösung der Frage anheimgeben: Wie gelingt es, die geeigneten Mädchen jenen höheren Bildungsanstalten zuzuführen? Wer Mädchen und Knaben unterrichtet, wird wohl in der Regel finden, daß die ersteren bei größerer Hingabe an das von ihnen Geforderte doch nicht die größere Arbeitskraft besitzen als die Knaben und sich so häufig in fruchtlosem Bemühen abquälen und an Arbeiten, die ihnen nicht liegen, aufreiben. Wünscht man, daß diese Mädchen in ihrem eigenen Interesse und in dem der Allgemeinheit von der höheren Schule entschieden zurückgewiesen werden, so möchte man wieder andere hochbegabte Mädchen für diese gewinnen. Es werden ja leider auch dann, wenn an Studienanstalten kein Mangel mehr ist, noch viele von den jungen Mädchen, die es nicht nötig haben, sich auf einen Beruf vorzubereiten, aus Lust am Äußerlichen und Scheu vor einer Arbeit, deren inneren Wert sie nicht kennen, es vorziehen, in vornehmem Müßigang ihre geistigen Kräfte verkümmern zu lassen, als sich einer Aufgabe zu widmen, die ohne große Opfer an Vergnügungen selbst von den Begabtesten nicht zu lösen ist, und die eine zu

hohe Intelligenz und Willenskraft verlangt, um jemals Sport oder Mode werden zu können. Und doch kann — so wie die Dinge heute liegen — nur durch die, welche nicht nach einem Berufe drängen, die Frage entschieden werden, ob und in welcher Weise auch die Frau berufen ist, an der wissenschaftlichen Arbeit teilzunehmen, oder ob es da auch in Zukunft immer nur vereinzelte glänzende Meteore sein werden, die an dem Himmel der Wissenschaft auftauchen.

In den letzten Vorträgen, die die Flugschrift enthält, kommt noch der Jurist und der Arzt zu Wort. Amtsgerichtsrat Dr. Koehne führt uns auf ein Gebiet, das ja in den letzten Wochen die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit in hohem Maße auf sich gelenkt hat. Er spricht über Jugendfürsorge und Jugendrichter. „Normale Eltern gegenüber normalen Kindern ersetzen fachmännische Ausbildung durch Herzenswärme und pädagogischen Instinkt. Beide Hilfsmittel fehlen aber denjenigen, welche die Ersatzerziehung anzuordnen und sie auszuführen haben. Dr. Koehne betont, wie gerade hier Fachpädagogen mit Laien zusammenzuwirken haben und wie eine Reform schon aus dem Grunde energisch einsetzen muß, weil zurzeit die ungeheure Mehrzahl aller Fürsorgezöglinge von pädagogisch völlig unwissenden oder nur mit einigem notdürftigen Wissen ausgestatteten Laien erzogen werden." Es ist hocherfreulich, daß der Bund auch in dieses wichtige Gebiet der Fürsorgeerziehung hineinleuchten und bessernd und helfend eingreifen will.

Daß endlich bei einem auf die innere und äußere Gesundung der Jugend abzielenden Unternehmen der Arzt nicht fehlen darf, ist selbstverständlich. Hatte man in den letzten Jahren oft mit Bedauern sehen müssen, wie Ärzte gegen die höhere Schule, insbesondere das Gymnasium, Front machten und eine Reform in sehr einseitigem Sinne verfochten, so gibt Prof. Weygandt in seiner Ansprache „Hygiene und Erziehung" ein Beispiel dafür, welche wichtigen Dienste der Arzt im Zusammenschluß mit den übrigen an der Reform beteiligten Persönlichkeiten leisten kann und in welcher Richtung seine Aufgaben und Arbeiten an diesem Unternehmen liegen.

Nach diesen kurzen Andeutungen über den Inhalt der Flugschrift sei noch auf die „Satzungen und Arbeiten des Bundes" hingewiesen, über die das letzte Blatt der Schrift in übersichtlicher Weise Auskunft gibt. Auch hier staunt man über die Großzügigkeit und Kühnheit, mit der der Bund sich ein Feld von fast unermeßlicher Ausdehnung abgesteckt hat.

Und doch darf nicht verschwiegen werden, daß der, der das Ganze überblickt, vielleicht nicht völlig befriedigt ist. Vielleicht liegt es daran, daß das Große und Schöne, das einem hier gezeigt wird, noch nach Größerem begehrlich macht. Ich möchte nur auf eins hinweisen. Mir will es scheinen, als ob hinter den psychologisch-pädagogischen Aufgaben und hinter dem Bestreben, die für Erziehung interessierten Kreise zu gemeinsamer Tätigkeit zu einigen, brennende Fragen der Schulpolitik zu sehr in den Hintergrund treten.

Ich greife nur ein Beispiel heraus: Es ist eine schon in weitesten Kreisen erkannte Tatsache, daß die höheren Schulen am meisten darunter leiden, daß sie nicht eigentlich Erziehungsanstalten sind, zu denen man die Kinder hinschickt, damit sie fürs Leben ausgerüstet werden, daß sie etwas Tüchtiges lernen und tüchtige Männer werden, sondern daß sie vielfach als Anstalten angesehen werden, die — ein notwendiges Übel! — dazu da sind, die Kinder mit dem Einjährigenschein oder gar dem Abiturientenzeugnis — diesem „Sesam", vor dem sich alle Tore öffnen — auszustatten. Mit einem Wort, es ist die Neuordnung des Berechtigungswesens, die immer gebieterischer gefordert wird. Sollte es da nicht eine dieses auf so breiter Grundlage angelegten Unternehmens würdige Aufgabe sein, hier eine Lösung zu suchen, und wenn sie gefunden, auf eine Neuordnung hinzuwirken? Ist doch soviel gewiß, daß eine moderne Pädagogik erst dann ihren wahren Erfolg haben wird, wenn auch die äußeren Verhältnisse ihr überall entgegenkommen: einem Jungen, der auf einer Schule, die seiner Eigenart nicht gerecht wird, das Einjährige ersitzen muß, kann sie nicht viel nützen. Es wäre aber ganz verfehlt, wollte man auf Grund solcher und ähnlicher Erwägungen auch nur eine Spur von Mißtrauen gegen den Bund aufkommen lassen. Vielmehr wird man mit Bestimmtheit annehmen dürfen, daß die Wichtigkeit der genannten und vieler anderer schulpolitischer Aufgaben, die unsere Zeit beschäftigen, von den Gründern des Bundes für Schulreform erkannt ist und daß sie nur zufällig in der ersten Flugschrift vor der Fülle anderer außerordentlich wichtiger Probleme zurückgetreten sind.

So können wir mit vollem Vertrauen den weiteren Arbeiten des Bundes entgegensehen. Die nächste Zeit wird, so erfahren wir, schon viel Erfreuliches bringen: Schon sind eine Reihe von umfassenden Untersuchungen in Angriff genommen, Ausschüsse für bestimmte Arbeitsgebiete (so für den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht, für Lehrerbildung, für Versuche und Versuchsschulen und für Jugendkunde) sind ernannt und die Herausgabe wissenschaftlicher, populär-wissenschaftlicher Schriften, sowie von Schriften aktueller Art steht bevor. Dabei dürfte es für das ganze Unternehmen förderlich sein, daß B. G. Teubners vornehmer Verlag für dasselbe gewonnen ist. Alle Schriften, die der Bund herausgibt, sowie das Organ des Bundes, die vortrefflich redigierte Monatsschrift „Zeitschrift für Jugendwohlfahrt, Jugendbildung und Jugendkunde" erscheinen in diesem Verlage.

Schon gewinnt der Bund auch außerhalb der Zentrale Hamburg an Boden. Ortsgruppen bestehen bereits in Hamburg, Berlin, Breslau und München, und man darf wohl hoffen, daß andere große Städte, vor allem auch Bremen, diesem Beispiel bald folgen werden.

Bei der eminenten Tätigkeit, die der Bund für Schulreform schon in der kurzen Zeit seines Bestehens entfaltet hat, bei den idealen und zeitgemäßen Zielen, die er mit aller Energie verfolgt, und endlich angesichts der Tatsache, daß hervorragende, als Autoritäten geltende Persönlichkeiten die schwierigsten

Aufgaben übernommen haben und das ganze Unternehmen leiten, darf man erwarten, daß die Ziele und Aufgaben, die der Bund sich stellt, in nicht allzuferner Zeit ihre Verwirklichung finden werden.

Sollte diese Hoffnung in Erfüllung gehen, so wird die Gründung des Bundes für Schulreform einen Wendepunkt bedeuten, wie er in den Blättern der Geschichte unsrer Nation auf dem Gebiete des Unterrichts- und Erziehungswesens noch nicht verzeichnet ist. Dr. Th. Valentiner.

Ratten! Ratten!

Berlin im Schnee — eine seltene Augenweide. Besonders der Tiergarten wirkt dann wunderbar. Man kann sogar wirkliche Wunder erleben. Ich z. B. erblickte plötzlich einen Teich, der gewiß das ganze Jahr lang da gewesen war, aber im Grünen nicht weiter auffiel; jetzt jedoch unter der Eisdecke erschien er auf einmal so verändert, daß ich ihn noch nie gesehen zu haben glaubte — ihn entdeckte. Die Offenbarung des Alltäglichen in einer ungewöhnlichen Stimmung. — Und ganz seltsam ist der Reiz dieses Winterbildes, weil es nicht in abgeschiedener Stille liegt, sondern mitten in der Großstadt, von ihrem unruhigen Leben durchpulst, durchlärmt von ihrem rastlosen Verkehr. Man kann auch abseits gehen. Doch gerade all die Lebendigkeit läßt die Schwermut nicht aufkommen, mit der die Einsamkeit leicht ein empfindliches Gemüt belastet, und macht selbst die Natur zu einem Großstadtgenuß.

Der riesige Tiergarten halb weiß vom Schnee, halb schwarz von den hindurchscheinenden Stämmen, — dicht am Wege unten schimmern sie grün wie Patina, und fern hoch oben, von der untergehenden Sonne beschienen, goldig braun, im Farbenzauber nachgedunkelter Gemälde. In der Luft schwebt ein duftiges Rosa, sanft über den resedagrauen Himmel gebreitet, wie ein magischer Schleier, — und dahinter das große, rote Auge der Sonne.

Einen Augenblick erschien mir in dieser phantastischen Abendbeleuchtung der ganze Tiergarten wie eine ungeheure weiße Ratte mit einem einzigen roten Auge. Und die erinnerte mich wieder an die kleinen weißen Mäuse, die ich daheim habe. Der Sohn meiner Wirtin hat ihnen an den Wänden seiner Behausung ein Labyrinth hergestellt, nein, eine ganze Welt, und zwar mit acht Himmeln und sechs Erdteilen, aus Zigarrenkisten, Pappe und Lumpen. Darin feiern sie nun, da es die Zeit dazu ist, in jeder Nacht Karneval; sie pfeifen und tanzen vergnügter denn je. Es sind aber keine Tanzmäuse, solche, die jene gewisse schaurige, entnervende Zwangsbewegung, immer im Kreise um einen toten Punkt herum, machen. Diese gleichen mir zu sehr den meisten meiner „lieben Nächsten", Spießbürgern und absoluten Berufsmenschen. Es soll jene unheimliche Kreislaufwut solcher Tanzmäuse, die man auch Albinos nennt, wie eine Sorte von Idioten in ganz abgeschlossenen Gebirgsdörfern, begründet sein in einer Abnormität des Gehörgangs, — es wird auch wohl viel Gewohnheit, Erziehung in der Gefangenschaft daran schuld sein. Kurz, die tun mir nur leid, doch meine kleinen weißen Mäuse habe ich lieb. Sie sind ruhiger, reizender, auch sehr beweglich, aber allenfalls nur nervös wie anmutige, hübsche Frauen. Sie sind auch ebenso zutraulich und treuherzig, trinken und essen, was ich ihnen gebe, irren überall auf mir herum und — ich dressiere sie mir schon.

Wie weit man es in der Dressur — von weißen Mäusen natürlich nur — bringen kann, dafür habe ich Beispiele im Karneval gesehen.

Im Asyl für Obdachlose — ein großer Raum mit ungefähr fünfzig Holzpritschen —, zwischen lauter verwahrlosten Gestalten, sah ich einen Bettler, der zur Ziehharmonikamusik drei weiße Ratten tanzen ließ. Eine ließ er schließlich auf dem linken Ellenbogen ausruhen und schlug sie fortwährend mit der Rechten, um zu zeigen, wie gehorsam sie war. Er schlug um so heftiger, da er im Rausch war. Ratten können kräftig beißen, aber die weiße Ratte dieses betrunkenen Tyrannen rührte sich kaum. Sie gab auch keinen Ton von sich, zog nur den Kopf etwas ein und duldete in dieser duckmäuserischen Demut die schmerzhaften Prügel.

In einem Lokal, langgestreckt wie eine Kegelbahn, an den roten Wänden künstliche Lorbeerkränze mit herabhängenden goldenen Beeren — ein Café für Nachtschwärmer, „Damen" mit „Kavalieren", und Nachtarbeiter, die gegen Morgen noch etwas Erholung suchen, Literaten, Kellner usw. —, spielte eine Kapelle von jüdischen Zigeunern, übertrieben echte Typen, die eine ganz exzentrische Musik fabrizierten. Besonders der Zigeunerprimas, der mit langen Plattfüßen gewaltig auf dem Podium taktierte, steigerte das allzu temperamentvolle Spiel durch den ausschweifenden Rhythmus seiner begleitenden Körperbewegungen ins Maßlose. Das Crescendo war fürchterlich, das Fortissimo gigantisch, das Pianissimo hörte man überhaupt nicht mehr. — Die Gäste waren mäuschenstill. Denn zu der grotesken Musik tanzte, sich zwischen den Tischen hindurchschlängelnd, ein Herr im Gehrock mit einem preußischen Assessorkopf, aufgewirbeltem Schnurrbart „von Gottes Gnaden" — zusammen mit einer großen, weißen Ratte. Er hatte sie in die linke Brusttasche gesteckt und ließ sie nur mit ihren roten Augen hervorblicken, drückte sie zärtlich wie eine zierliche Geliebte mit dem Arm ans Herz und küßte sie auch hin und wieder auf die Schnauze. Und die Ratte schnupperte nur, ihr Bart bewegte sich auf und ab, die Mundwinkel zuckten, und etwas wie ein rotes Wetterleuchten brach aus ihren Augen und elektrisierte jedermann. Doch niemand kannte den Fremden, nicht einmal der Oberkellner.

Dies Erlebnis kam mir nachher wie eine Vision vor, und in der darauffolgenden Nacht hatte ich einen entsetzlichen Traum. Ich ging zum Zahnarzt, um mir einen Zahn plombieren zu lassen. Sein Gesicht beugte sich über mich — es war das des gespenstischen Tänzers. Er flüsterte, daß er endlich die Plombe einsetzen müsse und zog plötzlich aus der Brusttasche die geisterhafte Ratte am Schwanz hervor und schlenkerte sie hin und her. Ich sah die roten Augen funkeln und erwachte — natürlich am Mittag. Der Sonne sei Dank!

Aber nun war's Abend — die Sonne ging unter — und ich spazierte, während mir alles dies wieder einfiel, durch den Tiergarten nach Berlin hinein, um mir ein paar Stunden später im Lessing-Theater Gerhart Hauptmanns Tragikomödie „Die Ratten" anzusehen.

Ich bin kein Rattenfänger von Beruf (d. h. ein Berliner Kritiker). Doch man fängt ja sogar in Kanalröhren Ratten, warum nicht auch auf dem Theater? Und Gerhart Hauptmanns „Ratten" lassen sich leider nicht mit der Flöte locken, man muß sie schon anders abfangen. Zuerst den Titel! Er sagt gar nichts, für das Stück nämlich; doch ja, er ist ein Symbol: das sagt alles — nämlich noch weniger als nichts.

Und dann das Stück selbst, eine sogenannte Tragikomödie, d. h. bei Hauptmann ein recht äußerliches Nebeneinander von einer Komödie und einer anderen Tragödie, nicht einmal ein Durcheinander. Die Ratten sind weder Fleisch noch Fisch. Naturalismus, ja! Aber das Leben ist doch etwas anderes, obwohl Gerhart Hauptmann an einem Aktschluß sagen läßt: „Erfinden Sie einmal so etwas!" Ja, was denn? Eine alberne Komödiantenkomödie aus konventionellem Leder, rührend glücklich endend, läuft, unablässig störend, neben einer verzwickten Tragödie des Muttertriebes nach alter naturalistischer

Schablone her, — und das soll tragikomisch sein? Wird man's nun vielleicht neo-naturalistisch nennen? Nach den ersten Dramen Gerhart Hauptmanns, die kraft des Naturalismus und dessen Modernität und dank der Jugendstärke des Dichters wirkungsvoll waren, ist dieses sein letztes Theaterstück sogar ohne die geringste dramatische Magie.

Das merkt man nun besonders an den „Ratten". Sie sind nicht ein wenig pfiffig, sie sind langatmig, lahm, kurz: langweilig. Nur ein interessanter Moment war da, wo bei offener Szene geklatscht wurde, nämlich als der alte Komödiant vom Polizeipräsidenten sprach. Er hat zu sagen: „Erleide ich eine Schädigung, so wende ich mich an den Polizeipräsidenten, ich bin mit Herrn von Madai gut bekannt." Dieser Herr von Madai wurde von der Zensur gestrichen, und nun sagte der Schauspieler dafür mit erhobener Stimme: „Ich bin mit Baron von Krawutschke gut bekannt." Und da erhoben die Berliner die Hände und klatschten laut und lange.

Aber es ist ja Karneval. Als ich aus dem Theater kam, hatte ich das Verlangen, einmal wieder einen bal paré oder eine Redoute mitzumachen. Da fiel mir ein, daß es das in Berlin gar nicht gibt. Und die Berliner Bälle? Wenn überhaupt, taut der Norddeutsche erst so recht in Süddeutschland auf, München, Wien usw. Aber seine prononcierte, allzu laute Lustigkeit daheim, dies steife Sich-gehen-lassen, dies prätentiöse Aus-der-Rolle-fallen, das so rasch zum bloß brutalen Lärm wird, kann ich nicht vertragen. Gewiß, Berlin feiert ja auch ganz verhalten seine tollen Karnevalsfeste, es geht nur zu hastig wieder zur Tagesordnung über und die heißt hier: „Geschäft". So kommt es, daß hier selbst alle Erholungslustbarkeiten usw. vornehmlich nur Geschäft sind.

Vergnügen und Wohltätigkeit
Sind manchmal ein Erlebnis,
Wenn nicht, sind Mode jederzeit,
Hauptsache: das Ergebnis.

Hier heißt die Parole: Großstadt. Ich ging durch die Winternacht heim. Von einem dünnen Wolkenflor bedeckt, sah der Mond aus wie ein Mondstein von indischem Schliff mit bläulichen Lichtern darin. Ja, man kann hier oft das Natürlichste nur mit dem Künstlichen vergleichen, paradox verblüffend und verblüfft.

Es ist derselbe Effekt, wie wenn man in der Großstadt den Frühling zuerst an den Frauen wahrnimmt. Man schlendert an den Schaufenstern vorbei, sieht plötzlich die ersten bunten Frühlingshüte und Frühlingstoiletten und vielleicht gar schon davor ein hellgekleidetes, hübsches Mädchen. Und überrascht, entzückt schließt man: es wird Frühling! Da wird das Mädchen rot, es schämt sich, weil es sich verirrt hat. Man ist enttäuscht über den Trugschluß. Allzufrüh macht sich die Frühlingsmode bemerkbar, — hier und da schon jetzt, wo an Frühling noch nicht zu denken ist. Und doch denkt man nun immer weiter daran und sehnt sich allmählich danach.

Heinrich Noeren.



Bremer Spaziergänge: Ratscafé.

Wenn man abends vom Markt her kommt; die schlanken, erleuchteten Fenster, zwischen nüchtern und behaglich. Da muß man eigentlich was drüber sagen; schreiben; drucken; lesen. — Das Museumchen, wie es sein sollte, die Kunstwerke nach Lebensgemeinschaften geordnet, in der Gemeinschaft der Lebenden. Mit Speise-, Bier- und Weinleitung in alle Sammlungsräume. Menschen, selbsttätig nach Geschmacksrichtungen geordnet, zur Staffage. Der zirkulierende Leute- und Luftstrom schon eher zu entbehren. Jetzt macht noch eine Ventilationsmaschine wum wum wum; 's geschenkt! Unerschütterlich. — Das sind mehr allgemeine Eindrücke. Heute abend wollen wir sie ergänzen. Aber ein Mann hält die Tür zu, weil gar zu viel aus dem Theater rein wollen. Kein Gedanke. Also morgen abend. Da führt uns die Welle wieder nur durch. Durch die gemütliche grün und weiße Marktdiele, aus dem Stoevesandtschen Hause, glaube ich. Rokoko in Altbremer Platt; Laufbrückchen, grün gemalen, Schnörkel aus Brettern gesägt; Zeichnung darin mit dicker weißer Farbe; die Wände derb mit körnigem Kalk gestrichen. Aus dem kleinen weißquadrierten Fenster oben sieht eine Dame (über die Fensterbank hängt ihr Nerzkragen, auf den sie die Ellbogen stützt) auf den platzlosen Strom. An sitzen ist nicht zu denken. Die Kleiderständer müßten durch Gesetz immer voll Mäntel und Hüte hängen, denn sie fallen, wie die messingene Luftklappe, unangenehm heraus. Über der wenig intimen Hauptdiele sitzen die Weinstubengäste oben wie in einer großen Eisenbahn oder wie in einem Hotel am Deich in Ostende, Frau Malupran zeigt ihre Hüte.

Übermorgen endlich konnte man den Bremer Spaziergang sitzend genießen.

Der Kaminsaal ist ja, außer dem Feuerplatz, den feinen Fenstersäulen und der Decke etwas allerweltlich. Bei Konzert die Freude liebender Pärchen. Aber dann gibt es so kleine mollige Butzen oder Kabuffs; wo Gespräche und Instrumente, Wumwum und Fußtritte nur von fernher, wie Meer und Heulbaken hereinschallen. In der Mausefalle zu sitzen mit vier bis acht guten Freunden, und die Delfter Fliesen betrachten, die verständigen Landschaften mit den Segelschiffen, das Uhrzifferblatt mit Segelschiffen; ein gutes Glas Wein und Blick auf die alte Börse. — Die Lübsche Stube prunkt mit den fetten Ölbildern. Schlich sich Phyllis in den Garten; glaubt sich so schön allein mit Damöt im Felde; aber ein fremder Herr ringt mit seinem Hund um die Palme der Indiskretion. — Ein althanseatischer Kavalier, wohlrasiert und in seidenen Kniehosen, steht da mit einem seltsamen Saitenspiel, als ob er singen tät: Kiekt mol, is dat nich akkrot as Lancret'n sin Leçon de guitare!

Reizend würde in allen diesen Räumen um Fastnacht ein Kostümfest wirken; etwa: Peter der Große in Bremen, paßt der Zeit nach nicht ganz, aber leidlich. —

In der blitzsaubern Küche hörte ich die Gespräche eines Ehepaars: Ich weiß nicht, die Brötchen könnten besser sein; — Kellner, bringen Sie mir noch ein paar Brötchen; — das Bier schmeckt mir nicht besonders; — Kellner, noch en großes Dunkles! — So faßt man jeden Abend wo anders Posto. Man sieht, man trinkt, man raucht, man söhnt sich mit dem Begriff Stammgast aus.

Konrad Weichberger.

Punsch.

(Eine Karnevalstimmung.)

Durch die weißen Straßen
Stapft grimmig der Winter.
Mit hoch aufgeschlagenem Kragen
Hasten dunkle Phantome
Durch weiches Schneegeriesel.
Kaum klingt ein Ton herauf,
Nur selten einmal
Ein fernes, leises Schellengeläut.

— Ach, ist das mollig im Zimmer!
Eine laue, duftige Wärme
Quillt aus dem Kamin;
Über uns hin wogt
Ein süß schwerer Punschduft,
Und dichte Zigarettenwolken
Kriechen langsam faul
Durch den schummrigen Raum.
Ellen liegt lang ausgestreckt
Auf der Chaiselongue.
Ihre Wangen sind rot und heiß,
Die schmalen Lippen
Sind halb geöffnet,
Und aus ihren Augen strömt
Ein wundersames Glühen.

Vor ihr sitzt Gustav
Und schaut sie an,
Treuherzig und zärtlich.
Kein Wort spricht er,
Behutsam sacht
Läßt er immer wieder
Ihr schweres, dunkles Haargewoge
Durch seine Finger rieseln.

Freddi hockt auf dem Bettrand,
Baumelt mit den Füßen
Und macht ein ganz wunderlich
Melancholisch Gesicht.
Entweder trinkt er
Oder er geigt.
Ernst Schwermütiges,
Wild Ausgelassenes,
Geheimnisvoll Zartes,
Selig Frohes
Tönt durcheinander,
Ohne Zusammenhang,
Ohne Sinn.

Ganz nah dem Kamin
Lieg' ich im Lehnstuhl,
Lausche versunken
Den wunderlichen Weisen
Und nicke bisweilen
Meinem lieben, alten
Treuen Gerippe zu,
Das sich heut' einmal wieder
In seiner stillen Ecke
Ganz furchtbar langweilt.

— Wir alle haben
Sehr viel getrunken,
Aber Freddi am meisten.
Schon vor zwei Stunden
Hielt er mit seiner sanften,
Lallenden Stimme
Seine erste Rede:
Über Seelen-Kultur
Und Höhenkunst
Und den Wesensunterschied
Von Grog und Punsch. —

— Nun ist es ruhig,
Ganz unheimlich still.
„Kinder," ruf' ich,
„So seid doch munter!
Trinkt — trinkt!"
Und wir nehmen die Gläser,
Nicken uns zu,
Trinken und trinken
Und werden äußerst vergnügt.
Ellens Wangen leuchten erdbeerfarben,
Gustavs Augen
Flackern immer zärtlicher,
Und Freddis Geige klingt
So wunderlich lockend weich,
Daß es mich schauernd durchrieselt.

— Da, ein Walzer!
Mich reißt's hoch,
Ich quere durchs Zimmer
Auf Ellen zu
Und verbeuge mich
Sehr, sehr tief.

„Du erlaubst, Gustav?"
„Na selbstverständlich!"
Und ich lege den Arm
Um jung Ellens
Biegsamen Leib;
Ihr weichdunkles Haar
Flutet mir über die Rechte
Und ganz, ganz langsam
Drehen wir, wiegen wir uns
Nach dem leisen,
Hellklingenden Spiel.

— Plötzlich,
Als wir feierlich lautlos
Am Gerippe vorbeischweben,
Hör' ich ein Kichern.
„Was lachst Du?"
Frag' ich verwundert,
Und trete heran.
Da geht ihm ein Zucken
Durch Arm und Bein
Und die leeren Augen
Starren mich erwartungsvoll an.
„Ach sooo — o,
Mittanzen willst Du?
Na — da komm!"

Und Ellen faßt die Rechte,
Ich nehme die Linke,
Und zu dritt geht es nun weiter
In feierlichem Maße,
Langsam auf und ab
Bei den feinen,
Schluchzenden Geigentönen. —

Und Gustav steht da
Mit aufgerissenen Augen
Und guckt und guckt.
Und der geigende Freddi
Fängt leis an zu wimmern
Vor lauter Rührung
Und sanfter Betrunkenheit.
— Punschduft weht durchs Zimmer
— Und draußen schneit's und schneit's.

Wilhelm Südel.

Karnevalschellen.

Diät. — Verzehren Sie zu einem halben Liter offenen Frascati zwei Portionen römischen Salat, sodann Ziegenfleisch und Risotto, zuletzt einige Mandarinen und schreiben Sie sich nach diesem Diner all solche Gedanken auf, wie sie Ihnen grade über den Lauf der Welt in die Quere kommen. Anderen Tages verspeisen Sie nach einer Aalsuppe einen Burgunderschinken nebst Braunkohl und Pinkel, zuletzt Plumpudding, das alles zu dreierlei Sorten Rotwein und halten Sie hernach wiederum solche Gedanken fest, wie sie Ihnen grade über den Lauf der Welt in die Quere kommen. Aus der Differenz dieser beiden Notierungen ergeben sich die Gründe, derentwegen man in Rom einen Karneval feiert, nicht aber in Bremen.

Charakter. — Ein unkluger Fremdling sprach von großen Portemonnaies und daß die Bremer auch sonst verschlossene Naturen seien. Darauf erwiderte der Eingeborene: „Sie haben unrecht. Übrigens liegt mir nichts daran, Sie von der Güte unserer Sonderbarkeiten zu überzeugen. Ja — wären Sie hier geboren oder lebten Sie mindestens gern oder für immer hier . . ." — „Aber könnten Sie mir denn nicht ohne das die Eigenart bremischen Wesens erschließen?" — „Nein. Eben nicht. Der Schlüssel, der dazu paßt, steckt ja gerade in unserem Stadtwappen." — Da ward der Fremdling sehr nachdenklich.

Reaktion. — Ein Rheinländer hatte es sich zur Aufgabe gemacht, auch in Norddeutschland den Karneval einzubürgern, hielt drum in vielen Städten vor großen Versammlungen begeisterte Ansprachen, darin er unter anderem erklärte, wie man „Carne vale!" gemeiniglich mit „Fleisch lebewohl!" übersetze. Der Erfolg seines Wirkens war in Norddeutschland allerorten ein ungeheurer: sämtliche Hörerinnen wurden zu Vegetarierinnen, sämtliche Hörer traten Sittlichkeitsvereinen bei.

Progreß. — „Ja, ich gehe leider nach drüben," erzählte ein junger Herr. „In unserem sechs Quadratmeter großen Familienkontor stand ein zulänglicher Geldschrank Nachdem mein Urgroßvater gestorben war, saßen seine drei Söhne dort. In der nächsten Generation hatte unsere Firma sieben Chefs. Neulich wollten wir 13 Urenkel uns in dem altbekannnten Raum versammeln. Um Platz zu finden, mußten wir den Geldschrank hinaustragen lassen. Aber als dieser fehlte, erkannten wir die Unnotwendigkeit unseres Beisammenseins und lösten uns auf. Glauben Sie mir, die Schuld an dem traurigen Schluß trägt allein der Urgroßvater, — hätte er doch zum wenigsten ein zwanzig Quadratmeter großes Kontor aufgetan."

Kultur. — „Merkwürdig," meinte ein kunstsinniger Auswärtiger, der erschüttert vor dem Kaiser-Wilhelm-Denkmal stand, „sehr merkwürdig! Man erzählte mir doch immer, die Bremer besäßen einen ganz auserlesen feinen Geschmack. Aber . . ." — „Gewiß! den haben wir auch!" rief der Eingeborene, indem er mit der Zunge schnalzte, „Sie sollen's sofort erfahren." Und er zog den Bestürzten ein paar Schritte weiter in den Ratskeller.

Toleranz. — Man lasse sich wöchentlich siebenmal von der korpulenten Nachbarin unsanft in die Seite stoßen, setze dabei ein feines Lächeln auf und flüstere: „Selbstverständlich bleibt Ihnen, liebe hanseatische Schwester, jederzeit der Vortritt. Erlauben Sie mir nur, unentwegt meiner aristokratischen Tradition anzuhängen und verzeihen Sie gütigst, daß ich immer noch das Leben habe."

Ökonomie. — Es heißt, Bremen wolle Anno 1921 eine Welthandelsausstellung eröffnen. Man hofft an maßgeblicher Stelle, daß der Stadt sodann als Defizit wiederum ein Parkhaus übrig bleibe.

Devination. — Aus dem Klassenaufsatz eines Bremer Kindes über die bedeutenden Baulichkeiten der Vaterstadt: „Die Baumwollbörse ist ein schönes Gebäude, aber die andere Börse ist älter und ein noch schöneres Gebäude. Dafür hat die Baumwollbörse sich auch näher ans Wasser erbaut und erreicht an einigen Stellen eine Höhe, die zum Schwindeln ist."

Halluzination. — Auf der Weser sah man unlängst einen fremdgekleideten Menschen in einem kleinen Boot sitzen und unermüdlich loten. „Wozu machen Sie denn das?" rief man ihm vom Ufer aus zu. — „Ich bin der letzte der Chilenen," antwortete der Sonderling, „neulich verspätete ich mich auf dem 24. Trauergaladiner mit Musik, Gesang und Tanz zu Ehren unseres — —" er verstummte, denn die Zuhörer hatten bereits fluchtartig das Weite gesucht.

Moral. — „Und was nahmt ihr in der biblischen Geschichtsstunde durch?" fragte die Mutter. — „Der Lehrer hat heute darüber gesprochen, daß die Linke niemals was davon wissen will, was die Rechte tut," antwortet der Sohn. — „Unerhört!" rief der verärgerte Vater, „will der euch jetzt schon zu Bürgerschaftsmitgliedern erziehen?"

Kriterium. — Es war von einer jungen Dame die Rede. — „Welche Augenfarbe hat sie?" fragte der Neapolitaner. — „Welche Sprachen spricht sie?" fragte der Pariser. — „Wieviel Mitgift bekommt sie?" fragte der Londoner. — „Was ist ihre Mutter für eine Geborene?" fragte der Bremer.

Optimismus. — Ich traf auf dem Wall einen sonst ernsthaft zu nehmenden süddeutschen Handelsherrn, der unter jauchzend erdröhnendem Gelächter blauroten Antlitzes fortwährend auf einem Bein umherhüpfte und beide Hände gegen die Körpermitte preßte. „Wie? Sie wollen in Bremen keine Auffassung für karnevalistische Veranstaltungen haben?" rief er mir entgegen. „Aber was ist Ihnen zugestoßen?" fragte ich besorgt. „Lesen Sie doch mal das da!" jauchzte er und deutete auf ein breites Plakat. Darauf stand das Saisonrepertoire des Stadttheaters wahrheitsgetreu abgedruckt.

Pessimismus. — Gestern stürzte sich ein Herr in den besten Jahren von der dem Vereinskrankenhaus gegenüber gelagerten Böschung aus in die Fluten der Pipe. Mittelst eines schnell ausgesetzten Kahnes wurde er trotz seines Sträubens aufgefischt. „Was bewegte Sie nur zu dieser Tat?“ fragte man den Unglücklichen. „Laßt mir meine Ruh'! Ich bin lebensmüde,“ rief er. — „Wieso? Weshalb? Mit welchem Recht?“ fragte man wieder. „Ich bin Rezensent des bremischen Theaterlebens,“ seufzte er, „aber jetzt ist mir alles Pipe! Denn seitdem ich gehört habe, daß wir abermals und immer noch ein neues Lustspielhaus bekommen sollen —“ Man warf ihn unverzüglich unter Ausrufungen herzlicher Teilnahme in das reißende Gewässer zurück.

Autopsie. — „Worauf sind Sie am stolzesten?“ fragte man drei Hansestädter. „Auf unser Marzipan,“ rief der Lübecker. „Auf unseren Hafen,“ brummte der Hamburger“. Der Bremer schwieg. Gesellschaftliche Bescheidenheit verbot ihm, die Sache bei seinem eigenen Namen zu nennen.

Vitzliputzli.

Bildende Kunst.

Ich denke mir eine Welt. Eine von den vielen „möglichen“, aber nicht gerade die einzig wirkliche, welche ja nach der Aussage eines berühmten Weisen zugleich die beste von allen sein soll. Die beste! — das ist ein Problem, man frage einen Metaphysiker, einen Pfarrer oder einen Rechtsgelehrten danach, — aber ist diese beste Welt auch die schönste aller möglichen Welten? Hier frage ich die Künstler, die auf diesem Gebiete kompetent sein müssen. Aber ihre Ansichten sind verschieden. Der Maler wird mit einem guten, deutlichen „Ja!“ antworten. Ja, diese Welt ist die schönste, diese erhabene „Außenwelt“, diese Natur mit den farbigen Wundern, den Verklärungen ihrer Lüfte, mit der köstlichen Unbestimmtheit ihrer Ferne und der wundervoll formgerechten Klarheit ihrer Nähe, diese Lehrmeisterin, deren erhabene Werke zu interpretieren ewig die Aufgabe des Malers ist. — Des Dichters Entgegnung wird schwankender ausfallen, teils mehr zum Lobe, teils zum Tadel dieser Welt. Der Musiker aber und der Architekt? Ich vermute, daß sie beide sich eine schönere Welt zu erträumen vermöchten. Freilich, diese Natur gibt ihnen einige Anregungen. Das gewaltige Getürme der Felsenberge, das Brausen des Meeres und das Rauschen des Waldes. Aber das ist nur vage Masse, totes Dasein, grandios-formloses Chaos. Der Grundriß dieses Gebirges ist unübersichtlich, das Profil dieses Berges unregelmäßig, ohne Gliederung, diese Gesteine schieben sich ohne schöne Proportion übereinander. Und dieser Wald rauscht nur und braust, aber er tönt und klingt nicht in faßbaren, vorbildlichen Harmonien; das vielfältig Tönende fügt sich nicht so zu vollklingender Einheit zusammen, wie sich dem Maler das vielfältig Farbige zum Farbeneinklang von selbst komponiert. Dem Maler bietet die Natur ihre „Motive,“ dem Musiker und Baumeister nicht. Ja, es ließe sich eine Welt denken, wo die Quelle hier am Fuße des sonnenbeschienenen Hügels im reinsten C-dur-Akkord einherrauschte, bald forte bald piano mit allen Crescendos und Zwischenstufen und wo ihre Begegnung mit den Steinen und Bäumen am Ufer zu mannigfaltigen Tonverbindungen, Motiven und Melodien den Anlaß gäbe. Es ließe sich ein natürliches Waldweben vorstellen, das etwa so klänge wie das künstliche von Wagner, und die goldene Rheinestiefe in einem Es-dur-Akkord, der noch viel mehr Takte andauerte als der geblasene im Orchester.

Das wäre eine Welt für die Musiker! Ich höre ihre Theoretiker schon dozieren von der Natur als der ewigen Lehrmeisterin der Musik, ich sehe die Anzeigen der Musikschulen mit „Komponieren nach dem Modell“, ich vermute die Entrüstung des Publikums über eine ultramoderne Symphonie: „Sternenhimmel“, in der die Sphärenharmonie, von der doch jeder mit normalen Ohren Begabte genau weiß, wie sie klingt,

wahrhaftig nicht zum Wiedererkennen dargestellt ist! Es gäbe so etwas wie ein „ähnliches" Musikstück und ein unähnliches!

Genug. Und das wäre die „schönste aller möglichen Welten" für den Musiker! Er hätte das, was der Maler hat und der Bildhauer. Und er hätte genau so viele Mißverständnisse, Fehlbeurteilungen, eine genau so verkehrte Aesthetik seiner Kunst zu ertragen, wie diese beiden! Nachahmungstheorie und Naturalismus. In jener Welt würden diese edlen zwei dem Musiker von allen Kathedern und in allen Feuilletons präsentiert werden.

Nein, diese unsere Welt der schlecht tönenden Geräusche, sie ist für den Musiker wenn auch keineswegs die objektiv schönste, so doch mindestens die subjektiv vorteilhafteste. Seine Kunst ist hier — mehr noch als die des Architekten — den relativ wenigsten Mißverständnissen ausgesetzt. Die expressionistische Grundlage jeder Kunst wird in der Musik ohne weiteres begriffen. Sie reproduziert keine Eindrücke, sie ist ganz Ausdruck, Ausdruck in einer aus der menschlichen Vorstellungsart stammenden höchsteigenen Gesetzmäßigkeit. Und weil es nichts Äußeres in der Welt gibt, an dem die Richtigkeit und Schönheit dieses Ausdrucks kontrolliert werden könnte, legt auch das Publikum in seinen Urteilen über Musik eine wohltuende Bescheidenheit an den Tag. Wer nicht selbst „musikalisch" ist, traut sich kein Urteil über das musikalische Kunstwerk zu. — O beste aller musikalischen Welten! Wer auf unserer pittoresken Erde würde wohl einem Gemälde gegenüber bescheiden von sich behaupten, er sei nicht „malerisch" veranlagt, er habe kein „Gesicht" für Farbenharmonien und Farbenfolgen, keinen Sinn für Tonwerte, kein Gefühl für Linie! Warum denn auch? Wo doch die ganze Natur mit Farbe, Tonwert und Linie jedem Laienauge sich bietet, das hieran herrlich ermessen kann oder zu können glaubt, ob der Maler gut oder schlecht, „ähnlich" oder „unähnlich", ob er „natürlich" oder„ unnatürlich" gemalt hat! Zu können glaubt — denn daß Sehen ein so subjektiver Akt ist, daß es ein ausdrucksvoller Akt sein kann, und daß künstlerisches Sehen etwas durchaus anderes bedeutet als das bloß praktisch sich orientierende Sehen des Laien, — die Erkenntnis liegt dem Hochmut des unkünstlerischen Laien weit ab. Worin liegt denn der Segen der Betrachtung von Werken der Malerei für den Nichtmaler? Sicher nicht in dem Vergnügen zu konstatieren, es sei alles so gemalt, wie man's schon gewußt hat. Sondern in der beschämenden Erkenntnis, wie schlecht, wie uninteressiert, wie bedeutungslos man bisher gesehen hat, und in der Seligkeit, nun einmal mit den Augen des Künstlers sehen zu dürfen, in seiner gesteigerten, belebenden, unendlich ausdrucksvollen, den nüchternen „Gegenstand" zu einer Gebärde des eigenen Lebens verwandelnden Art. Ja, Bescheidenheit lehrt des echten Künstlers Werk dem echten Kunstfreunde: erst tiefe Vernichtung des an eigener Kraft so unzulänglichen Selbstes und tiefes Glück dann, wenn dieses Selbst unter dem Anruf des Genius zum Anschauen der Wahrheiten aufersteht.

„Doch so lang du dies nicht hast,
Dieses Stirb und Werde,
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunkeln Erde."

Und jedenfalls kein Kunstfreund.

Chronik. Eine Nachlaßausstellung des verstorbenen Stuttgarter Landschafters O. Reiniger in der Kunsthalle ermöglichte kein abschließendes Urteil über das Können des fraglos virtuosen und schwungvollen Malers. Eine Reihe von Münchner Malern (Schramm-Zittau, Bürgers, Kropp, Piepho) boten durchweg Leistungen von Geschmack — das ist ja eines der Hauptmerkmale Münchner Kunstgeistes, — aber kaum irgendwelche dauernd starke Eindrücke. Man würde nicht ärmer sein, wenn man diese Ausstellung nicht gesehen hätte — trotz des soliden Könnens eines Schramm-Zittau (dem leider nur stets der Vergleich mit Pissarro im Wege steht), und der zeichnerisch und farbig so zart

komponierten Bilder eines Piepho. — Sehr bedeutsam, eine dauernde Bereicherung unserer Sammlungen ist die bronzene „Atalante“ von Georg Römer, eine Schenkung des Herrn Schütte an die Kunsthalle. Ein feines, stilles, etwas sprödes Werk, das bei wiederholter Betrachtung nur gewinnt. Haltung, Gewichtsverteilung im Standmotiv, Gewandbehandlung, Modellierung des Nackten — alles in jener leicht archaisierenden, an frühe griechische Werke gemahnenden Art, die so gut zu unserer neuen Architektur paßt. Der Gesichtsausdruck etwas zögernd, verschlossen, dämmernd, nicht sehr intelligent aber auch nicht ohne Reiz. Rückenansicht und Seitenansichten sind besonders glücklich, einfach und geschlossen. Schade, daß es unmöglich ist, in unserem Skulpturensaal Skulpturen wirksam zur Aufstellung zu bringen.

Sehr lehrreich und überzeugend ist das meiste, was der Gartenarchitekt Gildemeister im Nebenraume an Plänen, Entwürfen und Grundrissen zeigt. Man hat hier durchaus das Gefühl, einer im Prinzip richtigen, logisch aus der Organisation moderner Kunst hervorgehenden Erscheinung gegenüber zu stehen. Eine so klare und überzeugende Sache wie die moderne Gartenkunst setzt sich von selbst durch. —

Das Künstlerischste im engsten Sinn der Konzeption und des Gefühlseindrucks scheint uns Gildemeisters Friedhofsentwurf zu sein. Es muß schön sein, ein Gartenarchitekt zu sein. Ein solcher Mann ist Baumeister, Maler, Plastiker in einem. Es schafft in mächtigen Konturen, Farben- und Tonmassen nach einem architektonischen Plane. Er hat Wirkungen von elementarer Breite — fast wie die Natur, von der er doch stets Distanz bewahrt. Wie der Orgelspieler den Instrumentalsolisten gegenüber dasteht, deren Einzelmittel er alle aus seinen Registern ziehen kann, und die er zusammen an Machtfülle übertrifft, so ist der Gartenkünstler im Verhältnis zu jenen Beherrschern der Einzelkünste. Und in die Raumkunst trägt er sogar noch ein Zeitmoment hinein: er berechnet das periodische Blühen und Verblühen der Blumensorten und hält auf farbige Ablösung in den Jahreszeiten. Es muß schön sein, ein Gartenarchitekt zu sein.

G. F. Hartlaub.

Musik.

Das Phänomen des musikalischen Genies ist so alt wie der Mythos. Aus dunkelgrauen Tagen der Menschheitsgeschichte taucht das Bild des unwiderstehlichen Seelenankers, des Trostbringers, des Freudenspenders, des geweihten Wehklagenden, des tongewaltigen Zauberers vor uns auf. Zahllose Irdische ließen ihrer Launen Eingebungen als Gesang in die Lüfte steigen; einer aber sang kunstvoller und erfand höhere Weisen als alle anderen; den nannte man Orpheus. Und einer, der Arion hieß, legte seinen Chören den allerersten Dithyrambos in die Kehlen und schlug selbst die Leyer auf so liebliche Art, daß niemand noch solchen Harfner gehört zu haben wähnte. Wie Homer unbewußt steinalten Gesetzen gehorchte und bewußt sagenhafte Überlieferung mit eigenem Erlebnis verschmolz und endlich seine Schöpfung selber dem Volke vortrug, so schuf einmal auch der große Musiker. Sein Wesen und seine Wirkung war die eines genialen Improvisators. Er vereinigte den Komponisten und den Virtuosen notwendig in seiner Person und schien über unirdische Macht zu gebieten, denn die Überlieferung, die immer Gleichnisse formt, erzählt: er habe die Tiere gezähmt und der Menschen Leidenschaften veredelt und die toten Dinge geordnet. Das geschah, als noch die Religion das rechte Auge und die Kunst das linke Auge im selben göttlichen Antlitz waren. Der Künstler wurde allem Lebendigen notwendig und allerwärts über die Maßen groß und unbesiegbar. Er beschattete die Natur mit seinem Geist. Er wuchs sich zum Symbol aus. Er diente einer übersinnlichen Welt. Und des Künstlers Jünger bauten dem Propheten Altäre und bildeten ihn tausendfältig nach, denn er war Verkünder

ihres Glaubens. — Heute über jenen Glauben, über jene Kunst und ihren Kult zu lächeln, vermöchte wohl nur ein Oberflächling. Wer begriffen hat, daß es das Schicksal jedes Glaubens ist, einmal zum Aberglauben zu werden, wird sich allmählich dem Standpunkte Nathans des Weisen nähern, jeder Religion, jeder Kunst, jedem Propheten gegenüber; wird weniger dem Gesetz des Fortschritts, der Höherentwicklung, als vielmehr jenem der ewigen Kraftverwandlung anhängen; wird im Wechsel der Formen den Bestand des Gehaltes erkennen: denn als Orpheus starb, blieb ein Lied von ihm übrig, dessen Aussaat immer wieder neue Frucht und neuer Samen entwuchs, bis daß uns heute im jüngsten Liede nichts als ein Ursang rührt und zähmt und gehorsamen läßt, gleich den Delphinen des Arion. Ein antikes Publikum bildete sich aus Keuschen und aus Wüstlingen, aus Frommen und aus Frömmlingen und aus allen, die zwischen diesen staken. Treiben wir heute unser Leben auf weniger mannigfaltige Art? Haben wir keine Propheten mehr? Spenden wir keinem Altare süßen Weihrauch? — Genüge uns zu wissen, daß die Musiker aller Zeiten eine höchst beglückende, wenn auch unbeständige Jakobsleiter ins andere Reich aufrichteten. Nur die Formen solcher Leitersprossen wandelten sich. Was einzelne geniale, musikalische Menschen erschufen, wehten alle Winde zu allen empfänglichen Völkern. In tausend Erdenwinkeln wurden die gleichen Lieder mit tausendfältig verschieden geartetem Ausdruck gesungen und als nationales Besitztum gehütet und sandten ihrerseits neue Schöpfungen aus, gebaren neue Improvisatoren, Barden, Künstler, deren Namen der Orkus verschlang. Das geschah während der langen Zeitspanne zwischen Orpheus und jenem Zigeunerprimas, dessen aufreizende Fiedelklänge seinen Leuten ewige Wandersehnsucht ins Herz goſſen, — oder jenem Dudelsackbläser auf Irland, der die Fröhlichen zur Raserei entflammen konnte, bis der Hochzeitsreigen zum Totentanz wurde, — oder in Hameln jenem genugsam bekannten Flötenspieler. Auch zu jener Zeit fiedelten, dudelten und bliesen unzählige musikalische Menschen, aber in Böhmen, auf Irland und in Hameln übte einer seine Kunst einmal auf besonders gewandte Weise; — diese drei lebten, ehe die Sage sich ihrer Erscheinung bemächtigen, sie vergrößern, verallgemeinern konnte, und zwar lebten und wirkten sie lediglich als „Virtuosen". Hier entdecken wir nun in der Sage ein kulturhistorisch-interessantes Moment. Dem Volk gilt der Dudelsackbläser, der Flötenspieler nicht mehr, wie dereinst Orpheus und Arion, als ein Beglücker, ein Prophet, gar ein Gott, sondern im Gegenteil als ein Unheiliger, Unreiner, der sich dem Bösen verschrieben hat, um kraft seiner geisterhaften Kunstfertigkeit brave Seelen der Hölle entgegenzuführen. Der Musiker wird zum vogelfreien Ahasver, der in der öffentlichen Wertschätzung nicht höher steht als ein wandernder Akrobat, Klopffechter oder Taschenspieler. Dies Volksurteil ist nicht ungerecht gewesen, denn die musikalische Erfindungskraft war völlig versiegt. Musiker jeder Gattung beschränkten sich darauf, immer wieder den überlieferten Bestand alter Gebete, Tänze, Gesänge auszuschöpfen und sich gegenseitig in der Fertigkeit ihrer Wiedergabe zu überbieten. Das Wesen des musikalischen Genies hatte sich zerspalten, war ihres wertvollsten Teiles, der göttlichen Inspiration, verlustig gegangen, und während die produktive Kraft lahm darniederlag, hob sich die reproduktive auf behenden Gauklerfüßen und hüpfte, von keiner heiligen Weihe beschwert, durch die Lande. Der Musiker predigte nicht länger das Evangelium der Musik, sondern das Evangelium des Instrumentes. Homer, Orpheus, der Typ des Künstlers schien keine Nachkommen zu haben. Es lebte und wirkte nur noch der Könner; ein schwächlicher Sprößling, der sich seit Generationen von der Ahnenfamilie Künstler abgetrennt hatte; der auch sein wucherndes Dasein bis auf den heutigen Tag führte. Denn keinem anderen als dem Rattenfänger von Hameln entstammen in gerader Linie all jene großen Hexer, die Beschwörer ekstatischen Jubels, die Paganini, Lind, Moscheles und Gefolgschafter. Diesen galt und gilt die Kunst als Mittel zum Zweck. Mit Verstand, Willen, Ausdauer, physischer Kraft machen sie ein an sich totes Ding, das Instrument, unerhört rasch oder langsam, laut oder leise

sprechen. In welcher Sprache sie es reden lassen, bleibt sich ziemlich gleich; die ausländischesten Zungen werden bevorzugt, denn der Virtuos spielt ja nicht der Musik, der Seele, dem Geist, dem Was, sondern dem Wie zuliebe. Nun ist es erklärlich, daß man einer tieferen, inneren Schulung bedarf, um der keuschen Frage eines Kunstwerkes zu antworten und über den Gehalt einer wertvollen ernsten oder heiteren Musik zu urteilen, als wenn es gilt, lediglich über die mehr oder minder saubere, stilvolle, virtuose Wiedergabe eines Musikwerkes zu Gericht zu sitzen. Ferner begreift sich leicht, daß sogar ein völlig unmusikalischer Konzertbesucher einzusehen weiß, welch durchaus totes Ding eine Violine an sich ist und welch ungeheure Fertigkeit notwendig war, um die Darmsaitentöne so sehr rasch oder leise erklingen zu lassen, wie meinethalben der große Ypsilon das vermag. Denn angenommen, Ypsilon geigte grade, so wird es nicht eben lange dauern, bis auch der Unmusikalischeste von den zappelnden Fingern und den vielen kleinen perlenden Tönen gebannt ist. Natürlich denkt der Hörer nicht, denn er hat nichts zu denken, hat sich nur hinweggeblasen, vom Instrument verschluckt zu fühlen. Er springt, tanzt, schwebt, lebt nur noch im Klang der „blonden Geige". Sein Auge feuchtet sich. Seine Wange rötet sich. Sein Mund öffnet sich. Er kann nicht anders. Er hebt sich vom Sitz und erzittert, bricht nunmehr in reichlich unartikulierte Schreie aus und stützt den donnernd brausenden Beifall mit starken Händen. Vor seinen Augen wirbeln Lorbeerräder. Er stürzt dem Podium entgegen. Plötzlich befindet er sich auf der Straße und spannt Ypsilon, dem Herrlichen, die Pferde aus. — So etwas pflegt man hernach Massensuggestion zu nennen. Und mit Recht. Es bleibt sich in allen Fällen gleich, als was der hypnotisierende Faktor sich darstellt, ob als ein zündendes politisches Schlagwort oder ein paar rhythmisch-lieblicher Ballerinenbeine oder ein ordenbedeckter Würdenträgerbusen oder zwei dämonische Klavierfäuste. Das Publikum zollt stets gern und ohne Überlegung und mit Fug dem starken Geschickten seinen Beifall. Wer sich recht viel von irgend etwas erworben hat, und seien es nur Kenntnisse oder Geld, darf spontanen Applaus beanspruchen, darf jenen Affektschrei hervorlocken, auf den der Künstler und Dichter und Komponist und Denker zugunsten eines stilleren, tieferen, wertvolleren Dankes verzichtet. Auch der musikalische Akrobat ist auf den Augenblickserfolg angewiesen. Das Lorbeerrad bezahlt ihn vollauf für die sechs bis zehn Lebensjahre, in denen er täglich vierzehn Stunden lang übte, zwischendurch zweimal über eine Viertelstunde seine Mahlzeit hinunterschlang und schließlich tot wie ein Sack umfiel und einschlief, um am nächsten Tage abermals vierzehn Stunden zu üben. Der Studienraum des jungen Virtuosen braucht nicht immer — wie allerdings meistens — eine Dachkammer zu sein, ist aber immer ein Vorzimmer der Hölle. Denn der ehrgeizige Musikant hat seine Seele verkauft. Er darf nicht lesen, nicht um sich blicken, nicht lieben, nicht genießen, sondern hat häufig genug zehn Tage hintereinander die gleichen sechs Doppelgrifftakte zu spielen oder die gleiche Kopftonpassage zu singen. Und das Publikum weiß nichts von jenen Unzähligen, die alle Kraft ihrer Jugend hinopferten, verbraucht auf halbem Wege liegen blieben, sich umbrachten oder Rezensenten wurden, — unfähig, die Schwierigkeiten jener sechs Takte zu bewältigen. Gewiß: eben der Könner verdient aus all diesen und manchen anderen Ursachen seinen Applaus. Ihm wird man mit einer körperlichen Leistung, als dem Ineinanderschlagen zweier Hände und der dazugehörigen Emotion durchaus gerecht. Aber keiner sollte sich hernach unterstehen dürfen, von „hoher Künstlerschaft" zu reden, da unter 100 Fällen 99½ mal nur eine mehr oder minder gute „Arbeit" vorliegt, eine erworbene Fähigkeit, eine wägbare, berechenbare, also bezahlbare Kraftleistung. Natürlich tut jedem, der nicht Stümper bleiben will, ernste Arbeit not, dem Künstler wie dem Könner; nur bedeutet eine in Theorie und Praxis geläufige Technik dem Künstler Existenzerleichterung und Befruchtung seines Schaffens, während sie dem Könner schlechthin alles, Form und Gehalt des Daseins ist. Es hat Künstler gegeben, die bei heftigen Beifallsbezeugungen des Publikums Tränen weinten, Tränen echten Kummers, weil sie

Erschütterung, Ergriffenheit, Schweigen erwartet hatten; an ihrem leichten Siege erkannten die Schöpfer aber die Oberflächlichkeit ihrer Schöpfungen. Allen großen Musikern galt das Virtuosentum immer nur als ein minder wichtiger Teil ihres Wirkens, wenn nicht überhaupt als eine Art Kinderkrankheit, als ein Durchgangsstadium, das möglichst bald zu überwinden war. Der Kunst und uns zum Heile hatten nämlich auch Orpheus und Arion Nachkommen in gerader Linie, — Barden, Heldische, Begeisterte, Virtuosen mit staunenerregendem technischen Vermögen: Bach, Mozart, Beethoven, Weber, Schubert, Mendelssohn, Schumann, Brahms. Sie alle standen auf dem Podium, um die Menge als Instrumentalisten oder Dirigenten körperlich zu bezaubern; aber ihre besten Stunden erlebten sie doch alle abseits in der Einsamkeit vor ihrem Genius. Man kann nun erklären, diese seien starke Produktive, rein geniale Menschen, Auserkorene gewesen, mit deren Aufzählung man kein auf den Virtuosen zielendes Exempel statuieren dürfte. Vor allem werden mir auch viele hochweise Musikhistoriker herantreten und mancherlei Wissenswertes auskramen. ad 1) Daß um die Mitte des 17. Jahrhunderts zu allererst Konzerte (in unserem Sinne) geschrieben und gespielt wurden, die aus dem Orchestertutti das „Solo" hervorwachsen ließen, — ad 2) daß, auf dieser Einzelstellung fußend, neben einem damals schon vollerblühten Gesangsvirtuosentum die Instrumentalsolisten und unter ihnen besonders die Geiger zu immer verblüffenderen Leistungen emporstrebten, bis ad 3) eine ganze Komponistenschule ausschließlich bemüht war, den melodischen Gehalt ihrer Tonschöpfungen zugunsten rein äußerlicher Figurationen, bizarrer Kinkerlitzchen zu vergewaltigen, zumal ad 4) das Klavicimbal sich allmählich zum Hammerklavier entwickelte und sich auf sämtlichen anderen Instrumenten Virtuosen herangebildet hatten. Schließlich erzählen die schätzbaren Gelehrten, daß ungefähr um die Mitte des 19. Jahrhunderts die öffentliche Lust an den halsbrecherischen Zirkusstückchen der Virtuosen abgeflaut sei, daß ein artistisches Interesse an der musikalischen Darbietung als Kunstfertigkeit einem menschlichen Anteil an der Musik als Kunst gewichen wäre und daß heute jedes kahle Virtuosentum abgewirtschaftet habe. — Man soll aber keinem Historiker weiter glauben, als bis zu den Daten, die jedes Konversationslexikon bequemer darbietet. Würde einer sonst durchaus verehrungswürdigen musikalischen Lauscherschar morgen Herr Thalberg ein gänzlich gedankenloses, aber eben darum diabolisches Perpetuum mobile in Oktaventrillern vorspielen: die Lauscherschar möchte wieder nicht anders können, — sie spannte ihm doch die Pferde aus. So bleibt eben eine der betrübsamsten Begriffsverwirrungen des Konzertpublikums, daß es zwischen dem Künstler und dem Könner nicht zu unterscheiden weiß, und noch weit trauriger ist, daß man es kaum vor Täuschungen bewahren kann, auch wenn es lernwillig wäre. Denn wollte der Warner den Finger heben und sagen: „Es sind viele zu Könnern berufen, wenige aber zur Künstlerschaft auserwählt," so bliebe dies immer nur ein billiger, definitionsbedürftiger Orakelspruch, und grundfalsch wäre gar die Behauptung: alle reproduzierenden Musiker, alle Virtuosen seien nur Könner. Die Schilderung der Kluft zwischen Könner und Künstler ist schwierig, weil dabei ein Imponderabile in Frage kommt. Ebendarum wird das Publikum sich auch immer wieder von Fall zu Fall einige harmlose Lehrsätzchen merken müssen, deren Zahl leichtlich, aber erfolglos um das Zehnfache zu vermehren wäre: Dem Könner ist das Instrument Selbstzweck, — dem Künstler ist es nur Mittel zum Zweck. Der Könner kann altern, der Künstler nur reifen. Der Könner ist von den Launen seines Körpers abhängig, — der Künstler kann sich nie verleugnen, auch in elendster physischer Verfassung nicht. Der Könner sagt: Ich beherrsche das Werk, — der Künstler: Das Werk trägt mich, denn es ist mächtiger als wir allesamt. — Wir haben diesem ein wenig gewagten genetischen Versuch das Bild des Improvisators, des Komponisten und Virtuosen in einer Person als Typ des musikalischen „Künstlers" vorangestellt. Man wird dem entgegenhalten, daß doch nicht jeder Virtuos eben auch ein Komponist sein könne und dennoch oft als ein wahrhafter

Künstler, nicht als ein nackter Könner anzusehen sei. Darauf ist zu erwidern, daß ein Virtuos erst dann als Künstler im höchsten Sinne gelten soll, sobald er die Wirkung des Improvisators hervorzubringen weiß, das heißt: so er derart innig mit dem Geist des zu Gehör gebrachten Musikwerkes verwächst, daß jeder Unbefangene meinen könnte, dies Werk entstamme des Virtuosen eigenem Geist. Insoweit vermag jeder reproduzierende Musiker zum produktiven Künstler zu werden. So war Joachim vermöge seines bewundernswürdigen Stilgefühles, seiner Anpassungsgabe, seiner Pietät ein Schaffender, der (auch wenn er Noten fallen ließ oder mit gichtsteifen Fingern Figuren verwischte) immer einen Beethoven spielte, der Beethoven entzückt hätte. Man erzählt gleicherweise von Hans v. Bülow und von Anton Rubinstein, sie hätten häufig lange Passagen ganz unters Klavier geworfen, aber die Hörer seien trotzdem niemals „herausgekommen", — nämlich nicht aus der Stimmung, dem Geist des Komponisten, dessen Werk gerade durch diese berufenen Interpreten laut wurde. Und es ließen sich noch mancherlei historische Beispiele dafür anführen, daß technische Mängel des ausübenden Musikers den Geist des dargebotenen Kunstwerkes nicht umbringen konnten, sobald der Ausübende nur „inspiriert" war, — daß aber einzig eine allerglatteste, ausgeglichenste, makellose Technik nicht annähernd hinreichen wollte, dem Geist eines wertvollen Werkes gerecht zu werden. Leider leben wir in einer Zeit, die dem Bluff auch auf musikalischem Gebiet ungemein zugetan ist. Halsbrecherische Seiltänzereien und unmotivierte Nuditäten sowie Dragant, Mondscheinduft, Waldweben, Limonade, jeder Art Feuerzauber auf jeder Instrumentengattung sind heute so gut wie Anno Tobak ihres schmetternden Beifalls gewiß. Kaum hat jemals eine Devise verheerender gewirkt als die vom „Was", auf das es gar nicht ankomme, und vom „Wie", auf das es allein ankomme; denn dadurch wurde der moderne Virtuos in allen Künsten dem Manierismus zugedrängt. Natürlich stellt sich der Journalist dem künstlerischen Alleskönner bereitwillig und geschwätzig an die Seite und tönt ihm unter anderem die herrliche Phrase vor von „dem Kunstwerk, das durch ein Temperament gesehen ist". Als wäre Kunst ohne dies überhaupt denkbar! Natürlich sagt sich der Virtuose sogleich: es kommt einzig auf **mein** Temperament an! Und nun vergißt er der letzten Pietät, schiebt sein Ego bewußt zwischen Kunstwerk und Wiedergabe, spürt beglückt, wie turmhoch er selber aufgewachsen ist und peitscht, knebelt, vergewaltigt die heilige Kraft, der er sich beugen, einschmelzen sollte, in der er sich vergessen sollte, ohne sich zu verlieren. Symptomatisch hierfür ist die Frage eines unserer berühmtesten Dirigenten: „Haben Sie schon meine Neunte gehört?" (Gemeint ist natürlich Beethovens IX. Symphonie.) Dieser armseligen Individualitätssucht, diesem minderwertigen Haschen nach artistischen Effekten, dieser traurigen Lust, „die persönliche Note" zu betonen, leistet das Publikum begeisterten Vorschub. Es wird wahrhaftig Zeit, Musikertum und Publikum an das feine Bourgetsche Wort zu erinnern: „Es bezeichnet den Stil der Dekadenz, die Seite vom Buch, den Satz von der Seite, das Wort vom Satze unabhängig zu machen." — Als ein weiteres Zeugnis für die Dekadenz unseres musikalischen Virtuosentums muß die Manie gelten, sich lediglich zu einem einzigen bekennen zu wollen. So gibt es heute eingeschworene Händelsängerinnen, Brahmssänger, Löwesänger, Bach-, Mozart-, Beethoven-, Liszt-Spieler u. s. f. So wenig ein Dirigent das Recht haben sollte, sich einer gewissen „Richtung" zu verschreiben, sich überhaupt außerhalb des Orchesters stehend als Solisten zu betrachten, so wenig hat der Virtuos seine künstlerische Pflicht als „Mittler" begriffen und so wenig tut er der Kunst einen Gefallen, wenn er mit seiner Gabe nur einer Individualität dienen will. Im Gegenteil wird er sich eher die notwendige Elastizität bewahren, wenn er dem phänomenalen Schauspieler Bassermann am Deutschen Theater nacheifert, der augenblicklich einmal einen derart gewaltigen Othello spielt, daß man um seinetwillen sofort in die Hauptstadt reisen sollte, dann am nächsten Abend einen ebenso vollendeten Schuster Knieriem in Nestroys „Lumpaci Vagabundus" darstellt. — Aber wie gesagt: zu böserletzt zieht sich niemand als das

Publikum selbst all jene Virtuosenerscheinungen heran, die größtenteils in das Interessengebiet der pathologischen Anatomie gehören. Auch die Bremer, denen die viel zu vielen Konzerte und Konzertchen bereits von schreiender Reklame angekündigt werden müssen, tragen durch willigen Beifall dazu bei, daß die Legion kalter, ehrgeiziger Könner sich alljährlich mehrt. Man beklatscht Sänger, die wegen chronischen Stimmangels nur mehr Deklamatoren sind, und Sängerinnen, die wegen chronischen Seelenmangels zu Spieluhren wurden, Singerinnen, die sich noch nicht aufs Forum der Großstadt wagen, und Singer, die bereits von diesem Forum abtreten mußten und sich nur noch in Provinzdörfern gewürdigt fühlen. Ganz abgesehen von all jenen „lieben Gästen, die sich in unseren Konzertsälen Heimatsrecht erwarben"; abgesehen auch von der grauenerregenden Menge vagierender Instrumentalisten, abgesehen von Lokalbeliebtheiten und von dem Troß blutiger Dilettanten, die immer noch in Samtjoppe und langen Haaren oder in schleifenbesetzten Röckchen Konservatoriumskenntnisse vorführen — alle, alle wollen so gerne beklatscht sein. Und werden's auch, — manchmal von Freundschaft und Verwandtschaft, manchmal auch nur um Mitleids willen, — meist aber aus Hochachtung vor der technischen (nicht der seelischen) Leistung. Möchte das verehrliche Publikum sich doch ernsthaft befragen, ob es der Kunst eine Liebe antut, wenn es sorglich ihre Parasiten aufpäppelt. Sucht es aber Zirkus, Kunstfertigkeit, Könnertum, so mag es sich lieber die vorzügliche japanische Akrobatentruppe im Tivoli betrachten, statt sich zwei Stunden hindurch von einem Jüngling vorfiedeln zu lassen, welcher Tausendsassa als geschmackvolle Reklame den Kaufpreis seiner Violine verkündet. Der Musik wäre zweifelsohne ungemein viel genützt, wenn sich drei Viertel unserer „Virtuosen" den Orchestern, Chören oder Kammermusiken einreihen wollten, womit sie sich einem höheren, „inspirierten" Geist unterordneten und das Niveau technischen Vermögens dieser Kunstgemeinschaften höben. Wie jeder gesunde Magen sich einmal gegen Überfütterung mit gepfefferten Delikatessen sträubt, so sollte das Publikum selbst dem kahlen Virtuosentum gegenüber durch gemeinschaftliche passive Resistenz dazu beitragen, daß unser Musikleben gesunde, daß ein öffentliches Interesse sich nicht an pseudokünstlerische Veranstaltungen verzettele, sondern sich den ganz wenigen wertvollen zuwende, womit dann auch die pekuniären Beisteuern der Hörerschaft nicht mehr in alle Windrichtungen rollen, sondern heimischen Kassen zufließen würden und für später große, vornehme, künstlerische Taten ermöglichen könnten.

Als der göttliche Arion, von üblen Piraten bedroht, über Bord des Schiffes ins Meer springen mußte, trugen ihn, wie männiglich bekannt, die bezauberten Delphine ans sichere Ufer. Warum sollten wir also dem wahren Künstler gegenüber (und er taucht hin und wieder sogar in der Gestalt eines Virtuosen vor uns auf) nicht die Rolle der wackeren Delphine spielen wollen? Nur ersteht uns ein Liszt, ein Joachim leider nicht an jedem zweiten Tag und wenn wir um der musikalischen Kultur willen — — — ach, laßt uns künftighin weniger über Kultur reden und schreiben, als vielmehr trachten, sie uns selber zu erringen. Es hat Zeiten gegeben, in denen die künstlerischen Menschen wußten, daß sie Beginner waren, daß alles noch vor ihnen lag, daß sie schweigsam, ohne Müdigkeit, zu kämpfen, zu schaffen und ewige Sucher zu sein hatten, obgleich sie fühlten, daß erst Kommende, viel Spätere die Finder sein würden. Heute gefallen sich gar so viele unter uns in dem merkwürdigen und dekadenten Wahn: sie seien Vollender, wenn nicht schon Vollendete. Aber glauben Sie mir, hochverehrter Anwesender: alles, was wir heute finden = erfinden, ward von längst verschollenen Geistern vor uns gesucht. Zahllose unsichtbare Hände führen unsere Hände. Sollten wir nun wirklich Mut, Kraft und Lust verloren haben, uns als Beginner, als Pioniere, als ewige Sucher zu fühlen und in scheinbar zweckloser, aber heiliger Entdeckerunrast zu leben, so wäre es denkbar, daß künftige Geschlechter ihren Dank vergäßen, da sie nichts mehr von uns, nichts mehr für sich zu finden vermöchten.

Fritz Rassow.

Theater.

Noch vor zwei Jahren bestritt man an der Hand schlagendsten Zahlenmaterials den Plan des Dr. Tolle, hier ein zweites Theater zu gründen, als unrentabel und so was alles. Jetzt sind aus den Saulussen die zielbewußtesten Paulusse geworden, und wir haben (außer der wackeren Bünteschen Volksbühne) nicht nur das zweite, sondern liebäugeln schon lebhaft mit dem dritten und vierten. Soweit sie verwirklicht werden, gehen ihre künstlerischen Wege ja noch in den Nebel der Zukunft; einzelne Äußerlichkeiten kann man schon jetzt ins Auge fassen; so: daß von jedem Sitz wirklich alles gut zu sehen ist (die Galerie des Stadttheaters und der 1. Rang des Schauspielhauses haben in dieser Hinsicht teilweise schlechte Plätze); daß ein vollkommenes Theater ein Foyer braucht; daß der Handel mit Abonnementskarten beschränkt wird. — Der Wunsch, daß der Staat als Theaterleiter auftritt, hat ja zunächst wenig Aussicht auf Verwirklichung; und daß den gegebenen Verhältnissen entsprechend die beiden Bühnen sich bemühen, gute Stücke mit guten Kräften zu bringen, wird man, so sehr es zum Ton gehört, auf das eine oder andere zu schimpfen, nicht leugnen können. —

Ein feines Werk brachte das Stadttheater mit dem „Arzt am Scheidewege“ von Shaw, diesem Hapaxlegomenon des Landes der kunstverlassensten Bühne. Feine Mischung von Ernst und Lust, wo das Lachen des Verstehers kaum ein Komma weit hinter dem des Proleten einhergeht. Er haut der Hydra hergebrachter Sentimentalität nicht mit dem Zweihänder Köpfe ab, die immer gleich wiederwachsen; er sieht das Ungetüm ein bischen scharf an, da fällt es zusammen zu einem Häufchen Unglück. Die Witwe, die gleich wieder heiratet, weil ihr Mann es so will; die keine Trauerkränze und Tränen mag; die nach seinem Eintritt ins große Vielleicht sich schön anzieht, vor seinen Freunden ihm die würdigste Leichenrede zu halten: der Mensch, der ohne Vermittelung das Unerforschliche in sein Leben lädt, an den Winkeln des großen Dreiecks Geburt, Ehe, Tod als sein eigener Priester steht. Für mich tritt diese Stelle direkt neben Bettinas Hochzeitsfeier (es war im Frühling 1811, vor 100 Jahren), von der Arnim an Görres schreibt: Heimlich wurde ich morgens auf dem Zimmer eines alten achtzigjährigen Predigers getraut, kam abends wie gewöhnlich zu Savignys, polterte die Treppe hinunter, schlug die Haustür zu und schlich mich heimlich in Bettinas Zimmer zurück, das recht fröhlich mit Jasmin und Myrten belaubt war. — Das ganze Theater ist da wie Kameraden, die sich an der Hand haben und zusammen weitergehen. Der Dialog unwirklich fein; erhöhtes Leben; ein reiches Mahl, wo Früchte unbemerkt unter den Tisch fallen. Später findet man sie. Das viele Paradoxe tut dem Werk keinen Schaden; auch nicht, daß die an Molière erinnernde Verulkung der Ärzte sichtlich billige Arbeit ist; schon wenn sich im 1. Akt Leuchten der Wissenschaft Anfangsgründe abfragen wie Studenten vorm Staatsexamen; von den Eisenbarthiaden zu schweigen. Diese verschiedenen Typen waren schauspielerisch gut in Kontrast gesetzt (Isailovits, Porth, Thomas, Sick); reizend besonders Ahnelts kleiner Kassenarzt; dem Zusammenwirken von Frl. Baumbach und E. Kepler war das gute Zurgeltungkommen des Hauptakts zu danken.

Der Entdecker des Blutkreislaufs heißt Harvey und nicht her way.

Den Genuß beeinträchtigte eine (abgesehen von Hotelterrasse und Atelier) nahezu furchtbare Dekoration, — und was man von den Bildern des Malers zu sehen bekam, erinnerte an schlechten Kunstsalon und nicht an den brennenden Busch und die schöne Frau. — Auch der nette Benedix (Zimmer der Präsidentin) wurde auf diese Weise verunstaltet; die Darsteller alle so bei der Sache, brav und vormärzlich, das Kommerschieren trotz nachklappenden Salamanders so zünftig und Alex. Otto ein so handfester Pursch, und dabei stand ein Ofen! Kein hoher, weißer Berliner, wie man erwartet; ein Ofen! Stühle, die nach neulichem Mißerfolg in den Räubern es hier versuchten, aber ihrer Zeit

immer noch vierzig Jährchen vorauseilten. Der goldene Rokokotisch stand wohl noch von vorgestern (Gendre de M. Poirier) da, wo er kaum besser paßte. Das Zimmer der Näherin hatte geschnitzte eichene Türaufsätze, verriet aber dafür in der Perspektive eine gewisse Dürftigkeit. Und wie fein hätte das sein können; als der Großvater die Großmutter nahm; Struwelpeter. Statt daß man sich für lange Zeit aus-ausstattet in besonderen Ausstattungsstücken, sollte jedes Stück eines sein. Wie fein und echt war z. B. „Der Schlagbaum" kürzlich in Berlin im Königlichen Schauspielhaus; so ähnlich dachte ich mir Benedix, als ich ihn im Januarheft empfahl, inszeniert. So war aber nur wenig; die Kneipe, ja; mit der Drahtkommode; auch die Kostüme im ganzen Stück hübsch. — Wie schade es wäre, wenn Margarethe Conrad wirklich weggeht, sah man so recht.

Die Vorstellungen älterer, besonders deutscher Kunst, mit der die Fühlung so nottut, müssen Uraufführungen, Ereignisse sein, und können das nur, wenn die Fassung ganz den Edelsteinen entspricht. Erfreulich wäre eine gute Wiederaufführung der niedlichen deutschen Kleinstädter zum hundertfünfzigjährigen Geburtstag (7. Mai 1911) Kotzebues; auch Otto Ludwigs „Erbförster" (zum 11. Februar) fände vielleicht genügendes Interesse. Am 17. März vor 100 Jahren wurde Gutzkow geboren; hoffentlich feiert man ihn durch „Uriel Acosta" und „Zopf und Schwert" hoffentlich feiert man auch die deutsche Gegenwart mehr als bisher. — Da war diesmal die Uraufführung von Selma Erdmann-Jesnitzers Schauspiel „Was Liebe kann"; ein bühnenwirksames Werk, das sehr gute Aufnahme fand. Allerdings scheint mir darin heutiger Geist im alten Kleide umzugehen; daß ein Dynast des 14. Jahrhunderts für seine Frevel gerechte, entehrende Strafe aufsucht, sich selbst vernichtet, weil heilige Unschuld seiner Frau ihn umwandelt, wirkt modern; ich vermute, daß die Tiroler Lokaltradition, wenn sie diese Geschichte kennt, gerade in dem Punkt der freiwilligen Selbstanklage versagt; wenn nicht, so ist es, wie der Tod Friedrichs des Freidigen von Thüringen infolge einer Aufführung der „Sieben törichten Jungfrauen", ein Einzelfall, während sich sonst die Zerknirschungen dieser robusten Herrschaften durch eine Klosterstiftung beruhigten. Unter den etwas typenhaften Figuren war der Knappe besonders lebendig originell gezeichnet.

Nachdem eben Marya Delvard und Henry, leider ohne Ludwig Scharf, uns wieder an Wolzogen und Bierbaum und die Elf Scharfrichter erinnerten, an Buntes, das im Tabaksqualm des Variétés dunkel geworden war, wird „Kunst und Leben" hoffentlich recht fein. (Wenn sie doch das Bandl von Mozart mal aufführten); die „Bösen Buben" des Schauspielhauses waren das nur zur ersten Hälfte; die Einzelvorträge, auch von Paula Wirth, nur leidlich; Stil: das ist die Garrrde; Frau Potiphar wirkte wie ein Versehen (übrigens heißt es Heloïse und nicht Heloase); der erste Teil dagegen, „Die Hasenpfote" von Brennert (von dem auch der Wackelstein mir seit zehn Jahren in der nettesten Erinnerung steht) und Reinhardts Don Carlos auf der Schmiere waren, vor allem durch Jönssons Verdienst, zum Wühlen.

Das Schauspielhaus brachte, abgesehen von „Stein unter Steinen", Ausländisches, worunter mir „Nora" am besten gelungen schien; die Szene mit den Kindern; die Heimkehr aus der Gesellschaft, Helmer, der die Rechtlichkeit verehrt (im Grunde nur, solange sie mit der eignen Wohlfahrt Hand in Hand geht), Nora, die dem Manne alle ihre Fehler so selbstüberzeugend in die Schuhe schiebt, diese ganze Komödie des unbewußten Pharisäertums wurde von Kustermann und Paula Wirth so gut es geht mit dem früheren Wesen der beiden vereinbar gemacht.

Die Aufführung der graziösen „Cyprienne" zeigte wieder ein ziemliches Versagen für Salonstücke; besonders schwerfällig fand ich die Teegesellschaft; Adhemar hatte zu wenig alte vornehme Kultur und entwertete durch übertreibende Albernheit den Sieg des Ehemanns. Ähnliche Stilmängel herrschten beim „König von Paris", einer üblichen Ehebruchsgeschichte, die aber durch starke politische Satire gewürzt wird. Gewiß hat es

viel Possierliches, Demokraten sich im Glanze eines noch so halbseidenen Monarchen vor Wonne krümmen zu sehen wie Honigkuchenmänner an der Sonne; wie sie sich unter den Klängen der Marseillaise erst Schatz, dann gar Frau wegnehmen lassen, um dafür Minister zu werden; wie der roi-bonhomme galant lachend einer schönen Frau Orden und Handelsverträge gewährt, nach denen sie lange gezappelt haben. Freilich ließen sich ziemlich unbeschadet der Handlung die Parteien auch umdrehen; Wiener Kongreßstimmung; also besonders treffend ist die Satire nicht. Recht gut spielt Paula Wirth, Jönsson und Donat als Marthe, Bourdier und der König. Die Dekoration des Festsaales einfach, aber gefällig.

Konrad Weichberger.

Oper.

Die Oper im Januar lebte vor allem von der Wiederholung bewährter älterer Stücke. Wir sind es gewohnt, im Spielplan das deutlichste Charakterbild zu sehen: der künstlerische Wert der Werke, die zur Aufführung kommen, wird zum Ausdruck des Standes der Bühne. Sagt mir euren Spielplan und ich will euch sagen, wie es um eure Oper bestellt ist, und weiter auch variiert man: sagt mir, wie es um eure Oper bestellt ist und ich will euch sagen, wie es um euer Opernpublikum bestellt ist. Dieser letzteren Variante wird vor allem auch eine Bühnenleitung beipflichten; sie hält von sich als von einer Art von — sagen wir — künstlerischen Maklertumes; sie prüft die Nachfrage und regelt nach ihr das Angebot. Sie fühlt sich als Bedienerin des Publikums und kann es uns schwarz auf weiß verdeutlichen, daß sie ganz gewiß nicht dahinten bleiben wird, wenn die Kunstkonsumenten voranschreiten wollen. So wären also diese die eigentlichen Repertoirmacher?!

Das Theaterpublikum. — Wir sprechen dieses Wort aus und bringen damit ungezählt viele Köpfe unter einen Hut, die in Tat und Wahrheit niemals in einer Einheit zusammenzufassen sind. Wer im Weichbilde unseres Stadttheaters zu Hause ist, dem wird sich eine Grundverschiedenheit dieses Begriffes schon offenbaren je nach den Straßengeräuschen, die zur Stunde des Vorstellungsanfanges an sein Ohr dringen. Wenn das Rollen der Räder von Droschken und Equipagen und die mißvergnügt gedämpft klingende Huppe der Autos in einer sehr langen Klangkette vorüberziehen, so wird er nicht der Meinung Raum geben, als stünde ein Mozart oder gar ein Lortzing auf dem Spielplan. An solchen Abenden geht es sehr still zu am Wall und am Bischofstor. — Im Theater selbst aber wird es dem ständigen Theaterbesucher noch mehr klar, in was für einer stark ausgesprochenen Verschiedenheit, je nach dem Gesicht des Spielplanes, die Physiognomie des Publikums sich darstellt; so sehr ist das der Fall, daß man dabei gar nicht mehr an eine Einzelgattung denken kann. Kreise sind es, deren Linien sich niemals in einander verschlingen. Was für ein Unterschied zwischen jenen Theaterbesuchern, die sich den künstlerischen Genuß nicht denken können ohne einen Beiklang von Sensation feiner Art, wie er von einer besonderen Berühmtheit kommt oder von einem Werk, das man, wenn auch gewiß nicht schätzen oder gar lieben, doch aber kennen muß, — und jenen, für welche der Opernabend ein vertrautes Sichheimfinden bedeutet zu beseligenden Freuden, wie sie ihnen nur im Zusammenhang mit wenigen Namen erblühen! Zwischen der einen Art, die die großen Affekte sucht, die Steigerungen und Übersteigerungen des eigenen Selbst, und der andern Art, die auch in der Musik alles „Schwere" scheut; die am liebsten etwas zum Lachen haben will und die aus diesem Sinn heraus dem „Rodelzigeuner" zu einer Rekordzahl von Wiederholungen verhilft. Und endlich den noch wieder andern, den ganz Gemütlichen, die in die Ouvertüre schon die Freuden der

Bonbontüten hineinziehen. Das alles ist gleichberechtigt, ist Theaterpublikum und soll, schon Göthes Schauspieldirektor spricht es aus, von einem einsichtigen Bühnenleiter gleichmäßig bedacht und befriedigt werden.

Die Opernbühne hebt die Werke von mehr als zwei Jahrhunderten an das Licht; alle Arten, alle Nationen bringt sie zum Ausdruck und hat dabei nur eine Art von Darstellungsstil. Eine Mischung von großer Gebärde und Naturalistischem. Das Musikdrama ist dabei tonangebend. Wir haben heute mehr Bühnensänger und -Sängerinnen, die die stärksten Affekte wirkungsvoll gestalten und eine große Linie ziehen können, als solche, die in der Musik wie in der Mimik auf leichten Füßen zu gehen vermögen und einfach sachliche und nicht forcierte Bewegungen haben. Opernstil ist heute gleichbedeutend mit Verwischung und Nivellierung, zu der Solisten, Chöre, Regie und Inszenierung gleichmäßig beitragen. Um nur etwas heute herauszuheben: der Chor. Ich sah ihn letzthin dreimal, im Freischütz, Nachtlager und Rigoletto. Als sanfte spanische Hirten, als deutsch-mittelalterliches Jägervolk und als ruchlose Edle der Renaissance; aber die Charakterisierung dabei war nur aus der Theatergarderobe heraus und auch da noch unvollkommen bestritten.

Man geht wohl heute nach Bayreuth und sagt: Ja, das ist Wagner. Oder nach München, Salzburg, neuerdings auch nach Berlin und sagt: Ja, das ist Mozart. Oder man begegnet an irgendeiner kleinen Bühne einer Spielopernaufführung, die in aller Anspruchslosigkeit das Wesen dieser liebenswürdigen Kunstwerke echt und aus dem eigenen Geist heraus in Erscheinung treten lassen; denn an diesen Bühnen ist dieses Genre eine Spezialität. — Eine Oper, die alles bringt, kann nicht beim Spezialisieren und Individualisieren ihren Schwerpunkt haben. Aber eine größere Oper sollte nach Möglichkeit Sorge dafür tragen, daß die Güte und Sorgfalt der Einstudierung möglichst den verschiedenen Arten des Opernpublikums zu gute komme. Wir haben hier während der letzten Monate manche gute Opernvorstellung gehabt, auf die Meister und Komponisten aber, die heute nicht an der Spitze des Zeitgeschmacks stehen, ist dabei nur ein kleiner Prozentsatz gekommen. — Wie wäre es, wenn man einmal sensationell gut wirkende Aufführungen von unsensationellen älteren wertvollen Werken der Opernliteratur veranstaltete? Wenn man Lortzing einmal jenes Cachet von Treuherzigkeit und Intimität verliehe, das einfach geartete Schauspiele, wie es gerade die neuesten Erfolge großer Bühnen gezeigt haben, zu Ereignissen der Saison zu wandeln vermag? Oder, um noch bescheidener dem Selbstverständlichen gegenüber zu sein — wenn man wenigstens Mozart einmal wieder aus der Sphäre der kleinen Preise und des Nichtgegebenwerdens heraushöbe?!

Perspektiven über Perspektiven.

Eine Bühnenleitung ist von Zugstücken abhängig, denn das Zugstück ist in Tat und Wahrheit nur eine Machtausübung des Publikums. Aber eine Bühnenleitung hat die Möglichkeit, je nachdem dieses oder jenes Werk zum Zugstück zu erheben. Und wenn wir die Frage nach der künstlerischen Art einer Bühne und eines Theaterpublikums tiefer fassen, so wird das charakteristische Merkmal dabei nicht so sehr das Repertoire, wie das Zugstück sein.

S. D. Gallwitz.

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.
Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto) an die Redaktion Bremen, Am Wall 163.
Sprechstunden der Redaktion: Dienstag und Freitag von 1—2 Uhr.
Druck und Verlag: H. M. Hauschild, Bremen, Langenstraße 35/37.

Der Februar in Bremens Geschichte.
1850—1860.

1851. Dr. H. F. F. Droste zum Amtmann in Vegesack ernannt. **1852.** Errichtung der „Neuen Sparkasse". Dr. jur. G. A. Löning zum Gerichtssekretär ernannt. **1853.** Ältermann C. F. J. Hartlaub zum Senator gewählt. **1854.** Das Kriminalgericht verurteilt die Herausgabe der Schrift Dulons: „Das Gutachten der Heidelberger Theologen" als Ehrenkränkung und erkennt gegen den Verleger der Schrift 6 Wochen Gefängnis. Publikation der „Verfassung der freien Hansestadt Bremen". Dr. jur. H. C. H. J. Lampe

zum Senator gewählt. Johannes Rösing auf dem Bahnhof in Hannover verhaftet. 1855. Konzerte von Jenny Lind. 1856. † G. Meinertzhagen, Prediger an der Armenhauskirche. L. G. Delius zum preußischen Generalkonsul ernannt. Für die neue Bremer Bank wurden von 1400 Personen 383 000 Taler gezeichnet. 1857. Dr. Fr. Buchenau zum ordentlichen Lehrer an der Bürgerschule ernannt. Konstituierung der Gesellschaft „Norddeutscher Lloyd" als Aktiengesellschaft. 1858. Feuersbrunst in den Häusern Ecke Markt und Wachtstraße. 1859. Ankauf des Erbes Am Markt 13 zur Verbreiterung der Langenstraße. Beginn der Verhandlungen der wirtschaftlichen Gesellschaft für das nordwestliche Deutschland. 1860. Dr. Arthur Breusing zum Direktor der Navigationsschule ernannt. G. B. Schünemann erhält für eine jährliche Pacht von 6800 Taler die Herausgabe der „Bremer Nachrichten". Selbstmord des Polizei-Inspektors J. C. v. Hunteln.

Wegweiser.

Der Grieche Epiktet lebte im ersten Jahrhundert n. Chr. als Sklave in Rom und war unter der Schar der von Kaiser Nero Freigelassenen. Er war Philosoph und seine Weltanschauung war unter dem drückenden Einfluß seiner Lebensverhältnisse von mehr entsagendem als tatkräftigem Charakter. Er war Stoiker; Hauptgegenstand seiner Lehren war: dulde und enthalte dich. Es folgen hier zwei aus seinen aufgezeichneten Reden entnommene Aphorismen. — So wie schlechte Theatersänger nicht allein singen können, sondern nur mit vielen zusammen, so können manche allein nicht herumgehen.

Mensch, wenn du einer sein willst, geh' auch allein und sprich mit dir und verkrieche dich nicht im großen Haufen. Überlege, schau um dich, geh' in dich, damit du erkennst, wer du bist. — „Ich bin besser als du, denn mein Vater ist einmal Konsul gewesen!" Ein anderer sagt: „Ich bin Volkstribun gewesen, du aber nicht!" Wenn wir Pferde wären, würdest du auch sagen: „Mein Vater war schneller" oder: „Ich habe viel Gerste und Heu" oder: „Ich habe ein schönes Halsband?" Wenn du nun so etwas sagen würdest, so würde ich sagen: „Mag sein, aber wir wollen einmal laufen!" Wohlan denn, gibt es beim Menschen nichts Derartiges wie das Laufen bei den Pferden, woran man erkennen kann, wer besser und wer schlechter ist? Gibt es keine Schamhaftigkeit, keine Treue, keine Gerechtigkeit? Daran zeige, daß du besser bist, wo du als Mensch der bessere bist. Wenn du zu mir sagst: „Ich kann kräftig ausschlagen," so will ich dir sagen, daß du dich groß tust mit dem, was ein Esel kann.

Gustav Winter's Buchhandlung
Franz Quelle
Fernsprecher 1727 **Bremen** Bischofsnadel 12

Aus der altbremischen Kriminalgeschichte.

Im 14. Jahrhundert war in Bremen eine Verbindung unter dem Namen der Fastnachts- oder auch der Kasalbrüderschaft, die unter ihren Mitgliedern verschiedene Männer von Ansehen zählte und sich zügellos den gröbsten Ausschweifungen und einer unbegrenzten Schwelgerei überließ. Ihre Zusammenkünfte hielt sie in dem auf der Obernstraße an der Ecke der Kleinen Hundestraße belegenen, damals von Cord v. Gröpeling bewohnten sog. Kasalhause. Ein Mitglied dieser Verbindung, Otto Lange Martens, geriet mit seinem Oheim, Berend Vogels, in Zwist, schwor ihm den Tod und lauerte auf ihn am Fastnachtsabend bei der Balgenbrücke. Zufällig ging ein anderer Bürger namens Greve dort vorüber, der dem Vogels täuschend ähnlich sah. Martens hielt ihn für diesen und versetzte ihm einen Schlag, daß er tot niederfiel. Der Mörder entfloh,

vergaß aben seine Hoiken und Kageln. Jene waren eine Art Mäntel und diese eine kegelförmige Kappe. Am folgenden Morgen wurden diese dort gefundenen Kleidungsstücke auf einer Stange befestigt vor der Leiche des Ermordeten durch die Stadt getragen und man erkannte sie bald für die des Martens. Die Kafalbrüderschaft beschloß, alles daran zu wagen, ihren Genossen zu retten. Sie drang aufs Rathaus, wo der Senat zur Überlegung dieses Kriminalfalles versammelt war; sie brauchte Gewalt und verwundete sogar einen Ratsherrn. Nun ließ der Senat die Sturmglocke anziehen. Ungesäumt strömte eine Menge Bürger herbei. Die Kafalbrüder zogen sich zurück und fanden es am rätlichsten, die Stadt zu verlassen. Sie wurden, und der Mörder Martens unter ihnen, zuerst friedlos erklärt und zu ewigen Tagen aus der Stadt verbannt. Dieser Vorfall gab die Veranlassung, daß diese für Bremen so gefährliche Verbindung für immer aufgelöst wurde.

Aus „Der Bürgerfreund“ 1816.

Aus einer älteren Bremer Hochzeitszeitung.

Meine Mimi ist ein Mädchen,
Das mit allen Moden geht.
Keine andre in dem Städtchen
So zu kleiden sich versteht.

Kurzgeschnittne Kräuselhaare
Dienen zu der Stirne Zier.
Hohe Puffen, eigne Ware,
Krönen stolz das Köpfchen ihr.

Überm schweren Stoff von Faille
Ist sie hinten reich bezopft,
Und die knappe Kürasstaille
Ist mit Elfenbein beknopft.

Vorne schlicht und glatt gehalten,
Ist der ganze Rock plissé;
Hinten mit getollten Falten
Steh'n die Puffen in die Höh'.

Aufgerafft an beiden Seiten
Ist die Schürzentunika —
Wie in Gretchens besten Zeiten
Hängt das Gürteltäschchen da.

Und in hohen Stiefeletten,
Mit dem Absatz spitz und schmal,
Stelzt auf ihren kleinen netten
Füßchen Mimi durch den Saal.

Hochgeschlossen durch acht Knöpfchen
Ist der Handschuh von Glacé,
Und auf ihrem Engelsköpfchen
Hängt ein Röslein von Toupet.

Meine Mimi ist nur leider
Mir sehr wenig hold gesinnt,
Denn ich bin ein Damenschneider
Und sie ist ein Kaufmannskind.

Die Güldenkammer

eine Bremische Monatsschrift

I. Jahrgang
Heft 6
März 1911

Verlag: H. M. Hauschild Bremen

Die Güldenkammer

eine Bremische Monatsschrift

Herausgegeben von:

S. D. Gallwitz Dr. G. F. Hartlaub Fritz Rassow
Dr. Hermann Smidt Dr. Konrad Weichberger

Verlag:

H. M. Hauschild, Bremen

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen
General-Vertrieb: Franz Leuwer, Bremen

1. Jahrgang Heft 6 März 1911

Inhaltsverzeichnis.

Bezugsbedingungen.

Für Bremen: durch sämtliche Buchhandlungen. Preis: jährlich 10 Mk.; vierteljährlich 2 Mk. 50 Pfg.; Einzelheft 1 Mk.

Für auswärts: durch sämtliche Buchhandlungen. Durch die Postanstalten im Deutschen Reich: Preis jährlich 10 Mk. 50 Pfg. frei Haus; unter Kreuzband vom Verlag: Preis jährlich 11 Mk. 20 Pfg.; Einzelhefte 1 Mk. 10 Pfg.

Die Bedeutung der Flugmaschinen für den Krieg.

Zwei verkehrstechnische Einrichtungen — Eisenbahnen und elektrische Telegraphie — hatten im deutsch-französischen Kriege eine entscheidende Bedeutung für die Kriegführung. Dank der großen Ausdehnung des deutschen Eisenbahnnetzes und der sorgfältigsten Vorbereitung wurden die Mobilmachung und der Aufmarsch der deutschen Heere in so überraschend kurzer Zeit fertig, daß die Operationen mit staunenswerter Energie eröffnet und die ersten Schlachten schon geschlagen werden konnten, ehe die französischen, in überstürzender Eile an die Grenze geworfenen Truppen vollzählig waren. Der Telegraph erleichterte die einheitliche Leitung der weit auseinander gezogenen Heere besonders in der zweiten Hälfte des Krieges. Auf französischer Seite kam außerdem noch der Luftballon zur Geltung, ohne indes einen entscheidenden Einfluß ausgeübt zu haben. Er bot lediglich das Mittel, die eingeschlossene Hauptstadt mit dem Lande zu verbinden. Seine bedeutendste Leistung war die Beförderung des tatkräftigen Gambetta, der nach seiner Landung in Tours die Seele des Widerstandes wurde.

Aber welch wichtige Erfindungen sind in den seitdem verflossenen vierzig Jahren gerade auf dem Gebiete des Verkehrswesens gemacht worden! so einschneidend, daß man von unserer Zeit sagen kann, sie stehe im Zeichen des Verkehrs. Es genügt, Fahrräder, Fernsprecher, Kraftwagen, drahtlose Telegraphie, lenkbare Luftschiffe und als letzte die Flugmaschine zu nennen. Die vier an erster Stelle genannten sind bereits in den Dienst der Kriegskunst getreten und haben eine ungeahnte Bedeutung gewonnen. Das gilt ganz besonders vom Fernsprecher; rechnet man doch damit, daß fortan sogar die in der vordersten Linie kämpfenden Truppen durch ihn geleitet werden.

Aber von kaum einer anderen Erfindung verspricht man sich so viel, wie von der Eroberung der Luft. Es ist daher kein Zufall, daß gerade Offiziere in vorderster Reihe stehen, wo es sich um Fortschritte des Luftverkehrs handelt. Die Namen Zeppelin, Parseval und Groß, um nur die bekanntesten zu nennen, sind in aller Mund.

Zur Lösung des Problems des Luftverkehrs gibt es bekanntlich zwei Wege, die man kurz mit den Schlagworten „leichter" oder „schwerer als die Luft" bezeichnet. In Deutschland wendete man sich bis vor kurzem nur der ersteren Lösung zu, namentlich als dem tapfern Grafen Zeppelin mit seinem Luftschiffe ein ungeahnter Erfolg beschieden war. Auf diesem Wege ist Deutschland entschieden die führende Macht geworden und verfügt über die weitaus zahlreichsten und leistungsfähigsten Luftschiffe. Inzwischen aber machte Frankreich auf dem anderen Wege, bei dem der Flug lediglich durch

maschinelle Kräfte bewirkt wird, großartige Fortschritte. Obwohl der Gedanke des Vogelflugs in Deutschland zuerst aufgetaucht und vor mehr als zwanzig Jahren durch den kühnen Ingenieur Lilienthal, der bei seinen Versuchen das Leben einbüßte, verwirklicht war, geriet Deutschland ganz ins Hintertreffen. Während in Frankreich den Fliegern aus Privatmitteln reichliche Gelder zur Verfügung gestellt wurden, hielt sich das Kapital in Deutschland vorsichtig zurück. Man schenkte der Flugtechnik so wenig Beachtung, daß man noch im Frühjahr 1909 keine Ahnung davon hatte, wie weit man in anderen Ländern, namentlich Frankreich, gekommen war. Erst das Überfliegen des Kanals durch Blériot rüttelte Deutschland aus der Gleichgültigkeit auf. Es wurde im Frühjahr 1909 eine Studienkommission nach Frankreich entsendet. Auf Grund des von dieser erstatteten Berichtes wurde eine Gesellschaft für Luft- und Flugschiffahrt gegründet, die in Johannistal bei Berlin einen Flugplatz anlegte, auf dem noch in demselben Jahre eine große internationale Flugwoche abgehalten wurde. Unter elf erschienenen Flugmaschinen war freilich nur eine einzige deutscher Herkunft; aber das allgemeine Interesse wurde dadurch sehr belebt und auch das Kriegsministerium wendete der Flugmaschine seine Aufmerksamkeit zu. Die Frage, ob und inwieweit der Flugmaschine eine Bedeutung für den Krieg zukommt, ist aktuell geworden. Daß das Luftschiff im Kriege wertvolle Dienste leisten könne, darüber bestanden schon damals keine Zweifel, wenngleich die Ansichten darüber, was man von ihm erwarten dürfe, recht weit auseinander gingen. Im allgemeinen stand man in Deutschland der Flugmaschine sehr skeptisch gegenüber. Sehr begreiflich; denn daß die Führung einer Flugmaschine eine viel größere Geschicklichkeit und Besonnenheit erfordert, als die eines Luftschiffes, liegt auf der Hand und ist durch die Erfahrung bestätigt. Die zahlreichen Opfer, die der Flugsport schon gefordert hat, sind sprechende Beweise dafür.*) Die ersten in Deutschland auftretenden Flieger vermochten sich nur wenig über den Erdboden zu erheben; um im Kriege Dienste zu leisten, muß der Flug in einer gewissen, nicht gar zu niedrig bemessenen Höhe stattfinden. Es ist aber geradezu erstaunlich, wie gewaltige Fortschritte die Flieger in der kurzen Spanne eines Jahres gemacht haben und in welchem Maße die Leistungen der Flugmaschinen die der Luftschiffe nach vielen Richtungen hin, die gerade für ihre Verwendung im Kriege wichtig sind, übertreffen. Sie bewegen sich nicht nur mit größerer Geschwindigkeit, sondern erreichen auch größere Höhen. Die schnellsten Luftschiffe können bei Windstille höchstens 60 Kilometer in der Stunde zurücklegen, während Flugmaschinen schon eine Geschwindigkeit von über 100 Kilometer erreicht haben. Die größte für die jetzt vorhandenen Luftschiffe

*) Im Jahre 1909 verunglückten zwei, im Jahre 1910 bis Ende Oktober zwanzig Flieger tödlich.

erreichbare Höhe ist etwa 2200 Meter, während eine Flugmaschine bereits eine Höhe von 3200 Meter überschritten hat. Die Flugmaschinen sind viel kleiner, leichter zu verladen, erheblich billiger und weil sie ein sehr kleines Ziel bieten und sich mit so großer Geschwindigkeit bewegen, von feindlichen Geschossen sehr schwer zu treffen. Bei den Luftschiffen erfordert die Mitnahme des nötigen Traggases einen riesigen Fuhrpark. Das Traggas wird in Stahlflaschen mitgeführt, von denen eine nur sechs bis sieben Kubikmeter Gas enthält, aber fünfzig Kilogramm wiegt. Um einen Ballon von 6500 Kubikmeter Fassungsvermögen zu füllen, würden daher etwa tausend Flaschen notwendig sein, deren Fortschaffung an hundert Wagen erfordern würde. Ferner sind die Flugmaschinen weniger von Wind und Wetter abhängig als die Luftschiffe. Während Flugmaschinen selbst bei unregelmäßig wehendem Wind, der Geschwindigkeiten von 12 bis 14 Meter in der Sekunde aufwies, aufgestiegen sind, können Luftschiffe selbst bei regelmäßig wehendem Wind nicht fahren, wenn ihre Eigengeschwindigkeit hinter der des Windes zurückbleibt — und das wird sehr oft der Fall sein. Die Betriebssicherheit ist indes bei den Luftschiffen größer als bei den Flugmaschinen. Endlich sind für den Aufstieg der Flugmaschinen weit geringere Vorbereitungen nötig. Bei den diesjährigen französischen Manövern ist ein Offizier in der Zeit von fünf Stunden dreimal aufgeflogen und nach jedem Flug wieder an dem beabsichtigten Punkte gelandet.

Diese großen Vorzüge der Flugmaschinen lassen den Wunsch begreiflich erscheinen, sie recht bald und möglichst zahlreich in den Dienst des Heeres zu stellen. Es ist daher nicht ohne Interesse zu zeigen, welcher Art die Dienste sein werden, die man von diesem neuen Verkehrsmittel erwarten darf. Man wird sich vor allem vor Übertreibungen zu hüten haben, wie sie beim ersten Auftreten der Luftschiffe laut wurden und die der Sache mehr schaden als nützen. Ebenso wenig aber darf man aus den bisherigen zum Teil negativen Ergebnissen folgern, daß sie im Kriege nichts leisten würden. Jede Erfindung hat ihre Mängel, die sich großenteils im Laufe der Zeit abstellen lassen.

In erster Linie denkt man bei allen von den Luftfahrzeugen zu leistenden Diensten an die Erkundung und Aufklärung. Die Flugmaschine vermag in einer Stunde Entfernungen zurückzulegen, für die ein vorzüglich berittener Offizier einen ganzen Tag gebrauchen würde, und ist dabei ganz unabhängig von der Gangbarkeit des Geländes. Wie oft versagte nicht im deutsch-französchen Kriege die Kavallerie bei der Aufklärung! So hatte man z. B. am 16. August keine Ahnung von dem Verbleib der französischen Armee. War sie ganz oder zum Teil schon auf Verdun abmarschiert oder stand sie noch bei Metz? Im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl war man der ersten Ansicht und glaubte, es komme darauf an, die französische Armee auf diesem Marsche einzuholen. Hätte man am 15. oder auch am Morgen des 16. August einen Generalstabsoffizier mit einer Flugmaschine in Pont

à Mousson beauftragt, sich in der Richtung auf Verdun vorzubewegen und die drei von Metz auf Verdun führenden Straßen zu erkunden, so hätte man mit Sicherheit erfahren, daß die ganze Armee noch bei Metz stünde. — Nach der Schlacht bei Wörth war die Fühlung mit der fliehenden Armee Mac Mahons völlig verloren und Tage lang schwebte man in Ungewißheit über die Richtung des Rückzugs. Eine einzige Flugmaschine hätte jeden Zweifel darüber beseitigen und auch in den späteren Augusttagen viel früher sichere Nachricht von dem Abmarsch Mac Mahons zum Entsatze Bazaines bringen können. — Auch kleinere Verbände hätten großen Nutzen aus der Erkundung durch Flieger ziehen können. Die irrige Ansicht, die die über die Artillerie des IX. Korps hereingebrochene Katastrophe verschuldete, daß der rechte französische Flügel am 18. August bei Amanvillers statt bei St. Privat stand, würde durch einen kurzen Erkundungsflug in der fraglichen Richtung sofort berichtigt worden sein.

In den Kriegen der Zukunft, wo alle Deckungen des Geländes weit mehr als bisher ausgenutzt sein würden, wird die Aufklärung durch Kavallerie immer schwieriger. Die Artillerie, die durch die Vervollkommnung ihrer Geschütze aus Stellungen hinter Höhenrücken, Dämmen, ja Ortschaften und Wäldern mit großer Sicherheit schießen kann, ist hier dem Auge des Feindes völlig entzogen, und nur von sehr hoch gelegenen Punkten aus vermag man ihre Stellung zu entdecken und kann dann auch an ihre Bekämpfung denken. Unter solchen Umständen ist dann der Flieger das einzige einen Erfolg versprechende Mittel.

Nachdem so die großen von den Flugmaschinen zu erwartenden Dienste in das rechte Licht gestellt sind, müssen aber auch die Schwierigkeiten, die sich ihrem Gebrauch entgegenstellen, betrachtet werden. Nicht immer werden die Witterungsverhältnisse den Flug erlauben; bei unsichtigem Wetter ist aber die Benutzung der Flugmaschine ganz ausgeschlossen; Kavallerie- und Infanterie-Patrouillen können wenigstens noch auf den Straßen vorgehen und eine, wenn auch nicht lückenlose Aufklärung nach gewissen Richtungen hin bewirken.

Unter allen Umständen aber sind die schnelle Orientierung in unbekanntem Gelände und die sichere Beobachtung sehr schwierig. Schon von einem hohen Kirchturm aus ist die richtige Bezeichnung der Ortschaften in unbekannter Gegend durchaus nicht leicht und doch hat man hier die Möglichkeit, eine Karte auszubreiten, zu orientieren und in aller Ruhe die Richtungen auf die verschiedenen Ortschaften zu verfolgen. Weit schwieriger ist dies schon im Fesselballon, obwohl er seinen Standort nicht wechselt. Im Luftschiff, das in steter Bewegung ist, treten neue Schwierigkeiten hinzu; immerhin kann es, wenn nötig, langsamer fahren, ja vielleicht die Eigengeschwindigkeit so regeln, daß es trotz des Windes seine Stellung fast gar nicht ändert. Dadurch ist die Möglichkeit geboten, eine verlorene Orientierung wieder aufzunehmen. Das ist bei der Flugmaschine, die sich mit großer Geschwindigkeit

bewegen muß, ausgeschlossen; sie kann nicht wie ein Raubvogel an einer Stelle schweben. Sobald aber der Flieger sich aus irgendeinem Grunde längere Zeit in oder über einer Wolkenschicht bewegen muß, geht die Orientierung völlig verloren.

Das Sehen und Erkunden aus der Höhe muß aber besonders erlernt werden; denn die Gegenstände sehen aus der Vogelperspektive ganz anders aus als gewöhnlich. In der diesjährigen Flugwoche zu Johannisthal erhob sich der Flieger Wiencziers bis zu einer Höhe von etwa 1500 Meter, kam dabei längere Zeit über eine Wolkenschicht und verlor vollständig die Orientierung. In der Meinung, dicht bei Johannisthal zu sein, landete er nach etwa anderthalb Stunden bei Klein-Beeren, etwa 15 Kilometer davon entfernt. Ein solcher Irrtum war möglich, obgleich Wiencziers schon viele Flüge in Johannisthal ausgeführt hatte.

Zur Aufrechterhaltung der Verbindung getrennter Heeresabteilungen kann die Flugmaschine in hervorragender Weise verwendet werden. Für die Überbringung von Befehlen besitzen wir im Telegraphen, im Fernsprecher und vor allem in der drahtlosen Telegraphie Mittel, die mit größter Schnelligkeit und Zuverlässigkeit arbeiten. Aber es ist oft nötig, daß der Führer oder sein Vertreter sich durch den Augenschein von den Verhältnissen überzeugt oder sich mit einem Unterführer persönlich bespricht. Da kann namentlich, wenn die Eisenbahnen unterbrochen oder in Feindes Hand sind, die Flugmaschine unersetzlich sein. Hätte sich z. B. Mac Mahon vor seinem verhängnisvollen, zur Katastrophe führenden Abmarsch aus dem Lager von Châlons mit Bazaine in direkte Verbindung setzen können, so wäre der Marsch nach Sedan wohl sicher unterblieben.

Von mancher Seite aus setzt man große Hoffnungen auf die Flugmaschine als Angriffswaffe, namentlich erwartet man viel von dem Abwerfen von Sprengstoffen. Ganz davon abgesehen, daß die Mitnahme größerer Mengen von Sprengstoffen sich schon wegen ihres großen Gewichts verbietet, haben die bisher ausgeführten Versuche ein sehr wenig ermunterndes Ergebnis gehabt. Vom Kriegsministerium war ein Preis ausgesetzt worden für den Flieger, der aus einer Höhe von etwa 50 Meter ein Quadrat von 15 Meter Seitenlänge mit einem abgeworfenen Gegenstand träfe. Die Flieger erklärten die Forderung für zu hoch; aus einer Höhe von etwa 20 Meter sollen alsdann etwa 40 Treffer v. H. erreicht worden sein. Das ist doch herzlich wenig! Das Abwerfen muß aus einer Höhe von mindestens 200 Meter erfolgen, damit die Flugmaschine nicht durch die bei der Detonation erfolgende Erschütterung der Luft gefährdet wird. Bei solcher Höhe wird die Treffwahrscheinlichkeit natürlich außerordentlich verringert; um von fünf Würfen zweimal getroffen zu werden, müßte daß Ziel mindestens eine Fläche von 150 Meter im Quadrat, d. h. etwa neun preußische Morgen bedecken. Was das heißen will, macht man sich am besten daran klar, daß sechs Schiffe der

Dreadnoughtklasse darauf Platz finden würden. Und was will es denn bedeuten, wenn selbst eine Sprengladung von 20 Kilogramm auf dem Deck eines solchen Schiffes detonierte. Das entspricht ungefähr der Sprengladung einer 120 Kilogrnmm schweren Granate, deren zerstörende Wirkung wesentlich darauf beruht, daß das schwere Geschoß, mit großer Geschwindigkeit auftreffend, das Ziel durchschlägt und nun die minenartige Wirkung im Innern zur Geltung bringt. Die aus einer Höhe von nur 200 Meter herabfallende Sprengladung kann niemals eine sehr große Wirkung haben, auch dann nicht, wenn man sie in einen Behälter aus Stahl einschlösse.

Noch phantastischer ist der Gedanke eines französischen Offiziers, die Flugmaschine mit einem Maschinengewehr auszustatten und damit angriffsweise vorzugehen, sei es, daß die Flugmaschine im Rücken der feindlichen Linie landet und diese von hinten beschießt, oder daß sie gar im Fluge Feuer gegen größere Truppenansammlungen abgibt.

Solche Auswüchse der Phantasie läßt man besser beiseite und richtet alle Anstrengungen darauf, daß die Flugmaschine für die Erkundung und Verbindung Ersprießliches leiste. Es ist vor allem dahin zu streben, Flugmaschinen herzustellen, die mit zwei, besser noch drei Personen — Führer mit eingeschlossen — Flüge mit größter Sicherheit und erforderlicher Geschwindigkeit ausführen können. Ebenso wichtig ist die Ausbildung des nötigen Personals; dazu gehören in erster Linie natürlich die Führer. Damit ist bereits begonnen, und das deutsche Heer verfügt schon jetzt über einige Offiziere, die die Pilotenprüfung mit Erfolg abgelegt haben. Das genügt aber noch nicht; denn auch die Kunst des Beobachtens aus der Höhe muß systematisch erlernt werden. Die hierfür auszuwählenden Offiziere müssen ein hervorragendes taktisches Verständnis besitzen; denn nur dann können sie Wichtiges und Unwichtiges unterscheiden. Die Ausbildung muß vom Leichten zum Schweren fortschreiten. Zu fordern ist vor allem schnelle Orientierung in unbekannter Gegend, zuerst von hohen festen Punkten, dann vom Fesselballon und Luftschiff, und schließlich von der Flugmaschine aus. Den Beobachtern ist die Aufgabe zu stellen, ihre Wahrnehmungen über Truppenstellungen oder -bewegungen unter genauer Bezeichnung des Orts und der Richtung der Bewegung, der geschätzten Stärke der Truppe und der Zeit zu notieren; die Meldungen sind dann auf ihre Richtigkeit zu prüfen. (Daher können, selbst wenn man die Luftschiffe im Ernstfalle gar nicht gebrauchen sollte, diese zu Ausbildungszwecken nicht entbehrt werden.) — Anfangs wird man die Beobachtungen aus geringer Höhe ausführen lassen und allmählich zu größeren Höhen übergehen. Bei den diesjährigen französischen Manövern versuchten die Flieger zuerst aus der Höhe von 500 Meter zu beobachten, vermochten aber nicht Freund und Feind zu unterscheiden, obwohl die eine Partei eine weiße Binde um den Arm trug. Bei den späteren Flügen, durch die sie gute Meldungen brachten, betrug die Flughöhe nur etwa 200 Meter.

Die Frage, wie Flugmaschinen und Luftschiffe am besten bekämpft werden, möge noch kurz gestreift werden. Gegen Luftschiffe, die ein großes Ziel mit verhältnismäßig geringer Geschwindigkeit bilden, ist es nicht ausgeschlossen, mit besonderen Geschützen, wie solche bereits von der Privatindustrie hergestellt sind, Erfolg zu erreichen. Immer aber ist die Wirkung sehr unsicher und wird es um so mehr bleiben, als Schießübungen gegen derartige Ziele völlig ausgeschlossen sind. Weit schwieriger aber ist die Beschießung der kleineren und flüchtigeren Flugmaschinen, so daß gegen sie nur Wirkung erzielt werden kann, wenn sie in geringer Höhe und auf kleine Entfernung mit Massenfeuer beschossen werden. Hier dürfte das Infanterie- oder Maschinengewehr möglicherweise Aussicht auf Erfolg haben. Vielleicht aber ist dem Luftschiff wie auch der Flugmaschine nur durch in der Luft kämpfende Gegner beizukommen, und dabei scheint die kleinere und beweglichere Flugmaschine dem schwerfälligeren Luftschiff gegenüber im Vorteil zu sein.

H. Rhone.

Fortschritt.

Eine nachdenkliche Zeitbetrachtung.

„Vieles Gewalt'ge ist, doch nichts ist gewaltiger, als der Mensch," und
„Du hast ihn zum Herrn gemacht über deiner Hände Werk; alles hast du unter seine Füße getan."

So klingt dieselbe Weise, vielleicht zur selben Zeit, beim griechischen Tragödiendichter und beim jüdischen Lobpsalmisten auf: ein demütig-stolzes Staunen und Verwundern über Homunkels schier göttliche Größe. Und heute, nach dritthalbtausend Jahren, kriegen diese Worte seltsam neuen Glanz, neue Tiefen und Perspektiven. Wer denkt und schaut sie aus?

Der alte Aristoteles hat recht: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge — die Hand das Instrument der Instrumente, der Geist die Form der Formen." Der Geist sinnt und spinnt Gedanken, spekuliert und systematisiert, addiert und dividiert, analysiert und konstruiert — die Hand, sein Werkzeug und Werkzeugerzeuger, setzt des Gebieters Ideen in reale Werte um: so geht beides, Geist und Hand, in eins, — die fruchtbarste Ehe, die es gibt: ihr Kind ist der **Fortschritt**. Und mit ihm ist der Mensch das „Gewaltigste" geworden, der Herr über „alles".

Als ein ungeheurer Eroberer ist er durch Raum und Zeit geschritten, und jeder Schritt war Überwindung, Sieg. Von der primitiven Knochennadel des vorgeschichtlichen Höhlenbewohners bis zur Singer-Nähmaschine, von der Steinaxt bis zum Kruppschen 40-Zentimeter-Geschütz und zum Bessemerstahl, oder vom Einbaum der alten Friesen, der sich weislich an

der Küste hielt, bis zum schwimmenden Lloydpalast, den seine 45 000 Pferdekräfte in kaum sechs Tagen über den „großen Ententeich" ziehen, und bis zum „Z. I" und zum Zweidecker Bleriots, oder von dem Pergamentröllchen, mit dem der Pharao von Ägypten seinem Statthalter in Megiddo auf langem Etappenritt Botschaft melden ließ, bis zur Rotationsmaschine der modernen Presse und zum Telefunkenspruch: welcher Weg! welche Kraftleistung von Geist und Hand! Und gerade diejenige Lehre der modernen Naturwissenschaft, die am tiefsten in unsere Weltanschauung hineingegriffen und sie am gründlichsten umgebildet hat, die Lehre vom Aufstieg aller Lebensformen und -funktionen, die Entwicklungstheorie will es uns als etwas Selbstverständliches erscheinen lassen, daß in der Zukunft noch ungeahnte Möglichkeiten liegen, die Welt aus ihren millionenfachen kausalen Verschlingungen und Verwicklungen emporzuentwickeln und die Menschheit immer mehr, wie Emerson es einmal in seinem Essay „Werke und Tage" bezeichnet hat, „aus dem Bettelstande zu göttergleicher Freiheit und Macht zu erheben . . ."

Goethe, der bekanntlich längst vor Darwin die Kerngesetze dieser Theorie halb dichterisch-intuitiv, halb wissenschaftlich-empirisch gefunden hat, ist schon überzeugt gewesen, daß „die Entwicklung der Menschheit vielleicht auf Jahrmillionen angelegt sei." *) Ganz recht: möglichst unbestimmte Grenzen, möglichst unbestimmte Ziele! Alle Kulturgeschichte — und sie ist ja die Geschichte der Bewegung, des Fortschritts schlechthin — beginnt im Dunkel und endet für unseren Blick im Dunkel. Wer weiß da das Woher und Wohin? Das soll uns auch nicht kümmern. Uns kümmert nur eins: Wo sind wir? Was sind wir? Ist der Fortschritt, den wir sehen und in dem wir selber, treibend und getrieben, mitteninne stehen, für die Menschheit ein „Prozeß", bei dem „gewonnen" wird, führt er uns aufwärts zu „göttergleicher Freiheit und Macht"?

Emerson hat diese Worte ironisch gemeint. In ihnen klingt die Babelsage vom „Turm bis in den Himmel" an, das älteste Symbol menschlichen Wahns und dünkelhafter Selbstvergötterung. Aber was hindert uns, sie einmal ganz ernsthaft zu nehmen? Freiheit und Macht — wahrlich, göttergleiche, göttliche Dinge! Macht zu vollem Lebensgewinn, zu voller Lebensentfaltung, zu vollem Lebensgenuß mit dem bewußten Triumph der Freiheit von allem Hemmenden und Lähmenden — wer zu solchem „Herrenstandpunkt" im höchsten Sinne gelangen könnte, der käme auf den Gipfel, wo die Gottheit wohnt . . . Und dahin geht der Weg der Menschheit. So sagen wenigstens die, welche die tiefsten und letzten Sehnsüchte und die besten Kräfte der Menschheit zu kennen glauben . . . .

---

*) Zu Eckermann.

II.

Nun, wenn je, so ist sicherlich in unseren Tagen die Menschheit geradezu mit Siebenmeilenstiefeln auf ihrem Weg vorangekommen. Die Technik der Hand — was wagte und könnte sie heute nicht? Auch die widerstrebendsten Elemente der Natur bändigt sie zu unserem Dienst. Technik ist Macht! Und die Bildung des Geistes — nie hat sie stolzer über die Stuben und Schulen des Volkes, über hohe und niedere, ihr Selbstzeugnis geschrieben: Wissen ist Freiheit. Sogar à la carte, die Portion zu einer Mark oder fünfzig Pfennigen, wird jetzt die sublimste Erkenntnis in Lesehallen und Vortragskursen den Hungernden verabfolgt.

Dahintenbleiben aber darf und will da keiner. Über die technisch Rückständigen und über die geistig Altmodischen geht das Rad der Zeit erbarmungslos hinweg. Darum auf und vorwärts zu Freiheit und Macht, von deinen Flügeln getragen, du dreimal heiliger und gebenedeiter Fortschritt!

Und doch: mir ist, als ob die Rechnung noch nicht stimmte. Hat der Fortschritt, der das äußere Antlitz der Welt so machtvoll umgeprägt hat und immerzu umprägt, auch unser Innerstes segnend berührt? Entspricht der ins Enorme gesteigerten technischen und intellektuellen Kultur eine Steigerung und Bereicherung unseres Empfindungslebens? Kurz: sind wir glücklicher geworden?

Wie sieht es aber damit in der Gegenwart aus?

Daß der Fortschritt eben jetzt ein unheimlich rühriger Totengräber der „guten alten“ Zeit samt ihren Farben und Formen, ihren Eigenheiten und Liebhabereien, zuweilen auch ein grausamer, blindzorniger Zertrümmerer echter, unwiederbringlicher Werte ist, das tut jedem einmal, wenn er in die Jahre des Rückwärtsschauens kommt, bitter wehe — „ich schüttle mein greises Haupt“ ... lacht mir nicht über die „Schloß-Boncour“-Stimmung! Sie ist menschlich-ehrwürdig. Wir nehmen sie aber auch nicht tragisch. Reißt doch der Fortschritt nicht minder flott die Zöpfe, Pagoden und Fetische der guten alten Zeit mit weg, und noch allemal hat er eine gute neue Zeit und auch neues Gold gebracht. Nein, wir haben eine andere Sorge: wuchsen wir, wachsen wir im Fortschritt unserer Zeit wirklich zu Freiheit und Macht? Liegt Freiheit und Macht und — was schließlich dasselbe ist — unser Glück schon darin und nur darin, daß wir durch unser handliches Können und verstandliches Wissen mehr und mehr aus primitiven Existenzen, aus Schmutz, Barbarei und Unbeholfenheit, aus antiken oder mittelalterlichen geistigen und sozialen Fronen herausgekommen und fähig geworden sind, unser werkschaftliches und wirtschaftliches, öffentliches und häusliches Leben immer profitabler und komfortabler, unsere Horizonte immer weiter und lichter zu machen? Seltsam: der neue Mensch der wissensträchtigen Gegenwart, die zu wissen glaubt, daß sie alles wissen kann und weiß, — er singt noch immer das uraltalte Schicksalslied von den dunkeln Rätseln der Sphinx, Leben genannt, ohne

sie, wie Oedipus, lösen zu können, obwohl ihm Ernst Häckel so kühn-froh aus vollsten Backen einbläst, und noch immer wohnt er, wie einst die Kinder Israel, ehe sie hinüberziehen durften ins gelobte Land, am Rande der Wüste und muß oft bis zum Hals durch Sand und Sumpf ... Und gab es je bei uns in diesen stolzen Tagen ehrliches Geld und Gemeinsinn, selbstlose Machthaber und liberale Minister, ungeschminkte Diplomaten, warm- und weichherzige Oberkonsistorialräte, vernünftige, rückgratfeste, gesunde, hoch- und freigesinnte Männer und Frauen im Überfluß oder auch nur zur nötigen Genüge? Da fangen wir an zu denken, daß der vollgespickte Geist, das reichbefrachtete Gehirn an sich selber doch wohl noch nicht Freiheit und Macht, geschweige denn eine „göttergleiche" bedingt ... Und seltsam: der neue Mensch der technikfrohen Gegenwart, die sich so gerne jauchzend brüstet: Allmacht, dein Name ist — Ingenieur! ... er steht an seinen Werkzeugen und vor ihren immensen Leistungen mit dem geheimen Schmerz, daß alle diese Helferinnen zu Freiheit und Macht in ihrem Schoße sofort wieder die Keime neuer Unfreiheit und Ohnmacht tragen. Tyrannisiert doch gerade die Maschine, die restloseste Schöpfung und zugleich rastloseste Schöpferin des Fortschritts, wie sonst nichts in der Welt mit hartem, ehernem Gesetz die Zeit, den Lohn, die ganze Denk- und Lebensweise von Millionen und ihren Familien.

Und wie sind wir samt und sonders, von oben bis unten im Volk, Sklaven des modernen Luxus, dieses Lieblingskindes unserer fortschrittlichen Kultur, geworden, das uns ebenso quält als verweichlicht und verwöhnt; wie sind wir beherrscht, ja unterjocht von Moden und Manieren, von gesellschaftlichen Bräuchen und Phrasen, lauter Gefolgsmannschaften unserer fortschrittlichen Kultur, die oft ebenso albern als bedenklich sind! Zwangsjacken über Zwangsjacken! Wer ist da frei und mächtig, ganz und immer und überall? Und wer dabei im tiefsten Grunde glücklich?

Doch schwerer noch wiegt die andere Frage: hat der Kulturfortschritt — was man so nennt — die Menschen *sittlich* gehoben und gefördert? Was haben alle unsere technischen und intellektuellen Künste, alle unsere Kopf- und Handwerke für den *Charakter* getan? Einfach gesprochen: sind wir *besser* geworden, werden wir besser auf *diese* Weise?

Es hieße doch wohl offene Tatsachen verkleistern, wollte man leugnen, daß heute bei aller oft raffinierten Verfeinerung unserer Existenz- und Genußmittel eine Vergroberung und Veroberflächlichung der Lebensauffassung in weiten Kreisen Platz gegriffen hat, bei allem Höhen- und Fernflug der Erkenntnis und Wissenschaft, bei allem Vorwärts der realen Zustände in der Welt vielfach ein moralischer Krebsgang bis zur Grundsatzlosigkeit, bis zur bewußten Verwerfung der primären sittlichen Gebote und Ideale.

Wenn Emerson*) von seiner Zeit gesagt hat: „Die Politik war nie verderbter und unmenschlicher, der Handel endet in schimpflicher Wortbrüchigkeit

*) „Werke und Tage."

und leerem Schein, Schiffbruch und Ruin allüberall ..." so ist das gewiß hitzig und übertrieben geredet — aber scheint et nicht das Richtige zu treffen, wenn er fortfährt: „Es ist nur zu klar, daß der sittliche Fortschritt mit der materiellen Kraft nicht Schritt gehalten hat"? Ganz ähnlich urteilen heute namhafte Ethiker, u. a. Wundt. Daneben stelle ich zwei hochbedeutsame ältere Prognosen über die Menschheitsentwicklung im allgemeinen. Freiherr von Stein: „Nationalwohlstand, Kultur, Künste und Wissenschaften vermehren das Leiden der Menschheit, denn ihre Resultate werden immer nur kräftigere Werkzeuge in den Händen des Unterdrückers, um die Bande der Sklaverei fester zu schnüren." Und vor allem Goethe: „Laßt die Menschheit dauern, so lange sie will, es wird ihr nie an Hindernissen fehlen, die ihr zu schaffen machen, und nie an allerlei Not, damit sie ihre Kräfte entfalte. Sie wird dabei klüger und einsichtiger werden, besser und glücklicher nicht, oder doch nur auf Epochen."

III.

Aber wäre das nun der Weisheit letzter Schluß: klüger, doch glücklicher und besser nicht? Und sollte es dabei für immer sein Bewenden haben? Das wäre wohl die traurigste Bankrotterklärung der Menschheit im Prinzip und der Pessimismus in radikalster Gestalt. Es wäre die Annullierung der Menschheitsidee, wie sie seit den Anfängen philosophischen Denkens und geschichtsphilosophischen Weltbetrachtens gelehrt und geglaubt, in der Neuzeit aber von keinen Geringeren wie Lessing, Schiller und besonders Herder — in seinen kostbaren „Präludien zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" — mit dem Rüstzeug wissenschaftlicher Gründe und dem Brustklang persönlicher Überzeugung uns vorgetragen, ja, recht eigentlich als unsere hehrste Fackel vor uns hergetragen worden ist. — Aber nein: ich meine, trotz Emerson und selbst Goethe, trotz allen, die dem gleichen Pessimismus huldigen, sollen und können wir an jener klassischen, lichtvollen Menschheitsidee festhalten, die nicht nur ein uferloses Vorwärts im mechanischen und dynamischen Entwicklungsprozeß, sondern erst recht auch und vor allem ein zielvolles Aufwärts in der innersittlichen, auf eine letzte Harmonie und Vollendung angelegten Menschheitsbewegung statuiert und deshalb statuieren durfte, weil es so aus der Erfahrung heraus konstatiert werden konnte. Die Kulturgeschichte, die doch wohl die einzige praktische, maßgebende Probe auf alle Rechenexempel der theoretisierenden Vernunft ist, wird tatsächlich für jeden, der sie zu deuten versteht, der gültigste Beweis dafür, daß es stetig aufwärts gegangen ist, obschon in langsam-langgewundenen Serpentinen, daß zum technischen und intellektuellen Fortschritt noch immer auch der sittliche gekommen ist, obschon durchaus nicht immer räumlich und zeitlich parallel, vielmehr oft in nachträglichem Gegensatz und revolutionierendem Widerspruch, daß — mit einem Wort — die Menschheit, aufs Ganze ihrer bisherigen Dauer und gegenwärtigen Erscheinung hin be-

trachtet, nicht bloß ein Plus an Klugheit, sondern auch an innerem Wert und Glück, an Freiheit und Macht im höchsten Sinn auf ihr Ist-Konto setzen darf. Allerdings: mit Statistik läßt sich das nicht demonstrieren. Es ist letztlich eine Sache der Weltanschauung, des persönlichen Eindrucks, eine Art Glaubensartikel. Aber nehmen wir beispielsweise nur eine einzige Entwicklungsreihe innerhalb der christlichen Kultursphäre, die für uns am meisten in Betracht kommt: die sittlichen Kräfte, die von dem Evangelium, von dem Lebensbild und der Lehre Jesu ausgegangen sind, sind doch in diesen neunzehn Jahrhunderten wahrlich nicht umsonst wirksam gewesen; sie sind durch das Medium ungezählter Persönlichkeiten das seelische Gemeingut der gesamten Kulturmenschheit geworden, allen voran die Kraft der altruistischen Liebe, deren Tatsächlichkeit und heilbringende, kulturfördernde Aktivität sogar von einem Häckel, ungeachtet seines Hasses gegen das Dogma der christlichen Kirche, rückhaltlos anerkannt wird:

> „Die christliche Religion besitzt (in ihrer ursprünglichen, reinen Form!) trotz aller Irrtümer und Mängel einen so hohen sittlichen Wert, sie ist vor allem seit anderthalb Jahrtausenden so eng mit den wichtigsten sozialen und politischen Einrichtungen unseres Kulturlebens verwachsen, daß wir uns bei Begründung unserer monistischen Religion möglichst an die bestehenden Institutionen anlehnen müssen; den besten Teil der christlichen Moral, an dem wir festhalten, bilden die Humanitätsgebote der Liebe und Duldung, des Mitleids und der Hilfe.“ *)

Also selbst dieser Geburtshelfer der neuen monistischen Religion kann nicht umhin, die stärkste Moralanleihe beim Christentum zu machen, weil er dessen „veredelnden Einfluß auf die Kulturgeschichte“ auch für die künftige Emporentwicklung der Menschheit nötig hat und als deren sichersten Faktor in Ansatz bringen zu dürfen glaubt. Wir wollen uns aufrichtig darüber freuen, so viele Abstriche, Einschränkungen und Umbiegungen Häckel im übrigen auch vornimmt. Wenn aber jüngst — kurz vor dem Christfest — ein Meister von der Bremer Schule ohne Stocken erklärt hat, **) „daß das, was der biblische Jesus geglaubt, gehofft und gelehrt hat, falsch war, daß er in seiner ganzen Weltauffassung und Lebensaufgabe (!) sich vollständig geirrt hat“, und daß die Ethik Jesu als eine minderwertige und unlogische für uns hinfällig sein müsse, dann soll uns ein Größerer sein jetzt doppelt wertes Bekenntnis wieder zum Troste sagen: „Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will: über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen . . . ich beuge mich vor Christus als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit.“ ***)

---

*) Welträtsel, 18. Kapitel.

**) Gartelmann in einem Vortrag über „Die Moral der biblischen Geschichte“ nach dem Referat in den „Bremer Nachrichten“ vom 23. Dezember 1910.

***) Goethe zu Eckermann.

Und wer nur auf moderne Kompetenzen hört, der wird sich an einem Adolf Harnack genügen lassen können: „— langsam schreitet die Welt vorwärts. Die Richtung entscheidet und die Kraft. Hier aber (im Evangelium) ist der Menschheit die aufwärts führende Richtung ihres Weges gegeben und zugleich in der Liebe, die Jesus Christus offenbart und geweckt hat, die Kraft, in der sie endlich zum Ziel gelangen wird. Immer wieder in der Geschichte hat sich diese Kraft stärker erwiesen, als die Natur, und sie hat die ins Unrecht gesetzt, die da behaupten, daß der Mensch von Brot allein lebe . . ."

Sollten wir nun nicht folgern dürfen, daß dieselben sittlichen Mächte, nachdem sie notorisch „in der Geschichte" die Entwicklung der Menschheit begleitet und gefördert haben, auch im Zukunftsprozeß — vielleicht durch immer neue ethische Einsichten und Bedürfnisse noch differenzierter und angespannter — aktiv bleiben? Für mich wenigstens ist das nach dem Universalgesetz von der Erhaltung der Energie, das doch keineswegs bloß im Materiellen gilt, ein Axiom. Liebe, Treue, Wahrhaftigkeit, Selbstzucht, Gewissensernst, Verantwortlichkeitsgefühl: derartige Elemente der christlichen Ethik — gleichviel, ob sie ganz genuin christlich oder von allgemeiner Art und Herkunft wären — sind nun einmal Wesenselemente, Lebensenergien, wenn noch nicht jedes einzelnen Kulturmenschen, so doch seiner Gattung, der Kulturmenschheit, geworden, und können aus ihr nicht mehr verschwinden.

(Ein zweiter Artikel folgt.) Hermann Weingart.

Franz Schütte

geboren den 21. November 1836, gestorben den 11. Februar 1911.

Franz Ernst Schütte war ein rechtes Bremer Kind, so echt und ausgeprägt wie eines. In seinem Dialekt, in seinem ganzen Habitus zeigte er den Bremer. Auch als seine großen Erfolge kamen, als er in mannigfaltigster Weise mit Leuten aus allen Teilen Deutschlands und aus dem Auslande in Berührung kam, sprach er genau so, „wie ihm der Schnabel gewachsen war". Und ebenso bewahrte er in dem, was er sprach, eine gewisse Ursprünglichkeit, die wohl bewußtermaßen ins Derbe gehen konnte. Wer ihn nicht kannte, ahnte wohl nicht, welch ein goldenes Herz sich unter dieser zuweilen rauhen Außenseite verbarg.

Franz Schütte wurzelte nach seiner kaufmännischen Erziehung noch ganz im alten Bremen, aus dem er selber später so machtvoll zu größeren, neuen Verhältnissen hinübergelenkt hat. Er war am 21. November 1836 geboren. Sein Vater war der Kaufmann Ältermann Albt. Nicolaus Schütte, dessen Familie schon lange in Bremen ansässig war; sein Großvater Stadtkoch. Der Vater war anfänglich Teilhaber der Firma George Lönings Sohn und gründete bei seinem Austritt die eigene Firma Albt. Nics. Schütte.

Von seinen vier Söhnen wurden drei Kaufleute und einer Landwirt. Die einzige Tochter ist vermählt mit Dr. med. Wilh. Olbers Focke. Franz, der älteste, besuchte hier die Handelsschule und kam dann in üblicher Weise ans Kontor, und zwar bei der Tabakfirma Lüttge & Horst. Nach beendeter Lehrzeit ging er für vier Jahre nach New York. Bei der Rückkehr 1860 trat er ins väterliche Geschäft, das nun die Firma Albt. Nics. Schütte & Sohn annahm. Es hatte ursprünglich eine Leinenausfuhr betrieben, hauptsächlich nach Spanien. Der alte Herr war in Spanien gereist und übernahm hernach auch das spanische Konsulat. Als die Zollverhältnisse dem Leinengeschäft ein Ende machten, trat es in Verbindung mit den Vereinigten Staaten, woher es Waren aller Art bezog, die hier zum Verkauf kamen. Als Albt. Nics. Schütte 1861 starb, kam der jüngere Bruder Carl aus Amerika zurück und trat in die unverändert bleibende Firma ein.

Der bremische Handel war damals noch winzig im Vergleich zu heute. Um 1860 herum betrug der Einfuhrwert nur etwa 250 Millionen Mark, heute 1700 bis 1850 Millionen Mark. Der Norddeutsche Lloyd und die Bremer Bank waren damals ganz junge Institute; man fürchtete, daß der Norddeutsche Lloyd, der nur drei Dampfer hatte, sich nicht werde halten können. Die Einfuhrwaren kamen noch mit Kähnen an die Schlachte und an den Teerhof und wurden in die über die ganze Stadt verstreuten Packhäuser gebracht. Die Kaufleute hatten noch zum großen Teil ihre Wohnungen mit dem Geschäftshause verbunden in der Altstadt, die Übersiedelung in die Vorstädte hatte erst soeben begonnen. Auch die Familie Schütte wohnte damals in der Langenstraße Nr. 129. Die Kaufmannschaft teilte sich damals noch in zwei Flügel, von denen der eine den Import und der andere den Export besorgte. Zwischen beiden wechselte die Ware die Hand.

Als Franz Schütte mit seinem Bruder Carl das väterliche Geschäft übernahm, hatte dieses noch keinen ausgesprochenen Fachcharakter. Mit einem Schiff wurde Reederei betrieben. Man kaufte und verkaufte, was gerade vorteilhaft schien. Nach fremden Weltteilen gab es noch keine telegraphische Verbindung, die Aufträge mußten brieflich gegeben werden und brauchten ebenso wie die Anzeige des Geschehenen lange Zeit, um in die Hände des Adressaten zu kommen. Wenn dann die Ware, meist mit Segelschiffen, hier ankam, war wohl die Lage des Marktes ganz anders als beim Abgang der Order. Mit jedem Auftrage war also eine weitsichtige Spekulation verbunden. Die Firma Albt. Nics. Schütte & Sohn war eine der ersten, die den neuen Artikel Petroleum aufgriff, der im Anfang der sechziger Jahre zuerst nach Deutschland kam. Es gab hier in Bremen eine Solaröl-Fabrik, die aus schottischen bituminösen Kohlen Steinöl herstellte. Mit der Produktivität Pennsylvaniens, wo das Petroleum als Springbrunnen der Erde entströmte, konnte die Waltjensche Fabrik nicht konkurrieren. Aber selbst das raffinierte Petroleum erschien den Kaufleuten in Bremen (wie

anderwärts) eine so widerwärtige, schmierige Ware, daß sie sich nicht damit befassen wollten. Einer der angesehensten Spediteure Bremerhavens übertrug die Spedition des unsympathischen Artikels dem jungen Wilh. A. Riedemann, der mit der Zeit in enge Verbindung mit Schüttes trat, damit sein Glück machte und gemeinsam mit Schütte die großartigen Zurüstungen für das Petroleumgeschäft traf. Daß Schüttes die Zukunft des Artikels damals übersahen und die später eintretende Wirklichkeit auch nur geahnt hätten, ist wohl nicht anzunehmen. Aber sie blieben bei der Stange und wuchsen mit dem Umfang des Handels. Immer waren sie die Matadore, weil sie allein die Einfuhr regelmäßig betrieben, während die übrigen Importhäuser meist nur Importspekulationen machten; sie kauften gelegentlich, wenn sie gerade „Meinung hatten". Schüttes hatten mit der Eröffnung des transatlantischen Drahtverkehrs häufig ihre Telegramme aus New York im Laufe der Dinge sogar täglich. Und da sie in New York gut unterrichtete Freunde, die Firma Meißner, Ackermann & Co., hatten, so waren sie weit besser orientiert als alle Konkurrenten. Die Firma Schütte wurde schon in früher Zeit die maßgebende am hiesigen Markte. Von ihr kaufte die sogenannte zweite Hand, die sich mit dem Versand befaßte. Da die Mengen alsbald sehr groß wurden, so mußten auch hohe Kredite gegeben werden, denn die Zahl der Käufer war nur beschränkt. Zum Teil wurde das allerdings ausgeglichen dadurch, daß der Preis des Petroleums stark herunterging. So war die Firma Albt. Nics. Schütte & Sohn dem ganzen Versandgeschäft die entscheidende Stütze.

Jahrzehntelang kam Petroleum nur in den bekannten Barreln herüber, den blauen Fässern mit weißem Boden von etwa 130—140 Kilogramm Nettogewicht. Die ersten Versuche, es in Tank- oder Bassinschiffen zu befördern, fielen unglücklich aus. Daher waren für das Petroleumgeschäft bis in die neunziger Jahre die Schuppen für Fässerlager typisch, wie sie in Bremerhaven und Geestemünde einen so großen Teil des Hafens einnahmen. Damals hatte man die größte Besorgnis, daß eines Tages eine Feuersbrunst dort ausbrechen könnte. Es ist jedoch niemals etwas Erhebliches passiert. Die ganzen Eisenbahnzüge, deren offene Wagen mit Petroleumbarreln beladen waren, waren charakteristisch für den rollenden Verkehr über unsere Eisenbahnen. Bremen wurde für lange Zeit der erste Petroleum-Einfuhrhafen der Welt. Das war zu einem ganz wesentlichen Teil der geschäftlichen Energie der Firma Albt. Nics. Schütte & Sohn zuzuschreiben und um so mehr zu bewundern, als Bremen keine nennenswerte Binnenschiffahrtsstraße zur Verfügung stand, wie Hamburg, Rotterdam und Antwerpen sie besitzen.

Neben dem Petroleumgeschäft betrieb die Firma in ausgedehntem Maße auch noch die regelmäßige Einfuhr von Schmalz und Speck aus Nordamerika. Außerdem hat es wohl gelegentlich Unternehmungen in großem Maße gegeben. Zeitweilig war man auch Reeder in der alten Manier.

Der Wandel der Dinge ging von Amerika aus. Dort erlangte die Standard Oil Company, der sogenannte Petroleumtrust Rockefellers, immer mehr das Übergewicht, zuletzt eine Art Privatmonopol. Mit ihr konnte keine andere Raffinerie- oder Ausfuhrfirma konkurrieren. Mit ihr traten Albt. Nics. Schütte & Sohn in die engste Geschäftsverbindung. Zuletzt ging daraus die Deutsch-Amerikanische Petroleum-Gesellschaft mit dem Sitz in Bremen hervor. Die beiden Brüder Schütte in Bremen, Wilh. A. Riedemann in Geestemünde und zwei Hamburger Kaufleute waren im Vorstand. Franz Schütte war der Präsident. Die Amerikaner hatten aber etwas mehr als die Hälfte des Aktienkapitals, und somit die entscheidende Gewalt. Das Petroleumgeschäft monopolisierte sich auch für Deutschland immer mehr, und zwar in dieser Gesellschaft. Die Einfuhr in Barreln wich immer mehr der in Tankschiffen, die man sicher herzustellen gelernt hatte. Franz Schütte hatte sich seit der Mitte der achtziger Jahre diesem Problem gewidmet und tat viel zu seiner Lösung. Als sie gelungen war, wurden in den Häfen Tanks hergestellt, und von dort aus führten die Tank- oder Bassinwagen der Eisenbahnen das Petroleum über alle Teile Deutschlands, sowie nach der Schweiz und Österreich-Ungarn. Bald aber errichtete die Gesellschaft auch an den oberen Wasserstraßen des Rheins, der Elbe und der Oder Tankfilialen, denen die Ware mittels Bassin-Binnenschiffen zugeführt wurde. Und dabei trat nun die Ungunst Bremens hinsichtlich der Binnenschiffahrt überwältigend hervor, so daß der Handel immer mehr nach Hamburg und den Rheinhäfen übersiedelte und Bremen seine Stellung an der Spitze der europäischen Häfen verlor.

Man hat es Schüttes damals wohl verargt, daß sie sich auf die Verbindung mit dem Rockefellerschen Trust eingelassen haben. Allerdings ist das Petroleumgeschäft Bremens darüber zuletzt zugrunde gegangen, allein sie hatten gar keine andere Wahl, als das Gebotene anzunehmen oder das ganze Geschäft von Bremen nach Hamburg hinübergleiten zu lassen. Die Monopolisierung des amerikanischen Petroleumgeschäfts zu hindern, hätte nicht in ihrer Macht gestanden. Als Franz Schütte 1889 nach New York ging, um mit Rockefeller abzuschließen, da fand er zu seiner Überraschung auch seinen Konkurrenten an Bord desselben Dampfers, der zu demselben Zweck hinüberging. Hätte Schütte abgelehnt, so hätte sicher jener oder ein anderer das Geschäft gemacht. Die Amerikaner waren eben allmächtig geworden. Das zeigte sich auch, als sie 1904 die deutschen Partner der Gesellschaft beiseite schoben und alles in die eigene Hand nahmen. Die Brüder Schütte traten aus, und die Vertretung sank zu einer reinen Agentur herunter.

Aus seiner geschäftlichen Stellung ist eben jener andere Franz Schütte hervorgegangen, jener Wohltäter seiner Vaterstadt, jener Mäcen und Förderer aller gemeinnützigen Unternehmungen, und nicht zum wenigsten auch des Handels und der Schiffahrt, dem seine trauernde Vaterstadt am 15. Februar 1911

die Totenfeier bereitet hat. Nicht durch Zufall sind ihm die glänzenden Erfolge zuteil geworden, aus denen seine geschäftliche Bahn besteht. Er verband Kühnheit mit Vorsicht, rastlose Tätigkeit mit dem Talent, die Menschen richtig abzuschätzen. Daß auch das Glück seine Kränze dargebracht hat, soll natürlich nicht geleugnet werden, aber solche Auszeichnungen, wie wir sie eben hervorgehoben haben, pflegen auch das Glück anzuziehen wie ein Magnet. Die Verbindung mir den Amerikanern, die den Brüdern so gewinnreiche Jahre brachte, kam ihnen doch nur, weil die Standard Oil Company sie und ihre Fähigkeiten bereits kannte, weil sie das größte Petroleum-Importhaus der Welt waren. Und welchen Gebrauch haben die beiden Männer von ihrem Reichtum gemacht! Von Carl sprechen wir hier nicht, weil er noch unter den Lebenden weilt und auch weil seine Freigebigkeit vorzugsweise in privaten Verhältnissen zum Ausdruck gebracht wurde. Franz, nach seiner ganzen Natur der kräftigere, mehr nach außen gekehrte Mann, fühlte sich kaum im Besitz ausreichender Mittel, als er sich schon an gemeinnützigen Unternehmungen beteiligte und bald maßgebend wurde, oder den Anstoß gab. Das erste, was seine Tatenlust auf diesem Gebiete entflammte, war die Schöpfung des Bürgerparks. In dessen Verwaltung war ein Zwist zwischen dem damals von Chr. Papendieck geleiteten Vorstand und dem obersten Gartenkünstler Benque entstanden. Schütte und die Mehrheit des Vereins stellten sich auf Benques Seite. Schütte wurde Vorsitzender des Vorstands, mußte aber nach wenigen Jahren die Erfahrung machen, daß ein Zusammenarbeiten mit diesem unverträglichen Mann unmöglich war. Zum Glück für den Park, für Bremen, schied Benque aus und blieb Schütte. Mehr als dreißig Jahre hat dieser mit der größten Liebe und Zärtlichkeit über den Park gewacht. Er hat ihm selber eine ganze Reihe außerordentlicher und großer Geschenke zugewendet, die aufzuzählen hier viel zu weit führen würde. Meist verbarg sich dabei der Geber und es wurde als solcher nur „ein bewährter Freund des Vereins" genannt. Durch seine eigene Munifizenz gelang es ihm auch, manche andere Leute zu namhaften Gaben zu veranlassen. Er selber gab außer erheblichen Barsummen die Meierei, den Aussichtsturm und zuletzt den Stadtwald mit dem Seidlschen Tempel. Bis zu seinem Tode, mehr als dreißig Jahre, blieb Schütte Vorsitzender und Rechnungsführer des Bürgerpark-Vereins.

Zeitlich, aber nicht dem Range nach die zweite der großen Betätigungen Franz Schüttes war der Umbau des Domes. Seit einer gröblich mißverständlichen Renovierung eines Teiles der Fenster an der Domshofseite war nichts an dem mittelalterlichen Bau geschehen. Ein Turm der Fassade war eingestürzt, der andere hatte ein häßliches Dach. An die Möglichkeit eines Umbaues wollte kaum ein Mensch glauben. Da gewann Schütte durch den glänzenden Erfolg seiner Verbindung mit dem Standard-Oil-Trust die Mittel, um das Wagestück einzuleiten. Die Herstellung der Fassade war ein alter

Jugendtraum. In Wirklichkeit wurde wegen der Baufälligkeit der Kirche beinahe ein Umbau des Ganzen daraus. Der Architekt Saltzmann lieferte dazu die vortrefflichen Pläne, aus denen das Werk entstand, das nun so hoch über das ganze Stadtbild hinwegragt und Bremens Schaffensfreudigkeit verkündet, das auch dem Markt seinen imposanten Abschluß gibt. Es macht aber auch dem edlen Manne Ehre, der sich sogleich mit einer sehr bedeutenden Gabe an die Spitze stellte und andere Schenker nach sich zog. Auch hier wiederholten sich die Stiftungen Schüttes, so daß auch hier ihm am allermeisten die wärmste Dankbarkeit der Bremer zuteil geworden ist und daß mit vollem Recht die Gemeinde ihm, ihrem langjährigen verwaltenden Bauherrn, eine metallene Ehrentafel in der Kirche widmete.

Als der Bürgerpark vollendet war, stiftete Franz Schütte den botanischen Garten am Osterdeich, der jetzt zu einer so schönen und lehrreichen Anlage geworden ist. Er setzte auch sofort selber das Kapital aus, von dem für lange Zeit die Unterhaltungskosten bestritten werden sollten.

Wo man für gemeinnützige Zwecke des Geldes bedurfte, da klopfte man nicht vergeblich bei Franz Schütte an. Aber er wartete solche Aufforderungen nicht ab. Bei seiner silbernen Hochzeit machte er mit 100000 Mk. eine Schillerstiftung, aus der die Kosten von Theateraufführungen für Volksschüler bestritten wurden. Wie mancher Dank aus gerührtem Elternherzen und aus begeistertem Kindergemüt mag ihm dafür zuteil geworden sein.

Der Neubau des schönen Stadthauses nach Seidls Entwurf verdankt ihm seine Anregung, denn er faßte den Gedanken, die Ersetzung des alten schmucklosen Kastens durch ein würdiges Gebäude dadurch zu ermöglichen, daß der Staat das Baugelände zwischen Eisenbahn und Bürgerpark verkaufte. Er selbst bildete mit anderen eine gemeinnützige Aktiengesellschaft, die den Plan finanziell durchführte.

Ein eigenes Gebiet für sich ist die Stiftung von Kunstwerken. Nicht nur war Franz Schütte an allem beteiligt, was in dieser Zeit in Bremen geschaffen wurde, nein, ganz aus eigenem ließ er die bronzene Reiterstatue Kaiser Friedrichs von Tuaillon ausführen, zu deren Enthüllung Kaiser Wilhelm II. nach Bremen kam und die in ihrer Eigenartigkeit eine große Auszeichnung unserer Stadt ist. Den Rosselenker desselben Künstlers hinter dem Theater hat „natürlich" Franz Schütte geschenkt. Ebenso die so reizenden und charakteristischen bronzenen Turmbläser am Dom sowie die marmorne Gruppe „Die Geschwister" im Bürgerpark, beide von Dennert. Er war es, der Arthur Fitger mit der Ausmalung des großen Saales im Künstlerverein beauftragte.

Das Leben Schüttes ist so reich, daß es der Betrachtung noch eine neue Seite darbietet. Vom politischen Parteileben hielt er sich ziemlich fern. Aber er war ein ausgesprochener Liberaler in kirchlicher Beziehung. In das eigentlichste politische Leben trat er noch kurz vor seinem Tode ein, indem

er sich an der Gründung des Hansabundes beteiligte. Vorher hatte er an der Beratung des neuen Handelsgesetzbuches in Berlin im Ausschuß des Handelstages mitgewirkt und man schätzte die dort geleisteten Dienste hoch. Der Bürgerschaft gehörte Schütte in den siebziger Jahren an, und zwar als Vertreter der Kaufmannschaft. Er arbeitete hier mehr in den Deputationen (Finanz- und Steuerdeputation), als daß er gerade im Plenum hervorgetreten wäre. Mitglied der Handelskammer war er von 1869 bis 1901, und hier hat seine reiche Erfahrung, sein scharfer Verstand Vortreffliches geleistet. Die Handelskammer beschloß beim Abschluß seines siebzigsten Lebensjahres, sein Porträt als Marmorrelief im großen Saale der Börse ausführen zu lassen.

Auch der Senat sah sich bewogen, seine einzige, so selten verliehene Auszeichnung, die Goldene Staatsmedaille, dem Mitbürger zu verleihen, der so Außerordentliches für seine Vaterstadt geleistet hatte. Eine solche Ehrung fühlt jeder Bremer nach. Franz Schüttes Leistungen, seine großartige Freigebigkeit, sein Mitgefühl für die Masse der Bevölkerung und für das, was ihr durch die glücklich situierten Mitbürger bereitet werden kann, hat ihn in allen Kreisen zum volkstümlichsten Manne gemacht.

Wir müssen noch wieder auf Schüttes geschäftliche Wirksamkeit zurückkommen. Die großen Kapitalien, die ihm zuströmten, verlangten Verwendung, mehr als das eigene Geschäft sie bot, vollends als die Amerikaner das Petroleumgeschäft selbst übernahmen. An vernünftigen Unternehmungen beteiligten die Brüder sich gern und sie haben damit dem Handel Bremens manche große Dienste geleistet. Franz wandte sich besonders drei großen Dingen zu: der Schiffbau-Gesellschaft „Bremer Vulkan" in Vegesack, der Dampfschifffahrtsgesellschaft „Argo" und der „Fruchthandel-Gesellschaft". Die erstere ist zu einem blühenden Etablissement geworden, das den Reedern viele vortreffliche Schiffe und den Aktionären gute Dividenden liefert; die „Argo" ist nach schweren Zeiten wieder zu gutem Gedeihen gekommen. Die Fruchthandel-Gesellschaft war ein Erzeugnis der Notwendigkeit, daß Bremen sich in diesen Dingen von Hamburg unabhängig machen müsse. Sie hat den Handel mit Obst, Südfrüchten, Bananen und dergl. in Bremen völlig umgestaltet. In allen dreien war Franz Schütte Vorsitzender des Aufsichtsrats.

Dieser kleine Abriß eines so reichen Lebens muß nun geschlossen werden. Wir müssen scheiden von einem der außerordentlichsten Männer, die Bremen seine Söhne nennen kann. In seiner Vaterstadt hat er gelebt und gewirkt. Hier hat er ein zwar von traurigen Zwischenfällen nicht freies, aber doch im ganzen sehr glückliches Familienleben geführt. Er war zweimal verheiratet. Beide Gemahlinnen schenkten ihm Kinder. Die zweite Gattin und die meisten Kinder überleben ihn. Auch auf ihn kann das große Wort angewendet werden:

„Nehmt alles nur in allem,
Ihr werdet selten seinesgleichen seh'n."

E. Fitger.

Drei Gedichte von L. Wolde.

Auf die Stadt Kairo.

Sie ist ein Meer, höchst wunderbar bewegt,
Von all den schönen Sternen überwacht;
Wie eine Blume, die der Tag gehegt,
Und ist die bunte Blüte jeder Nacht.

Und immer kreisen Vögel drüber hin
Mit einer lang' verhaltenen Begierde,
Und warten nur, bis all die stolze Zierde
Auf einmal fällt zu blutigem Gewinn.

Die eine hohe Kuppel aber steht,
Aus Alabaster, diesem Meer enttaucht,
Getragen durch inbrünstiges Gebet
Und unberührt, geheiligt und erlaucht.

Auf die Memnonskolosse in Luxor.

Sie horchen auf den Wechsel der Gestirne
Und wissen manches von der Ewigkeit;
Denn vieler Tag' und Nächte Widerstreit
Ist schon gegangen über ihre Stirne.

Sie schweigen wohl, doch viele Träume ruhn,
Verborgenen Sinns, in ihrem Angesicht.
Sie kennen Sehnsucht und Verlangen nicht
Und lächeln immer, wie die Sterne tun.

Auf die Königsgräber in Luxor.

Und also königlich ist auch ihr Ende:
Sie tragen sie in trauervollem Chore
Den langen Weg durch die basaltnen Tore
Bis dahin, wo die stolzen Bergeswände

Auf einmal trotzig sich entgegenheben.
Dort läßt man sie der Grüfte ew'ger Nacht
Und der Gewölbe vielverschlungener Pracht
Allein. Und wie dereinst in ihrem Leben,

So ruhen sie nun in der toten Erde,
Behängt mit ihren prunkenden Gewändern
Und all den Zeichen von besiegten Ländern,
Und mit erstarrter herrischer Gebärde.



Ximénès Doudan.

Briefe an ein junges Mädchen (Mademoiselle Paule de Sainte-A.)

I.

Des Eaux-Bonnes, Donnerstag abend, 6. August 1829.

Liebe Kleine, Sie werfen mir vor, daß ich Ihnen nicht schreibe, während ich gerade dabei war, mich auch über Sie zu beklagen. Ich liebe so sehr Ihre schöne Kinderhandschrift, bei der ich immer an das Gewirr von blondem Haar denken muß, wie Sie es in jenen Geschichtsstunden hatten, die sehr weit zurückliegen; die aber bald wiederkehren werden, nicht wahr? Bald! Das liegt noch in weiter Ferne. Schreiben Sie doch, was Sie an den Ufern Ihres Neufchâteler Sees erblicken. Sie hören Vögel und sehen Blumen. Hier gibt es weder das eine noch das andere, außer Geiern, deren Flug von unendlicher Anmut ist, und hoffährtigen Disteln, vor denen der Esel, welcher die Ehre hat, Albert auf seinen Spazierritten durch die Berge zu tragen, halt macht. Wissen Sie, daß, obgleich es hier keine Blumen gibt, wir eine neue Art von Herbarium erfunden haben? Madame de Genlis, Verfasserin der „Abendunterhaltungen im Schloß", der „Jahrbücher der Tugend", des „Kleinen Auswanderers", des „Kleinen La Bruyère" und anderer kleiner Meisterwerke, hätte auf nichts Besseres verfallen können. Wir bewahren irgendein Kraut auf von jedem Ort, den wir gesehen haben, spannen es gut auf einem schönen Blatt Papier aus und schreiben das Datum des Tages und den Ort, wo es gepflückt worden ist, daneben. Sie verstehen, daß das nach einem Jahr reizend sein wird. Diese ganze sorgt fältige Arbeit wird voll sein von Erinnerungen. Ein einfaches Kohlblat- wird uns die Grotte Castellane ins Gedächtnis zurückrufen und wilder Sauerampfer ist es, glaube ich, den wir am Fuße des Pic du Gers gepflückt haben. Was tut das, wenn es nur am Fuße der Pyrenäen war, wo diese Kräuter vom Winde getroffen worden sind?

Sie lesen also Ivanhoe und in Englisch? Aus diesem Buch habe ich das wenige Englisch gelernt, das ich nicht mehr weiß. Es ist ein schönes Buch. Der Anfang gefällt mir außerordentlich: Gurth und Wamba in der Lichtung inmitten eines großen Waldes alter Eichen, der sinkende Tag und die von den letzten Sonnenstrahlen geröteten Stämme der großen Bäume; und diese ganze Szene, die die alte Geschichte Englands zurückruft, angesichts der Natur, die sich nicht verändert. Ich habe stets den Gegensatz von den Sitten, welche vergehen, von dem bewegten Leben der Menschen, die ganz von ihren augenblicklichen Interessen hingenommen sind, und der unbeweglichen

und ewigen Schönheit der Erde, auf welcher sie dahingehen, sehr geliebt. Zwischen hier und Pau habe ich eine alte Schloßruine gesehen; es sind nur noch einzelne graue Steine da, welche die Stufen anzeigen, auf denen man in die Türme emporstieg, und die Umrisse des Torbogens. Auf diesem Schloß hat es Feste gegeben; man ließ auf den verfallenen Wällen die Trompete erschallen; die Wachen spazierten des Morgens auf der Brüstung auf und ab und sahen zerstreuten Blickes die Wasser des Gave dahinfließen und die Ziegen auf den Berg klettern, der mit seinem Mantel von Wäldern und seinem von Licht blendenden Gipfel aus den Wolken heraustritt. Der Wind hat das Schloß verweht, und seine Bewohner schlafen in ihren Rüstungen unter den verstreuten Steinen; aber der Strom fließt noch ebenso dahin wie an dem Tage, als die Wache im Stehen träumend seinen Lauf betrachtete. — Gehen Sie weiter, steigen Sie höher hinauf. — Da hat man noch eine andere Art von Eindruck. — Zwanzig Jahre sind es her, da ist ein Mann auf den Gipfel des Mont perdu gestiegen, dem niemand seit den sechstausend Jahren, die wir hier unten leben, nahe gekommen war. Der Tag neigte sich, als er ankam; nicht eine Pflanze, nicht ein Insekt, nicht eine Wolke, nicht ein Ton. Die riesenhaften Felsenmauern; ein Felsenkessel, den das Auge nicht ermessen konnte. — Sie würden glauben, daß Riesen vor Millionen von Jahren gekommen seien, diesen Wall zu bauen, und daß sie sich still und mit kleinen Schritten wieder zurückzogen, als seien sie selbst erschreckt über die Größe des Gebäudes, das sie errichtet hatten. Von unserer Welt war nicht ein Wort bis dort hinauf gedrungen. Gott allein sah auf die Einsamkeiten, während die Menschen unten miteinander stritten; während wir die französische Revolution machten und während Bonaparte alle Städte Europas mit Kanonen beschoß. Ich sagte Ihnen, daß es nicht ein lebendes Wesen auf diesem Berge gab, als M. Ramond dort ankam; ja, doch; es waren zwei Wesen da, die diese Einöde belebten. — Zwei weiße Schmetterlinge, die der Wind dorthin getragen hatte; der eine schlug noch mit den Flügeln, ganz erstarrt von Kälte und beinahe tot; der andere umflatterte den ersten; er wagte nicht, sich irgendwo niederzulassen, erschreckt davon, dort ganz allein zu bleiben. Lesen Sie diese Reise, wenn sie Ihnen in die Hände kommen sollte; es ist mehr als bei M. de Lamartine von der Art Poesie darin, wie Ihre Schwestern sie lieben. Sie ist schlecht geschrieben, schlecht erzählt, aber der Eindruck ist groß. Dort hätte man einige Verse aus dem Buch Hiob erträumen können.

Ich fürchte Ihnen Angst gemacht zu haben mit meinen Einöden, liebe Kleine. — Armer kleiner Schmetterling; wie sehr hoffe ich, daß der Wind Sie niemals dorthin tragen werde.

Ei aber, ich sprach ja zu Ihnen von Walter Scott, und habe es unterwegs vergessen. — Auf ein andermal also.

II.

Des Eaux-Bonnes, 1829.

Wir reisen morgen von hier ab, liebe kleine Paula. Ich habe endlich Ihren Brief vom 16. erhalten. Sie haben also manchmal Furcht, wenn Sie ganz allein sind? Armes Kind! Das ist ein wenig einfältig, aber es ist nicht so sehr außergewöhnlich. — Sie haben dann also an diesen kleinen Psalm gedacht? Dank. Sie haben „Ich fürchte kein Unglück, denn Gott ist bei mir" gelesen. Ich kenne einen sehr alten, sehr weisen Mann, der niemals irgendwelcher Gefahr ausgesetzt gewesen war und der, naturgemäß, nicht sehr mutig sein wird. Eines Abends, eines Nachts, als er sich ganz allein in einem großen, abgelegenen Hause befand, hörte er etwas unter seinem Bett sich ganz behutsam regen; dann verstummte das Geräusch, als sei jemand da, der fürchtete, gehört zu werden. Licht hatte er nicht; Waffen ebenfalls nicht. Er wartete einen Augenblick; kein Geräusch mehr. Fünf Minuten später vernimmt er wieder dieses Schurren von etwas, das langsam, langsam sich vorwärts schleicht. Er ist ein sehr frommer Mann; er sagte mir, daß ihm zur rechten Zeit dieser Vers, den Sie mir zitieren, einfiel: er springt beherzt aus dem Bett, kriecht noch mutiger darunter, verfolgt das Geräusch, das bis an die Hinterwand des Alkovens zurückweicht, und berührt endlich eine große Katze, die sich auf die ruhigste Art von der Welt greifen läßt. Der Ausgang ist komisch, hat aber nicht im geringsten etwas für die Begebenheit zu bedeuten. Dieser Mut, der mit einem Male einem armen, alten Manne gegeben wird, welcher sein lebenlang nicht gewußt hatte, was das heiße, einer Gefahr die Stirn zu bieten, erscheint mir sehr erstaunlich. Er ist vielleicht besser, als die Unerschrockenheit der Ritter Cromwells, die die Armee Karls I. mit Säbelhieben im Galopp über den Haufen ritten und auch Psalmen sangen. Gott schwebt ebensowohl über der Kammer, in der ein kleines Mädchen Furcht hat, als über dem Schlachtfeld, auf dem hunderttausend Männer aneinander geraten. Es gibt einen Spruch im Koran, welcher sagt: Gott sieht die schwarze Ameise, die in schwarzer Nacht auf schwarzem Steine kriecht. Es ist eine etwas morgenländische Fassung des Evangeliums, aber es ist die gleiche Empfindung. Wenn man in der Nacht Furcht hat, so muß man zu sich sagen: Gott sieht die schwarze Ameise usw. Wo sind Sie, Kleine? Wenn Sie nicht durch den Anblick der Alpen, von ihrem Schnee, den man auf ewig den ewigen Schnee nennen wird, begeistert sind, um so schlimmer für Sie, Kleine.

Guten Tag, mein Kleinchen. Sie sind für mich eine kleine große Person; ich werde Sie immer so behandeln; sprechen Sie auch ernsthaft zu mir, und ich versichere Sie, daß ich mich niemals über Sie lustig machen will. Ich glaube wohl, daß Sie bisweilen ein bischen Angst haben vor meiner Sucht, Scherz zu treiben. Ich werde es niemals wieder mit Ihnen tun.

Lesen Sie Walter Scott? Das ist nicht sehr gut. Er wiederholt sich ein wenig. Er ist recht alt und sein Geist gibt ihm nur noch Erinnerungen ein, anstatt neue Gedanken. Der Geist erlischt. Nur das moralische Prinzip ist es, welches stetig im Menschen wächst. Bemerkenswert ist, daß die Intelligenz sich stets lebendiger und stärker in denjenigen erhält, die immer mit moralischen Ideen beschäftigt waren, und die sie in Ausübung gebracht haben. Kant hatte sich die ganze Kraft seines Geistes bis zu seinem Tode, in einem sehr hohen Alter, bewahrt, er, der sich nicht entsann, jemals gelogen zu haben, seitdem er in verständige Jahre gekommen war. Man könnte sagen, daß die Liebe zum Guten durch ihre Kraft allein diese zerbrechliche menschliche Maschine erhält, gleich wie jene Spezereien des Morgenlandes, die alle Züge des Lebens Jahrhunderte hindurch bei den Toten, die man in Ägypten auffindet, bewahren.

Adieu, liebe Freundin.

III.

Mittwoch abend.

Es ist schade, daß P. nicht gut arbeitet. Sie besitzt eine große Begabung, das, was sie einmal gelernt hat, zu behalten; das ist ziemlich selten. Bei vielen Kindern muß man mehrmals darauf zurückkommen; man könnte sagen, daß man auf Sand schreibe, so tief und so deutlich als man will; dann kommt ein Windstoß und alles ist ausgelöscht. Haben denn Sie ein langes Gedächtnis, Kleine? Sagen Sie mir das. Ich weiß wohl, daß Sie ein schnelles haben; ob aber ein langes, das kann ich noch nicht wissen. Es ist eine drollige Eigenschaft, dieses Gedächtnis. Es hat ein ganz eigenwilliges Aussehen, und dennoch gehorcht es besser als alle anderen. Es bequemt sich zu allem, was der Wille und die Übung von ihm verlangen. Sehen Sie die Könige an. Sie haben alle ein bewundernswertes Gedächtnis für Eigennamen. Man sagt, daß Mithridates die Namen aller seiner Soldaten wußte. Gewiß, man muß daraus schließen, daß er eine kleine Armee hatte, aber alle Fürsten sind ähnlich so in bezug auf das Gedächtnis. Warum? Weil sie viele Leute sehen, deren Namen sie behalten müssen, und das geschieht beständig. Die Jäger haben ein ganz wunderbares Gedächtnis. Nicht ein Pfad, dessen sie sich nach Verlauf von zehn Jahren nicht entsännen, nachdem sie ihn nur ein einziges Mal gesehen haben. So ist es bei aller Welt, je nach der Kulturstufe und dem Bedürfnis. Nicht so steht es mit den anderen Eigenschaften. Man nehme nur einmal den Dichter- oder Malerberuf: man mag da noch so sehr der Phantasie benötigen, nichts stellt sich ein, wenn die Natur den Geist nicht von vornherein damit ausgerüstet hat. Das ist drollig; was denken Sie darüber? Warum ist das Gedächtnis fast stets eine vom Willen abhängige Eigenschaft, und die anderen nicht? Sagen Sie mir Ihre Gedanken darüber, ich bitte Sie darum, liebe Kleine.

IV. 1829.

Haben Sie zuweilen einiges aus M. de Chateaubriands Märtyrern gelesen? Es sind sehr schöne Sachen darin. Der ganze erste Gesang ist bezaubernd. Die Begegnung zwischen Eudora und Cymodoceus verdiente wohl, daß Sie sie läsen. Es wird da der heidnische Geist dem christlichen Geist, in den lebhaftesten Farben geschildert, gegenübergestellt. Lesen Sie gern noch einmal, was Sie schon gelesen haben? Ich liebe es sehr, etwas wiederholt zu lesen. Man erstaunt sich über die Unterschiede von einem Jahr zum anderen. Es gibt Dinge, die man plötzlich versteht, ohne zuvor an sie gedacht zu haben. Ich habe das ehemals oft erfahren, wenn ich den Télémaque von neuem las. Man ruft sich seinen früheren Eindruck in das Gedächtnis zurück, und man empfindet jetzt einen anderen. Der Geist ist gewachsen und entsinnt sich, daß er klein gewesen ist, oder vielmehr: er fühlt sich vermöge des Gedächtnisses sowohl klein als groß. Es gibt noch etwas Seltsameres als dieses: man hat ein Buch gelesen; man hat alles vergessen, alles; man hat nur den Eindruck behalten, daß es gut war oder schlecht, und dann ändert man mit einem Schlage seine Meinung; man findet, daß man schlecht geurteilt hat; man liest das Buch von neuem, man findet, daß das zweite Urteil richtig ist. Verstehen Sie, liebe Freundin? Es ist ein wunderbares Werk, der menschliche Geist. Wenn Sie genau hinsehen, so werden Sie finden, daß es noch tausendmal erstaunlicher ist als das Schauspiel der Natur und alle die Wunder der Naturgeschichte. In der Bibel steht: Coeli enarrant gloriam Dei, „die Himmel erzählen den Ruhm Gottes". Es ist noch erstaunlicher, den Geist des Menschen geschaffen zu haben als das Heer der Sterne. Guten Tag, meine kleine liebe Paula, verkürzen Sie Ihre Spiele nicht, um mir zu antworten.

V. Broglie, 11. Oktober 1829.

...... Man muß sich also an die Geschichte halten, weil, wenn ihr auch die Vollkommenheit fehlt, die Wahrheit in ihr ist. Die Geschichte von Frankreich ist mehr wert als „Tausend und eine Nacht". Der Staub von Chilperic fliegt noch irgendwo herum; aber suchen Sie einmal das Grab von Aboulcazem. Es befindet sich mit seinen Schätzen in Band VI der Übersetzung von M. Galland.

Man muß sich die Gedanken an Vollkommenheit für die Dichtung und die Religion vorbehalten, weil die Religion und die Dichtung uns eine Zukunft verheißen, die der gesunde Menschenverstand nicht zurückweisen kann, und die durch nichts von dem, was wir sehen, von dem, was wir hier wissen, widersprochen wird.

Ei aber, ich habe da einen so barschen Ton, daß es wirklich den Anschein hat, als ob ich Sie schelte. Adieu, Sie werden mich sehr lächerlich und sehr verworren finden. Bitten Sie Ihre Frau Mutter, alles das etwas zu berichtigen. Der Sinn ist wahr, die Form ist einfältig.

Aus dem Französischen übersetzt von Margarete Wolff-Seydel.

Gibt es Kunstgesetze?*)

II.

Lange hat in der Ästhetik die Autorität des Aristoteles gegolten. Noch Lessing braucht sie zur Befreiung der Tragödie von den Fesseln der Renaissancepoetik, die den Aristoteles als höchsten Meister verehrte. Fast ebensoviel hielt sie freilich von Horaz. Er schien die Vorstellung zu stützen, unter deren Zwange jene Zeit stand, daß die Poesie einen lehrhaften Endzweck habe.

Noch bis in unsere Tage spukt diese Vorstellung fort. Die Kunst als Dienerin irgendwelcher außer ihr liegender Zwecke, das ist uns ja auch heute nicht ganz fremd. Nun soll man nicht zu sehr gegen die Tendenz, das ist eben das Verfolgen solcher Zwecke, eifern; sie kann die Stimmung des Künstlers begünstigen, seine Ausdrucksfähigkeit in gewissem Maße erhöhen — man braucht nur an die Entstehungsgeschichte von Mozarts „Requiem" zu denken; aber man muß sich darüber klar sein, daß ein Werk nicht durch eine noch so lobenswerte Tendenz zum Kunstwerk wird, daß die eigentliche Wirkung der Kunst eben eine ihr allein eigentümliche, eine ästhetische ist. Die Tendenzeiferer von heute könnten dazu kommen, Schillers „Tell" in den Bann zu tun, weil man darin eine patriotische Tendenz erblicken kann, während nur zu fragen ist: übt das Stück eine spezifisch künstlerische Wirkung? Eine Magd ist die Kunst so wenig wie die Wissenschaft. Durch irgendwelche Heranziehung anderer Tätigkeitsgebiete kann man jedenfalls die obige Frage nicht beantworten. Und doch ist an der früher so stark betonten Behauptung einer Verwandtschaft der Kunst mit den höchsten dieser Gebiete etwas Richtiges. Die Sache bedarf nur einer anderen Formulierung.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts errang Batteux einen großen Erfolg mit seiner auf Aristoteles zurückgehenden Theorie, die Kunst sei Nachahmung der schönen Natur. Die schöne Natur bietet allerdings das Prinzip der Einheit in der Mannigfaltigkeit, aber schon Lessing wollte das höchstens für das Altertum gelten lassen, wofür es, wie wir heute wissen, nicht einmal richtig ist. Die Kunst auf die schöne Natur zu beschränken, daran denkt heute kein Mensch. Ein Trinkergesicht kann alles andre eher als schön sein und doch in der Nachbildung eine künstlerische Wirkung üben, weil eben durch diese Nachbildung das Prinzip der Einheit in der Mannigfaltigkeit gesteigert erscheint. Die Grenzen, die Lessing scharf bestimmt hat, sind allerdings für solche Fälle physischer Widerwille, in anderen moralischer. Dadurch wird eben das Gefühl der Einheit in der Mannigfaltigkeit gestört, nicht gesteigert.

Bei Späteren spielt das Verhältnis des Kunstwerks zur Idee eine große Rolle, wobei wieder eine Annäherung an Aristoteles stattfindet. Allerdings nehmen sie Idee vielfach als leitenden, wesentlichen Gedanken. Schiller,

*) Vergl. den Artikel im Novemberheft der „Güldenkammer".

Hegel, auch Taine operieren mit der Idee: in jedem Falle ist damit etwas gesagt, was eine Anerkennung des Prinzips der Einheit in der Mannigfaltigkeit bedeutet.

Zolas Definition des Kunstwerks als eines Stücks Leben geschaut durch ein Temperament betont die Beziehung zum Künstler, was in gleicher Richtung liegt, und die Erklärung von Arno Holz, die Kunst habe die Tendenz, wieder die Natur zu sein und werde sie nach Maßgabe ihrer jeweiligen Reproduktionsbedingungen, hat ihre Beziehung zu dem vorher entwickelten Prinzip besonders durch die Hervorhebung der Reproduktionsbedingungen.

Viel beachtet wird zurzeit die von Konrad Lange mit großem Geschick verfochtene Illusionstheorie. Nach ihm soll das Eigentümliche der künstlerischen Wirkung in einem von praktischen Interessen losgelösten, auf einer bewußten Selbsttäuschung beruhenden Vergnügen bestehen, das auch für den Künstler bei seinem Schaffen gilt. Bei aller Hingabe an den künstlerischen Eindruck bleiben wir gleich dem Künstler, so meint er, uns der Täuschung bewußt, die durch das Kunstwerk in uns hervorgerufen wird. Schwierigkeiten erwachsen, dessen ist Lange sich selbst bewußt, dieser Auffassung besonders bei der Musik. Wo ist da die Selbsttäuschung, von der Lange spricht? Er stellt sich da die Sache so vor, daß wir uns der Selbsttäuschung einer Bewegung hingeben. Es ist uns, sagt er, als ob hinter den Tönen etwas wäre, was sich rhythmisch bewegte. Mir erscheint das höchst problematisch. Bei einem Tanz, einem Marsch, gut, da kann ich ohne weiteres zugeben, daß die Vorstellung rhythmischer körperlicher Bewegung ausgelöst wird. Aber es gelingt mir nicht, alle Musik als Tanz- oder Marschmusik aufzufassen. Heine hatte bei Paganinis Kunst geradezu visionäre Vorstellungen, in denen Bewegung eine führende Rolle spielte, aber das hängt mit seiner Poetennatur zusammen; ich glaube nicht, daß man das als Regel bezeichnen kann. Und weiter meint Lange, auch in bezug auf Empfindungen käme hier die Selbsttäuschung in Frage. Man gewinne den Eindruck von Empfindungen, die doch nicht die Töne, sondern die Ausübenden und der Komponist haben oder zu haben vorgeben. Auch da kann ich Lange nicht ganz folgen. Die Empfindung wird, meine ich, doch in letzter Linie auf den Komponisten bezogen, und da muß sie echt sein, wenn überhaupt etwas aus dem Kunstwerk werden soll. Wir hören schließlich doch das heraus, was der Komponist empfunden hat. Auch wenn man es mit Lange so faßt, daß der Komponist nachträglich im Kunstwerk ein Bild früherer eigner Empfindungen geben will, die doch eigentlich gar nicht durch Töne ausgedrückt werden könnten, kommt man nach meiner Ansicht schließlich in Verlegenheit. Bei der Nachtigall sind die Töne erwiesenermaßen der unmittelbare Ausdruck sehnsüchtigen Verlangens. Und der lyrische Dichter? Sind die Worte nicht oft bei ihm der adäquate, unmittelbare Ausdruck der eignen wirklichen Em-

pfindung? Mir scheint das Moment bewußter Selbsttäuschung jedenfalls nicht ganz auszureichen als fundamentales Kunstgesetz. Zweifellos liegt es aber auch in der Richtung des von mir betonten Prinzips. So weit ich es gelten lasse, sehe ich auch eine Bestätigung dieses Prinzips darin. Das Verhältnis der Wirklichkeit zur Umbildung, zumal bei den Mitteln der Darstellung, rückt dadurch in den Vordergrund des Interesses. Durch das Moment solcher Illusion ist eine Übereinstimmung mit dem Urbild in der Wirklichkeit wie mit dem Stoff der Umbildung gegeben, was eben das bezeichnete Prinzip als wirksam zeigt, und Langes fruchtbarer Gedanke der Weiterbildung des künstlerischen Eindrucks durch die Phantasie des Genießenden weist in die gleiche Richtung.

Mit der Verschiedenartigkeit der Antworten auf unsere Frage ist es also so schlimm nicht, wie Volbehr meint. Bei den meisten bestehen doch wesenhafte Übereinstimmungen, und das erhöht die Gewißheit, die uns die Frage mit ja beantworten läßt.

Mir erscheint die vorhin gegebene Fassung des obersten Kunstgesetzes als die angemessenste, und ich scheue dabei auch den Einwurf nicht, daß das lediglich ein formales Prinzip sei. Einheit in der Mannigfaltigkeit ist jedenfalls, soweit wir zu erkennen, ja, soweit wir zu ahnen vermögen, das höchste Weltprinzip überhaupt. Soweit wir von einer Weltentwicklung wissen, soweit vermögen wir zu sagen, daß sich das Prinzip der Einheit in der Mannigfaltigkeit immer mehr in der Welt durchsetzt. Natur und Menschheitsgeschichte beweisen es. Das Wahre, Schöne, Gute, das uns als Ideal, als Ziel der Menschheitsentwicklung wie der Entwicklung unseres eignen Inneren vorschwebt, es ist nichts anderes als die Anwendung dieses Prinzips auf das Innenleben und seine Entsprechung in der Außenwelt. Nicht öde Gleichmacherei, Einheit in der Mannigfaltigkeit ist höchstes Ziel, das auch da erstrebt werden muß. Und worin beruht nun eigentlich nach diesem Prinzip die künstlerische Wirkung? Darin, daß wir durch die Kunst über alle Zufälligkeiten und Kleinlichkeiten, alles Störende der Wirklichkeit hinausgehoben werden in eine Sphäre einer vollkommeneren Harmonie, daß uns im Kunstwerk ein Abbild eines höheren Seins gegeben wird, als es die beschränkte Wirklichkeit bietet und in uns so für eine Zeit ein Zustand erzeugt wird, der das Ziel der Entwicklung alles Menschlichen gleichsam vorweg nimmt. So dient die Kunst in der Tat dem Wahren, Schönen, Guten; nicht in erzwungener Knechtschaft, in freier Ausübung ihres eigensten Berufs wird sie eine Bundesgenossin der Sittlichkeit und der Religion. Eine Wirkung auf den Menschen in gleicher Richtung wie diese muß schließlich die Kunst auf den Menschen üben, nur daß nicht die Rücksicht auf das Verhältnis des einzelnen Menschen zu den Mitmenschen wie bei der Sittlichkeit oder die bewußte Verbindung mit dem ewigen Weltgrunde wie bei der Religion hervortritt. Bei der Kunst handelt es sich nur um die Harmonie des inneren Wesens. So wirkt sie unmittelbar auf das menschliche Innere. Und alle Kunst in dem allgemein

üblichen prägnanten Sinne muß schließlich eine bewußte Tätigkeit des einzelnen begünstigen, die man als eine Kunst über alle Künste bezeichnen kann, das eigne Innere bewußt umzuschaffen unter dem Prinzip der Steigerung der Einheit in der Mannigfaltigkeit, so daß das eigentlich Wesenhafte des Menschen ohne Zwang frei und schön in seiner ganzen Persönlichkeit herausgebildet erscheint. Freilich bleibt das nur Ideal. Die Vollendung liegt wie beim ganzen Weltprozeß in der Unendlichkeit. Insofern ist das Kunstwerk in gewissem Sinne eine Projektion aus der Unendlichkeit in die Endlichkeit. Oberstes Gesetz also kann das genannte auch für den bleiben, der mit Konrad Lange überzeugt ist, daß die Kunst unbewußt die Lücken des menschlichen Gefühlslebens ausfüllt und zur Erweiterung und Vertiefung des sinnlichen, ethischen und intellektuellen Wesens der Menschheit beiträgt. Es darf sogar als das einzige alle Künste umfassende Gesetz bezeichnet werden. Alles andere geht die einzelnen Künste an, ihre Eigenart, ihre besonderen Mittel der Darstellung vor allem. Daß dabei manches rein Technische ist, darf nicht verschwiegen werden. Die Gesetze der Perspektive in der Malerei sind einfach die Gesetze des menschlichen Sehens auf die malerische Darstellung angewandt. Schwieriger, umstrittener sind Fragen nach dem Verhältnisse des Dargestellten zu den Mitteln der Darstellung, wobei allgemeine Untersuchungen wie Lessings „Laokoon" und seine „Dramaturgie" ebenso förderlich sein können wie die Erforschung von besonderen Stilgesetzen und dergl.

Ist das letzte wirklich wahr? Mancher Künstler und Kritiker protestiert lebhaft dagegen. Es muß aber, wenn es ein allgemeines Kunstgesetz gibt, auch einzelne Gesetze für die einzelnen Künste geben. Wozu der Lärm? Wozu die Betonung der Freiheit des Künstlers wie des Kritikers? Weil man den Zweck der Frage, den Zweck der Ermittlung von Kunstgesetzen vielfach mißversteht. Auch Volbehr tut das. Es ist Lessing gar nicht eingefallen, aus dem Aristoteles oder aus der Laokoongruppe bestimmte Gesetze herauszulesen, um andere Kunstwerke damit totzuschlagen. Er wußte sehr wohl, daß das Genie tun kann, was man für unmöglich gehalten hat. Er wußte sehr wohl, daß man Kunstgesetze nicht dazu ermittelt, um danach zu richten, sondern um zu erklären. Mag es für den Künstler von Wert sein, solche Gesetze zu kennen und bewußt danach zu schaffen, mögen ihm die Wege dadurch erleichtert werden, was Lessing gewiß auch beabsichtigt hat — ihn verpflichtet keins der bisher erkannten Kunstgesetze. Für ihn kommt es nicht darauf an, Kunstgesetze zu befolgen, sondern eine künstlerische Wirkung zu erzielen. Und der Kritiker, der immer dem Historiker vorarbeiten soll, darf niemals zuerst fragen: Sind hier die bekannten Kunstgesetze befolgt? Er hat vielmehr zuerst das Kunstwerk rein als Kunstwerk auf sich wirken zu lassen und zu fragen: Übt es eine künstlerische Wirkung? Findet er, daß das der Fall ist, dann muß er versuchen, diese Wirkung zu erklären. Dabei ist in der Tat nützlich zu fragen: Wie verhält sich das neue Kunstwerk hinsichtlich

der bekannten Kunstgesetze? Findet er Übereinstimmung damit, so registriert er das, findet er sie nicht, so versucht er ein neues Gesetz zu ermitteln. Er hat Störungen der künstlerischen Wirkung ebenso naturgemäß im Hinblick auf die bekannten Kunstgesetze zu prüfen und zu fragen, ob er sie aus ihnen erklären kann, eventuell ein Gesetz zu modifizieren. Als ein Mittel zur Erklärung also haben Kunstgesetze in der Tat Wert. Wir können es unmöglich gutheißen, daß immer wieder auch auf dem Gebiete der Kunst verkündet wird: Neige dein Haupt, stolzer Sigamber! Zünde an, was du angebetet hast und bete an, was du angezündet hast! Das mag vom Standpunkt des schaffenden Künstlers aus eine gewisse Berechtigung haben. Für den Literar- und Kunsthistoriker ist es ein durchaus unrichtiger Standpunkt, das Recht einer schrankenlos subjektiven Kritik zu proklamieren. Die heute so sehr betonte Entwicklungslehre sollte davor bewahren. Begreiflich ist derartiges freilich; man braucht nur an die Kämpfe zu erinnern, die es R. Wagner gekostet hat, um sich durchzusetzen. Eine als engherzig empfundene Kritik hat das verschuldet. Und doch waren diese Kritiker gewiß nur zum Teil Leute, die ohne weiteres verurteilten, weil die bekannten Gesetze nicht paßten. Es waren sicher manche dabei, die Wagners Werke zunächst mit möglichster Unvoreingenommenheit künstlerisch auf sich wirken ließen. Man sieht eben auch da, es kann keiner aus seiner Haut heraus. Über ein gewisses Maß hinaus ist der Mensch im allgemeinen nicht wandlungs-, anpassungs-, aufnahmefähig. Um so schärfer ist die Freiheit des künstlerischen Schaffens zu betonen, die auch gegenüber den geflissentlichen Sitten- und Tugendwächtern gewahrt werden muß.

Das Sexuelle als, obschon unbewußte, Grundlage auch für Höchstes ist an sich nichts Verwerfliches oder Schmähliches. Spekulation auf das Sexuelle stört als Nebenabsicht, die dem spezifisch Menschlichen noch dazu gar nicht entspricht, die künstlerische Wirkung oder hebt sie auf. Ebenso ist, wie wir sahen, physischer oder moralischer Widerwille eine Grenze künstlerischer Wirkung, vor allem, wenn damit im Zusammenhange eine Absicht bemerkt wird. Daran wird schließlich immer in solchen Fällen der künstlerische Erfolg scheitern. Die Steigerung des Prinzips der Einheit in der Mannigfaltigkeit kann freilich auch das Erotische in der künstlerischen Darstellung adeln. Gesundes Volksempfinden wird hier im allgemeinen selbst den rechten Weg gehen. Fernhalten stark erotischer Darstellungen von öffentlichen Plätzen erscheint schon durch die Rücksicht auf Halberwachsene geboten. Ein freier Kampf Privater gegen den Schmutz in der Literatur und verwandten Gebieten hat sein Berechtigtes und Erfreuliches. Öffentliche Autoritäten sollten dabei möglichst wenig angerufen werden. Für die Künstler aber gilt auch hier das Wort des Dichters:

> Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
> Bewahret sie.
> Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben.

Professor Dr. H. Seedorf.



Glück.

Warum, wenn man einmal ein Glück unklar empfindet, läuft man neugierig heran und fragt:

Wie ist es nun? Wie schaut es nun aus: Ich möchte winken, wie man lärmenden Kindern zuwinkt, still zu sein und wo anders hinzugehen, da hier vielleicht ein Schwerkrankes liegt.

Leise doch, vorsichtig!

Denn es muß ja das Glück nicht sein, so ganz, so positiv, daß man es ansieht und weiß, es ist rot oder grün.

Warum muß man jedes Glück definieren können, gleich einer bestimmten Vorstellung gemeinverständlich? Es gibt auch Glück, unpopulär, unausgesprochen in Farbe und Ton. Und es hängt sein Schimmern von dem Standpunkte ab, den man momentan zu ihm annimmt. Vielleicht existiert nur ein Standpunkt, der erlaubt, daß man von ihm aus das Schimmern erspähen kann. Darum können es die andern nicht sehen.

Meinen die Leute nicht, sie können zeigen, sagen: Ich bin glücklich.

So als wäre etwas passiert, z. B.: — Ich habe einen Frosch gefangen. — Es ist ein bestimmter Vorgang mit einem Besitz verbunden, als würde einem jemand ein Bild weisen; eine Frau im Lehnstuhl, einen Orden im Kasten, das große Los.

Wieso? sollte man nicht auch zum Glück diskret sein? Da man es einmal fühlt in einer Minute, in einer Beleuchtung, in einer Stimmung, nicht so taktlos sein zu fragen, wo liegt es? Wie ist es?

Es gibt auch Glück unendlich zart und eigen geartet, daß man gar nicht davon reden, nicht daran denken sollte, weil es davon schon entzwei sein kann.

Den meisten Menschen fehlt das Glück, weil ihnen die Balance zwischen Fühlen und Denken fehlt.

Wer das Glück nicht durch sich selbst, durch Gott, durch den Nächsten oder die Umstände erreicht, der kann es erreichen durch Gleichgewichtsstudium.

Das Glück ist eine individuelle Frage der individuellen seelischen Balance.

So etwas wie das Radfahren.

Wenn jemand keine direkten Beziehungen zu Gott und zur Natur hat, muß er sich dann nicht ein künstliches Glück selbst erschaffen? Wenn er nicht parallel zum Leben läuft, wie soll er dann ein paralles Lebensglück finden? Und gelangt er dann trotzdem dazu und er hat es sich selbst kreiert ohne Protektion, ein Autodidakt des Glücks, muß er es dann nicht doppelt schätzen?

Denn wenn einer auf einem Totenbette sitzt und hat kein Brot zu essen, das ist wohl Schmerz.

Aber es ist ein natürlicher Schmerz, ein konkreter, ein normaler, ein bedingter.

Wenn einer im Fauteuil sitzt, gesättigt und ohne Toten und ohne Komplikation und es ist der Schmerz bei ihm, ist das nicht ein schlimmerer Schmerz, ein fremder, ein sonderbarer, ein eingedrungener?

Und wenn einer in seinem Heim ist und hat sein schönes Auskommen und Weib und Kind und sein Ziel erreicht und ist dann glücklich, ist es dann ein Glück?

Ja. Es ist ein positives Glück. Ein selbstverständliches, ein alltägliches.

Und wenn nun ein Mensch einsam ist, ohne Heim, ohne Kind, er hat sein Ziel nie erreicht, und er empfindet dann ein Glück, ja, ist es dann nicht ein maßloses Glück?

Und wäre es nicht sträflich und gemein, zu diesem Laien des Glücks im Aufklärungsdrange zu gehen und ihm zu sagen: — Zeigen Sie mal her, was haben Sie denn da? Sie halten ja etwas so sorglich am Herzen, Sie haben ja gar nichts in den Händen! —

— Laßt mich! Laßt mich! Faßt nicht daran! Ihr könnt es nicht sehen, Ihr könnt es nicht empfinden. Ihr nicht. Was geht es Euch an. Hinweg! —

Geht und legt Euch lang in die Sonne unter den blauen Himmel und Ihr werdet den Himmel konstatieren, aber nicht erfassen.

Und dann laßt Euch in eine Zelle sperren, und wenn Ihr nach Jahren durch eine Ritze aus der Zelle den Himmel erspäht, dann werdet Ihr ihn erfassen.

Es ist ein Glück, da ich es empfinde, mein Glück, wozu die andern es wahrzunehmen keine Organe haben.

Es kann nicht spazieren gehen, und die Leute können sich nicht umdrehen und sagen: Sieh da, da geht der glückliche Herr Müller und sein Glück spazieren. Das Glück des Herrn Müller, das kann man beschauen und bewundern und bereden.

Das private Glück, das viel zu fein und zu reserviert ist, betastet und betrachtet zu werden, das kann man nicht analysieren.

Catherina Godwin.

Alfred Lichtwark über Rolands Standort.

Sehr verehrte Redaktion!

Zu der Frage des Standortes unseres Rolands ist mir von Herrn Professor Lichtwark in Hamburg ein Brief zugegangen, dessen Veröffentlichung ich Ihnen hiermit anheimgebe, da der hier zum ersten Male gemachte Vorschlag ernster Beachtung wert sein dürfte. Es spricht hier als ein doppelt Berufener nicht nur ein alter Freund bremischer Kunst, sondern auch ein in allen Fragen des Städtebaues wohl bewanderter Kenner.

„. . . . . . . Du weißt, daß ich Euren Roland nicht nur für eins der geschichtlich wertvollsten, sondern auch für eins der künstlerisch bedeutendsten von allen deutschen Denkmälern halte, und daß ich bei jedem Besuch in Bremen auf dem Gang zum Roland mich wie auf das Wiedersehen mit einem alten Freunde freue.

Als ich nun hörte, daß er zugunsten der Straßenbahn den Platz räumen sollte, gab es mir einen Stich ins Herz. Es scheint mir undenkbar, den Roland auch nur um einen Fuß vom Rathaus abzurücken, denn er gehört unmittelbar dazu, Rathaus und Roland lassen sich nicht trennen. Und der Platz für den Roland ist mit der künstlerischen Sicherheit naiver Zeitalter gewählt. Es gibt keinen so guten mehr auf dem ganzen Rathausmarkt. Es will mir auch nicht in den Kopf, daß die Straßenbahn sich auf dem schönen Rathausmarkt — Deutschland hat keinen schöneren — noch breiter machen soll. Schlimm genug, daß sie ihn überhaupt durchquert. Wenn's möglich wäre, dürften nicht einmal Wagen hinüberfahren. Was für ein ideales Zentrum gäbe das, wenn dieser Platz, wie der Markusplatz, nur den Fußgängern gehörte, oder wie der Rathausplatz in Liverpool — es ist doch Liverpool —, wo man aus dem Tosen des Straßenlärms unvermittelt auf einen monumental umhegten Platz kommt, über dessen große Steinplatten kein Wagen fahren darf.

Das läßt sich in Bremen nun nicht mehr schaffen. Aber ich glaube doch, daß sich ein Stück von diesem Platzideal bei Euch doch noch verwirklichen läßt. Ihr braucht nur den Bürgersteig vorm Rathaus so breit zu machen, daß der Roland grade noch am Rande steht. Bei dem Gefälle des Rathausmarkts wird eine Stufe den Übergang vermitteln müssen, doch das wird die Wirkung der Gesamtanlage nur steigern. Steht man jetzt beim Roland, um die Rathausfassade zu genießen, so sausen in einem fort die Straßenbahnen vorüber, und die Unruhe der Harrenden und Eilenden teilt sich mit. Den Roland vom Rathaus durch diesen Straßenbahnhof getrennt zu sehen, hat fast etwas Schmerzliches, und die köstlichen Rathauslauben kommen als Wartehalle ganz um ihre Wirkung.

Stellt man sich vor, daß die Fläche vor dem Rathaus bis zum Roland wieder ganz ruhig wird, so gibt das ein anderes Bild. Wer unter den Lauben sitzt oder wandelt, ist nicht mehr umdrängt und gestoßen von ungemütlichen Fahrgästen. Er kann von diesem Platz das schöne Bild des Marktes ungestört genießen. Das wäre ein großer Gewinn nicht nur für die Bremer selbst, die so viel für die Schönheit dieses Rahmens von Bauwerken getan haben. Auf der andern Seite gibt es dann in der Linie des Roland Abstand genug, sich in das Wunderwerk der Rathausfront in aller Ruhe zu vertiefen.

Daß die Straßenbahn neue Kurven fahren muß, wenn dies Projekt ausgeführt wird, schadet nicht viel. An Kurven ist sie in dem malerischen

alten Straßennetz von Bremen ohnehin gewöhnt. Gäbe es eine Möglichkeit, die Bahn ganz vom Rathausmarkt fern zu halten, was ich freilich nicht glaube, um so besser. Vielleicht läßt sie sich darauf ein, den Markt ganz zu umkreisen (am Schütting vorbei). Doch wie Ihr Euch entscheidet, es müßte nur eins vermieden werden, die Haltestelle hinter dem Roland.

Untersuche doch einmal, was von diesem Vorschlag ausführbar sein mag. Daß der Roland dadurch wieder in engste Verbindung mit seinem Jugendgenossen, dem Rathaus, kommt, scheint mir sicher . . . ."

Die in dem Schlußsatz enthaltene Aufforderung sei hiermit von der Person des Unterzeichneten an die berufenen Instanzen und an alle Bremer, die sich mit dieser Frage ernstlich beschäftigt haben, weitergegeben.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr sehr ergebener

Pauli, Direktor der Kunsthalle.

Neue Geschichten von Carlos und Nikolás*).

Kinderball.

In Mufflingen waren zwei Tanzlehrer: der Herr Krillinger und der Herr Bausig.

Den Unterricht des Herrn Krillinger besuchten die Reicheren, denn sein Kursus kostete fünfzig Mark; beim Herrn Bausig aber bezahlte man nur dreißig Mark.

Onkel Lobgesang wollte, daß Carlos und Nikolás zum Herrn Bausig gehen sollten.

Aber Tante Martha rang die Hände: „Mathias, der Bausig ist unter unserem Stand und Würde; laß die Buben zum Krillinger!"

Sie bat und schmeichelte vierzehn Tage und zum allgemeinen Erstaunen entschloß sich der Onkel für den Herrn Krillinger . . . .

*) Wir bringen mit dem „Kinderball" und dem „Sonntagsspaziergang" unsern Lesern ein paar neue Geschichten des Verfassers der Bücher von Carlos und Nikolás. — Rudolf Johannes Schmied ist von keinem Geringeren als Hermann Bang in die deutsche Literatur eingeführt worden. Folgendes schrieb der nordische Dichter in der Einleitung, die er der zweiten Buchveröffentlichung Schmieds mit auf den Weg gab: „Wie darf wohl ein Fremder einen Fremden einführen? Und wie kommt es wohl, daß ein junger Mann, der über das weite Meer von Argentinien kam, an der Hand eines Mannes auftritt, der selbst, halb unbekannt, vom Norden kam? Hat das Schicksal der gemeinsamen Fremdheit, und nur dieses, uns im fremden Lande zusammengeführt? Das nicht.

Als ich unter den vielen Büchern, die ein Mensch liest, auf „Carlos' und Nikolás' Kinderjahre in Argentinien" stieß, wünschte ich den jungen Mann kennen zu lernen, der es geschrieben hatte, denn er schien mir unter den vielen Schriftstellern — ein Dichter zu sein."



Zwei Monate hatte der Unterricht gedauert; heute, Samstag, sollte als Abschluß Kinderball im Gasthof zum Löwen sein.

In Carlos' und Nikolás' Komode lagen seit gestern zwei Paar weiße Handschuhe und zwei Schlipse. Im Schranke hingen ihre schwarzen, englischen Gesellschaftsanzüge: kurze Jacketts mit Westen und langen, drallen Beinkleidern.

Sie stammten noch aus Buenos-Aires und der Tante war es gelungen, sie bei dem allgemeinen Garderobenwechsel, den der Onkel veranstaltet hatte, heimlich zu retten.

„Buben," sagte Tante Martha am Morgen, „heute werdet Ihr mein Stolz und meine Freude sein, so wahr ich lebe!"

Am Nachmittag gingen Carlos und Nikolás zum Friseur und ließen sich die Haare schneiden. Obgleich noch kein Monat um war, hatte es Onkel Lobgesang erlaubt, aus Rücksicht zum Feste.

Um sechs Uhr waren die Knaben im Schlafzimmer und zogen sich an. Sie hatten sich noch einmal gründlich gewaschen.

Nun standen sie sich gegenüber und prüften gegenseitig ihre Gebisse.

Die Tante stürmte halb angekleidet ins Schlafzimmer: „Buben, seid Ihr noch nicht fertig? Nein, nicht an meinen beiden Hochzeitstagen habe ich so lange gebraucht!"

Einige Minuten später hörte man sie aus ihrem Schlafzimmer laut nach Lina rufen.

Und gleich darauf: „Jesses, wo ist wieder die Lina! — Buben, so kommt Ihr in Gottesnamen und helft mir mein Korsett zuschnüren!"

Die Knaben gehorchten freudig; sie hatten ihr schon oft diesen Dienst erwiesen.

In Hemd und Unterhosen erschienen sie.

Die Tante stand in Korsett und wollenem Unterrocke vor dem Waschtisch.

„Halte Dich am Bettpfosten fest, Tante Martha!" riefen die Knaben.

„Geht glimpflich mit mir um!" flehte sie. „Aber in Gottesnamen, schnürt zu aus Leibeskräften . . . Jesses, dabei kann ich jetzt schon kaum mehr schnaufen!"

„Halte Dich am Bettpfosten fest!" wiederholten die Knaben. Und dann erfaßten sie beide eine doppelte Korsettschnur, hakten den Arm hinein und zogen, jeder nach entgegengesetzter Seite, aus Leibeskräften.

„Ich sterbe!" rief Tante Martha, hob die Arme in die Höhe und schnaufte und pustete.

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür; Onkel Lobgesang erschien.

Mit rundem Rücken und vorgeschobener Unterlippe blieb er auf der Schwelle stehen: „Was ist das wieder für eine Aufführung, Martha, Du bist wahrhaftig schon ganz ausgeschamt!"

Carlos und Nikolás verfügten sich eilig in ihr Schlafzimmer. —

Eine halbe Stunde später war die Tante zum Aufbruch bereit. Sie trug ihr schwarzes Seidenkleid; als Schmuck eine große, runde Brosche aus Elfenbein und das Armband, das ihr Carlos' und Nikolás' Mama geschenkt hatte.

Ihre Backen waren knallrot.

Im Wohnzimmer warteten schon Carlos und Nikolás; auch die Frau Inspektor Kramer und die Jungfrau Babette Kundig, die die Tante eingeladen hatte, damit sie die Knaben in ihrem Staat sehen sollten.

Jetzt erschien auch Tante Martha. Sie blieb einige Sekunden stumm bewundernd vor den Knaben stehen. Dann flüsterte sie: „Die reinsten Prinzen!"

Plötzlich rief sie laut aus: „Buben, jetzt weiß ich, was Ihr werden müßt: Konsule, Konsule von Argentinien! Wie das klingt . . .! Ich sehe Euch jetzt schon im Geist zu Hofe schreiten in goldstrotzenden Uniformen!"

In diesem Augenblick kam Lina und meldete geheimnisvoll, daß drüben bei der Stürligasse bereits die Droschke warte.

Für heute mußte eine Droschke sein. Onkel Lobgesang wußte nichts davon.

„Nun denn mit Gott!" rief die Tante.

Sie brachen auf, von Frau Inspektor Kramer und der Jungfrau Babette Kundig bis zur Haustüre begleitet.

Tante Martha und Carlos und Nikolás gingen bis zur Ecke, verschwanden in die Stürligasse und stiegen in die Droschke.

Die Tante saß steif auf dem Rücksitz und pustete, weil das Korsett sie sehr beengte, ihr gegenüber saßen Carlos und Nikolás, die in Papier gewickelten Tanzschuhe in den Händen.

Vor dem Gasthof zum Löwen bildete ein Haufen Neugieriger Spalier.

Ballgäste erschienen, teils im Wagen, meist jedoch zu Fuß.

Die Tante und die Knaben stiegen aus. Sie schritten ins Hotel hinein und standen in einem Gewühl von Müttern, Knaben und Mädchen.

„Grüß Gott, meine liebe, liebe Frau Rüsing!" rief Tante Martha aus. „Und Du, grüß Gott, Anneli, nein, wie siehst Du wieder herzig aus!"

Nach rechts und links grüßend und nickend, verschwand sie in der Damengarderobe.

Kurz darauf betraten Carlos und Nikolás in ihren Tanzschuhen den Ballsaal.

Er war festlich mit Guirlanden ausgeschmückt; auf einer Empore befand sich das kleine Orchester.

Einige Mädchen spazierten Arm in Arm im Saal umher. Längs den Wänden saßen die Ballmütter. Ein Knabe machte Rutschversuche auf dem glänzend gewichsten Parkett und erhielt dafür von Herrn Krillinger eine Kopfnuß.

Der Saal füllte sich mehr und mehr.

Die Mädchen waren weiß gekleidet, trugen helle Schärpen und Kränze im Haar.

Carlos zupfte aufgeregt an seinen Handschuhen; Nikolás blickte gleichmütig im Saal umher.

„Du, Carlos, dort steht Röschen!" flüsterte ihm Nikolás zu.

Carlos errötete.

Jetzt sollte gleich die Polonaise beginnen.

Carlos engagierte Röschen und Nikolás Hertha Mayer, die mit ihrer Mutter in der Nähe der Empore stand.

„Wie schön ist doch die spanische Sprache!" sagte Röschen zu Carlos.

„Ja, Spanisch ist schön, aber Deutsch ist auch schön!" antwortete Carlos.

Tante Martha saß mit glühenden Backen in der Reihe der Ballmütter und blickte stolz auf ihre Neffen.

Die ersten Takte der Polonaise begannen; der Zug ordnete sich.

Als Nikolás mit seiner Dame an der Tante vorbeikam, neigte sie sich vor und flüsterte ihm mit leuchtenden Augen einige Worte zu.

Gleich nachher kam Carlos mit Röschen vorbei.

Wieder beugte sich die Tante vor.

„Du und Nikolás, Ihr seid die Schönsten! rief sie aus.

Carlos sah die Tante erschrocken an und machte rasch einen Schritt vorwärts; Röschen aber lachte laut auf.

Der Zug machte eine Runde. Jetzt kam wieder Nikolás an der Tante vorbei.

„Die reinsten Mylords!" ertönte Tante Marthas Stimme laut.

Nikolás duckte sich.

Carlos zitterten die Kniee; Röschen kicherte.

Zwei Schritte vor Tante Martha riß Carlos seine Tänzerin nach links.

In diesem Augenblicke begannen die Figuren, Tante Marthas Aufmerksamkeit wurde abgelenkt . . . .

Nach zehn Minuten war die Polonaise beendet; es folgten Rundtänze.

Tante Martha spazierte umher, begierig zu erfahren, welchen Eindruck ihre Neffen machten.

Wie Carlos gerade wieder mit Röschen tanzte, kam sie plötzlich auf ihn zugelaufen.

Vor Schreck trat er seine Tänzerin auf den Fuß.

Röschen schrie: „Au!"

Jemand lachte in seiner Nähe.

Es war Fritz Klarg, sein Nebenbuhler.

Carlos stürzten die Tränen aus den Augen. Er ließ Röschen mitten im Saal stehen, lief in die Garderobe, verkroch sich in eine Ecke und heulte vor Wut und Beschämung.

Tante Martha war ihm nachgelaufen.

„Was ist Dir geschehen, lieber Herzensbub!" rief sie.

Carlos gab keine Antwort; er hatte sein Taschentuch in den Mund gestopft und schluchzte krampfhaft.

„Hat Dich jemand gekränkt, lieber Bub? Sprich!"

„Du bist schuld an allem!" heulte Carlos. „Alle Leute lachen uns aus! Warum sagst Du immer so laut, wir seien die Schönsten!"

„Bei Gott, das seid Ihr auch! Ihr seid die Schönsten!"

Carlos schluchzte vor Wut laut auf.

Tante Martha betrachtete ihn kopfschüttelnd: „Nein, was bist Du für ein Bub!"

Sie beugte sich zu ihm und wollte ihm die Backe streicheln.

Aber Carlos wehrte mit den Händen ab und stampfte mit den Füßen.

„Nun, in Gottesnamen!" sagte sie tröstend, „so weine Dich aus, mein lieber Bub, es tut gut, und komm nachher zum Kotillon und zum Souper; es gibt ein mordsgutes Souper!"

Jetzt erscholl im Saale Musik.

Tante Martha rief: „Nun kommt eine Damentour! Nein, was Du nicht alles versäumst, dummer Bub!"

Sie machte kehrt und stürmte fort. —

Als der Kotillon beginnen sollte, steckte die Tante nochmal den Kopf zur Garderobe hinein.

„Komm, Bub, komm, es geht an!"

Damit verschwand sie wieder.

Kurz vor dem Souper erschien sie nochmal. Nikolás war bei ihr. Seine Brust strotzte von Kotillonorden; aus seiner Miene sprach tiefe Teilnahme mit seinem Bruder.

Carlos kauerte noch immer in seiner Ecke. Er starrte brütend vor sich hin; seine Augen waren dick verschwollen, die Nase rot.

„Mein Gott," rief Tante Martha, „lieber, lieber Bub, wie siehst Du aus! Nein, mein herzensguter Bub, so kannst Du wahrhaftig nicht erscheinen!"

Nikolás wollte sich seinem Bruder nähern, aber Carlos wandte sich strampelnd nach der Wand um. —

Eine Stunde danach war Schluß des Balles.

Noch waren die anderen Knaben im Saale. Nikolás lief in die Garderobe.

Carlos stand schon im Mantel, seine eingewickelten Tanzschuhe in der Hand.

„Ich werde auf der Straße auf Euch warten," sagte er kurz.

Draußen schneite es seit mehreren Stunden heftig.

Carlos stellte sich in der Nähe des Ausganges im Dunkeln auf, bis die Tante und Nikolás erschienen.

Schweigend stapften sie durch den tiefen Schnee nach Hause.

Plötzlich blieb Tante Martha stehen und sagte: „Jesses, wie man nur das Leben so schwer nehmen kann!“

„Morgen werde ich auf der Schule von allen Jungens ausgelacht,“ antwortete dumpf Carlos.

„Wer Dich auslacht, den prügele ich durch!“ sagte Nikolás.

Sie gingen wieder eine Weile schweigend weiter.

„Uff,“ sagte Tante Martha und blieb nochmal stehen, „jetzt ist mir eine Naht geplatzt! Aber heillos gut hat mir's geschmeckt!“

Zu Hause angekommen, begaben sich Carlos und Nikolás gleich in ihr Schlafzimmer. Tante Martha blieb im Wohnzimmer.

Onkel Lobgesang saß noch im Wirtshaus „Zur Einigkeit“.

Die Tante ließ sich auf einen Stuhl nieder, knöpfte ihre Taille auf, löste die Schnüre ihres Korsetts, schnaufte einige Male tief und rief aus: „Gott sei Dank, endlich mal ist man wieder seines Lebens froh!“

Ein Sonntagsspaziergang.

Am Vormittag war in der Kirche von 11 bis 12 Jugendgottesdienst gewesen.

Als Carlos und Nikolás nach Hause kamen, roch es im Flur und in den Zimmern nach Kalbsbraten, denn den gab es gewöhnlich an den Sonntagen.

Tante Martha saß im Wohnzimmer auf dem Sofa in ihrem Sonntagskleid, die Zeitung in der Hand.

Onkel Lobgesang trat ein und verbreitete einen starken Duft nach Pomade.

„Grüß Dich Gott, mein Herzensmathias“, rief sie aus, „nicht zum Erkennen bist Du, so glänzest Du vor Glätte und Reine; einen solchen Gemahl lobe ich mir!“

Onkel Lobgesang lächelte widerwillig geschmeichelt; denn gerade heute hatte er sein vierwöchentliches Bad genommen.

Es wurde zu Mittag gegessen und gegen 2 Uhr war der Spaziergang.

Sie waren von Inspektor Kramers auf die Hirschburg zur Vesper eingeladen.

„Buben, glaubt mir,“ sagte Tante Martha, „wenn Inspektors einladen, geht es nicht nach der hungrigen und durstigen Seite!“

Sie brachen auf.

Sämtliche Einwohner Muffflingens waren auf den Beinen. Es schien die herrlichste Frühlingssonne. Man sah nur heitere Gesichter; es wimmelte von Kinderwagen: alles wollte hinaus in die Umgebung.

Bald hatten der Onkel, die Tante, Carlos und Nikolás das Städtchen hinter sich. Onkel Lobgesang und die Knaben marschierten rüstig voran. Tante Martha keuchte hinterdrein.

„Mathias," rief sie, „ich bitte Dich, bleiben wir einen Augenblick stehen und genießen wir die schöne Natur!"

Onkel Lobgesang aber schritt weiter.

Nun ging es eine Anhöhe hinauf.

„Mathisli, mein Gemahl, ich sterbe!" hauchte Tanta Martha.

Der Onkel blieb ein paar Sekunden stehen, dann befahl er: „Vorwärts!"

Nikolás lief zur Tante zurück, stellte sich hinter sie auf, stemmte den Kopf gegen ihre Tournüre und nun ging es im Trab, dicht hinter dem Onkel, den Berg hinauf.

Die Höhe war erreicht; der Weg führte jetzt bergab durch den Wald, dann in leiser Neigung über Wiesen bis zum Rande eines Tannenwaldes, wo das Wirtshaus zur Hirschburg stand.

Der große Garten war mit Ausflüglern beinahe bis zum letzten Platz gefüllt.

Inspektors mit ihren drei erwachsenen Töchtern waren schon da. Sie hatten den Umweg über die Grabenau genommen, wo sie zu Mittag gespeist hatten.

Der Herr Inspektor saß in Hemdsärmeln, weil es heute ungewöhnlich warm war.

„Grüß Gott, Herr und Frau Lobgesang und die jungen Herren!" erscholl es laut von ihrer Seite.

„Grüß Gott, alle miteinander!" rief Tante Martha laut, „einen Durscht habe ich! der gehört schon in die Weltausstellung!"

Es gab nach Wahl Kaffee mit Gugelhopf oder Bier mit Aufschnitt.

Carlos und Nikolás wählten Kaffee mit Kuchen, Onkel und Tante Bier mit Aufschnitt.

Tante Martha leerte mit einem Zuge ihr Glas, blickte gen Himmel, tat einen tiefen Seufzer und rief aus: „Das war der herrlichste Augenblick meines Lebens!"

„Wohl bekomm's, Frau Lobgesang," sagte der Herr Inspektor, „alle Achtung, das war ein wackerer Durst!" —

„Ein wunderbarer Frühlingstag!" bemerkte nach einer Weile Fräulein Sabine, Inspektors älteste Tochter.

Der Herr Inspektor antwortete: „Aber die Sonne meint's zu gut!"

Man trank noch eins.

Onkel Lobgesang taute auf. Er trank auf das Wohl der Gastgeber, dann versuchte er mit Tante Martha zu schäkern.

Carlos und Nikolás sahen den Onkel erstaunt an.

Er stieß die Tante mit dem Ellenbogen leicht in die Seite: „Na, Martha, mach' kein so ernstes Gesicht und sag' doch was Lustiges!" Darauf tätschelte er ihr die Hand und begann sie am Halse zu kitzeln.

„Nanu," rief Tante Martha, „Du bist ja der reinste Flitterwöchner!"
Inspektors lachten. —

Man trank noch einige Gläser und mit Beginn der Dunkelheit machte man sich auf den Heimweg.

„Laßt uns was singen!" schlug Tante Martha vor, und stimmte an: „Mein Vater ist ein Appenzeller!" . . .

Alle sangen mit, auch Onkel Lobgesang, nur Carlos und Nikolás nicht. Sie dachten mit Sorgen an die vielen Schulaufgaben für morgen, die noch nicht gemacht waren.

Bei Schluß einer jeden Strophe blieb Tante Martha stehen, stemmte die Arme in die Seiten und sang laut den Jodler; darin war sie Meisterin.

Auf dem Marktplatz in Mufflingen nahm man von Inspektors Abschied.

„Vielen, vielen Dank, Herr Inspektor; vielen, vielen Dank, Frau Inspektor, es war unvergleichlich schön!" sagte Tante Martha und hielt die Hände der Gastgeber lange erfaßt.

Auch Carlos und Nikolás bedankten sich mit vielen Worten. Es war ihnen zu Hause eingeschärft worden.

Kaum heimgekommen, setzte man sich zum Abendessen. Es gab nur Milchsuppe, denn man hatte reichlich gevespert.

„Schlürf' nicht so schrecklich!" herrschte Onkel Lobgesang die Tante an, „mir wird's stockübel dabei!"

„Jesses," sagte Tanta Martha, jeder kann's nicht wie Du, so grusig lautlos schlucken, wie 'ne Katz'!" —

Bis tief nach Mitternacht saßen Carlos und Nikolás bei einer Kerze über ihre Schulaufgaben.

Von Zeit zu Zeit ertönte von der Straße zu ihnen hinauf das Schreien und Johlen von Betrunkenen.

Rud. Joh. Schmied.

Dienstbotenfragen und -Nöte.

Die Dienstbotenfrage und die dazu gehörige Dienstbotennot ist eines von jenen Themata, über die sich jedesmal, wenn sie berührt werden, eine Diskussion entspinnt, die nicht enden will. Das ist nur natürlich, denn wohl keine zweite Frage schneidet so in unser tägliches Leben ein, weil die mit Glücksgütern gesegnete Hausfrau, die über eine Schar von Domestiken befehlen kann, unter ihr genau so leidet wie manche im Berufsleben stehende, die sich nur morgens von einem Stundenmädchen bei ihren groben Arbeiten helfen läßt. Es ist schon sehr viel Druckerschwärze vergossen worden, wie man dem überhand nehmenden Übel dieser Dienstbotennot am wirksamsten steuern könne, aber trotzdem hört man wenig oder nichts von einer radikalen Besserung.

In Amerika sind, wie man weiß, die Dienstboten eine verachtete Klasse, keine amerikanische Bürgerin nähme eine Stelle als Köchin oder Hausmädchen an, wenn sie auch noch so gut bezahlt würde, und an manchen Orten Deutschlands soll es auch schon so sein, daß Mädchen aus den bessern Volkskreisen sich weigern, als Dienstboten ihr Brot zu verdienen. Warum? An und für sich betrachtet, muß es doch angenehmer sein, gut und reichlich genährt eine verhältnismäßig leichte Arbeit zu verrichten, als in dem Staube von Fabriken jeden Tag das absolut gleiche Pensum absolvieren zu müssen und daneben oft noch die Sorge um das tägliche Brot zu haben. Ich kann mir nicht denken, daß wie vielfach, besonders von sozialdemokratischer Seite, behauptet wird, der regelmäßige freie Abend der Hauptgrund ist; viemehr kommt meiner Ansicht nach sehr häufig die Weigerung gerade der besseren Mädchen daher, daß sie nicht wünschen, von Morgen bis Abend kontrolliert zu werden. Es ist nicht die Arbeit an und für sich, die gescheut wird, sondern die Unfreiheit, sich diese Arbeit nicht nach eigenem Ermessen einrichten zu können, immer nur das Werkzeug der Herrin zu sein, die gewiß manchmal die Arbeit weniger versteht als das Mädchen, und der dieses trotzdem, wenn es selbst bei einer Differenz im Recht ist, immer nachgeben soll. Natürlich gibt es eine Menge schlechter Dienstmädchen, wie es auch viele schlechte und ungerechte Herrinnen gibt, diese beiden Extreme muß man in solchen Betrachtungen selbstverständlich ausschalten, bei denen kommt auf beiden Seiten nur der gute Durchschnitt in Betracht. Die vollständige Willenslosigkeit, die viele Hausfrauen von ihren Dienstmädchen fordern, paßt nicht mehr in unsere moderne Zeit hinein, sie ist ein Rest aus jenen Tagen der Sklaverei, in denen die Herrschaft von den Dienenden als Wesen höherer Kaste verehrt wurde und ein Ungehorsam gegen deren Befehle ein todeswürdiges Verbrechen war. Für die Herrschaften war es damals wahrscheinlich viel leichter, ein Hauswesen zu regieren, aber soweit sind wir doch wohl alle in unseren Ideen fortgeschritten, um darüber klar zu sein, daß bei einer Erziehung, wie sie Schule und Leben heute selbst dem ärmsten Kinde gibt, auch von dem borniertesten Dienstmädchen nicht mehr das Benehmen einer Sklavin zu erwarten ist. Ein Gegner wird mir hier vielleicht einwerfen, daß es zwischen Skaventum und der heute so oft gerügten Unbotmäßigkeit der Domestiken doch eine Reihe Mittelstufen gäbe, und daß unsere Mütter und Großmütter auch keine Sklaven gehabt hätten aber immer das ideale patriarchalische Verhältnis gerühmt hätten, in dem sie zu ihren Leuten gestanden hätten. Es würde hier zu weit führen, wollte ich auseinandersetzen, wie sehr sich auch in der Leutefrage seitdem die Bedingungen geändert haben, und ohne in die Wahrhaftigkeit unserer Mütter und Großmütter Zweifel setzen zu wollen, möchte ich darauf hinweisen, daß in der Erinnerung manches rosiger aussieht, als es in der Gegenwart war; Dienstbotennöte hat es auch damals gegeben, sie waren nur anderer Art und sollen uns hier nicht beschäftigen.

Man hört hauptsächlich heute über zweierlei klagen, erstens, daß es überhaupt kein patriarchalisches Dienstverhältnis mehr gäbe, zweitens, daß die Mädchen keinen Respekt mehr hätten. Beides ist in manchem Sinne richtig! Das moderne Dienstmädchen, zumal wenn es seine Arbeit versteht, blickt nicht mehr in scheuer Ehrfurcht zu seiner Herrin empor, wenn es sieht, daß diese absolut kein Urteil über seine Leistungen hat, und schon damit ist der Wunsch der Herrschaft nach einem patriarchalischen Verhältnis zu den Domestiken unmöglich geworden, denn das geht zu Grunde, sowie die Kritik einsetzt. Versteht auf der andern Seite die Hausfrau ihre Sache, so wird ein gutes Mädchen das willig anerkennen, aber es wird deshalb nicht in blinder Bewunderung vor seiner Herrin auf den Knieen liegen, damit hat die moderne Zeit wohl ein für alle Mal aufgeräumt, und je eher sich die Hausfrauen in dies Unvermeidliche finden, um so besser für sie. Das patriarchalische Verhältnis von Herrschaft zu Dienerschaft ist, seien wir ganz offen, im Grunde doch nichts anderes als eine letzte, allerdings sehr milde, ich möchte sagen ideale Form von Sklaverei. Der Wille des Dienenden hat sich dem des Herrschenden unbedingt zu fügen. Es gibt auch heute wohl noch derartige Verhältnisse, zumal auf großen Gütern, wo die Stellungen der Dienerschaft sich oft von Vater auf Sohn vererbt haben und manchmal eine wahre Freundschaft, wenn auch auf der einen Seite mit einer gewissen Ehrfurcht gemischt, den Herrn mit dem Diener und die Kinder des Herrn mit denen der Dienerschaft verbindet. Ein solches patriarchaliches Verhältnis kann geradezu ideal genannt werden, denn der Respekt ist hier auf beiden Seiten gleich und der Dienende beugt sich mehr der höheren Bildung seines Brotgebers. Wie alles Schöne auf Erden, so ist natürlich ein derartiges Verhältnis sehr selten, denn abgesehen von der Tradition, die hier eine große Rolle spielt, setzt ein patriarchalisches Dienstverhältnis immer eine gewisse Wohlhabenheit voraus, wie ja auch nur der Reiche Sklaven hatte, während der mit wenig Glücksgütern Gesegnete sich selbst weiterhelfen mußte. In Rußland, das bis in unsere Zeit noch die Leibeigenschaft kannte, gibt es am häufigsten heute solche richtigen patriarchalischen Dienstverhältnisse. Dort sieht man noch Domestiken, die ihr ganzes Leben bei einer Herrschaft verbringen, ohne daß sie dafür besonders gut behandelt würden. Sie verlangen auch nichts weiter als ihr Bett und ihr Essen, möglichst wenig Arbeit und an Festtagen ein Glas Schnaps, dafür hängen sie dann mit geradezu hündischer Treue an ihrer Herrschaft und nehmen Zustände mit in den Kauf, die sich bei uns das dümmste Mädchen vom Lande nicht gefallen lassen würde. Die Seelen dieser Leute sind gegen die der unsern um Jahrhunderte im Rückstande und wir sollten uns derartige, zwar treue, aber oft kaum Menschen zu nennende Wesen nicht zurückwünschen. Die zum Teil noch unter der Leibeigenschaft groß gewordenen Herrschaften haben oft keine Ahnung, auf welch niedriger Kulturstufe ihre Leute stehen, und sie wollen

nicht glauben, daß es Unrecht ist, sie darin zu lassen, wenn sie selbst die Erbärmlichkeit ihrer Lage auch nicht empfinden. Ein Beispiel möge das eben Gesagte illustrieren. Eine österreichische Aristokratin kam als ganz junge Frau auf die russischen Güter ihres Mannes. Eine übertrieben große Schar Domestiken empfing sie, man weiß aus Tolstoischen Romanen, daß sechzig Leute in solchen Magnatenhäusern keine Seltenheit waren. Die junge Fürstin fühlte sich in dieser asiatischen Pracht ungemütlich und sie forschte, ob es nicht möglich sei, diese unzählige Dienerschaft einzuschränken. Bei diesen Erkundigungen entdeckte sie, es war in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, daß es Schlafräume für die Leute überhaupt nicht gab, sie kampierten nachts in den Korridoren des Schlosses, auch auf den Sofas der Herrschaft, und das Küchenpersonal schlief in der Küche auf der Erde oder auf dem Tisch, auf dem morgens das Brot gebacken wurde! Und der eigene Mann verstand anfangs nicht daß sie dies zu ändern wünschte! Der slavischen Rasse liegt das Sklaventum, wie man ja schon aus dem Namen hört, mehr im Blute als den germanischen und romanischen Völkern. Die Unterwürfigkeit gegen die Herrschaft ist selbstverständlich auch in Österreich, das doch den starken Einschlag von Deutschtum hat. Ich erinnere mich genau meines Entsetzens, als mir auf einem Besuch in der Nähe Prags die Mägde beim Betreten des Kuhstalls den Saum meines Kleides küßten. Meine Wirtin empfand dies einfach wie ein Zeichen der Höflichkeit, während es sie andererseits rüpelhaft deuchte, daß meine Leute mich mit meinem Namen anredeten und mich nicht wie sie Ew. Gnaden titulierten, obgleich sie genau so schlicht bürgerlich war wie ich.

In den romanischen Ländern ist das Verhältnis von Herrschaft und Dienerschaft ein ganz anderes, als in Osteuropa oder bei uns. An die Stelle der Unterwürfigkeit tritt die Kameradschaft, fast möchte ich sagen Freundschaft. Um dies zu illustrieren, brauche ich nur daran zu erinnern, daß wir der romanischen Literatur die für alle Zeiten unsterblich gewordenen Figuren sowohl des getreuen Dieners und der Magd mit dem gesunden Menschenverstande verdanken. Sancho Pansa und Don Quixote, Don Juan und Leporello, die Toinetten und Martinen Molières, die Zofen Goldonis beschreiben besser als Worte eines Beobachters, wie die dienende Klasse jener Länder denkt und fühlt. Wie es damals war, so ist es zum großen Teil auch noch heute. Natürlich gibt es in vornehmen Häusern eine nach englischem Muster wie gute Maschinen tadellos gedrillte Dienerschaft, aber bei der großen Mehrzahl teilt das Mädchen das intime Familienleben der Herrschaft bis zu einem Grade, der bei uns undenkbar wäre. Aber die Italienerin uud Spanierin haben auch einen angeborenen Takt, der sie nie zu einer nicht passenden Vertraulichkeit verführen wird, ein Fehler, in den die Deutsche, wenn sie nicht gebildet ist, leider sehr leicht verfällt. Ich weiß von einer Dame, daß sie ihrer Kammerjungfer jeden Brief vorlas, sie um

ihre Ansicht über die Verehrer ihrer Tochter befragte, ihr das Herz über die Schulden ihrer Söhne ausschüttete und andererseits mit eben so großem Interesse die Herzensangelegenheiten des Mädchens verfolgte, und diese Dame war keineswegs eine Ausnahme. Bonhommie gepaart mit Verschmitztheit und einem Hang zu kleinen Unehrlichkeiten, der sich aufs beste mit der Anhänglichkeit an die Herrschaft verträgt, dabei keine Spur der hündischen Treue der slavischen Dienstboten, so ist der durchschnittliche Typus der dienenden Klasse in den südlichen Ländern Europas.

Das absolute Gegenteil davon sind, wie man weiß, die englischen Domestiken, die ja, und zum Teil mit Recht, als die besten der Welt gelten. Es sind tadellos gedrillte Maschinen, welche die Arbeit, für die sie sich verpflichtet haben, vorzüglich verrichten, aber auch nicht um eines Haares Breite darüber. Das englische Dienstmädchen schließt mit seiner Herrin einen Kontrakt, genau wie ein Kaufmann, der einen Kommis engagiert. Jeder Teil verlangt die Erfüllung dieses Vertrages, von einem persönlichen Verhältnis ist keine Rede, aber jeder Teil wird sich hüten, den Vertrag zu verletzen. Das Mädchen wird immer höflich sein, pünktlich die von ihm verlangte Arbeit verrichten, stets im tadellosen schwarzen Kleide mit dem obligaten weißen Häubchen erscheinen und dafür wird die Hausfrau darauf achten, daß die Mädchen ihr gutes und reichliches Essen erhalten, denn nirgends machen die Domestiken hierin solche Ansprüche wie in England. Außerdem wird sie sich hüten, selbst in dringenden Fällen, dem Hausmädchen eine Arbeit zuzumuten, die Pflicht der Köchin wäre, sie wird eher selbst Hand anlegen. Der Grund, weshalb sich in England so ganz bestimmte Gesetze bei den Dienstboten ausgebildet haben, kommt von den gleichen Lebensgewohnheiten der besser situierten Klassen. Ob in London, ob in dem unbekanntesten Winkel Englands, der Brite ißt überall die gleichen Gerichte, hat sein Bett auf die gleiche Weise gemacht und läßt auf die gleiche Weise seinen Tisch decken. Es wäre in Deutschland kaum möglich, daß ich erlebte, einst zu Freunden in London zum Lunch gebeten zu sein, welche denselben Morgen von einer längeren Reise zurückgekehrt waren und drei neue Mädchen im Hause vorgefunden hatten, und trotzdem funktionierte alles tadellos. Bei uns wird jeder Haushalt verschieden geführt, und was in Bremen und Hamburg für fein gilt, ist vielleicht schlechter Ton in Dresden und Leipzig. Aus diesem Grunde kann sich oft bei uns gar kein Grundstock von gut ausgebildeten Domestiken bilden, denn sie müssen in jedem Hause umlernen, während in England das Mädchen von vorherein weiß, was jede ordentliche Herrschaft verlangt, auch in puncto Manieren.

Die Vereinigten Staaten von Amerika sind das Land, in dem man so recht eigentlich von einer Domestikennot reden kann. Da, wie ich bereits oben erwähnte, eine amerikanische Bürgerin keine Dienstmädchenstelle annimmt, so ist man, wenn man keine Schwarzen will, auf das angewiesen, was Europa

schickt. Das sehr teure Leben bedingt ungeheuer hohe Löhne, selbst für ganz minderwärtige Leistungen, und die Folge ist, daß auch wohlhabendere Leute sich ohne Mädchen behelfen. Viele Familien haben es aufgegeben, überhaupt einen Haushalt zu führen, und leben jahraus jahrein in, was wir Einküchenhäuser nennen würden. Sie bewohnen eine Etage und der Besitzer des Hauses sorgt dafür, daß diese gereinigt wird, unten ist ein gemeinschaftliches Restaurant, wo für einen bestimmten Tarif die Mieter beköstigt werden, auf Wunsch bekommt man auch in seiner Wohnung serviert. Diese Art Häuser gibt es für alle Arten von Geldbeuteln, indes natürlich nur in ganz großen Städten wie New York, Chicago usw. Die Not hat die Menschen drüben erfinderisch gemacht, der Haushalt ist so eingeteilt, daß er so wenig Arbeit wie möglich in Anspruch nimmt und schlimmstenfalls auch ein paar Tage ohne Hilfskräfte geht. Stiefel putzt drüben so wie so kein Mädchen, man muß auf die Straße gehen, um sie reinigen zu lassen, wo es flinke italienische Jungen im Nu besorgen. In den in der weiteren Umgebung New Yorks liegenden Städten ist es fast unmöglich, gute Leute zu bekommen, da die Mädchen nicht genügend Zeit finden, um die große Stadt an jedem Ausgehtage zu besuchen. Da es keine Aushilfen gibt, so hat man sich allmählich damit abgefunden, die Hälfte des Jahres keine Bedienung zu haben. Es ist daher etwas ganz Alltägliches, daß eine Dame, wenn sie Gäste hat, ihr Diner selbst kocht und trotzdem nachher in elegantester Toilette oben an ihrer Tafel thront. Zum Aufwarten findet sich schon eher ein Ersatz. Als ich voriges Jahr in Orange im Staate New Jersey zum Besuch war, fiel mir auf, daß an jedem der schönen Sommerabende, selbst in den ärmeren Quartieren, die Frauen in den duftigsten, meist weißen Toiletten auf den die Häuser umgebenden Veranden, lesend oder nichtstuend, in ihren tiefen Schaukelstühlen lagen, ein Bild des dolce far niente. Auf mein Befragen antwortete man mir, daß die Amerikanerin ihren Haushalt genau wie ein Geschäft führe, nach der nötigen Arbeit des Tages schließe sie ihn und vergeude ihre Kräfte nicht unnötig, um am Abend noch dies oder jenes fertig zu bringen. Der Abend gehöre dem Manne und der Erholung, dafür könne man manche dieser eleganten Damen früh morgens vor ihrem Hause die Treppenstufen scheuern sehen, was die gesellschaftliche Stellung nicht im mindesten untergrübe! Aber für das Reinmachen macht sich die Amerikanerin genau so kokett zurecht, als ginge sie shopping; sie bleibt eben in allen Lebenslagen die Dame. Uns will es widersinnig scheinen, daß ein Land, welches so frei denkt über Arbeit und gesellschaftliche Stellung, andererseits den ausgesprochendsten Kastengeist besitzt und die Stellung eines Dienstmädchens nicht anständig für eine amerikanische Bürgerin findet. Die von Europa Gekommenen nehmen diese Vorurteile nur allzu schnell an, so ist nirgends an ein Zusammendienen von weißen und farbigen Dienstboten zu denken, es ist immer ein krasses entweder — oder.

Als Beleg, wie schroff das soziale Vorurteil gegen die Dienstbotenklasse ist, habe ich an anderer Stelle bereits früher eine Geschichte erzählt, die mir ein bekannter Rechtsanwalt aus Philadelphia einst zum besten gab, und die ich hier deshalb nur kurz streifen will. Eine seiner Maschinenschreiberinnen, ein gesellschaftlich sehr unbeholfenes Geschöpf, bekam plötzlich durch den Verkehr mit einem jungen Mädchen, das es auf einem Quäker-Meeting kennen lernte, auffallend bessere Manieren, veränderte sich überhaupt aufs vorteilhafteste, aber diese Freundschaft wurde von ihrer Mutter schnöde getrennt, sobald wie sie erfuhr, daß die Freundin ihrer Tochter Hausmädchen war, da sie ein solches nicht in ihrer Familie empfangen könne!

In anderer Hinsicht könnten wir in Deutschland indes manches von Amerika lernen, zumal in der verständigen Zeiteinteilung. Bei uns werden mit unnötigem Kleinkram noch so viel kostbare Minuten verzettelt; auch glaube ich, daß ein Teil unserer Leutenot auf ein schlechtes Disponieren der Hausfrau zurückzuführen ist und ebenso auf einen noch nicht überwundenen Rest von Sentimentalität, der in dem Verhältnis der Herrin zur Dienerin kein Geschäftsverhältnis sehen will. Und doch ist der Kontrakt, den man mit seiner Köchin schließt, genau so rechtsgültig wie das Abkommen, das der Anwalt mit seinem Schreiber, der Kaufmann mit seinem Kommis eingeht, die sentimentale Seite des Menschen hat mit dieser Vereinbarung zunächst gar nichts zu tun. Natürlich will ich damit nicht behaupten, daß es besser sei, zwischen Herrschaft und Dienerschaft das Gefühl überhaupt auszuschalten, ganz und gar nicht, nur ist es die Nebensache. Die Klagen mancher Damen über Mangel an Interesse bei den Mädchen, weil diese nicht gleich lebhaften Anteil an jedem Ereignis der Familie nehmen, sind unbillig; sie sind ein Rest aus den alten patriarchalischen Tagen, passen aber in die heutige Zeit nicht mehr hinein, und dem sollte Rechnung getragen werden. Selbstverständlich ist es schön, wenn ein Mädchen in den Interessen der Herrschaft aufgeht, aber wenn es dies nicht tut, indessen seine Arbeit gut verrichtet, so ist kein Grund da, es zu tadeln. Man kann auch höflich und freundlich miteinander sein, ohne die Familie des anderen bis ins dritte und vierte Glied zu kennen.

Und ein anderer Fehler unserer deutschen Hausfrau ist, daß sie begehrt, in ihrem Hause eine unbeschränkte Autokratin zu sein. Sie soll und muß natürlich regieren, aber sie will meist auch den Glauben erwecken, daß allein in ihrem Hause richtig gewirtschaftet würde. Wagt ein erfahrenes Mädchen es, seiner Herrin zu sagen, es sei einfacher, diese oder jene Arbeit so zu machen, wie es dies bei seiner früheren Herrschaft gelernt habe, werden heute unter zehn Hausfrauen neun gewiß sagen: „Bei mir wird es aber so gemacht!“ Das heißt mit anderen Worten, alles übrige paßt mir nicht! Keine dieser neun Damen denkt daran, daß hierdurch sich manches strebsame, nicht dumme Mädchen schwer verletzt fühlen wird. Von diesem Vortrefflichkeitsdünkel kommt meiner Ansicht nach zum Teil der große Mangel an gut geschulten

Domestiken her, über den man bei uns immer klagen hört und der unseren Hausfrauen schon so manche Träne gekostet hat, und noch mehr Zeit. „Mein Mädchen kann aber auch gar nichts!“ Dies Mädchen hat in seiner früheren Stellung alles anders gelernt und muß nun wieder von vorne anfangen. In England weiß jedes in einem guten Hause gewesene Mädchen genau, welche Arbeit es ein für alle Mal zu verrichten hat. Was für eine Fülle von Zeit dadurch jeder Dame gespart wird, ist sonnenklar. Ich fürchte nur leider, daß man diesen Mangel schwer bei uns wird bessern können, denn viele Köpfe, viele Sinne ist ein deutscher Erbfehler.

Man wird nun die Frage aufwerfen, wie denn diese Dienstbotennot überhaupt zu mildern sei, ohne daß man gleich den sozialdemokratischen Achtstundentag einführe und von „Hausbeamtinnen“ zu sprechen brauche? Da hier nur von meinen persönlichen Beobachtungen die Rede ist, möchte ich mich nicht auf weitgehende radikale Änderungsvorschläge einlassen, vielleicht aber tragen manche Beobachtungen und Schlußfolgerungen dazu bei, daß sie Herrschaft und Dienerschaft das gemeinsame Miteinanderarbeiten erleichtern und in das nicht zu umgehende Zusammenleben beider einen Strahl größerer Freudigkeit bringen. Um ein Hauswesen gut zu regieren, scheint mir eine genaue Arbeits- und Zeiteinteilung die erste Bedingung zu sein. Ein Mädchen leistet das Doppelte, wenn es zu jeder Stunde weiß, was es zu tun hat, und wenn es weiß, daß die Frau damit rechnet und es nicht durch häufiges Klingeln von der Arbeit ruft, ein Fehler, den viele Damen ganz harmlos begehen und sich nachher wundern, daß nicht mehr geschafft wurde. Ein Mädchen, das gut arbeiten soll, muß auch gern arbeiten und das Gefühl haben, daß seine Arbeit nützlich ist. Wenn es merkt, daß nur, um seine doch bezahlten Kräfte zu verwenden, es immer wieder die gleichen Kräne zu putzen hat, es das Parkett in Räumen bohnern soll, die seit der letzten Reinigung vielleicht kein Fuß betrat, dann wird es erlahmen und ohne Lust, also schlecht arbeiten. Ein Mädchen sieht solch überflüssige Arbeit heute auch als Vergeudung seiner Arbeitskraft an, und es geht oft lieber aus dem Dienst, als daß es sich durch höheren Lohn halten läßt. Der hohe Lohn hat überhaupt weniger Anziehungskraft, als sich manche Hausfrau denkt; gutes Essen und freundliche Behandlung spielen bei den stellensuchenden Mädchen eine wichtigere Rolle, eine größere selbst als Geschenke. Hier mag der Gedanke ausschlaggebend sein, daß für viel Geschenke und viel Lohn auch eine extra Gegenleistung an Arbeit beansprucht werden könnte, oder daß es darum weniger freie Sonntage gäbe, ein Gedanke, an dem entschieden etwas Wahres ist. Merkt dagegen ein Mädchen, daß die Frau sich einrichtet, damit das Mädchen abends fortgehen kann, sieht es, daß Rücksicht auf seinen freien Sonntagnachmittag genommen wird, so wird es auch ohne hohen Lohn auf dieser Stelle bleiben und seinerseits durch gute Arbeit zeigen, daß es dafür erkenntlich ist. Gegen eine strenge Frau hat ein

Mädchen selten etwas einzuwenden, vorausgesetzt daß die Strenge gerecht ist. Geht aber die Dame viel aus und schlägt dem Mädchen jede Bitte, einmal länger als üblich fort zu bleiben, ab, so wird das sehr schnell böses Blut setzen. Früher war es allgemein üblich, daß die Mädchen höchstens einmal im Winter die Erlaubnis erhielten, zu Tanz zu gehen, und in vielen Häusern überhaupt nicht, weil, wie man sagte, man die Mädchen nicht „in Versuchung" führen wollte! Wer aber dazu neigt, kommt auch ohne Tanzvergnügen zu Fall! Heute ist diese Art von moralischer Prüderie wohl meist überwunden, aber noch ist es bei vielen Familien die Regel, daß die Leute Sonntag abends Punkt 10 Uhr wieder im Hause sein müssen. Seit die Städte gewachsen, auch hier in Bremen die Entfernungen so groß geworden sind, ist dies Gebot nicht mehr richtig, und ein Mädchen braucht darum, daß es erst um 11 Uhr nach Hause kommt, noch lange nicht auf schlechten Wegen zu wandeln. Überhaupt etwas weniger Mißtrauen! Man soll nicht immer gleich das Schlechteste von den Mädchen denken, sondern im Gegenteil ihnen zeigen, daß man von ihnen mit Mensch zu Menschen spricht und daß man diesen Menschen nach seinem inneren Wert mißt und nicht nach seinem Stand und Kleid. Wer sein Mädchen in diesem Sinne behandelt, der kann allmählich merken, daß aus den knorrigsten und ungehobeltsten Geschöpfen, wenn der Charakter nur gut ist, oft die tüchtigsten und leistungsfähigsten Dienstboten werden. Und wenn, vielleicht erst nach vieler Mühe und Geduld, die man sich geben muß, aus so einer „unbedarften kleinen Deern" sich ein prächtiger Mensch entwickelt, der im Leben etwas leisten wird, dann kann man seine helle Freude darüber haben, daß man sein Scherflein dazu beigetragen hat. Wer die Dienstbotennot auf solche Weise zu lösen versteht, der schafft Kulturwerte, deren Betrachtung weit über den Rahmen dieses Artikels hinausgehen würde, aber vielleicht war es nicht ganz unnütz, die Frage aufzuwerfen, die möglicherweise diesen und jenen erst auf die Idee bringt, daß es auch eine solche Lösung der Dienstbotennot geben könnte!

L. Susemihl-Gildemeister.

Künstlerurteile über van Gogh.

In der Vorstandssitzung des Kunstvereins vom 5. Februar las Herr Dr. Pauli Auszüge aus Briefen vor, in denen sich bekannte Künstler ihm gegenüber unaufgefordert über den hier viel umstrittenen Meister und sein vom Kunstverein angekauftes Bild äußern. Da wir glauben, daß diese spontanen Äußerungen Sachverständiger auch unsere Leser interessieren dürften, hat uns Herr Dr. Pauli auf unsere Bitte die Briefe zur Veröffentlichung der van Gogh betreffenden Stellen freundlichst überlassen. Wir lassen die Auszüge in chronologischer Ordnung folgen, ohne Kommentar.

Worpswede, den 3. Januar 1911.

„. . . . Ich finde, man sollte die hohe Kunst van Goghs nicht rein vom Standpunkt der naturalistischen Bildermalerei betrachten, sondern ihn als Vorläufer und Vorausahner einer großzügigen architektonischen Raumkunst betrachten . . . . Auch den besten Raummalern der Jetztzeit fehlt die Herbheit des Stils und Rhythmus, die der große Vlame (kein Franzose, sondern Germane) nur durch fortwährendes Sichbewegen in der Natur und kämpfen mit ihr erreichen konnte."

Walter Bertelsmann.

Wien, den 20. Januar 1911.

Verehrtester Herr Direktor.

„Wie ich höre, haben Sie für die Bremer Galerie einen van Gogh erworben und dafür aus Künstlerkreisen die verdiente Zurechtweisung erfahren. Ich kenne das Werk nicht, das Sie erworben haben, bin aber auch so ein vaterlandsloser Geselle, der van Gogh für eines der größten malerischen Genies des letzten Jahrhunderts hält. Gestatten Sie mir zum Falle van Gogh folgenden kleinen Beitrag:

Vor sieben oder acht Jahren, als es in Wien noch eine Künstler-Vereinigung mit nicht bloß wirtschaftlichen, sondern auch ideal künstlerischen Intentionen gab, in der Glanzzeit der Wiener Sezession, sahen wir in der Impressionistenausstellung zum ersten Male Arbeiten von van Gogh. Das Publikum lachte, die Kritik höhnte und gekauft hat natürlich niemand, trotz der bescheidensten Preise. Als die Werke wieder zurück nach Paris wandern mußten, veranstalteten die Kollegen Pernatzick, Klimt und meine Wenigkeit eine Kollekte, jeder von uns gab, was er entbehren konnte, wir kauften eine Landschaft van Goghs und schenkten sie dem Staate.

Jetzt, wo unsere moderne Galerie einen feinsinnigen Direktor hat, wurde das Bild hervorgeholt und leuchtet in einem Saale der Galerie.

Der Staat hatte damals das Geld nur zur „Unterstützung" heimischer Künstler verwendet, daher bemühten sich einige Künstler um die Unterstützung der Kunst.

Diese kleine Episode dürfte Sie eben jetzt interessieren."

Carl Moll.

Fischerhude, den 1. Februar 1911.

„. . . . Darf ich Ihnen bei dieser Gelegenheit sagen, wie sehr ich mich über die Erwerbung des van Goghschen Mohnfeldes gefreut habe! Der Kunsthalle kann man zu dem Besitz nur gratulieren. Ich freue mich aber besonders aus einem egoistischen Motive. Als ich das Bild im Dezember bei Cassirer sah, machte gerade dieses Werk einen tiefen Eindruck auf mich und deshalb freue ich mich außerordentlich, dieses köstliche und so überaus anregende Bild in dauernder Nähe zu haben."

Otto Modersohn.



Bildende Kunst.

In den Wetterwinkeln der deutschen Kunstlande ballt es sich wieder einmal finster zusammen. Auf wen wird sich die aufgesammelte Empörung diesmal entladen? Wir raten: auf die Kunstschriftsteller. Kleinere Vorstöße sind bereits in der Tagespresse unternommen worden, auf die Kunstschriftsteller und die ihnen verbündeten Kunsthändler und Galeriedirektoren. Doch das sind vielleicht nur Vorpostenscharmützel. Warten wir es ab, und halten wir unser Pulver trocken. Soviel ist jedenfalls schon jetzt gewiß: für den Kunstschriftsteller steht die Sache äußerlich so schlecht wie möglich. Er hat sich — ob mit Recht oder Unrecht, ist eine zweite Sache — zwischen den schaffenden Künstler und das genießende Publikum gestellt und versucht zwischen beiden zu vermitteln. Schlimm, daß eine solche Vermittlung überhaupt nötig geworden ist. Heute ist das Kunstschriftstellertum Pufferstaat zwischen Künstler- und Laienschaft und bekommt im Falle von Mißverständnissen zwischen beiden auch von beiden die zugehörigen „Püffe". Das gehört zu seinem Gewerbe.

„Weißt du, wie das ward?" Aus einer dogmatisch dekretierenden metaphysischen Katheder-Ästhetik, die glücklicherweise trotz ihres Anspruches unter den Gelehrten blieb und nicht zu den Schaffenden drang, hat sich das moderne kritisch-propagandistische Journalistentum entwickelt, das heutzutage eine beträchtliche Macht darstellt. In den Werkstätten der Künstler lernten die Kunstgelehrten bald, daß die Kunst nicht eine aus der Ästhetik zu deducierende Sache ist, sondern daß vielmehr das Umgekehrte der Fall sein dürfte. Von der Kunstlehre gingen sie nun zur Kunstgeschichte über, und von der Kunstgeschichte zur modernen Kunst. Aus dem Wolkenkukuksheim der Spekulation zur Empirie hinabgestiegen, erlernten sie statt ihrer abstrakten Terminologie rasch die ohren- und augenfälligere Sprache der Ateliers, der Könner und Kenner, schufen sich mit ihr ein Mittel, die Absichten der Schaffenden in der Gegenwart verständlich zu machen und sie mit der Vergangenheit und Zukunft in wirksame Verbindung zu setzen. Die Erfahrung der Gegenwart und die Kenntnis der Geschichte gab ihnen die Möglichkeit, durch stetes Vergleichen und intensives Nachdenken über die stets gleichbleibenden wertbestimmenden Momente im Kunstschaffen zu einer Art von Objektivität, auf die bekannte „höhere Warte" des Kritikers emporzugelangen. In ihrer journalistischen Kunstkritik mischten sich ganz frische Eindrücke aus den Ateliers, direkte Einflüsse der Schaffenden, ausgleichende Resultate der eigenen historischen Verarbeitung, leise Erinnerungen an die entthronte Selbstherrlichkeit der Ästhethik und die natürlichen Sympathien und Antipathien ihres privaten Kunstenthusiasmus. Halb Künstler, halb Laie, suchten sie die Intentionen der einen möglichst den anderen nahezubringen, das war ihre propagandistische, — oder aber die letzteren gegen Verirrungen und Extravaganzen der ersteren in Schutz zu nehmen, das war ihre kritische Tätigkeit. Für die Künstler in der Offensive, für das Publikum in der Defensive, das mußte ihre Losung sein. Sie hatten im Umgang mit den Schaffenden die akademische Weltfremdheit soweit abgelegt, sie waren selbst künstlerisch genug geworden, um zu erkennen, daß ein Nichtkünstler (also Kritiker und Publikum) einen Künstler nur annehmen oder ablehnen, niemals aber ihm Vorschriften machen darf. Es ist gefahrvoll und ein Zeichen des Niedergangs, es ist eminent unkünstlerisch empfunden und geradezu ein Rückfall in den doktrinären Apriorismus der Kunstmetaphysik, wenn der Kritiker versucht, Einfluß auf den Schaffenden zu gewinnen, und noch schlimmer, wenn es Schaffende gibt, die sich einem solchen Einfluß auf die Dauer unterwerfen. Eine Kunstrichtung von einem Kunstkritiker dekretiert! Welch eine groteske Verkehrung der Dinge! Sollten wir wirklich wieder dahin gekommen sein? Sollte es wahr sein — was neuerdings einige Stimmen behaupten —, daß die Franzosen Monet, Cézanne, van Gogh, Matisse ihrer deutschen Jüngerschar erst von den Kunstschreibern suggeriert worden seien, daß Privatsammler

und Galerieleiter sich von Literaten in ihren Ankäufen bestimmen ließen? Dann wäre es in der Tat am Platze, von einer verhängnisvollen Ausländerei, von einer würdelosen Nachahmung der Franzosen zu reden. Denn die Auseinandersetzung mit der französischen Kunst wäre nichts Organisches, innerlich Berechtigtes, von den Künstlern notwendig Erstrebtes, sondern die künstliche Frucht einer Zeitungsreklame, die leere Konstruktion eines Literaten. Wir glauben: nicht der deutsche Künstler unterschätzt das Deutschtum in der Kunst, der sich aus innerem Zwang mit den modernen Franzosen auseinandersetzt, sondern derjenige tut es, der von einem deutschen Künstler glaubt, er handele nicht aus sich, sondern aus der Lektüre von Zeitungsartikeln heraus.

Der Kunstschriftsteller, der es mit seinem Handwerk ernst meint, hat im Augenblick nichts anderes zu tun, als zu konstatieren, daß viele deutsche Maler sich heute mit jenen Franzosen auseinandersetzen. In solchen kritischen Zeiten wäre es grundverkehrt, mit Schlagworten wie „Deutschtum" und „Franzosennachahmung" Verwirrung zu stiften. Warten wir ab, was die Künstler aus Paris nach Hause bringen werden. Alles Geschichtliche wird langsam, auch alles Kunstgeschichtliche. Wenn etwas Großes entstanden sein wird, wird es auch deutsch sein, das heißt eines deutschen Künstlers würdig. Künstler machen Kunstgeschichte, Kritiker schreiben sie. — Künstler mögen heute, wenn sie im französischen Import eine Gefahr sehen, anderen Künstlern eine Verwarnung erteilen: das ist ihr gutes Recht. Das Publikum mag wettern und toben: es nimmt sich einfach das Recht. Nur der Kritiker hat vorerst zu schweigen: darum trifft den Wehrlosen die Empörung von beiden Seiten.

Besonders kompliziert wird der Fall, wenn der Künstler selbst zum Kunstschriftsteller „herabsinkt" und diese fremdartige Beschäftigung gar über das eigene Schaffen Herr werden läßt. Diese Gedanken kamen uns von den Bildern, die Curt Herrmann augenblicklich in der Kunsthalle ausstellt. Zweifellos ist das, was er schreibt, sein Büchlein „Der Kampf um den neuen Stil", eine bessere Propagande für den französischen Neoimpressionismus als das, was er malt. Und das ist bedenklich. Aber „lieb Vaterland magst ruhig sein" neben solchen „Affen der Franzosen", gibt es in der deutschen Künstlerschaft auch noch die obligaten „deutschen Bären". Wir haben die „Heimatkunst" des Herrn Tappert, dessen Werke in wirksamer Antithese den Herrmannschen gegenüber aufgehängt sind. Das Heimatliche daran betont sich zwar zunächst nur in der Wahl recht plumper, ländlich-schändlich profilierter Rahmen, während das, was im Rahmen erscheint, doch auch bedenklich nach modernsten Franzosen schielt. Es sind etwas erotische, in der Farbe massivsinnlich, primitiv stilisierte Gebilde, die in ihrer Drastik etwas Peinvolles haben. Der drastische Traum des deutschen Michels von den Wundern des Orients. Hoffentlich kommt Tappert rasch über diese Phase seines Schaffens hinweg.

Eine große Hoffnung in der deutschen Kunst scheint uns der Münchener Maler Albert Weisgerber zu sein. G. F. H.

Musik.

„Manches kritische Journal hat den Fehler, welcher Mozarts Musik so häufig vorgeworfen wird: einen zuweilen unmäßigen Gebrauch der Blasinstrumente." — Der Satz ist von Friedrich Schlegel und gar nicht karnevalistisch, sondern völlig ernst gemeint; kann also dem freundlichen Leser von musikhistorischem Interesse sein und dem emsigen Referenten als Warnungstafel dienen. Und da Schlegel ein Märzkind war, nimmt Referent sich die Erlaubnis ihn diesmal recht häufig anzuführen. Erstens macht es sich gut, hin und wieder einem „Auch-Einem" das Wort zu lassen; besonders wenn dieser verstorben ist. Referent kann so den Glauben erwecken, er stelle sein eigenes Licht gerne, freiwillig und mit Überzeugung unter den Scheffel. Dann lockt es vielleicht auch den freundlichen Leser, sich außer der „Lucinde" noch ein anderes Buch des großen Aphorismen-Denkers (nämlich natürlich Fr. Schlegels) zu kaufen.

„Unmäßiger Gebrauch von Blasinstrumenten." Wie behaglich wäre es nun dem Referenten, mit diesem Stichwort im Federhalter einen sanften Saltomortale zu schlagen, grade beim Schluß der Tannhäuserouvertüre unter Nikisch wieder Boden zu gewinnen und eben daranknüpfend einige schöne Perioden zu bauen. Aber wir Bremer lieben die Ordnung. Also heißt es, beim Anfang anfangen.

Gewiß, wir Bremer lieben die Ordnung. Warum sollen wir nicht auch trotzdem etwas von guter Musik, überhaupt von Kunst verstehen? Warum sollen wir nicht dennoch für den Wert und die Schönheit der Vergänglichkeit Auffassung haben? Warum sollten trotz alledem nicht auch wir endlich einmal an der unerschütterlichen Gesetzmäßigkeit der logischen Normen zu zweifeln beginnen und sie zu verachten beginnen, das heißt als Künstler zu leben beginnen? Weil es immer eine verfehlte Bestrebung bleiben wird, dem hiesigen Februar künstlich einen karnevalistischen Geist einzuhauchen, hat man behauptet, wir Bremer zählten zu jenen selten umzuwerfenden, in sich ruhenden, die logische Evidenz verehrenden, besseren Menschen, für die der kommende Tag sich nur durch eine veränderte Kalenderziffer vom dahingegangenen unterscheide. Das ist ein verderblicher und unverantwortlicher Irrtum. Wir sind keine besseren Menschen. Wir sind fern davon, die Alleinherrschaft der Zahl anzuerkennen. Die Höhe unseres Breitengrades bestimmt nur den Charakter unserer Kleidung und der anderen Haut, nicht den unseres Gemütes. Zwar schickt sich allerlei nicht für uns, was südlicheren Geschöpfen grade genehm ist. Aber wir lieben dennoch das Wetter, die Launen, den Zufall, die Spekulation, können in einem Atem „Ja" und „Nein" sagen, sind offenherzig, gutgläubig, dankbar, pietätvoll und bedürfen einfach gar keiner vorgeschriebenen Karnevalszeit, da sich in unseren Seelen der weibliche Geist des Faschingsdienstags täglich, stündlich, unabläßig, hartnäckig und innig mit dem männlichen Kobold des Aschermittwochs bekämpft, — — will heißen: wir sind durchaus künstlerisch veranlagt. Die hiermit wahrheitsgetreu, rhythmisch fixierte Lebensmelodie in eine beliebige Tonart zu setzen, bleibt dem freundlichen Leser überlassen, so er tagenbaren ist. Übrigens hat er hoffentlich nicht aus dem Auge gelassen, daß wir hier über Musik handeln.

Aber das ist ein merkwürdiges Amt. Wer will längst ins Meer geronnene Ströme auf ihre Wassertropfenzahl schätzen? Die Tonwellen schwingen, ebben dahin, verhallen, bleiben für Ewigkeit verschollen. Häufig bietet sich dem Ohrenzeugen ja leider Gelegenheit, die flüchtige Natur der klanglichen Genüsse als liebenswürdig und barmherzig zu lobpreisen. Aber manchmal darf er sie auch beklagen. Dann wünscht er gleich, nachprüfen zu können. Ach, dem Eifrigen hilft es wenig, zur Partitur zu greifen und zu lesen. Die Notenköpfe sind schwarz. Eben jene gewissen berauschenden Klangwirkungen stellen sich nicht wieder ein. Das Tonerlebnis bleibt verloren. Armselige Erinnerung! Eigenmächtig pfuscht die verklärende oder schwärzende Phantasie in des Referenten Hand-

werk. Und wenn er ein eigenartiger Kauz ist, flüstert er: Alles fließt, — der Rest ist undefinierbare Begeisterung, — Schönheit vergeht, Publikum besteht.

Nun ruft irgend ein Gutmütiger: „Wir haben doch zauberhafte Hilfsmittel erfunden; Schallwellen können für die halbe Ewigkeit aufbewahrt werden; wir besitzen Grammophon und Phonola!“ — Écrasez l'infâme! — Klug erdacht sind deine Instrumente, du Gutmütiger, — aber eben nur klug und nur erdacht. Der Rest ist Betrübnis. Motorwütiges Jahrhundert, wäre deine Pose wenigstens die der Selbstanbetung. Aber du huldigst einem Etwas, das noch weit unzulänglicher ist als die Vernunft der Pflanzen. Du beugst dich vor der Maschine, deinem Geschöpf, und vergißt darüber dich, den Schöpfer, und sie, deine Schöpferin. Wenn es nicht eben die Ohnmacht der Zahnräder und Treibriemen wäre, daß sie ewig gehorchen müssen, weil sie einzig gehorchen können: sie würden dich satanisch verlachen. Der ruppigste und unbegabteste Papagei steht turmhoch über der vervollkommnetsten Musikmaschine. Warum? — Der freundliche Leser folge vertrauensvoll dem Referenten. Da die Musikmaschine das moderne Kunstleben bereits so ernsthaft zu belästigen beginnt, darf sie auch ernst und ohne peinliches Vermeiden einer gemeinplätzlichen Bemerkung betrachtet werden.

Nämlich: es bleibt ein Geheimnis des musikalischen Kunstwerkes, daß seine Ausführung sich stets auf unerhört vielfältige Art zu wandeln vermag; eben diese Eigenschaft schenkt ihm unbegrenzte Lebensdauer. Die Interpretation kann (für unsere, der Hörer Ohren) weit Vollkommeneres oder auch Andersartiges aus einer Komposition schöpfen als der Komponist selbst ahnte oder — wollte. Daß die Dichtkunst hierin der Musik am nahesten verwandt ist, bezeugt uns Schlegel: „Man kann sagen, daß es ein charakteristisches Kennzeichen des dichtenden Genies ist, viel mehr zu wissen, als es weiß, daß es weiß.“ — Jüngst hat man dicke Bände darüber geschrieben, ob die Klassiker mit alter Instrumentalbesetzung und in streng gezirkelter Phrasierung oder mit großem, ultramodernem Apparat und in nachwagnerschen Linien wiederzugeben seien. Vielen musikalischen Feinschmeckern gilt die nach Möglichkeit historisch treueste Wiedergabe für einzig wertvoll, sehr vielen Künstlern und der Masse des großen Publikums dagegen die modernisierte Art. Weil es uns hier nur darauf ankommt, den Wert der Variabilität des musikalischen Ausdrucks zu kennzeichnen, wollen wir gleich die versöhnliche Beantwortung der Streitfrage hersetzen: beide Auffassungen sind richtige, der Kunst ist mit beiden geholfen, wenn nur jede Schule jedesmal ihrer Überzeugung gemäß ihr Bestes schafft. Ob Wagner sich die Wiedergabe der Tannhäuserouvertüre in Nikischs Pathos und willkürlicher Retouche ersehnte, ist überaus zweifelhaft. Dennoch bleibt Nikischs unhistorische Interpretation fraglos so lange unantastbar, als sie imstande ist, dem Werk wie bisher solch hochgesteigerte Resonanz zu verschaffen.

Und nun ziehen wir den Beweisstrich; weil die Musikmaschine der Wiedergabe eines Werkes Stabilität gibt, Stabilität auf Kosten der unendlich viel wertvolleren Labilität, so wollen wir Künstler, Kunstjünger, treuen Hörer die Maschine fliehen. Wollen uns sagen, daß wir gewisse höchste Tonschönheiten erlebt haben, um sie mit dem Erlebnis auch unwiederbringlich zu verlieren. Und wenn die Erinnerung an solche Schönheit in uns weiterwirkt, wollen wir sie tief genießen und begreifen, so tief wie Schlegel: „Schön ist, was zugleich reizend und erhaben ist.“ —

Im übrigen altert die Saison eilig. Deshalb musiziert man jetzt in Bremer Konzertsälen dreimal mehr, als hörenswert wäre. Das Publikum zersplittert sich, läuft in die Irre, wird müde und zusehends unlustiger und beginnt die Sensation zu suchen. Der Kammermusiksaal und das Solistenkonzert wird noch schonungsloser als bisher gemieden. Einiger weniger großer Gewinne wegen hatte man die Tombola des Februars mit vielen Nieten angefüllt. Aber drei Erfüllungen wiegen dreißig Enttäuschungen auf.

Das Philharmonische Orchester trug das Hauptverdienst an den drei Erfüllungen. Einmal ließ man R. Schumanns „Paradies und Peri“ wieder auferstehen. Formlich:

ein großes Lied als viele kleine Lieder; wenige, nicht eben markante Ansätze, solche selbstgewählte Monotonie pathetisch zu unterbrechen; reichlich unvorteilhafte Instrumentation; ermüdende Gleichförmigkeit in der Art der Chorsatzbehandlung. Die Mehrzahl der gedanklichen Feinheiten vermöchte die einzelne, klavierbegleitete Singstimme reiner auszudrücken. Daß Schumann, als erster seit Händel, Haydn es unternahm, das weltliche Oratorium gleichberechtigt neben das geistliche zu stellen, beansprucht wohl unser historisches Interesse, kann aber unserem Ohr und Gemüt nicht befehlen, diesen Versuch für gelungen zu halten. Der lange und schwer geprüften Peri hat nicht Goethes Wort vom „immer strebend sich bemüh'n" vorangeleuchtet; sie hält es mit dem Schönheitsideal eines Burne Jones und D. G. Rossetti und wird so der süßlich liebenswürdigen Erlösungssehnsucht des Th. Moore vollkommen gerecht. Unvergessen seien dennoch klangliche Wirkungen, wie jene Stelle im Tenorsolo: „Doch eine Stille fürchterlich liegt über diesen Himmelsfluren," und Eingebungen wie das Quartett: „Denn in der Trän' ist Zaubermacht." Vielleicht kommt bald eine Freudenzeit, da die Soprane und Tenöre unseres Philharmonischen Chores nicht mehr so merklich an Exaktheit und Klangfülle gegen die Unterstimmen zurücktreten müssen wie jetzt und vielleicht hören wir dann einmal Schumanns wundervolle Chorballade „Vom Pagen und der Königstochter". — Einen schönen Brahmsabend brachte das dritte Goethebundkonzert. Es kann nicht häufig genug betont werden, von welch unschätzbarem Wert diese Veranstaltungen sind. Das bunt durcheinander gewürfelte, atemlos lauschende, durchaus nicht kritiklose aber ehrlich dankbare Publikum empfindet die Möglichkeit, einem Fest beizuwohnen, im Namen eines Großen versammelt zu sein, als Beglückung. Da werden nur wenige Samenkörner auf steinigen Boden und unter die Dornen fallen. — Die Tageskritik sowie die „Stimme Gottes" hat unterweilen das IX. Philharmonische Konzert als „das" sensationelle Saisonereignis gekennzeichnet. Dem überschwänglichen Jubel, mit dem sie dafür quittierte, einen Dämpfer aufzusetzen, haben wir allerdings nicht die mindeste Veranlassung, wenn wir auch der öffentlichen Erwägung anheimgeben möchten, ob es gerecht und geraten sei, mit der Huldigung einer Ausnahmeerscheinung wie der Artur Nikischs aufs engste eine Verurteilung anderer in dieser und der letzten Bremer Saison geleisteten musikalischen Arbeit zu verbinden.

Künstlerisch weit höher als die Aufführung der Euryanthe-Ouvertüre, höher auch als die schon erwähnte glanzvolle Interpretation der Tannhäuser-Ouvertüre stand Nikischs Wiedergabe der Tschaikowskyschen Pathétique. Dieser Dithyrambus auf die slavische Volksseele erhob sich als ein rundes Meisterwerk so geschlossen und stark vor den Hörern, daß sie hingerissen nicht nur den Schöpfer, nicht nur sein Werk, nicht nur seine Wiederschöpfer, sondern alle jenem uns wesensfremden Volke innewohnenden Gewalten nahe empfanden und sich willig an diesen unseligen Jähzorn, an diese selige Entzückungsfähigkeit und deklamatorische Leidenschaft und weiche Zerrissenheit hingaben. Überwältigt, überzeugt schlossen auch die letzten Nörgler auf einige Zeit ihren Mund.

Der siegreiche Feldherr ließ seine todesmutigen Kämpferscharen mit Recht einigen Anteil am Triumph genießen. Um aber zum Schluß über die Persönlichkeit des Siegreichen selbst noch etwas Treffendes zu bemerken, haben wir uns wiederum nur an Friedrich Schlegel zu wenden. Welcher also spricht: „Genie ist zwar nicht Sache der Willkür, aber doch der Freiheit, wie Witz, Liebe und Glauben, die einst Künste und Wissenschaften werden müssen. — — Nichts ist pikanter, als wenn ein genialischer Mann Manieren hat; nämlich wenn er sie hat, aber gar nicht, wenn sie ihn haben; das führt zur geistigen Versteinerung." — —

Und eilig altert die Saison. — (Dieser Satz ist nicht von Friedrich Schlegel.)

Fritz Rassow.

Theater.

Die Logenschließer kamen schon mit den langen grünen Tüchern und schoben sie über die goldenen Schnörkel auf dem weißen Grund der Brüstungen weg. Und die Lichter waren meist ausgedreht; die Leute klatschten immer noch. Es war freilich kein reiner Sieg des Kunstwerks „Glaube und Heimat"; allerhand Saiten schwangen mit; evangelische Parteigängerschaft in den Tagen des Modernisteneides. Auch, ganz losgelöst vom Religiösen, Gefühle unterdrückter Selbständigkeit: Organisationen größer als je; nötiger als je, ihnen anzugehören; das Opfer an Überzeugungen, das man dieser Zugehörigkeit zu bringen hat, heutigen differenzierten Menschen besonders schmerzlich. Eine solche Ketzerbibel, wie da Christoph Rott unter der Ofenbank vorzieht, hat mancher Zuschauer zu Hause auch, der von Käufern, Dienstherren, Untergebenen, öffentlicher Meinung in „gottgewollter Abhängigkeit" steht. So gehen gleich vom ersten Akt an sympathische Ströme über die Rampe hin und her. Und doch gilt der Beifall in erster Linie dem Kunstwerk, nicht einer Tendenz, eine solche kommt in dem objektiven Stücke höchstens am Schluß zum Ausdruck; alles übrige könnte theoretisch auch ein Katholik geschrieben haben, und kein Katholik würde sich der erschütternden Macht dieses Seelenkampfes entziehen können; gerade daß Bauernseelen so vor der Wahl stehen; hier ruft der ererbte, fast selbstgeschaffene Boden; dort die mühsam erarbeitete Überzeugung, die um so fester sitzt, je zähere altüberkommene Meinungen sie erst niederkämpfen mußte. Beide Gewalten noch verstärkt durch Zufälliges; der Taler von der eigenen Hand des Kaisers, der Glaube, am jüngsten Tage in der Schar der Vorfahren und Nachbarn vom Kirchhof des Heimatdorfes stattlich erscheinen zu müssen, Frau und Sohn, die nicht mit können, fesseln an die Scholle; Märtyrermut, geflossenes Blut glaubenstreuer Kampfgenossen, Söhne, die schon vorangingen, drohende Bibelworte gegen Heuchelei treiben und ziehen in die Fremde. Die Bleibenden sind so stark wie die Gehenden. Bei beiden Scharen Gestalten von wunderbarer Plastik: Christoph Rott; der fast irrsinnig verzweifelnde Sandperger, den es nicht fortläßt; und dazwischen unbekümmert um Gewissensnöte der zielbewußte Englbauer, der Güter aufkauft, damit keins seiner vielen Kinder als Vagabund auf die Welt kommt, und die Landläufer, die armen Einzigen, denen die Austreibung etwas schenkt: einen Paß.

In der Kunsthalle sahen wir von jeher die Salzburger Austreibung auf Schwerdgeburths Bild mit seiner etwas kühlen, wenn auch innigen Komponiertheit, ohne daß sie uns sehr ergriffen hätte. Goethe bürdet in Hermann und Dorthea alles, statt dem Erzbischof, der Revolution in Frankreich auf. Mozart, der, auch um eines Glaubens willen, mit einem Tritt hinausgeworfen wurde, kam dadurch in seine Stadt, nach Wien; Bierbaums „Schloß Mirabel" zeigt Salzburger Unduldsamkeit im Lichte des Humors; überall Milderndes; erst Schönherr bringt die Tragödien des Ortes in ihrer ganzen Härte.

Bei voller Sachlichkeit ergreift das Stück in einer Weise, die es sehr geeignet macht für Aufführung in einem evangelischen „Oberammergau" (falls dieser Weisersche Plan verwirklicht werden sollte); denn es bringt den evangelischen Gedanken in weitherzigster Fassung allen nahe, auch denen, die daran sind, ihn zu verlieren.

Der Schluß des Stückes ist etwas theaterhaft; so gut der Todessprung des „Spatzen" durch sein ganzes Wesen vorbereitet erscheint: wie viel schöner wäre eine einfache Trennung der drei, die so zueinander gehören, auf lange, lange Zeit. Die Darstellung war angemessen. Josefa Flora traf die wortarme, pathoslose Leidenschaftlichkeit der Rottin; Fanny Wenaldys „Spatz", Sicks Englbauer vorzüglich; die andern teilweise etwas deklamatorisch; Franz Ludwig wirkt in allen Rollen zu gleichbleibend; das Kesselflickerpaar (Marg. Conrad, Dr. Prasch) spielerig, krampfhaft lustig, kein echter Kundenhumor. Porth als Reiter wuchtig und innerlich.

Die Ausstattung hat offenbar mit meist unkünstlerischen Dekorationen zu rechnen; so ist anzuerkennen, daß G. Burchard auch den Bauernhof (die einfachen Stuben sind ja immer ganz gut) zwar reichlich niedersächsisch, aber immerhin genießbar gestaltet hatte. Der Englbauer pflanzt einen blühenden Birnbaum; ob der wohl fortkommt? —

Durch Vorbesprechungen wertvoller Stücke unterstützen Weserzeitung und Nachrichten das Bestreben der Direktionen, den Weg des bombensicheren Kassenstückes zu verlassen, in wirksamer Weise; besonders Artikel, die weniger fertige Urteile geben, als den Stoff vertrauter, die Dichter und ihre Absichten bekannter machen, Ähnliches heranziehen, können eine ersprießliche Neugierde wecken.

Weniger glückliche Erwerbungen als Schönherrs Stück bedeuteten Kasernenluft, Maeterlincks Maria Magdalena, auch, nach den Inhaltsangaben zu urteilen, Bahrs Kinder.

Dafür erfreute mich beim Lesen Vollmoellers Gräfin von Armagnac durch einen süßen, duftschweren, allerdings romanischen Zauber, der (ich weiß nicht, ob das Stück schon aufgeführt ist) tiefe Bühnenwirkung ahnen läßt. —

Das Schauspielhaus pflegt weiter ein gut gewähltes Programm, auf dem das Ausland, wie mir scheint, nicht mehr die große Rolle spielt wie früher, und hat volle Häuser mit meist wertvollen Stücken, die dann zwar nicht ein halbes Jahr, aber doch eine Woche hintereinander gespielt werden können. Es hat durch neue Kostüme der fünfziger Jahre seinen Darstellungsbereich ziemlich vergrößert, schon nimmt es die „Journalisten" auf und kämpft, den neuesten Pariser Schneiderkünsten zum Trotz, munter unter dem Zeichen der Krinoline, die doch bald einmal wiederkommt. Seine allmählich neu erscheinenden Dekorationen haben den Vorzug der Einfachheit, Geschlossenheit und Frische. Ibsens Bund der Jugend kam hier für Bremen zum ersten Male; zwar im Gange der Handlung noch ein typisches Intrigenlustspiel der alten Schule mit sich jagenden Verblüffungen, aber doch schon darüber hinaus durch die feine Zeitschilderung der gefühlsduselig-unklaren Bierhaus-Politisiererei und besonders durch die beiden Neuschöpfungen des Zwischenträgers sozusagen aus künstlerischem Instinkt, Heire, und des skrupellosen, smarten, dabei schließlich gelackten Machtstrebers Steinhoff, die von C. Jönsson und M. Andreas sehr gut gegeben wurden. Besonders wirkte der Volksbeglückungsrummel des ersten Aufzugs mit seinen wohlbeherrschten Massenszenen.

Der weitbeschreite Feldherrnhügel zieht ungemein; freilich wird dieser Schlager doch wahrscheinlich nur eine Eintagsfliege sein; das Ganze ist zu sehr eine witzige Sammlung von Anekdoten und, vielleicht berechtigten, Bosheiten mit sehr locker geführter Handlung, oder vielmehr einer ganzen Zahl Handlungen, die nur teilweise ein festes gemeinsames Ziel, die Verulkung des Schlendrians, des unsoldatischen Soldatentums mit Schlachtenbumbum, haben. Mit Verzicht auf fade Witzelei, fast sogar auf die so beliebten Pikanterien, ergibt die Situation an sich ausgezeichnet komische Wirkungen. Gespielt wurde, soweit ich zwischen den Hinterköpfen meiner Vordermänner durchsehen konnte (von dem jungen Ehepaar, das auf dem Balkon stand, gewahrte ich nur die Füße), flott; auch die eigentlich gesellschaftlichen Szenen schienen mir an Ton und Zusammenspiel besser als früher.

Konrad Weichberger.

Oper.

Siegfried Wagner dirigierte im Stadttheater sein letztes Werk, den „Banadietrich". Der Dichter-Komponist hat keinen Untertitel hinzugefügt: Banadietrich in drei Akten heißt es.

Der Höhepunkt des Ereignisses war für mich die Generalprobe.

Jede Generalprobe hat vor der nachfolgenden Aufführung etwas voraus; es ist da, als träte das Kunstwerk von der Bühne her in eigener Sache auf und nicht im Hinblick auf die bunten Scharen, die gekommen sind, um auf vielerlei Arten Genuß davon zu haben. Und dann: die Geister der Musik sind lebendiger in der dunkeln Einsamkeit des Hauses. Ob wirklich nur Menschenangst und fixe Idee dahinter gestanden war, wenn der musikalisch krankhaft sensitive Ludwig von Bayern den Musikdramen unter vier Augen gegenübertreten wollte?

In dieser letzten Probe des „Banadietrich" lag eine Nebenstimmung in der Luft, die nicht von dem Werk ausging, sondern an der Persönlichkeit des Komponisten und Dirigenten haftete. Wie wäre das auch anders möglich gewesen? — Man steht, erfaßt von den Erinnerungen an Richard Wagner an den Gedenkstätten von Bayreuth, man wiegt jede Zeile Handschrift, jedes geringste Ding, das mit seiner Person einmal in Beziehung gestanden hat, mit Gold auf. Hier wurde diese Empfindung durch die Erscheinung seines Sohnes, des einzigen Erben seines Namens, angeregt, auch bevor wir noch wissen, inwieweit dieser Sohn wahrhaft sein Erbe ist. In uns beginnt es zu tönen, leise, das Siegfried-Idyll; es ist von einer goldenen, jauchzenden Stimmung durchzittert und von jener verhaltenen Andacht, die vor dem Wunder eines unfaßbaren Glückes in die Kniee sinkt. Und dieser Sohn hat es ausgelöst.

Das Doppelbild Siegfried Wagners, als Persönlichkeit und als Künstler, war heller und eindrucksvoller in der Generalprobe, während er in Gemeinschaft mit dem Komplex der Bühnenkräfte die letzte Stufe zu einer möglichst vollkommenen Wiedergabe seines Werkes erstieg. (Beiläufig: dieses Werk war sehr gut vorbereitet und einstudiert worden.) In dem ungewiß verschleiernden Licht, das über dem Orchesterraum liegt, frappierten bestimmte Formen und Linien, die an den Kopf seines Vaters erinnern. Beim hellen Schein des Tages verneinen wir diese Ähnlichkeit, denn das eigentlich Charakteristische, der geistvoll scharfe und feurige Blick, der der Physiognomie des Vaters Verklärung und Bedeutung gab, fehlt dem Sohne.

Von der Bühnenleitung Richard Wagners wissen wir, daß er dabei nicht allein alle Kräfte zu inspirieren, sondern wie ein Dämon zu steigern und zu übersteigern vermocht hat. Auf einer fliegenden Brücke, die von seinem Dirigentensitz zur Bühne hin aufgeschlagen wurde, raste er während der Proben hin und her; jetzt ein Zeitmaß fixierend, jetzt einer Isolde in sich überschlagenden Fisteltönen eine musikalische Phrase vorsingend, jetzt eine Klangfigur herausarbeitend, jetzt einem Tenor demonstrierend, wie man im Sterben zusammenbricht usw., usw. Vergegenwärtigen wir es uns einmal, es ist eine imponierende Vorstellung: ein kleiner, aufgeregt hin- und herspringender Mann, sächselnd bis zur Lächerlichkeit, und doch allen, auch den stärksten künstlerischen Individualitäten, seinen Willen oktroyierend, und mehr als das: in jedem Augenblick das Bewußtsein in ihnen lebendig erhalten: wir folgen einem Genie, wir sind ihm verfallen.

Von dieser Art steckt kein Atom in Siegfried Wagner. Aber in engstem Zusammenhang steht auch er mit dem Orchester (weniger mit den vokalen Kräften). Sein Dirigieren hat die überlegene Sachlichkeit des absoluten Könners. Dann und wann ein ruhiges Abklopfen, ein kameradschaftlich wirkendes Sichverständigen mit dem Orchester, mit den Sängern, mit dem Regisseur, mit den technischen Beamten. Kaum jemals, daß die fast zart anmutende Stimme sich etwas hebt und verstärkt. Das Dirigieren ist bei

Siegfried Wagner recht eigentlich, und in musikdramatischem Sinne, eine Bühnenleitung. Kein szenischer Vorgang, nichts im Dekorationswechsel, kein Auftritt oder Abgang, keine Stellung und Gruppierung der handelnden Personen geht ungeprüft und ungewägt an ihm vorüber. Hier nähert sich das Wesen des Sohnes dem des Vaters: in dem Blick für szenische Wirkung, in einem außergewöhnlichen Regietalent.

Richard Wagner und Siegfried Wagner! Man kann es sich hundertmal vorhalten, daß es verkehrt sei, diese beiden inkommensurablen Erscheinungen nebeneinander zu setzen, — immer wieder ruft das Bild des Jüngeren sich zum Gegenstück das Bild des großen Vaters herbei. Und dies wird zum Verhängnis in dem Leben des Sohnes. Das Gegenstück ist von allem Anfang her in einer Doppelbedeutung für ihn aufgetreten. Die einen stellten es auf und stellen es noch auf, um daraus zu folgern, daß die Kraft des Vaters in dem Sohne weiterlebe. Diese, es waren Personen und es waren Kreise, wurden die Entdecker, Förderer und Herolde von Siegfried Wagners spät sich ankündigender musikdramatischer Sendung. Sie wollten ihm einen Weg zur Höhe, der noch allenthalben von den genialen Spuren Richard Wagners lebendig war, leicht machen. Daß dieser Weg, der musikdramatische, die Bestimmung für des Sohnes Begabung sein müsse, darein setzten sie einen fanatischen Glauben. Es gibt ein schnelles Wachsen und Reifen, wenn die Kräfte aus der begeisterten Wärme eines Kreises heraus gespeist werden, der an höchste Entfaltung glaubt: Siegfried Wagner brachte in rascher Folge, beginnend mit dem „Bärenhäuter" und endigend mit dem „Banadietrich", eine Reihe von Bühnenwerken heraus. Ein Vorwärtsschreiten in der künstlerischen Entwicklung hat es dabei für ihn nicht gegeben. In der Art, mit welcher dieser Komponist Oper auf Oper produziert, steckt etwas von der Unbekümmertheit eines, der sich als „Erbe" fühlt, der nur notwendig hat, die Hand auszustrecken, um zu besitzen.

Das ist die Kehrseite sogenannter günstiger Verhältnisse. Der Kreis, der vom ersten Anfang an in dem Sohne ein Stück von Richard Wagners Genie erblickte, hat seiner Persönlichkeit die Gefahren innerer Hemmungen gebracht. Und die Reaktion, die eine derartige Überschätzung nach sich zieht, hat sich alsdann zwischen die Erscheinung Siegfried Wagners und seiner Zeitgenossen gestellt. Man sieht nicht ihn allein an, sondern immer den großen Richard neben ihm, und man sieht dabei fast nichts als den riesigen Abstand.

Wer vermag heute zu sagen, was aus dem Tonkünstler Siegfried Wagner geworden wäre, wenn er fern von den Zauberkreisen Bayreuths seiner Muse hätte folgen können? — Aus seinem „Bärenhäuter" sprach hier und da ein ganz glücklich getroffener naiver Ton, ein Erfassen des Volkstümlichen, einfacher Empfindungen, kräftiger Akzente, derben Humors.

Tief senkt sich von jenem Werk aus der Weg, der zu seinem „Banadietrich" führt.

Zunächst hat man das Textbuch zu überwinden. Meinte Siegfried Wagner es gut mit seinem Werk, so würde er dieses Textbuch nicht am Leben lassen, denn es ist eine schlimme Verunglimpfung unserer deutschen Sprache, eine noch schlimmere unserer Poesie. Einen Mangel an Sprachempfinden und Sprachkultur, wie er uns hier entgegentritt, kann man nur ertragen, wenn dabei eine in Sturm und Drang ringende Kraft die Form mit Füßen tritt, unfähig, für das ganz Starke, das sie gestalten will, den reifen Ausdruck zu finden. Aber hier? Es wirkt alles, als sei es in künstlichen Brutkästen zu notdürftigem Leben gebracht worden.

Viele Verzerrungen von Ideen spielen in dieser von böhmischem Geist inspirierten Fassung der Sage von Dietrich von Bern eine Rolle; aber es ist keine naive Sinnlosigkeit, sondern eine tiefgründig gedankliche. Die Menschen, schemenhaft, puppenhaft, sind Träger derselben. Sogar der Teufel noch, diese dankbarste aller Theaterfiguren, wirkt ungewiß. Und entsetzlich knapp bemessen ist in allen drei Akten der Schritt, der vom erhaben sich

Gebärdenden zum Lächerlichen führt. Der Stoff an und für sich ist stark und gut; er verpflichtet zu einer starken Tondichtung. Bei Richard Wagner führt die Musik immer noch ein gutes Stück über die Wortdichtung hinaus; Siegfried Wagners Vertonung läuft ihr ängstlich nach, sie erhebt sie nicht, auch durchdringt sie sie nicht, — sie geht mit geschickten Wendungen und Konstellationen um sie herum. Denn geschickt ist dieser Komponist, und gelernt hat er viel und Gutes. Er meistert die glänzenden Ausdrucksmittel, die durch die Neuromantik in die Wege geleitet wurden, er hat eine bedeutende Dialektik, aber er hat wenig zu sagen. Auch in der Musik gibt es Phrasen, gute und tönend klingende Satzgefüge, die Leerheiten überkleiden.

Immer ist es eine durchaus kultivierte Musik, die zum „Bärenhäuter". Sie steht damit in scharfem Gegensatz zu dem, was das Textbuch, mehr noch zu dem, was die Bühne vorstellt in diesem Werk, und man kommt angesichts ihrer einmal wieder nicht um die Frage herum: Kann es die Bestimmung der Tonkunst sein, in den Fußtapfen geschmackloser Handlungen und törichter Augenfälligkeiten zu gehen?

Auch der Schöpfer des Musikdramas hat Sensationen auf die Szene gebracht, und das Ausbleiben des aus England verschriebenen Drachens bei den ersten Bayreuther Festspielen machte vorübergehend auf ihn die Wirkung, als sei dem „Siegfried" damit der Lebensnerv durchschnitten worden. Wenn aber dieser Wurm heute in die Kulisse verbannt werden würde, wenn wir aus den Musikdramen alles strichen, was sie an Schaugepränge haben, so würde doch ihre Wirkung dadurch kaum gefährdet, denn diese liegt in den musikalischen Momenten. Die Vertonung ist das eigentlich Plastische, das Lebendige bei Richard Wagner. Wir sehen um den Walkürenfelsen die feurige Lohe züngeln, in sich zusammenkriechen, sich legen und sich wieder aufbäumen; ein Fest für das Auge, diese in Rhythmus gebrachten stilisierten Flammen. Aber die Musik malt diesen Flammenzauber noch prachtvoller, und was sie auch vor uns gestaltet, immer trägt sie dabei die Handlung ein Stück weiter.

Siegfried Wagners Bühnenwunder sind von anderer Art. Banadietrich verblüfft die Zuschauer, indem er auf einem Drachen durch die Luft reitet. Nur durch diese und ähnliche anderweitige Sinnfälligkeiten werden seine engen teuflischen Beziehungen klar. Die Musik verschweigt sie. Sie weiß uns auch „Schwanweiß" nicht zu deuten; wir sehen und wir hören: ein degenerierter Abkömmling der „Undine" mit gespreizten Manieren. Segen geht von ihr aus; sie hebt die Arme, da regnet es Gold, und in allen Kelchen der unangenehm vielen Blumen auf der Szene leuchten farbige elektrische Glühbirnen auf. Der Teufel bietet ihr bei einer Gelegenheit Heilmittel an; aber siehe da! eine leibhaftige Schlange springt aus der Dose und aus einer andern sogar eine Flamme! Ein Berg geht auf bei einer Gelegenheit: da steht der wilde Jäger, Mann und Roß, lebensgroß in Pappe ausgeschnitten! usw. usw.

Dieser grob sinnfälligen Art der szenischen Vorgänge kann man nicht scharf und ablehnend genug sich entgegenstellen. Sie schlägt allem ins Gesicht, was uns die letzten Jahre an künstlerischen Erkenntnissen und Errungenschaften in die Lebensgebiete, auch in das der Bühne, hineingebracht haben. Hat denn Siegfried Wagner geschlafen — so möchte man fragen —, daß er nichts weiß von den Vereinfachungen und Verfeinerungen, zu denen den szenischen Stil entgegenzuführen wir uns heute bemühen?

Der „Banadietrich" wird neben seinem durchaus negativen künstlerischen Erfolg vielleicht auch einen positiven zeitigen. Er wird die Schranke zwischen Richard Wagner und Siegfried Wagner so hoch aufrichten, daß man die beiden schlechterdings nicht mehr im Zusammenhang zu sehen vermag. Das wird mancherlei nach sich ziehen für den Jüngeren; aber er mag dabei vielleicht zu dem kommen, was sein wahrhaft Eigenes ist (und was nicht das Musikdrama ist). Und so wird das Schlimme hart an das Gute angrenzen.

S. D. Gallwitz.



Neue Bücher.

Andreas Gildemeister. „Gedichte."
Ernst Rowohlt Verlag. Leipzig 1911.

Das Jahr einer Seele rauscht in diesen Versen mit leisem Rhythmengewoge an uns vorüber. Die Monde wechseln und wandeln sich, helleren Tagen folgen dunkel überwölkte, dann wieder flimmern Busch und Strom in Sonnenglut und in den Wiesen schläft das Licht. Doch das Herz bleibt ewig das gleiche, in seiner Sehnsucht, seiner Unrast, seinem einsamen Stolz, seiner wunden Qual, seinem Drang, sich über die gemeine Alltäglichkeit zu erheben und selig im All zu lösen.

Vorfrühlingsklänge leiten die Sammlung ein. Stürme brausen durchs Land, grauschwere Regenmassen vor sich hertreibend und die lechzenden Äcker mit warmen Schauern überrieselnd. Alles Morsche, Überlebte bricht krachend zusammen, wird rücksichtslos beiseite geschoben von stürmisch vordrängenden jungen Kräften.

Leis elegische Stimmungen — „Segne dich und wandere" — folgen. Das Gefühl grenzenlosen Einsamseins durchschauert die Seele. Geheime Wünsche werden wach und Träume, unerfüllbar schön, gaukeln in buntem Wechsel vorüber. Der dumpfe Druck von Schuld und Verantwortung lastet auf dem Gemüt des Dichters, selbst auf den Gott Eros geweihten Stunden. Tiefe Mutlosigkeit überfällt ihn; Todessehnsucht regt sich, als er in eines Flusses Funkeln und Plätschern starrt. Und gleichgültig treibt er angesichts der unaufhaltsam verrinnenden Stunden, der tiefen Zwecklosigkeit alles Geschehens, dem geheimnisvoll dunkeln Abgrunde zu.

Helleres, zuversichtlicheres Fühlen bringt der Sommertage leuchtende Glut. Heidezauber webt geheimnisvolles Geschehen. Am tiefgrünen See sitzt goldhaarumflossen die Märchenfee; über Moor und Bruch klingt ihr holder Sang und lockt den einsamen Reitersmann, sie zu erlösen. — Heiß schäumt der Lebenstrieb auf. Der Wunsch, zu schwellen, zu wachsen und zu wogen wie das in dem Sonnengeflute blinkende Korn, klingt aus in einen jubelnden Hymnus — auf des Lichtgottes segnende Kräfte.

Goldiger Herbsttage bunter Funkelglanz und der Winde schärferes Wehen erquicken den wandernden Dichter, stählen und härten den Willen. Reisesehnsucht durchglüht die Brust und das, was in jungen Tagen der Seele aufgesprossen und geblüht, will sich jetzt zur Frucht runden, zu stolzem Eigenleben lösen.

Zu einer winterlichen Symphonie vereinigen sich lustiges Schneeflockengewirbel, in strahlendes Weiß gehüllte Felder, kindlich holde Christkindstrophen und eines Totengräbers nachdenkliches Lebenslied. Prinz Rauhreif zieht ins Land, frostumfangen schlafen Wald und Fluß. Doch heiß und ungeduldig brennen die Wünsche in der Seele weiter. Das Verlangen, den lichten Sphären göttlichen Wirkens immer näher zu kommen, lodert noch einmal inbrünstig auf und läßt das Buch in Versen voll edler Schönheit ausklingen.

Ein heißes, leidenschaftliches Naturgefühl offenbaren diese Gedichte, ein Menschenherz, das, gepeinigt und abgestoßen von dem öden Tageslärm- und -Getriebe, sich in die Einsamkeit seiner Träume und Sehnsüchte gerettet hat. Erlesene Stimmungen tauchen in den Strömen dieser reichen Gefühlswelt auf. Man findet Perlen lyrischer Kunst, in denen sich die Schönheit und Tiefe des dichterischen Gedankens mit der Vornehmheit der sprachlichen und rhythmischen Form zu vollendeter Harmonie verbinden: „Sichelmond", „Dämmerung", „Mutlos", „Hochsommer".

Natürlich ist nicht alles von gleichem Wert. In manchen Liedern versagt in der Schlußstrophe die dichterische Kraft; bisweilen fließt die Stimmungsmalerei zu sehr ins Breite, es fehlt an Wucht der Konzentration. Die Wirkung des Bandes ließe sich gewiß steigern, wenn in künftigen Auflagen noch schärfer bei der Sichtung der Verse

vorgegangen würde. Gedichte wie „Miesekatz", „Mausefang", „Bergdorf", die an und für sich nicht übel sein mögen, passen nicht recht in die gewählte Gesellschaft der weiter oben genannten.

So wünsche ich dem Dichter ein paar helle Wochen lebendig frohen Schaffensdranges und glücklich heiteren Weltgefühls, in dem es ihm gelingen möge, das weniger Wertvolle durch neue reifesüße Früchte seiner sympathischen Kunst zu ersetzen.

Wilhelm Südel.

Im Rolandverlag (H. Boesking & Co., Bremen) und herausgegeben vom Bremer Goethebund ist unlängst der literarische Nachlaß von Albert Kalthoff erschienen.

Noch steht die Gestalt dieses Mannes, der im geistigen und sozialen Leben Bremens eine so bedeutende Rolle gespielt hat, frisch in unserm Gedächtnis. Und in vielem von dem, was heute im Gewordenen und Werdenden unserer Stadt uns entgegentritt, fühlen wir ein Stück seiner fortzeugenden Kraft heraus. — Albert Kalthoff war ein Produktiver; auch wenn er verneinte und niederriß, war das nur wie ein Auftakt zum Positiven und zur Höhe Bauenden. Lebenskräftigere und individuellere Ideale aufrichten, das war das Ziel seines Wirkens. Auch das Buch, auf welches hier hingewiesen wird, seine gesammelten letzten Reden und Aufsätze, haben in aller Klarheit dieses Ziel vor Augen; sie breiten den Reichtum und die Vielseitigkeit von Kalthoffs Geist noch einmal vor uns aus und haben einem großen Kreise viel zu sagen.

Damit diese wertvolle Hinterlassenschaft möglichst vielen zugute komme, gibt der Goethebund das Buch „Volk und Kunst", Reden und Aufsätze (dessen Ladenpreis Mk. 1.80, gebunden Mk. 2.50 beträgt) an seine Mitglieder zu ganz bedeutend ermäßigtem Preise ab. Es ist für sie in der Kunsthalle erhältlich, bei den abendlichen Kartenausgaben, sowie Wochentags zu allen Zeiten, wenn die Kunsthalle geöffnet ist.

S. D. G.

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.
Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto)
an die Redaktion Bremen, Am Wall 163.
Sprechstunden der Redaktion: Dienstag und Freitag von 1—2 Uhr.
Druck und Verlag: H. M. Hauschild, Bremen, Langenstraße 35/37.

Der März in Bremens Geschichte.
1850—1860.

1851. Eröffnung der neuen Schleuse bei Bremerhaven. Johannes Rösing wegen Beleidigung des Baurats van Ronzelen zu drei Wochen Gefängnis verurteilt. **1852.** † Conrad Dietrich Seemann, einer der hervorragendsten Demokraten der Stadt. † Bürgermeister Dr. Joh. Daniel Noltenius. Pöbelhafte Auftritte in der St. Martinikirche während der Predigt des Pastors Wimmer. **1853.** Beschluß der Bürgerschaft, betreffend die Einführung der Gasbeleuchtung durch die ganze Stadt. **1854.** Diedrich Albers, Präses der Handelskammer, zum Senator gewählt. † Ältermann Joh. Friedr. Walter. Gast-

vorstellungen der Tänzerin Pepita de Oliva im Stadttheater. 1855. Hochwasser der Weser; Überschwemmung; Verheerungen durch den Eisgang am Alten Wall. Dr.. G. A. H. Graefe, bisher in Kassel, zum Vorsteher der Bürgerschule ernannt. 1856. Pastor E. H. Blendermann zum zweiten Prediger in Rablinghausen erwählt. Entfernung der Heuwage vom Alten Wall. 1857. Stiftung des Gartenbauvereins. Erklärung des Senates an die Bürgerschaft, betreffend einen Vertrag mit Dänemark über die Ablösung des Sundzolles. 1858. Neue Staatsanleihe von 90 000 Taler Gold zu 4½ Prozent. Der Senat tritt dem Antrage auf Revision der Gewerbeordnung bei. 1859. Aufruf zur Bildung eines Turnvereins und zur Errichtung einer für denselben erforderlichen Turnhalle. H. L. Schmelzkopf zum fünften Prediger am Dom gewählt. Dr. jur. J. F. Plate zum Obergerichtssekretär ernannt. 1860. Die Bürgerschaft bewilligt die Verbreiterung des alten Hafenbassins zu Bremerhaven und den Antrag des Senates in betreff des Neubaues der Börse.

Zufällige Bemerkungen des Korrektors zu der spezialisierten Zählungstabelle hiesiger Einwohner (1821).

Auf dem ersten Probebogen lautete das Verhältnis beider so: Altstadt 3040 Ehemänner und 3050 Ehefrauen. Also 10 Frauen über die Anzahl der Paare! Mithin kam dadurch auf etliche Männer der Altstadt der Verdacht der Polygamie. Aber es war nur ein Setz- und Druckfehler.

Witwer und Witwen. Der ersten sind 309, der anderen 1483, mithin sind 1174 Männer mehr als Frauen gestorben. Ein Schalk würde sagen: des Ärgers und

Verdrusses wegen. Auffallendes liegt in diesem großen Übergewicht allerdings. Der wahre Grund davon mögen die lebensgefährlichen Gewerbe der Männer sein.

Unverehelicht Gebliebene. Ein ganz eigener Artikel. Man kann nicht denken, daß die zählenden Behörden jeden gefragt haben werden, ob er nicht noch heiraten wolle? sondern es ist entweder nach einem gewissen Alter gegangen, in dem man vorausgesetzt hat, sie würden nicht mehr heiraten, oder alle diejenigen sind dazu gezählt, die ihrer selbständigen Lage nach doch heiratsfähig wären. Allein, was möchte sich wohl, besonders bei den Frauenzimmern, für ein Alter haben festsetzen lassen?

Vergleicht man die Summe der verheirateten Männer mit der der unverheirateten (jene mit 5000 und darüber und diese 500), so verhält sich dies wie zehn zu eins. Und wenn man gleich denken möchte, es sei immer viel, daß von 1000 Männern allemal 100 unverheiratet blieben, so liegt doch gerade in diesem Verhältnis ein Beweis der

Gustav Winter's Buchhandlung
Franz Quelle
Fernsprecher 1727 **Bremen** Bischofsnadel 12

Moralität oder des legitimen Betragens der Männer von Bremen. In mancher anderen Stadt dürfte das Verhältnis und diese Zahl anders ausfallen und allemal unter zehn Männern mehr als einer unverheiratet sein.

Die Zahl der unverheirateten Männer und Frauenzimmer ist ungefähr gleich. Nämlich unverheiratete Männer sind in Alt-, Neu- und zusammen Vorstadt 503; der Frauenzimmer 492. Die sollten einander heiraten! Dann blieben noch 11 Männer übrig. Diese müßten sich dann weiter umsehen und außer der Stadt anfragen.

In frommen Stiftungen. Aus den Summen dieser Rubrik zeigt sich die größere Unvermögenheit des weiblichen Geschlechtes, sich selbst zu helfen. Solcher Unterstützten sind vom männlichen Geschlecht: 200 und etliche; vom weiblichem 400 und etliche.

Bürger in der Fremde. 237 Männer und 30 Frauen: dem Manne steht die Welt offen!

Gehilfen und Hausgesinde. Männliche 2811; weibliche 2698. Unter den männlichen Gehilfen sind zugleich die Gesellen von allen möglichen Handwerken begriffen, und dennoch läuft die Zahl weiblicher Gehilfen, deren Hilfe von solcher Mannigfaltigkeit durchaus nicht ist, gleichfalls in die Tausende und ist nur um etwa einhundert verschieden. Hier offenbart sich **die dienende Bestimmung** des weiblichen Geschlechts.

In Kasernen wohnend. Von 249 Soldaten nur 16 verheiratet! Wann werden sich doch einmal die Verhältnisse unter den Menschen so gestalten, daß ein ganzer Stand der bürgerlichen Gesellschaft von einem Teil der Bestimmung des Geschlechts und einem so wesentlichen Teil des irdischen Glücks nicht mehr ausgeschlossen sein wird?

In Gefängnishäusern. In dem Resultat dieser Rubrik feiert das weibliche Geschlecht seinen Triumph und erhält für alles Vorausgegangene reichliche Satisfaktion: in den Gefangenhäusern sind 52 Personen männlichen und 25 Personen weiblichen Geschlechts, also kommen auf unser Geschlecht mehr als noch einmal so viel Frevler und Verbrecher als auf das andere.

Bremer Almanach 1822.

Unmöglichkeit.

Wenn zu meiner Tante sonst noch Tanten kamen,
Und es dann herging nach Herzenslust über die ehrlichen Namen,
Und eine davon so was recht Unerhörtes erzählte:
Meine Tante dann wohl eine sinnende Stellung wählte,
Und sprach bei der Rede stockendem Lauf:
„Da mach' mir mal einer 'nen Vers drauf!"



Der Aufruf erging wohl sieben mal sieben;
Doch den Vers — sind sie ihr allemal schuldig geblieben.

Allein, was verlangen Sie auch, meine charmante,
Poetisch gesinnt- und gestimmte Frau Tante!
Sie können eher Holz auf Eisen leimen,
Als solches Unpoetische reimen;
Selbst zehntausend Mäuse treiben Sie leicht in Sack,
Aber — ewig ungereimt bleibt: Tantenschnack.

Bremer Almanach 1821.





